Invent. Sp. J. F S. 345 No 3744

Oekonomisches Reallexicon

worinn alles

was nach den Theorien und erprobten Erfahrungen

der bewährtesten Oekonomen unsrer Zeit

zu wissen nöthig ist

in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, berichtiget und mit eigenen Zusätzen begleitet wird

von

Christian Friedrich Germershausen,

Pastor zu Schlalach

und Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften.

Aus der Kühn-Bibliothek der Landwirtschaftlichen Institute Halle/S.



Vierter und letzter Band.

Leipzig, bey Johann Gottlob Feind. 1799.

UNIVERSITÄTS U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)
16 WA 1119 (4)

Möbeln, sind bewegliche Sachen, welche zum bequemen Gebrauch, oder zur Verzierung einer Wohnung, oder eines andern Aufenthalts bestimmt sind. **Hausrath** hingegen heißt man alle bewegliche Sachen, welche in dergleichen Orten zum gemeinen Dienste der Einwohner bestimmt sind. **Bewegliche Sachen** sind, welche zum Betriebe eines gewissen Geschäfftes oder Gewerkes, in oder außerhalb der Wohnung bestimmt sind, und werden unter dem Namen der **Geräthschaften** begriffen. Alle bewegliche Sachen, außer dem baaren Gelde und dem Capitalsvermögen, werden unter dem allgemeinen Namen der **Effecten** begriffen. A. L. R. Th. I. Tit. II. §. 13 ff.

Möhre, Daucus Tourn., ein bekanntes Doldengeschlecht, dessen Dolde in der Blüthzeit zwar wie andere ausgebreitet ist, bey der Reifung des Saamens aber sich am Rande zusammen zieht, und in der Mitte eine Vertiefung zurück läßt, als wovon auch der Name **Vogelnest** seinen Ursprung erhalten.

1) **Gemeine Möhre**, D. vulgaris, D. Carota L. ist in hohen ungebaueten Oertern, trocknen Wiesen und auf grünen Hügeln im Jun. und Jul. häufig zu finden.

Die **zahme** oder **Gartenmöhre, Mohrrübe, gelbe Rübe** oder **gelbe Wurzel**, D. sativa, ist der wilden Art ganz ähnlich, wegen der Cultur aber ist die Wurzel viel größer, dicker und saftiger. Die vornehmsten Sorten sind: die lange röthlichte gelbe Möhre, die Carotte, und die Hoornische Möhre (von der Stadt Hoorn in Holland, wo sie häufig gebauet wird). Die letztern unterscheiden sich besonders durch ihre gelbe oder mehr ins Röthlichte fallende Farbe; gemeiniglich ist der obere Theil röther, als der untere, und werden deshalb vorgezogen, weil sie vom Geschmacke zärter seyn sollen, als die gemeinen Möhren. In hiesiger Provinz, bey Berlin, Potsdam, Brandenburg, u. s. w. haben und behalten selbige ihre schöne Farbe in fortwährenden Generationen, im sandichten Boden; wo der Boden aber tief, schwarz und feucht ist, da werden sie gern bleich, weshalb man, wenn sie nicht ausarten sollen, mit der Sommererziehung vorsichtig seyn muß. Will man diese Rüben in einer seltenen Jahreszeit, oder sehr früh, haben: so müssen sie mit andern Gewächsen auf dem Mistbeete getrieben werden. Im freyen Lande geschieht die Aussaat vom Anfange bis zu Ende des Aprils. Geschieht solche früher: so kann der Frost die jungen Pflänzchen, wenn man sie nicht dawider beschirmen kann oder will, leicht beschädigen; auch im Sommer Stengel und Blüthen tragen, wobey die Wurzel leidet. Dergleichen Möhren nennet man **Stockrüben** oder **Böcke**. Will man aber die Rüben zum frischen Verspeisen haben: so kann die erste Aussaat schon im März bey stillem Wetter geschehen, und damit von Monath zu Monath fortgefahren werden, wenn man lieber die Wurzeln jung, als alt und erwachsen, verspeisen will. Wenn

die Pflanzen etwas erwachsen sind, ist das öftere Jäten oder Wieten; und wo sie zu dick stehen, die Verdünnung nöthig. Sollen sie jung verbraucht werden: so müssen sie auf 4—5 Zoll; sollen sie aber völlig auswachsen, auf allen Seiten, wenigstens auf 7—8 Zoll, verdünnt werden, weil sie desto dicker und stärker werden, je mehr sie Raum dazu finden. Ehe man den Saamen ausstreuet, zerreibet man ihn zwischen den Händen, weil er sonst wegen der vielen Härchen an einander hängt, und sich schwer ausstreuen läßt.

Gemeiniglich werden die Mohrrüben bald nach Michaelis aus der Erde genommen. Den obern Theil der Wurzel schneidet man nicht, sondern nur das Kraut, ab, und verwahret sie in Kellern oder Gruben vor dem Froste. Die Gruben pflegt man im Felde etwa 3 F breit, und eben so tief, anzulegen. In tiefern Gruben faulen die untern Wurzeln, zumal wenn der Boden nicht hoch genug lieget, bald an und verderben. Wünscht man aber, diese Rüben bis in den Sommer hinein gut zu erhalten: so muß man ihnen, nachdem das Kraut im October gelb und welk wird, niemals den Kopf und das Herz der Blätter, sondern nur alle äußersten Blätter, bis aufs Herz, abnehmen, und, wenn sie etwas abgetrocknet sind, sie im Sande an einem trocknen Orte bis im März vor dem Froste verwahren. Alsdann nimmt man sie wieder heraus, schneidet ihnen das Herz weg, und gräbt sie wieder an einem kühlen, trocknen und schattigen Orte so tief ein, daß Luft und Sonne sie nicht treffen können. Auf solche Weise können sie sich nicht allein bis zur Zeit, da man andere hat, gut erhaltes, sondern man kann sie sogar, Statt der neuen, essen. Denen Rüben, die man für das Vieh aufbewahren, oder zur gemeinen Speisung des Gesindes gebrauchen will, kann man das Herz der Blätter gleich abnehmen, und sie dann im Sande auch erhalten. Klein gestoßene Rüben unter das kurze Futter gemengt, sind ein vortreffliches Futter für die Kühe, um von ihnen gute Milch und recht wohlschmeckende Butter zu erhalten.

Zur Saamenerziehung lieset man im Herbste, wenn die Rüben aufgegraben werden, von jeder Sorte die besten Wurzeln aus, nimmt ihnen nicht das Herz, sondern nur die Nebenblätter, ab, und verwahrt sie, gleich den andern, in einer Grube bis zum Frühlinge, da sie denn etwa zu Ende des Märzes herausgenommen, und jede Sorte für sich, an einen auf 100 Schritte von einander entfernten Ort, reihenweise in einen leichten und tiefen Boden, auf allen Seiten, 1 F. weit aus einander gesetzt werden. Den Saamenstengeln muß man, damit sie nicht auf der Erde liegen, Latten und Stäbe geben. Der im Aug. reif gewordene Saame wird abgenommen, einige Tage, zum Abtrocknen und Ausdünsten, auf einem Tuche an die Sonne ausgebreitet, vom Unrathe gesäubert und verwahret. Er pflegt sich, wenn er gut aufbewahret wird, 2—3 Jahre zu halten; allein je älter er wird, desto schwerer läuft er auf; daher der frische Saame den Vorzug verdienet.

Es werden dem Saamen arzneyische Kräfte, besonders dem von der wilden Art, zugeschrieben, indem er den Magen stärken, Blähungen treiben, den Urin befördern, die Verstopfungen der Gefäße eröffnen, und daher auch bey der monathlichen Reinigung dienlich seyn kann. Wenn das Bier damit abgegohren wird, soll es eine Stein zermalmende Kraft, und einen li-

monien-

monienartigen Geschmack erhalten. Es sind aber die Wurzeln doch am nützlichsten, und nicht nur als ein gutes gesundes Nahrungsmittel für Menschen und Vieh zu achten, sondern sie können auch bey äußerlichen Schäden und bey andern Krankheiten gute Dienste leisten. Es enthält die Wurzel einen honigartigen Saft, woraus ein Syrup und ein dem Branntwein ähnlicher Geist bereitet werden kann. Der Möhrensyrup wird in einigen Gegenden als ein Handelsartikel angesehen, der in den Haushaltungen, Statt Honigs und Zuckers, gebraucht werden kann; er dienet auch vortrefflich bey Brustbeschwerungen, welche einen zähen Schleim oder Schärfe zur Ursache haben. Die frische Wurzel läßt man die Kinder, welche Würmer haben, essen. Eben diese zerquetschet, und als ein Breyumschlag aufgelegt, ist oftmals in krebsartigen und andern alten äußerlichen Geschwüren, nützlich gewesen. Es sind auch eben diese Wurzeln ein Verwahrungsmittel gegen den Kropf oder Druse der Pferde, wenn ihnen täglich, 14 Tage lang, mit dem Haber 2 Hände voll recht klein geschnittene Mohrrüben gegeben werden.

Der zuvor angerühmte **Syrup** wird also bereitet: Man nimmt die besten und größten Wurzeln, (die lange röthlichte Art ist die beste,) schabt sie ganz rein, wirft sie in einen Kessel mit kochendem Wasser, und läßt sie meist gahr, aber nicht zu welch, kochen, nimmt sie heraus, und läßt sie kalt werden. Alsdann werden sie über einem Zuber, oder einem andern reinen Geschirr, auf dem Reibeisen klein gerieben. Das Geriebene wird durch einen leinenen Beutel gepreßt, und das Durchgepreßte entweder abermals durch eine reine Leinewand, oder durch ein Haarsieb, gegossen. Dieses Durchseihen kann man, um den Saft zu reinigen, ein- oder zweymal wiederholen. Der Saft wird hierauf zum Kochen in einem Kessel übers Feuer gesetzt, während des Kochens, so lange er flüßig ist, fleißig abgeschäumt und beständig umgerührt. So wie derselbe einzukochen anfängt, braucht man nur mäßiges, am besten gutes Kohlenfeuer unter dem Kessel zu halten, und fährt so lange, bis der Syrup seine Consistenz hat, mit dem Umrühren fort. Zuletzt füllet man denselben in steinerne Kruken, und verwahret ihn zum beliebigen Gebrauche.

2) **Mauritanische Mohrrübe mit einer fleischichten Centralblüthe**, D. Mauritanicus L., ist der vorhergehenden fast ähnlich, der Stengel aber ist mit steifen Haaren oder Borsten besetzt; auch ist die Dolde größer, und in dem Mittelpunkte derselben sitzt ein fleischichtes, dunkelpurpurfarbenes, größeres Blümchen.

3) **Glattsaamichte Möhre**, D. Visnaga L. **Vaterl.**: Der Berg Libanon und das mittägige Europa. Der glatte gefurchte, aufrechtstehende Stengel wird ohngefähr 3 F. hoch. Die Spanier gebrauchen die Stiele der Dolden zu Zahnstochern, und die Pflanze ist daher unter dem Namen **Spanischer Zahnstocher** bekannt.

4) **Stachlichte Möhre**, D. muricatus L. **Vaterl.**: Mauritanien; ist fast der ersten Art ähnlich. Der Hauptunterschied zeiget sich in dem Saamen, welcher der Länge nach, mit 4 ausgezackten, und vor der Reife röthlichten Flügeln besetzt ist.

Die **Cretische Möhre**, oder der **Möhrenkümmel, Candischer Möhrenkümmel, Cretischer Vogelnestsaamen**, D. Creticus officin., kann nicht

füglich zu diesem Geschlechte gerechnet werden. Vaterl. ist nicht eigentlich Creta, sondern die Schweiz, Oesterreich. Wurzel: ausdauernd, lang, kegelförmig, mit Cirkeln besetzt, und nach dem Alter in mehrere oder wenigere Zweige abgetheilt. Stengel: gestreift, haaricht, aufgerichtet, ohngefähr 1 F. hoch, in wenig Zweige verbreitet, und unterwärts mit Blättern besetzt. Blätter: wenig rauch, vielfach gefiedert, und die Blättchen in 2 — 3 schmale, spitzige Lappen zerschnitten. Blumenblätter: herzförmig, und der Saamen fast walzenförmig mit weichen Haaren, und oberwärts mit einem gelblichten Kranze besetzt. Durch den weichhaarichten Saamen läßt sich diese Pflanze von dem Klettenkörbel, und durch die ungetheilten Blätter der allgemeinen Hülle von den Möhren leicht unterschieden. Der Saame wird in den Apotheken zu den 4 kleinen warmen Saamenarten gerechnet; er besitzet alle die Kräfte, die zuvor von dem gemeinen Möhrensaamen angemerket worden sind, und gewiß in noch weit stärkerm Grade, deswegen man beyde nicht mit einander verwechseln, und den Cretischen vorzüglich gebrauchen sollte.

Mörser, ein gemeiniglich aus Eisen oder Messing gegossenes Gefäß, welches in der Oekonomie, Chymie u. s. f. vornehmlich zum Zerstoßen harter Körper, gebraucht wird. Die eisernen sind den messingenen vorzuziehen, weil sie während des Stoßens weniger als jene von ihrer Substanz verlieren, und also das, was in ihnen gestoßen wird, nicht schädlich machen. Die kleinern, welche mehr weit als tief sind, und auch Mörsel genannt werden, sind mehr zum Reiben als Stoßen zu gebrauchen, und sollten daher lieber Reibeschalen heißen; diese werden oft von Glas, Marmor und noch härtern Steinen gemacht, und sind den metallenen vorzuziehen, weil die Materien in selbigen gerieben werden können, ohne daß sie von der Substanz der Reibeschalen etwas an sich nehmen.

Mörtel, ist eine Vermischung von Kalk und Sand, um die Steine zum Bauen damit zu verbinden. Da unsre Maurer den blos eingelöschten Kalk Weißkalk nennen: so pflegen sie auch den Mörtel zubereiteten oder gemachten, auch Sandkalk zu nennen.

Der Weißkalk wird ohne Beymischung vielen Sandes nicht hart, oder, nach der Maurersprache, nicht bindend. Er kann daher lange in Gruben liegen, ohne sein nach dem Einlöschen erhaltenes weiches Wesen zu verlieren. Er verbessert sich vielmehr durch langes Liegen im Feuchten, wenn bey dem Löschen alle kleine Theile des Kalks nicht sogleich völlig aufgelöset sind. Ein Landwirth thut daher wohl, wenn er sich allezeit einen Vorrath von gelöschtem Kalke in Gruben zu mancherley nöthigen Reparaturen hält, oder bey einem bevorstehenden Hauptbaue den Kalk einige Zeit zuvor anschaffen, und in Gruben eingelöscht aufbewahren kann. An der Luft vertrocknet der Weißkalk des Sommers in der Grube, und im Winter verdirbt er vom Froste; er muß also einige Fuß hoch mit Mauersande überdeckt werden, der dann in der Folge zur Beymischung sogleich verbraucht werden kann.

Nicht aller und jeder Sand dienet zum Mörtel. Ganz feiner, staubichter Sand ist völlig untauglich; allzugrober aber macht nicht allein schlechte Fugen, sondern hindert auch das gehörige Binden; und fres-

fressender, salziger, beizender Sand ist mehr trennend, als bindend.

Der eigentlich sogenannte **Wasser-** oder **Flußsand**, welcher an den Ufern der Flüße zusammen getrieben, und rein und ohne Schlamm oder erdigte Theile gefunden wird, ist der beste, besonders wenn er aus Körnern von anderthalb bis zwey Linien groß, mit etwas kleinern vermischt, besteht. Denn diese fügen sich bey gehöriger Durcharbeitung dergestalt zusammen, daß der damit bereitete Mörtel in ziemlich großen Stücken, nach 24 — 36 Stunden, schon in sich an der freyen Luft erhärtet. Hierauf folget der **Berg-** oder **Grubensand**, wenn er rein, ohne Staub oder anderes Gemengsel, und ohne salzige oder salpeterartige Theile ist. Auch muß er nicht eisenschüßig oder zu grobkörnicht seyn. Hierbey ist es am besten, wenn man, wie es mit der Ziegelerde geschiehet, selbigen ausgräbt, und einige Jahre an der Luft liegen läßt. Seine etwanigen übeln Eigenschaften verwittern dadurch; und sollte er unter dieser Zeit mit vielem Grase bewachsen seyn: so lasse man ihn lieber ungebraucht, weil er sodann gewiß mehr erdige, als zum guten Mauersande dienliche Theile enthält; es wäre denn, daß dergleichen Theile aus der Nachbarschaft vom Winde angetrieben wären. Allzugrobkörniger, oder mit großen Kieseln vermischter Sand muß durch eine dräthene Hurde geworfen werden, um die allzugroben, unbrauchbaren Theile abzusondern.

Die gemeine Maurerprobe guten Sandes ist diese: Man drückt davon etwas in der Hand zusammen und reibet; fühlt sich der Sand so scharf an, daß man fast alle einzelne Körner verspüren kann, und läßt er beym Wegwerfen keinen Staub oder andere Unreinigkeiten zurück, so ist er gut.

Viele machen einen Unterschied unter dem Sande, der zum Mauern, und dem, der zum Bewerfen gebraucht werden soll; es muß aber eigentlich immer scharfer Sand seyn; nur daß er im ersten Falle etwas größere, im andern Falle aber feinere Körner haben muß. Zu recht feiner Putzarbeit, wozu, außer dem Kalke, auch vieler Gips kömmt, muß der Sand durch ein enges Sieb gesichtet werden.

Statt des Sandes kann man, wenn er irgendswo nicht rechter Art zu haben ist, auch andere klein zu stoßende Materialien gebrauchen. Dergleichen sind: Zerstoßener fein- oder grobkörnichter Sandstein, gut und hart gebrannte Ziegel aller Arten, gut gebrannte thönerne alte Geschirre und Ofenkacheln, Feilspäne von Eisen, Schmiedehammerschlag, Eisenschlacken, Glasscherben von Flaschen und Fensterscheiben u. s. w. Ein Landwirth kann sich ein Magazin von allen dergleichen Surrogaten des Sandes halten, da es hin und wieder einige Stunden für das Gesinde giebt, in welchen sie dergleichen Materialien in einem alten Troge zerstoßen können, daß selbige hernach zu seiner Zeit bey Bauen oder Reparaturen gut zu gebrauchen sind. Einen Theil Ziegelmehl z. E. mit zween Theilen scharfen Mauersandes zu der gehörigen Quantität Kalk gemischt, giebt einen Mörtel, der auch im Wasser oder in andern feuchten Stellen sehr bald bindet und fester wird.

Das eigentliche Verhältniß des Zusatzes vom Sande läßt sich nicht so genau angeben. Man muß sich nach der Fettigkeit des Kalkes richten, und diesem bald mehrern, bald wenigern Sand zusetzen. Man muß den Sand so lange mit dem Kalke

vermischen, bis von dieser Masse eine Portion, auf die Mauerkelle genommen, langsam abgleitet, wenn die Kelle schief gegen den Erdboden gehalten wird, doch aber noch etwas kleben bleibt. Bleibt nichts hängen: so ist des Sandes zu viel; bleibt vieles kleben: so muß mehr Sand zugesetzet werden. Noch ist zu merken, daß der Mörtel gut zubereitet ist, wenn man etwas mit einem Messer, Spaden oder anderm schneidenden Instrumente davon abtrennt, und der Durchschnitt keine weiße Kalkspuren von Stücken oder Streifen zeiget; die ganze Masse muß ganz gleichförmig, von einerley Farbe und ohne alle Zwischenräume erscheinen. Vielmals fehlen die Kalkflötzer oder Kalkschläger bey dem besten Kalk und Sande, wenn sie die Masse nicht genug durch einander arbeiten; daher zu dergleichen Arbeit starke, abgerichtete und fleißige Leute zu nehmen sind.

Mohn, Papaver. Diese Gattung begreift dauerhafte, überall gut fortkommende, krautartige, faserwurzliche, theils einjährige, theils perennirende Blumen- und Arzneypflanzen, mit aufrechten, 1—3 F. hohen Stengeln, die mit großen, tief eingeschnittenen und geschlitzten Blättern besetzt sind. Diejenigen derselben, die zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit und zur Verzierung der Lustgärten vorzüglich schicklich sind, und als Lustgärtnerpflanzen angesehen werden können, sind die beyden einjährigen, und die beyden folgenden perennirenden Arten.

1) **Gemeiner Gartenmohn, Mahn, Mag- auch Oelsaamen.** (P. hortense.) Ist überall bekannt, und wird auch für die Haushaltungen hin und wieder stark angebauet. Man hat hievon zahlreiche Sorten, die sich in Ansehung der Größe, der Fülle und der schönen Zeichnung ihrer Blumen unterscheiden. Und alle diese Sorten hat man nicht nur mit einfachen, sondern auch mit gefüllten Blumen, und theils mit schwarzen, theils mit weißen Blumen. Einige der gefüllten Sorten sind so schön gezeichnet, daß sie von den schönsten Nelken nicht übertroffen werden.

2) **Feldmohn, Klatsch- Klapper- Kornrosen, Schnallen, kleine Gel- oder Katzenmagen.** (P. Rhoeas.) Diese Art ist auf unsern Aeckern und Feldern sehr gemein, in den Gärten aber so veredelt, daß sie sogar vielfältig den vorhergehenden Sorten an Schönheit und Fülle nichts nachgiebt. Man hat rothe, purpurrothe, weiße und gescheckte Sorten, nicht nur mit einfachen, sondern auch mit gefüllten Blumen, unter denen die bunten sehr schön, und als Gegenstände der Lustgärtnerey anzusehen sind.

3) **Walliser Mohn.** (P. Cambricum.) **Vaterl.:** Nordwallis, in schattigen Wäldern, die Pyrenäen. **Wurzelblätter:** gefiedert, eingeschnitten. **Stengel:** dünn, aufrecht, eben, vielblumig, 1½ F. hoch. **Blumen:** auf den Enden, viele, groß, gelb, im Jun., hinterlassen längliche, glatte Kapseln. **Saamen:** purpurröthlich.

4) **Orientalischer Mohn, Morgenländische Klapperrose.** (P. orientale.) **Vaterl.:** der Orient. **Wurzel:** groß, dick. **Blätter:** lang, gefiedert, sägeförmig. **Stengel:** aufrecht, rauh, unten blättrig, einblumig, 2 F. hoch und darüber. **Blumen:** auf den Enden, nur eine, hochroth, im May, hinterlassen runde glatte Kapseln. Man hat eine Abart mit gefüllten Blumen. Auch pflegen die Saamenpflanzen in der Farbe der Blu-

Blumen zu changiren. Es giebt auch eine Abart, welche jedesmal nach vollendeter Reife des Saamens abzusterben pflegt. Man kann diese perennirenden Mohnarten im Herbste und Frühjahre pflanzen. - Die übrigen Sorten dieses Geschlechts sind weniger geachtet, weshalb sie hier übergangen werden.

Der gemeine Mohn verlangt einen guten und gedüngten Acker, der, auf welchen der Saame, nachdem der Acker gepflüget und glatt geeget, oder umgegraben und gerade geharket worden, im April oben aufgesäet, und sodann mit der leichten Ege oder Harke wieder überzogen, und einige Wochen nachher vom Unkraute durch Hacken oder Jäten gereiniget wird. Einige säen Mohrrüben oder Linsen unter den Mohn, damit, wenn die eine Frucht nicht einschlägt, doch die andere gerathen möge. Die Mohrrüben vertragen sich am besten mit dem Mohn, da letzterer im August aufgezogen wird, und die Rüben nun vollen Raum zum Auswachsen bekommen. Hirse ist unter dem Mohne nicht anzurathen, da jene vom Winde an die harten Mohnköpfe angeschlagen, und leicht ausgeklopfet wird. Wir erhalten aus dem Mohne ein sehr gutes Oel, welches völlig die Stelle des Baumöls vertreten kann, und es ist zu verwundern, daß unsre Landleute sich nicht mehr auf den Anbau des Mohns blos und allein in dieser Absicht legen. In manchen Gegenden sind die Mohnsuppen eine fast tägliche Kost des Landvolkes, wobey selbiges sich sehr wohl befindet. Auch wird der Mohn noch zu vielerley andern Speisen, wie auch zu Kuchen, gebrauchet. Wo viel Mohn gebauet wird, da finden die Bienen in den Blumen ungemeine Nahrung. Die Blumenblätter besitzen Arzneykräfte. Die Milch, welche aus der aufgeritzten noch grünen Pflanze fließt, lindert die Schmerzen, stillet die Bewegung der Nerven, verursacht Schlaf, und kommt wirklich mit dem Opium überein; nur ist alle diese Wirkung viel gelinder. Aus dem trocknen Saamen pflegt man eine Milch zu verfertigen, und diese als ein beruhigendes und den Schlaf beförderndes Mittel den Kindern einzugeben. Es mag aber hier wohl heißen: hilft es nicht, so schadet es auch nicht. Unreife Mohnköpfe auf gleiche Art anzuwenden, kann eher schädlich seyn. Der zerstoßene oder zerriebene Saame mit Milch abgekocht und äußerlich aufgelegt, äußert eine kühlende und lindernde Wirkung. Die frischen Mohnblätter äußerlich aufgelegt, haben eine zurücktreibende Kraft, und der ausgepreßte Saft wird wider den Stich der Bienen angerühmt.

Von dem Ackermohne oder den Klatschrosen gebrauchet man allein die Blumenblätter. Ihre Hauptwirkung besteht in Linderung der Schmerzen, Stillung der Blutflüße und Beförderung des Schweißes. Man verfertigt daraus Syrup, gebrauchet auch solche als Thee. Das gewöhnlichste Mittel ist die Tinctura florum papaveris, welche mit der Vitriolsäure bereitet wird, und beym Seitenstechfieber, wenn zuvor Blut gelassen worden, wie auch beym Blutspeyen aus der Lunge, gute Dienste leistet. Es sind also diese Blumenblätter für ein schmerzstillendes Mittel zu halten, und solches in Blutflüßen, bey Seitenstech- und andern Entzündungsfiebern, bey dem Keuchhusten, Windkoliken und dergl. zu empfehlen.

Monatskäfer, sind diejenigen Insecten mit ganzen, harten Deckschilden, die nach ihrer Verwandlung nicht viel über einen oder einige Monate leben; dagegen sich andere vom Frühjahre an bis in den Herbst sehen lassen, und auch wohl drey Jahre und länger leben, wie z. B. die Gold- und Roßkäfer. Von jenen folget hier eine kurze Nachricht, da von diesen die besondern Artikel vorkommen.

Der **Juniuskäfer**, welcher auch den Namen **Brachkäfer** führet, weil er um die Brachzeit, aber nur des Abends, herum flieget, Scarabaeus solstitialis Linn. ist ohngefähr halb so groß und nicht so braunroth, als der Maykäfer. Die Fühlhörner haben auch keine Blätter, wie bey dem Maykäfer, sondern dichte Knöpfchen. Der Wurm, aus welchem dieser Käfer entstehet, ist ohngefähr 1 Zoll lang und $\frac{1}{4}$ Zoll dicke, von Farbe weißlich, und an den Seiten auf jedem Absatze mit einem gelben erhabenen Puncte versehen, wodurch die Seiten wider das Reiben in der Erde, welche der Aufenthalt dieses Wurms ist, geschützet werden. Von den sechs, mit gelben Haaren und spitzigen Klauen besetzten Füßen ist immer ein Paar länger, als das andere. Der Kopf ist glatt und gelb, und das Zangengebiß viel länger und spitziger, als bey den Maden, aus denen die Maykäfer entstehen. Die Puppe ist weiß, und hat unten zwo kleine, mit Stacheln versehene Spitzen. Dieser Käfer benaget die Kornähren sowohl, als andere Gewächse, und man findet ihn auch in den jungen Früchten der Aepfel- und Birnbäume, in welche er sich bis zu dem Kernhause zuweilen einfrißt, daß die Frucht davon abfallen muß.

Von den Käfern, welche den Namen **Juliuskäfer** führen, sind 2 Arten bekannt, die sowohl in Ansehung der Größe, als auch in Ansehung der Gestalt von einander sehr abweichen.

Der kleine **Juliuskäfer**, Scarabaeus horticula L., ist noch etwas kleiner als der Juniuskäfer, von welchem er sich auch in der Farbe unterscheidet; denn er hat einen schwarzen Unterleib, schwarze Füße, und castanienbraune Flügel, die bey dem Männchen gemeiniglich mit etwas Grün untermischt sind. Die Schwanzspitze ist rund und stumpf. Dieser Käfer wird nicht häufig gefunden, hält sich am liebsten in den Gärten auf, und benaget gern die Weinblätter, daher er auch der **Weinblätterkäfer** genannt wird. Er pfleget sich, wie der Juniuskäfer, Pillen aus feuchter Erde oder Mist zu machen, um darein seine Eyer zu legen. Die aus den Eyern hervorkommende Made hat ein scheerenförmiges Maul, einen braunen Kopf, zwey gelbe harte Schildchen am Halse, und sechs gelbe, mit kleinen Härchen besetzte Füße. Der Körper ist mit kleinen rothen Härchen ganz dünne besetzt.

Der **große Juliuskäfer**, Scarabaeus fullo Linn., welcher von Eichenblättern, Schilfgras, Heidekorn, wie auch andern Gewächsen lebt, denen er großen Schaden zufüget, ist noch einmal so groß, als der Maykäfer, mit dem er sonst, in Ansehung der Gestalt, ziemlich überkömmt. Er ist gemeiniglich braun, und auf den Flügeldecken mit weißen Flecken gezieret; doch giebt es in Ansehung der Farbe noch mancherley Verschiedenheiten. Das Männchen hat sehr große und breite Fühlhörner. Das Weibchen legt ebenfalls seine Eyer in die Erde; doch machet es hierzu keine Pillen, welche sich die jungen Käferwürmer, die

die sich von den Wurzeln der Pflanzen nähren, erst bey ihrer herannahenden Verwandelung zu verfertigen pflegen.

Mondkraut, Leberraute, Eisenbrech, Erdstern, Maytrauben, Treublätter, St. Walpurgiskraut, Knabenkraut, Osmunda lunaria L. Es gehöret dieses Farnkraut eigentlich zu dem Geschlechte, welches Traubenfarn genannt wird. Man findet selbiges gemeiniglich nur einzeln auf trocknen Hügeln und Triften; nach einer nassen Witterung aber im Frühlinge auch öfters häufig. Aus der faserichten Wurzel treibt ein einziges gestieltes Blatt, welches kaum die Hälfte eines Fingers erreichet. Dieses saftige, weiche, gelbgrüne Blatt ist, nach Art der gefiederten, in 9 — 11, auch mehrere, einander gegenüber gestellte, nieren- oder mondförmige Lappen getheilet. Aus dem Blattstiele, an dem Orte, wo das Blatt selbst ansitzt, entspringt ein anderer, gleichfalls ganz kurzer Stiel, welcher an der obern Hälfte sich in kurze Zweige theilet, so ganz mit kleinen Kügelchen bedeckt sind. Die Blüthzeit fällt in den May und Junius. Man findet von dieser Pflanze viel Fabelhaftes aufgezeichnet.

Mondwinde, halbe, ist bey den Böttchern ein walzenförmiges Stück Holz, 1 F. lang, 1½ Zoll dick, welches durch eine halbe Mondscheibe von Holz gesteckt ist, so, daß es sich daran herumdrehen kann. An beyden Enden des halben Mondes ist ein Strick befestiget. Mit Hülfe dessen und des Queerholzes, welches durch die Walze gehet, werden die Stäbe eines Gefäßes, wenn solches aufgesetzt wird, zusammengedrehet, daß sie sich zusammengeben.

Moor, Morast, ein sumpfichtes, mit Wasser vermengtes Erdreich, welches entweder, dem Ansehen nach, eine feste Oberfläche ohne Wasser, hieben aber doch einen schwammichten, lockern Grund hat, oder doch zu mancher Zeit mit Wasser bedeckt ist.

Moorboden, Moorerde, ein Boden, der mehr naß, als trocken ist, und nach Ableitung der Nässe in sehr gutes Ackerland verwandelt werden kann. Die Moorerde hat eine theils schwarze, theils dunkelbraune Farbe, je nachdem viel oder weniger verfaulte Vegetabilien darunter sind. Wenn ein Moorboden vom Wasser durch Aushöhung oder hinlängliche Gräben entlediget und zu Oberland gemacht wird: so trägt er Weizen und Gerste, und in der Mark den besten Lein. Hat man Moorwiesen, die ein saures Gras hervorbringen: so muß man selbige durch hinlängliche Gräben entwässern. Da aber solches nicht überall geschehen kann: so ist kein besseres Mittel zur Verbesserung der Moorwiesen anzurathen, als selbige mit Sand oder Lehm nach und nach zu überfahren, und damit auszuhöhen. Man findet sich da von dem großen Nutzen des aufzufahrenden Sandes überzeugt, wo der Wind aus den anstoßenden Sandfeldern von Zeit zu Zeit Sand auf die Moorwiesen hinführet, und wo man nun an solchen Stellen recht feines und süßes Gras einärndten kann. Das Auffahren des Sandes oder Lehms geschiehet am besten im Winter, wenn das Gespann auf dem Acker nicht gebraucht wird. Auf Schlitten, oder sogenannten

Kippkarren, kann man Sand oder Lehm am bequemsten auf- und abladen.

Moraststein, Rasenstein, ein Eisenstein, welcher hie und da zu Tage ausstehet, an keinem Orte aber tiefer, als einen Spadenstich unter der obern Dammerde, ist. Er steht nicht, wie im Gebirge, sondern ganz flötz- und nesterweise, und an den wenigsten Orten über zwey Fuß Rheinländisch, an vielen Orten aber kaum 3 Zoll mächtig. Er ist in der Mark und der Lausitz hin und wieder zu finden.

Moos, Muscus, ist keine zufällige oder ganz gleichgültige Erd- Berg- Wald- und Wasserbedeckung, wie solches viele Gewächse ausweisen, die in der Erde gar nicht, oder doch überaus langsam, auskeimen, und außer dem Moose einen schlechten Wachsthum haben. Daß aber der Moos wirklich einige fruchtbare und nahrhafte Feuchtigkeit enthalte, allerley Saamen aufnehme, und die daraus erwachsenen Pflanzen bis zur Blüthe und Frucht zu bringen im Stande sey, beweisen unzählige Versuche, die schon Gleditsch mit vielen fremden Gewächsen, Zwiebelwerke, Bäumen und andern Pflanzen unternommen, und dadurch die Unterhaltung der Gewächse in den botanischen Gärten ungemein befördert hat. Der Moos kann mit der ganzen darinn eingesetzten Pflanze leicht aus dem Geschirre aufgehoben werden, da man denn findet, daß er überall mit Wurzeln durchwachsen, und nach einigen Jahren in ein dunkles, mürbes und sprödes erdiges Wesen verwandelt worden. Zeiget sich diese Veränderung, soll man das Versetzen vornehmen, welches leichter als bey andern Gewächsen geschiehet, die in bloßer Erde stehen. Man schneidet von diesem Moosballen das äußerste Netz von Wurzelfasern mit einem scharfen Messer rundherum ab, setzt solchen wieder in feuchten Moos, und begießt ihn.

In dem allerunfruchtbarsten Flugsande und Heideboden ist der Moos von großem Nutzen. Besonders genießen die hohen Gebirge durch den allmählig vergehenden Anflug desselben besondere Vortheile, indem die härtesten Felsen, auch an den steilsten Orten, nach und nach mit Waldungen bedecket werden, weil sich die Moossaamen bey feuchter Witterung in die Spalten und Ritzen legen, und diese mit Moos ausfüllen, welcher mit der Zeit den durch die Sturmwinde aufsliegenden Saamen annimmt, sich vererdet, und die Bäume so lange nähret, bis sie im Stande sind, tiefer in die Zwischenräume zu wurzeln, und sich selbst Nahrung zu verschaffen. Da nun aber der Moos die Saamen und Wurzeln der Gewächse, sonderlich der Bäume, als eine Decke für mancherley Zufälle verwahret, und derselben Wachsthum befördert: so wird man daraus beurtheilen können, in wiefern das sogenannte Moosrechen in den Waldungen zu zulassen seyn dürfte. Es gehöret fast überall, ohne Rücksicht auf die rechte Jahreszeit, Beschaffenheit des Anfluges und des jungen Holzes, unter die schädlichsten Forstnutzungen, und kann nur auf unfruchtbaren Blößen, wo sich die Gräsereyen zur Weide vermehren sollen, und der Grund sehr feucht und kalt ist, oder an solchen Orten Statt finden, wo alte abständige Hölzer, und darinnen keine Schonungen zum Anflug oder Aufschlag gemacht, oder ein rechtschaffener Aufschlag weder zu hoffen stehet, noch verlanget wird; vorzüglich aber alsdann, wenn ein

Revier

Revier durch einen alt gewordenen absterbenden Moos allzuhoch und völlig überwachsen ist, damit die darunter flach austreibenden Thauwurzeln durch die stockende Feuchtigkeit nicht abfaulen und ganze Strecken mit jungem Holze absterben und verdorren möchten. Soll aber das Abräumen des Mooses irgendswo geschehen, damit das junge Holz und die mehr entblößten Wurzeln nicht durch Hitze oder Frost beschädiget werden: so darf auch der Moos nicht ganz und gar auf einmal abgeharket werden. Und da selbiger in armen Gegenden zum Einstreuen in den Ställen oder auf dem Hofe angewendet wird: so ist darauf zu sehen, daß der Moos zur Fäulniß gebracht, und nicht roh oder trocken auf den Acker geführt werde. Die kurzen Gattungen werden den dickwachsenden und kriechenden allemal in Ansehung dieses Gebrauches nachzusetzen seyn. Wenn übrigens aber Viele dafür halten, daß der Moos der wilden Holzsaat nicht zuträglich sey, und daß aller Saame eine frische und entblößte Erde verlange, indem der Grund dabey r in gemacht und geackert wird: so haben sie nach Beschaffenheit des Bodens eben nicht Unrecht. Ist es aber ein sehr magerer und leichter Boden: so kann die natürliche Saat doch auch wohl Vorzüge haben, indem die alten weitläuftigen Wälder beweisen, was die Natur vermag. Hier siehet man, daß die abfliegenden Saamen in den Nadelhölzern auf dem Moose, ohne weiter untergebracht zu werden, eben so gut und noch besser auskeimen und gedeihen, als die von der künstlichen Saat auf einem von seiner Moosdecke entledigten Platze.

Mit dem Moose auf den Wiesen hat es eine andre Bewandniß. Man bedienet sich hiebey der Eggen, um den Moos loszureißen, und auf Haufen zum Abfahren, oder Verbrennen zur Asche, und zur Umherstreuung derselben als Dünger, zu bringen. Man verschafft hiemit auf den moosichten, mehr feuchten als trocknen Wiesen, mehrere Fruchtbarkeit, indem Luft und Sonne alsdann besser in die Erde eindringen können. Aufgelegter Mergel, Kalk, Asche, auch auf moosichte Wiesen nicht allzudick aufgefahrner Sand, dienen zur Vertilgung des Mooses und zur Hervorbringung mehreren und bessern Grases.

Der Moos an den Bäumen wird von den Gärtnern nicht gern gesehen. Am leichtesten wird selbiger nach einem Regen von den Bäumen mit einer Bürste, einem Lappen oder Strohwische abgerieben. Einige bedienen sich auch einer sehr dünnen Kalkmäsche, und bepinseln damit die Bäume, daß der Moos davon vergehen muß. Sonst bedienet man sich auch des Baummooses zum Verstopfen der Fugen zwischen zweyen Brettern bey einem Schleusenboden oder anderswo, um dem Durchdringen des Wassers zu wehren.

Moosbeere, Sumpfbeere, Krähenbeere, Affenbeere, Winterbeere, Fennbeere, Vaccinium Oxycoccus L., ein niedriges, immergrünendes Sträuchlein in Norden, aber auch bey uns hin und wieder in weichen moosichten Boden und morastigen Quellen. Die röthlichen Beeren werden im Herbste reif, aber bey uns eben nicht geachtet, weil sie zu sauer schmecken. In Schweden macht man sie mit Zucker ein, oder man verfertigt einen Syrup und Gallert daraus, und gebraucht sie sodann zur Erquickung, Stillung des Durstes und Abwendung der Fäulniß.

Moosbette, wird von recht trocknem feinen Moose von armen Leuten, Statt der Federbetten, gemacht. Auch Vornehmere gebrauchen ein solches, Statt des Strohsackes, welches bessere Dienste thut, als das dazu gemeiniglich gebrauchte Stroh oder Heu. Der Moos muß aber zuvor an der Sonne getrocknet und gelinde ausgeklopfet werden, um Sand und Erde davon zu trennen. Mittelst eines solchen Moossacks, der ein weicheres Lager als Heu und Stroh verschafft, kann ein Unterbette von Federn weniger Statt finden.

Moosmauer, ist eine Mauer, welche ohne Kalk zusammengesetzt, und an dessen Statt Moos genommen wird. Es wird jetzt Mode bey uns, in Lustwäldern oder Eremitagen im bäuerischen Geschmacke, mit Rohr oder Schilf bedeckte Häuser von einem Steckwerke anzulegen, deren Dach auf Moosmauern liegt. Man genießt darinn, wenn heiße Sommertage sind, einer angenehmen Kühle, so wie man bey rauher, unfreundlicher Witterung in solchen Häusern weniger Kälte, als draußen, gewahr wird. Man bedienet sich aber hiebey gern der langen, kriechenden, zarten Arten von Moose, sonderlich derjenigen, die sich in den Moospfühlen und Landseen aufhalten, und als ein Pelz abgezogen werden können, weil selbige am feinsten und lockersten sind, als welche auch vorzüglich zur Anlage der Waldhütten in der Erde, auch zu Bedeckung der Erd- und Rasendächer an der Westnordseite, zu gebrauchen sind.

Morchelschwamm. Unter den Morcheln oder Murcheln versteht man oft überhaupt alle zum Essen taugliche Erdschwämme; eigentlich aber soll man nur diejenigen Schwämme mit diesem Namen belegen, welche auf der Oberfläche des Huts einen netzförmigen Ueberzug zeigen, und auf der untern Fläche glatt und eben sind. Der Hauptunterschied dieser Schwämme besteht darinn, daß sie entweder anfangs mit einer besondern Schale umgeben sind, aus dieser, als aus einem Eye, hervorbrechen, und noch an dem Stiele davon ein Ueberbleibsel zeigen; man könnte dergleichen Schwämme **geschleyerte**, die aber ohne dergleichen Schale mit einem nackenden Stiele hervor kommen, **ungeschleyerte** oder **nackende** Morchelschwämme nennen.

1) **Geschleyerter Morchelschwamm mit verschlossenem Hute, Gichtschwamm, Stertmorchel, Hirschbrunst über der Erde**, Phallus volva exceptus, capituli apice clauso Gled. Man findet dergleichen im August und Sept. nach häufigem Regen in den Wäldern, sonderlich der Nadelhölzer. Das Hütchen hat keinen durchbohrten Nabel, und die Schale oder der Schleyer ist runzlicht oder falticht; im übrigen aber der folgenden Art ganz ähnlich. Es gehöret dieser zu den giftigen oder wenigstens verdächtigen Schwämmen; doch pflegen die Jäger solchen, entweder noch ganz jung und in dem Eye eingeschlossen, oder auch ausgewachsen zu sammeln, zu trocknen, und zu abergläubischem Gebrauche anzuwenden. Vornehmlich sollen die Thiere beyderley Geschlechts durch dessen Genuß zur Begattung gereizt werden, zumal wenn man den Schwamm alsdann einsammelt, wenn solcher ganz ausgewachsen ist, und zu stinken anfängt.

2) **Geschleyerter Morchelschwamm mit offenem Hute**, Phallus volva exceptus, capituli apice patulo.

Er

Er heißt auch eine **Stertmorchel**, deren Hütchen oberwärts mit einer nabelförmigen Oeffnung versehn ist, insgemein aber die rechte **Hirschbrunst über der Erde**. Er wird im Jul. und Aug. einzeln und sparsam in den Wäldern gefunden, und ist durch seinen stinkenden Geruch leicht kenntlich. Sobald der Schwamm hervor gebrochen, eilet er auch wieder zu seinem Untergange, und giebt häufigen Stoff zu neuen Erzeugungen. Das erste Zeichen hiervon ist sein ganz unerträglicher Geruch, besonders des Hutes, und das andere die Auflösung des schleimichten Ueberzugs; der Schwamm vertrocknet sodann, und wird eine Speise der Würmer. Im ersten Zustande werden durch den Gestank die Fliegen häufig angelocket, vom Schleime aber umwickelt und getödtet. Die Eyer, oder die noch in der Schale eingeschlossenen Schwämme pflegen die Jäger und Hirten zu sammeln, in ein Tüchlein zu wickeln, und entweder zu räuchern, oder in der freyen Luft nach und nach zu trocknen, und als ein geilmachendes Mittel Hunden und Pferden, nachdem ein Theil des Eyes zu Pulver gestoßen worden, einzugeben.

3) **Ungeschleyerter Morchelschwamm mit freystehendem Hute, oder große breite Morchel mit einem zugespitzten, unterwärts offenem Hütlein auf einem hohlen Stiele, gemeine Morchel, Manache**, Phallus capitulo conico, subtus patente, petiolo nudo. Diese Art wird, wie die folgende, zu Markte gebracht und verspeiset.

4) **Ungeschleyerter Morchelschwamm mit verwachsenem Hütlein, Spitzmorchel**, Phallus capitulo fastigiato, subtus operculato, petiolo nudo. Man findet dergleichen häufig in den Frühlingsmonaten, auch wohl im Herbste, nach gemäßigtem Regen in den trocknen Wäldern, Gärten und erhabenen Wiesen. Diese Art wird der vorhergehenden vorgezogen, und etwas theurer bezahlet. Schaden darf man niemals von diesen beyden Arten befürchten, es müßten sich denn schon Insecten darauf gesetzet, und die natürlichen Eigenschaften verändert haben.

Morgen, ein Morgen Landes, ein Ackermaaß, wodurch man bey uns den Inhalt des Ackers auszudrücken pflegt. Es ist nicht überall üblich, und auch da, wo es gebräuchlich, an der Zahl der Ruthen nicht überall gleich. So rechnet man hie und da auf einen Morgen 120 Quadratruthen, jede 8 Ellen oder 16 Fuß lang. Ein Rheinländischer Morgen hat 600 solcher Ruthen, oder zwo **Jucharten**. Ein Magdeburgischer Morgen hat 300 Ruthen. Ueberdem haben auch wohl in einem und ebendemselben Orte die **Waldmorgen** mehr Ruthen, denn das andre Feld, Wiesen, Weinberge u. s. f.

Mosaische Arbeit, Mosaique, ist diejenige Arbeit, welche von allerhand farbichten, feinen steinernen Stiftchen, mittelst eines zarten Kittes, so zusammen gesetzet ist, daß entweder ein Bild, oder Blumenwerk entstehet, welches der Malerey gleichet, aber an Dauer dieselbe übertrifft, und daher gern an feuchten Orten, z. E. in Grotten, Einsiedeleyen u. s. f. angebracht wird.

Moslerwein, ein angenehmer gesunder Wein, der auf den an dem Ufer der Mosel liegenden Bergen wächset, und von

den Weinhändlern weit und breit verführt und verkauft wird.

Most, neuer, ausgepreßter Wein, der, je süßer er ist, destomehr geliebet wird. Es werden davon zwar in den Weinländern viele Fässer zum Vertrinken ins Ausland verschickt, der meiste aber zum Verbrausen, und bis klarer Wein daraus wird, aufbehalten. So wenig gesund der Most auch zu achten ist: so reizet doch sein lieblicher Geschmack, daß man Bedacht nimmt, solchen lange zu erhalten, da er denn gemeiniglich aufgekocht wird. Noch besser aber verfährt man, wenn man ein wohl vermachtes Faß voll Most in einen Brunnen oder kaltes Wasser tief einsenkt, und denselben dadurch 6 — 7 Monat süß und frisch erhält, weil die Kälte die Gährung des Mostes verhindert. Sonst ist es bekannt, daß der sogenannte Mostrich aus gemahlnem Senf und Weinmost bereitet wird.

Mudder- oder Modderhamme, ein eiserner platter Ring, welcher mit einem Netze von Eisendraht versehen, und an einem Stiele befestiget ist. Es dienet dieselbe bey weichem Grunde oder Kieß, einen Bach oder dergleichen zu räumen.

Mudder- oder Modermühle, eine Wassermaschine, die vom Winde bewegt wird, und mit welcher man einen Platz vom Wasser befreyen kann. Es ist eine Art von Schöpfrädern, welche in einem geschlossenen Gerinne laufen, und mit ihren flachen Schaufeln das Wasser auf 4 — 5 Fuß in die Höhe schlagen. Diese werfen viel Wasser aus, aber sie schöpfen nicht hoch; sind daher nur da anzubringen, wo man viel Wasser nicht hoch, d. i. nur um einige Fuß, zu heben hat. Weil diese Schöpfräder sehr dauerhaft sind, und wenig Aufsicht erfordern: so legen einige in verschiedener Entfernung dergleichen Mühlen an, um das Wasser nach und nach bis zur erforderlichen Höhe des Abflusses zu erheben.

Mückengitter, ein von zartem Draht so dicht zusammen gesetztes Gitter, daß keine Mücke hindurch kann, und anstatt der Fensterflügel im Sommer in den Zimmern gebraucht wird.

Mühle, eine von verschiedenen Rädern und Getrieben zusammen gesetzte Maschine, welche durch eine äußerliche Gewalt in Gang gebracht, und wodurch eine sonst beschwerliche Arbeit leicht und geschwinde verrichtet wird. Es giebt vielerley Arten von Mühlen, Wasser- Wind- Hand- und Thiermühlen. Außer diesen ist noch eine Art erfunden worden, welche mit Feuer in Bewegung gebracht, und Feuermühle genannt wird.

Mühleisen, Mühlstange, Angel, eine eiserne Stange, welche durch den Trilling oder Drehling geht, und unten etwas zugespitzt ist. Die Spitze des Eisens läuft in einem Pfännlein, welches in dem Stege angebracht ist, herum; oben aber, wo sich der Dexel, oder die Haue befindet, ist das Mühleisen pyramidalisch abgestumpft, greift in den Laufer ein, und bringt ihn in Bewegung.

Mühlendeich. Es wird bey Mühlen ein Deich angelegt, wo das Wasser knapp ist, und solches aus Quellen oder Nebenbächlein eines Flusses dahin zusammen gezogen wird, um im Nothfall damit die Mühle in Bewegung zu setzen. Bey der Berechnung des Wasservorraths im Deiche hat man darauf zu achten, daß nicht

nicht derselbe mit zu dem gangbaren Wasser gerechnet werde, weil sich endlich der Deich auch ausleeret, und sodann die Schwierigkeit entstehet, Wasser wieder zu erhalten.

Mühlengerüst, das Gerüste, worein das Wasserrad einer Wassermühle zu liegen kommt. Dieses Gerüste besteht aus den hintern und vordern Lagerhölzern, welche auf Pfähle eingezapft werden, wenn der Boden von schlechter Beschaffenheit ist. Ist er aber fest: so bleiben die Pfähle weg, und die Lagerhölzer werden nach der Setzwaage aufgelegt. Hinten wird das Gerüst an dem Mühlhause verbunden; vorne aber, vor dem Rade, sind die Rähmstücken, Ständer und Kreuzbänder untereinander verbunden, vor welchen das Wasserrad liegt. Oben auf das oberste Rahmstück kommen die Queerbalken zu liegen, auf welche das Wasserbett kommt.

Mühlenhaus, das Gebäude oder Haus einer Windmühle, worinn der ganze Mechanismus der Windmühle angebracht ist.

Mühlenstein, ein grober Sandstein, welchen die Müller so behauen und zurichten, daß er zum Mahlen des Getreides gebraucht werden kann. Sie gebrauchen hiezu 2 Steine, einen der auf dem Boden liegt und fest sitzt, welcher der Bodenstein genannt wird, und einen andern, welcher sich über denselben befindet, und der Laufer heißt. Dieser ist nicht so hart, wie der Bodenstein. Beyde werden durch Picken oder Spitzhämmer auf den Oberflächen rauh gehauen, damit die Körner nicht gequetscht, sondern zerrieben werden. Dieses Behauen oder Raumachen der Steine geschieht so oft, als die Steine sich ablaufen und eine glatte Fläche annehmen. Nach und nach verlieren die Steine an der Höhe, und zugleich an dem Gewichte so viel, daß wiederum neue Steine angeschafft werden müssen. Ein Mühlstein wiegt gemeiniglich 18—20 Zentner, und dauert ungefähr 8 Jahre. Der Laufer einer Wassermühle pflegt 3 F. 4—10 Z. im Durchmesser breit, und 2 F. od. auch nur 18 Z. dick zu seyn. Steine von der letzten Dicke nennt man Dreylinge; zur Windmühle sind beyde Arten der Steine $4\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser breit; der Laufer 18, 22 bis 24 Zoll dick, und der Bodenstein nur 9—12 Zoll dick.

Mühlgang, der Gang des Wassers, der ein Mühlenrad treibt; nachdem an einer Wassermühle viel oder wenig Räder getrieben werden, nachdem hat auch die Mühle mehr oder weniger dergleichen Wassergänge, die ihr Wasser auf die Mühlräder führen.

Mühlgerinne, das Gerinne oder der Kanal, welcher das Wasser auf die Räder bringt.

Mühlrechen, ein Werk von nahe beysammen stehenden Pfählen an den Wassermühlen, vor oder am Ende des Mahlgerinnes, damit nichts Schädliches auf die Räder falle.

Mühlwagen, ein Wagen, der das Korn und Mehl nach und aus der Mühle fährt. Die Policey großer Städte achtet darauf, daß diese Wagen keine beschlagene, sondern sogenannte niedrige Puffräder haben, damit das Steinpflaster nicht so sehr von der großen Last beschädiget werden möge.

Müllerart, eine kleine Art an einem

nem langen Stiele, welche die Mühlbursche auf ihren Reisen und zur Zierde zu tragen pflegen; die ihnen aber in vielen Ländern, wie im Preußischen, besonders jetzt, zu tragen verboten sind.

Müllerwage, Schrootwage, ein Werkzeug, womit die Gefälle des Wassers zum Mühlenbau untersucht und abgewogen werden. Mit dieser Wage geht alles sehr genau zu, und man kann so leicht keinen Fehler, als mit Wagen mit Dioptern oder Visiren begehen, nur daß man in einem Tage nicht mehr als eine Viertelmeile abwägen kann.

Münze, 1) Geld, und Schaustücke von Gold, Silber oder Kupfer, die im Handel und Wandel ausgegeben und angenommen werden; 2) bey den Kaufleuten das kleine Geld, so nicht hartes Geld genannt wird; 3) die Münzstätte oder Werkstatt, wo die Metalle ausgepräget werden.

Münze, Mentha. Die zu dieser Pflanzengattung gehörende Arten sind ausserordentlich dauerhafte, gewürzhafte, perennirende Küchengarten- und Arzneypflanzen, wovon einige Abänderungen in die Lustgärten aufgenommen, und zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit hie und da trippelweise vertheilet werden.

a) **Mit länglichen Blumenähren.** 1) **Aehrenförmige Münze mit länglichten wollichten Blättern, Roß- oder Pferdemünze, mit 2½ F. hohen Stengeln, und blaßrothen Blumen,** M. sylvestris. 2) **Grüne oder Frauenmünze,** M. viridis. Stengel: viereckig, einfach, grün. Blätter: lanzettförmig, nackt, sägeförmig, ungestielt, sehr grün. Blumen: purpurröthlich. Sie ist die in England in den Küchengärten und für die Officin vornehmlich übliche gemeine Münze. 3) **Rundblättrige Roßmünze,** M. rotundifolia, 2 F. hoch, die Blumen krautartig-weiß.

b) **Mit kopfförmigen Blumenähren.** 4) **Krausemünze, gemeine oder Gartenmünze,** M. crispa. Blätter: herzförmig, gezähnt, am Rande kraus oder gewässert, ungestielt. Blumen: röthlich. 5) **Pfeffermünze,** mit purpurrothen Stengeln und Blumen, M. piperitis. Diese Münze wird in England wegen ihres scharfen und brennenden Geschmacks unter die Salatkräuter gemischt, und ein sehr geachtetes Wasser daraus abgezogen. Weil diese Münze Haupt und Magen stärkt, und die Verdauung befördert: so wird sie immer mehr auch in Deutschland im getrockneten Zustande als Thee getrunken.

c) **Mit Blumenköpfchen.** 6) **Wasser- oder Bachmünze,** M. aquatica, mit rothen Stengeln und Blättern, und fast purpurrothen Blumen. Wird auf nassen Wiesen, in Gruben und Sümpfen gefunden.

d) **Mit Blumenquirlen.** 7) **Kleine Acker- oder Feldmünze, zahme Münze,** hat purpurrothe Stengel und glänzend-purpurrothe Blumen. 8) **Garten- oder rothe, oder Balsammünze, Gartenbalsam,** M. gentilis, mit rothen Stengeln, und blaßpurpurrothen Blumen. 9) **Ackermünze,** M. arvensis, mit blaßpurpurrothen Blumen. 10) **Kleine oder glatte Münze,** M. exigua, gestreckt, 1 F. lang, die Blumen purpurroth. 11) **Canadische Münze,** M. Canadensis, etwa 2 F. hoch. 12) **Gemeine oder breitblättrige Poley,** M. pulegium, mit kriechenden Stengeln, und purpurrothen Blumen. 13) **Hirsch-**

Hirschmünze, M. cervina, schmalblättrige, oder Hirschpoley, mit purpurrothen Blumen.

Wenn man von diesen Pflanzen für den Blumengarten eine außerordentliche Schönheit in Ansehung der Streifen, oder der Farbe der Blätter antrifft: so schneide man von denselben Zweige ab, und stecke diese in 6 Z. langen Stücken auf eine schattige Rabatte, wozu eine feuchte Witterung im May oder Jun. am besten ist, und pflanze dieselben nachher durch Zweige, oder durch Zertheilung fort.

Die meisten Arten können als Arzneymittel nützlich gebraucht werden; vorzüglich schicken sich dazu die vierte, fünfte und achte. Außerdem haben sie, was bey der Pfeffermünze schon gesagt worden, eine nervenstärkende und zertheilende Eigenschaft, und werden sowohl äußerlich trocken, oder mit Wasser und Wein abgekocht, oder das mit Baumöl bereitete Oel, als auch innerlich als Thee, oder das davon abgezogene kräftige Wasser und Oel, gebrauchet. Sie stärken die Eingeweide, stillen das Erbrechen und die Colikschmerzen, treiben die Blähungen aus, und schicken sich deswegen vortrefflich bey der Mutterbeschwerung. Sie zertheilen das stockende Geblüte, und werden bey äußerlichen Entzündungen, verhaltener Monatszeit und mangelndem Abgang der Unreinigkeiten bey Kindbetterinnen nützlich gebrauchet.

Unter die besondern Eigenschaften gehöret vorzüglich die Kraft, das Gerinnen der Milch zu verhindern, und die geronnene zu zertheilen. Man pfleget daher bey Kindbetterinnen die frischen Blätter, oder einen davon bereiteten Umschlag auf die Brüste zu legen, um die Milch aufzulösen, auch kleinen Kindern das abgezogene Wasser einzugeben, oder die Herzgrube mit dem Oele zu bestreichen, um das so schädliche Gerinnen der Milch in dem Magen zu verhindern.

Ein anderes Geschlechte, zum Unterschiede der wahren Münze, pfleget man Bergmünze, Calamintha, zu nennen, wovon wir hier die gemeine Art anführen. 1) Kleinblümichte Bergmünze, Bergackermünze, wilder Poley, Calamintha vulgaris et officinar. Melissa Calamintha L. Die Pflanze gehöret in den bergichten Gegenden in Italien, Spanien und Frankreich zu Hause, ist 2—3 F. hoch, und überall mit Haaren besetzt. Die Blumen sind auf eine Seite gerichtet. Des Blumenblattes dünne Röhre ist weiß, der Umfang röthlich, und die untere Lippe mit dunkelrothen Puncten geziert. 2) Großblümichte Bergmünze, Calamintha grandiflora L. Diese Art unterscheidet sich von der vorhergehenden durch die Blätter, die alle länglicht, zugespitzt, und am ganzen Rande eingekerbt sind. Beyde Arten werden in Gärten im freyen Lande ohne alle Wartung unterhalten, und besitzen gleiche Kräfte, welche von der wahren Münze nicht sehr verschieden sind.

Münzsorte, Art der Münze nach Schrot und Korn, z. B. Thalerstücken, Eindrittelstücken u. s. w.

Wenn es zweifelhaft ist, in welchen Münzsorten eine Zahlung zu leisten sey: so muß in der Regel auf den Zeitpunct gesehen werden, wo das Recht des Gläubigers, aus welchem er die Zahlung fordert, zuerst entstanden ist. Jede Zahlung muß, wenn nicht besondere Verabredungen oder Gesetze auf Gold oder Scheidemünze vorhanden sind, in dem zur Zahlungszeit gangbaren Preußischen Silber-

courant geleistet und angenommen werden. Zahlungen unter zehn Thalern müssen, im Mangel näherer Bestimmungen, ganz in Scheidemünze, und unter dreyßig Thalern halb in Courant, halb in Scheidemünze angenommen werden. Auswärtige Münzsorten ist der Gläubiger nur alsdann in Zahlung anzunehmen schuldig, wenn sie ausdrücklich verschrieben sind, oder durch die Landesgesetze Cours erhalten haben. Bey Zahlungen, die in hiesigen Landen zu leisten sind, kann der Schuldner auswärtige, in hiesigen Landen nicht curirende, Münzsorten zu entrichten niemals gezwungen werden. Ausgenommen ist der Fall, wenn auswärtige Münzsorten als Waare gekauft worden, und dem Käufer abgeliefert werden sollen. Bey Willenserklärungen wird, wenn bey der Geldsumme nichts ausgedrückt ist, im zweifelhaften Falle die an dem Orte, wo die Zahlung geschehen soll, gangbare Münze verstanden. Ueberhaupt ist anzunehmen, daß dergleichen Vertrag auf Silbercourant geschlossen worden. Nur in Fällen, wo es keines schriftlichen Contracts bedarf, ist der Beweis, daß eine andere Münzsorte verabredet worden, zulässig. Geldzinsen müssen in derjenigen Münzsorte bezahlt und angenommen werden, in welcher der Unterthan die öffentlichen Abgaben zu entrichten hat. A. L. R. Th. I Tit. XVI. §. 74 — 80. Th. I Tit. V. §. 56. 57. Th. II. Tit. VII. §. 482 ff.

Muldengewölbe, ein Gewölbe, das in der Mitte platt, von allen vier Seiten aber nach einem Viertelszirkel gekrümmt ist.

Mundstück, Gebiß, das Stück eines Pferdezaumes, welches dem Pferde ins Maul gelegt wird, wenn man solches aufzäumet und damit regieret. Es giebt deren, nach Art der Pferde und ihres Gebrauchs, verschiedene Gattungen. Junge und rohe Pferde zum Gehorsam zu bringen, braucht man **geschlossene Mundstücke** oder **Hohlgebisse**, auch **Münchner Mundstück** genannt. Ihre Größe oder Weite muß sich nach der Beschaffenheit des Mundes richten; sie müssen auch schon vorher an andern Pferden gebraucht worden, auch nicht ungelenk und ungangbar seyn, vielweniger noch einen Geschmack vom Verzinnen haben, als welchen man mit Salz abreiben und verbessern muß. Die Arbeit daran muß glatt und gleich seyn. Außerdem hat man noch **Walzenmundstücke, gekröpfte, gedrehete, Kappenmundstücke** ꝛc. Alle Mundstücke aber stimmen darinn überein, sie mögen hohl oder massiv seyn, daß sie aus zween Theilen, die entweder aus einem Ganzen zusammen geschmiedet sind, oder in der Mitte beweglich zusammen gehangen werden, und gemeiniglich aus Walzen bestehen, die aber vielerley Gestalt annehmen, und bald Oliven-, bald Melonen- bald Glocken- ꝛc. artig sind. Unter solchen sind die glatten besser, als die eingekerbten, weil sich nicht so viel Schleim darein leget, und auch sauberer gehalten werden können, dienen auch für Pferde, die klein und seichte vom Maule sind, und fleischichte starke Backen haben; veranlassen ferner, daß ein Pferd damit spielen, und dadurch ein feuchtes Maul erhalten kann. Je größer und kleiner die Walzen sind, je mehr und weniger greifen sie an. Die Melonen- und Birnenwalzen gehören für große und weitmäulige Pferde, und die das Maul krümmen; denn sie machen, daß ein Pferd nicht ladenwund wird; nur ist in Acht zu nehmen, daß sie nicht neben den Laden

im

im Maule aufliegen; in diesem Falle können sie mit kleinen Ringen vorne beym Schlusse zurück getrieben werden. Die Mundstücke überhaupt müssen einem jeden Pferde auf beyden Seiten gleich hangen, und einen Queerfinger über die Hakenzähne einwärts liegen, damit die Haken nicht berühret werden.

Mundstück, gedrehetes. Ein Mundstück, dessen Hälften als ordentliche Schraubengänge abgedrehet sind. Es ist eine neuere Erfindung, die gut für hartmäulige Pferde ist. Sie können damit ganz leicht gehalten und geführt werden. Denn wenn eine Stange mit einem solchen Mundstück angezogen wird: so schraubet es gleichsam die Laden des Pferdes zusammen, daß es sich dadurch muß erhalten lassen, wenn es auch sonst gegen alle andere Zäume unempfindlich wäre. Im übrigen muß man bey dieser Art von Mundstücken in Acht nehmen, daß sie der Zunge genug Freyheit lassen, daß nämlich beyde nach der Mitte zu auf den Laden aufliegen, und also Platz genug für die Zunge übrig bleibe.

Mundstück, gekröpftes. Ein Mundstück an der Reitstange, dessen Mitte erhaben, gewunden oder gekröpft ist. Wenn diese Mundstücke unten bey den Laden abgeschliffen, und oben höher sind, und die dicken Theile weiter von einander stehen: so heißen sie auch Galgenmundstücke.

Mundstück, hohles. Ein Mundstück an einer Reitstange, welche deshalb ausgehöhlet ist, damit es dem Pferde nicht beschwerlich falle, weil es ziemlich stark ist.

Mundstück, massives. Ein Mundstück aus dem Vollen geschmiedet, weit dünner, als die hohlen, und ist nur auf eine andere Art mit den Stangen vereiniget.

Mundstück mit Walzen, ein Mundstück, auf dessen Hälften mäßige Ringe oder Walzen stecken.

Muschel, ein blutloses, weiches, und mit keinen sichtbaren Gelenken versehenes, wurmartiges Thier in einem hartschaligen Gehäuse, womit selbiges durch einen oder mehrere Muskeln verbunden ist. Wir verschreiben alle Jahre aus Hamburg Muscheln zum Verspeisen; sollten aber diejenigen, welche wir in unsern Flüssen finden, nicht auch für uns eine gute Speise seyn? In dem **Wittenbergischen Wochenblatte** des Jahres 1798. Nr. 30 und 31. findet man eine Anweisung, wie unsre einheimischen Muscheln aufgesucht, eingesammelt, auf mancherley Weise zum Speisegebrauch angewendet, besonders aber als eine delicate Dauerspeise eingelegt und aufbewahrt werden.

Muschel oder Horizontalrad, ein Rad, welches an einer stehenden Welle fest gemacht ist, und aus verschiedenen ausgehöhlten Stücken besteht, welche einer Muschel gleichen, in welche das Wasser einschießt, und das Rad horizontal herumtreibt.

Muschelwerk, ein Zierrath in oder an den Häusern aus nachgemachten Muscheln.

Musterbäume, diejenigen Bäume in den Lustgärten, welche entweder im Mittelpunkte, oder in die Ecken der Muster, oder an die Gänge in gewisser Weite gesetzt, oder auch, bessern Ansehns halber,

unter der Scheere gehalten, und in gewisse Figuren gebracht werden. Hierzu schicken sich am besten der große Buchsbaum, Wacholderbaum, Lebensbaum und andere dergleichen blätterreiche Bäume. Die ganz fremden Bäume oder Orangerien trägt man mit ihren Gefäßen hin, und stellet sie in die Musterordnung an solche Oerter, wo sie gut in die Augen fallen.

Musterordnung, Muster, ist in der Gärtnerey die schickliche Austheilung dessen, was in den Blumengärten gepflanzt wird, mittelst welcher ein jedes Gewächs an solche Stellen kommt, daraus besonders bey der Blüthe für das Gesicht eine angenehme Vermischung entsteht. Man muß sich hierbey in Acht nehmen, daß die Besäung und Bepflanzung nicht zu dichte, sondern so geschehe, daß kein Gewächs das andere hindere, und ein jedes vor dem andern vollkommen gesehen werden könne; auch muß die Eintheilung der Beete und Parterres nach einer gewissen Harmonie geschehen, z.B. wenn in einer Hauptecke eine oder die andre Art von Blumen gestellt worden ist: so muß solche an die andere Hauptecken desselben Musters gleichfalls gepflanzet werden, und so überall. Viele Lustgärtner haben auch die Gewohnheit, in jedes Beet eine andre Art von Blumen zu pflanzen, welches zwar, so lange solche blühen, dem Auge angenehm ist; wenn die Blumen aber abgeblühet, veranlaßt es eine schlechte Gartenzierde. Es ist daher besser, an den Ecken und der Bordirung der Beete Zwiebelwerk, in der Mitte aber zaserichte Gewächse zu setzen, damit man ihnen mit der Düngung, ohne Schaden der andern, zu Hülfe kommen könne. Auf solche, wenn jene verblühen, kommen diese hernach, und die Beete behalten also immer eine Bekleidung. Man kann z. B. folgende Einrichtung machen: auf ein mit Zwiebelgewächsen belegtes Parterre pflanzt man Roßmarin, Cypressen und Nelkenstöcke unter einander; zwischen selbige säet man über das ganze Parterre allerley bunt gefüllten Mohnsaamen. Hierauf folgen erst die Zwiebelblumen, so daß alles mit Hyacinthen, Tulipanen u. s. f. bedeckt ist. Wenn nachher die bunte Zierde der letztern vergangen: so wird die grüne Gestalt des Roßmarins sichtbar, bis bald darauf die buntfarbigen Mohnarten erscheinen. Wenn endlich auch diese vorüber: so zeigt sich die Bekleidung der vollen Nelken, und also behalt ein Parterre stets ein schönes Ansehen. Um bey der Einrichtung solcher Parterre keinen Irrthum zu begehen: so muß man auf die Beete des Grundrisses, nach welchem ein Parterre angelegt wird, die Namen der Gewächse schreiben, mit solcher Austheilung, als man machen will. Fällt aber der Grundriß zu enge: so zeichnet man nur die Stellen mit Zahlen oder Buchstaben, und macht nach denselben ein Gegenregister, in welchem die Namen völlig aufgeschrieben sind. Einige illuminiren auch die Beete mit blauen, rothen und andern Farben, nachdem die Blumen sind, welche in jedwedem wachsen sollen. Diesem papiernen Entwurf wird nun im Säen und Pflanzen richtig nachgefolget. Man hat in allen vier Bänden dieses Werks bey den Blumen und andern Pflanzen überall die schicklichste Ordnung, besonders wie sie in England gebräuchlich ist, angezeigt.

Mutterhammer, ein Hammer der Huf- und Waffenschmiede, der eine ziemlich stumpfe Spitze hat, und womit der Schmidt

Schmidt die Löcher zu den Schraubenmüttern vorschlägt, indem er das vierkantige Stück Eisen, woraus eine Schraubenmutter entstehen soll, mit der stumpfen Spitze des Mutterhammers durchschlägt, und nachher die Schraubengänge mit einer stählernen Schraube drehet.

Mutterkorn, Rankkorn, Mutterzapfen, Hahnensporn, ein sehr langer, dicker, unächter, unfruchtbarer und ungestallter Saame im Getraide, auswendig schwarz, inwendig weiß und bläulich; eines süßen und etwas geilen Geschmacks, und wenn er trocken, weit härter, als das natürliche Korn. Da dergleichen fehlerhafte Körner häufig gefunden werden, wenn sich viele Brachkäfer an den Roggenähren sehen lassen: so will man die Entstehung solcher Körner diesen Käfern zuschreiben, da sie das zart befruchtete oder unbefruchtete Saamenkorn an- und aufbeißen, daß solches durch die unordentlich und stärker eindringenden Säfte widernatürlich angetrieben wird. Es kann aber auch wohl starke Dürre zur Blüthzeit, und darauf folgende anhaltende Nässe zu diesem Mißgewächse Gelegenheit geben. Ueber die Wirkung des Mutterkorns im menschlichen Körper ist in neuern Zeiten viel Streit entstanden, da Einige dem unter das gesunde Korn mit gemahlnen und genossenen Mutterkorne einen daraus entstehenden Schwindel, wunderliche, heftige, krampfartige Zufälle, und besonders die sogenannte Kriebelkrankheit zuschreiben wollen; Andere haben das Gegentheil besonders dadurch zu erweisen gesucht, daß sie es den Hühnern und Tauben ohne Schaden fressen, auch das gestoßene Mutterkorn mit Roggenmehl versetzet, und mit einander säuern, knäten und backen, auch davon ein nicht übel schmeckendes Brodt ohne allen übeln Erfolg von Menschen verspeisen lassen. Es möchte aber hiebey wohl zu erinnern seyn, daß in Ansehung der Menge des beygemischten Mutterkorns, wie auch der Menschen, welche das davon gebackene Brodt genießen, ein großer Unterschied zu machen seyn dürfte, so wie auch in Ansehung der Zeit, ob dergleichen Brodt ein ganzes Jahr hindurch, oder nur einige Tage und Wochen, gegessen wird. Wenn aber, wie zuvor gesagt worden, das Mutterkorn gemahlen oder geschroten, mit gutem Korne vermischt, dem Geflügel oder andern Thieren ohne Schaden gefüttert werden kann, warum wollte man solches Mutterkorn zu solchem Gebrauch nicht lieber aussichten und von den guten Körnern trennen? indem jenes viel zu groß ist, als daß es in einem hierzu dienlichen Siebe mit hindurch fallen könnte.

Mutterkraut, Matricaria. Die Arten dieser Gattung sind dauerhafte, krautartige, theils perennirende, theils einjährige, meistens aufrecht wachsende Pflanzen.

1) **Gemeines Mutterkraut, Metterich, Federkraut** ꝛc. M. parthenicum L. **Vaterl.:** Europa, in gebauetem Lande, und im Steingrunde wildwachsend. **Wurzeln:** sehr zaserig, gedrängt bey einander liegend. **Blätter:** zahlreich, zusammengesetzt. **Stengel:** an allen Seiten ästig, 2 — 3 F. hoch, mit flachen Blättern, welche aus etwa sieben eyrunden, in viele stumpfe Abschnitte eingeschnittenen, gelblich grünen Blättern zusammengesetzt sind. **Blumen:** in Menge, weiß, die Scheibe gelb, im Jun. **Saamen:** in Menge, reif im Sept. **Abänderungen für die Blumengärten:**

a) mit völlig gefüllten, b) mit halb gefüllten, c) mit gefüllten röhrigen, d) mit röhrigen Scheiben, e) mit kurz gestrahlten, f) mit ungestrahlten, g) mit schwefelgelben ungestrahlten Blumen, h) mit fein gekrauseten Blättern, welche sich durch den Saamen ziemlich unverändert fortpflanzen lassen, wenn nämlich die verschiedenen Saamenpflanzen nicht zu nahe bey einander stehen, und man denselben von den besten Blumen einer jeden Sorte aufnimmt. Ihre Wurzel ist meistens perennirend; in einem feuchten Boden aber dauert sie oft nur 2 — 3 Jahre; pflegt jedoch dann ins künftige Jahr fortzudauern, und abermals Stengel zu treiben, wenn man die Stengel, sobald die beste Flor vorüber ist, sogleich über der Erde abschneidet. Sie würden andern großen Blumenpflanzen wenig nachgeben, wenn sie keinen starken widerlichen Geruch hätten; schicken sich aber sehr gut für alle Abtheilungen der Lustgärten, und machen daselbst während der 4 — 6 Wochen, da sie in völliger Schönheit blühen, eine angenehme Mannichfaltigkeit. Weil sie, wie schon gesagt ist, oft nur 2 Jahre dauern: so muß man nicht versäumen, jährlich, oder um jedes andere Jahr, neue gute Sorten durch die Saamenerziehung zu gewinnen. Der Fortpflanzung durch Zertheilung und abgeschnittene Zweige, und zwar ersterer, bedienet man sich meistens nur bey der krausblättrigen, und andern gefüllten Sorten, und besonders solchen, die, weil sie zu stark gefüllt sind, keinen Saamen geben können. Zu diesem Zwecke schneide man die dazu bestimmten Pflanzen, damit sie Nebenschößlinge treiben mögen, sobald ihre Blumen zu verwelken beginnen, und ehe sie Saamen tragen, dicht über der Erde ab, und zertheile sie nachher im Herbste, oder im folgenden Frühjahre.

Der Geruch dieser Pflanze hat viel ähnliches mit den Chamillen, und man kann auch beyde in Ansehung der Arzneykräfte mit einander füglich vergleichen, nur möchte die Chamille leicht den Vorzug behaupten. Doch gehen die Kräfte des Mutterkrauts, welche es sowohl in der Blüthe als in den Blättern zugleich hat, bey dem Austrocknen größtentheils verloren. Es pflegen die Landleute einiger Gegenden die getrockneten Blätter dem keichenden und aufgeblähetem Viehe unter das Futter zu mengen. In England aber pflegt man von dem ausgepreßten Safte einige Löffel voll vor dem Eintritte der Wechselfieber einzunehmen, und daher heißt auch die Pflanze bey den Engländern Feverwew.

2) **Wohlriechendes Mutterkraut**, M. suaveolens L., unterscheidet sich von den übrigen Arten durch gleichbreite Kelchschuppen, zurückgeschlagene Randblümchen und durch das mehr erhabene Blumenbette; ist übrigens der Chamille viel ähnlich, bey welcher aber die Randblümchen ausgebreitet stehen. Man findet diese Art in ganz Europa.

3) **Silberweißes Mutterkraut**, M. argentea, kommt aus dem Orient, und unterscheidet sich durch die doppelt gefiederten, silberweißen Blätter, und einzeln stehenden Blumen. Diese beliebte Pflanze ist etwas zärtlich, verlangt einen leichten trocknen Boden, und eine warme Lage; gleichwie man auch, um nicht die ganze Art zu verlieren, wenn etwa die im Garten stehenden Pflanzen erfrieren sollten, allezeit einige Stücke in Töpfen unterhalten muß.

Mutterlauge, Hecklauge, Salpetermutter, Mater nitri, ist nichts anders, als die übrig gebliebene Lauge, aus welcher bey dem Salpetermachen kein Salpeter mehr zu Crystallen anschießen will. Es wird daraus die in der Heilkunst bekannte Magnesia bereitet.

Myrtenbaum, Myrten, Myrtus communis, ein sehr bekanntes Pflanzengeschlecht, dessen verschiedene Arten gemeiniglich unter der Orangerie in den Gärten gehalten, und eben wie diese gewartet werden. Die Vermehrung geschiehet aus den schönsten und geradesten Ablegern oder Zweigen den Semmer über. Die Zweige steckt man insgemein in Töpfe, welche mit einer leichten fetten Erde erfüllt sind, oder auf eine schattichte Rabatte. Die Bäume versetzt man fleißig im Frühjahre, erwählt aber hierzu niemals allzu große Töpfe, und lockert beym Versetzen die dicht unter einander, und in einen Pelz verwachsenen Wurzeln sorgfältig auf. Wenn sie den Sommer über allzu sehr der Sonne ausgesetzt sind, werden sie selten reichlich blühen; welches aber um desto eher geschiehet, wenn sie einigen Schutz vor der Sonne haben. Die Blüthzeit fällt bey uns gemeiniglich zu Ende des Sommers. Im Winterhause verlangen sie wenig Wärme, mehr Luft und öfteres Begießen. Einige lassen sich durch den Schnitt, wie Pyramiden, Kugeln, und in andere Gestalt, ziehen. Aus dem Safte der Früchte wird ein einfacher Syrup gemacht, dessen sich einige Aerzte beym Durchfalle, dem weißen Fluße, auch bey Blutflüßen bedienen. Der Trank von Myrtenblättern giebt ein gutes Gurgelwasser; dient auch zur Befestigung der Zähne; auch kann man davon Bähungen machen, um die schlaffen Gelenke und Nerven zu stärken.

N.

Nabe, das ausgebohrte Holz in der Mitte des Rades, worinn von außen die Speichen stecken, und wodurch die Achse geht. Man braucht dazu Eichen- Rüstern- und Eschenholz. Es besteht die Nabe aus 3 Theilen, nämlich der vordern dünnen **Röhre,** den walzenartigen **Haufen** in der Mitte, worinn die Speichen stecken, und dem dünnern **Vorstoß** hinter den Haufen, der an dem Gestelle des Wagens auf der Achse läuft. Damit sich die Nabe inwendig nicht auslaufe, wird von dem Grobschmidt ein eisener Rinken eingeschlagen, welchen man die **Büchse** oder **Buchse** nennet. Die andern Ringe, damit die Nabe von außen belegt wird, heißen die **Nabenrinken;** die beyden großen Ringe aber auf der Nabe, die beyderseits den Speichen am nächsten sind, nennet man **Speichenrinke;** hingegen denjenigen, womit die Nabe im Laufen an die Achse stößt, den **Stoßrinken.** Da die Nabe die ganze Last des Wagens zu tragen hat: so muß gutes, festes Holz dazu genommen werden. Holz von überalten Eichen, welches nicht zähe, sondern brüchig ist, taugt nicht dazu. Eichen vom Mittelalter, oder noch jünger,

vom

vom zwanzigsten Jahre anzurechnen, sind die besten. Naben von Eschen werden zuletzt mürmelicht, wenn sie beständig unter freyen Himmel bleiben müssen, wo sie bald naß, bald trocken seyn müssen. Wo es an Eichen, Rüstern und Eschen, aber nicht an Ellern, fehlet, da wählen die Landleute das unterste Stammende ausgewachsener Ellern, als an welchem Theile dieses Holz die meiste Festigkeit und Dauer hat.

Nabel, Nabelöffnung, ist der Theil in der Mitte der Kuppeln, welcher oben entweder offen, oder mit einer Laterne versehen ist.

Nabenbohrer, ein Löffelbohrer der Stellmacher, vorne mit zwey kleinen Zacken oder zwo Spitzen, womit vorgebohret wird, wenn auf der Nabe ein Loch ausgestemmet werden soll.

Nabenloch, die Oeffnung der Nabe, worinn die Achse läuft.

Nachbinden, wenn es bey einem Hauptjagen im Stellen ordentlich und geschwinde zugehen soll, so wird einem jeden Jäger seine besondere Arbeit angewiesen, da denn sogleich, wo sie von einander binden, die oberen und unteren Leinen von den Tüchern an Hestel oder Bäume angebunden werden, welches das **Vorbinden** heißt; wo aber die Leinen an dem andern Ende des Tuchs wieder angebunden werden, da heißt es **Nachbinden.**

Nachbrunst, die Zeit der Brunst oder Brunst der geringern Hirsche, nach der gewöhnlichen Brunstzeit der stärkern.

Nachbrust, der hintere Theil der Brust eines geschlachteten Rindes, zum Unterschiede von der Vorbrust und dem Brustkerne.

Nach dem Faden, ein Wort der Holzarbeiter, wenn sie das Holz, der Länge der Fasern nach, bearbeiten, und solchen folgen. Nicht alle Holzarten lassen sich über Hirn und über Zwerg der Holzlagen oder Fasern bearbeiten, indem sie nicht alle gleich hart und dicht sind, wie z. B. das Fichtenholz, welches sich nicht gut über Hirn bearbeiten läßt, als welches, nebst mehrern dergleichen Holzarten, der Länge nach bearbeitet und gespaltet werden muß. Dagegen sind die Holzfasern des Büchen- und Eichenholzes durchgängig gleich dichte und kurz, deswegen sich solches so gut über Hirn, als nach dem Faden, bearbeiten läßt. (S. Hirn.)

Nachdruck, derjenige Most, der durch das Keltern der Weinreben entstehet, nachdem der Vorlaß davon gekommen. Wenn jener vor sich allein gelassen wird: so bekömmt man davon bessern Wein, als wenn beyde, wie gemeiniglich geschiehet, beym Fassen vermischt werden.

Nachfahren, ist bey der Jägerey 1) wenn die Hunde ein Wild rasch verfolgen; 2) wenn mit der Hand bey dem Besuch am Hängseil nachgegriffen, und der Hund kürzer gehalten wird; 3) wenn ein Wild flüchtig ist, und man es nicht recht zum Schuß haben kann: so wird mit angeschlagenem Gewehr nachgehalten; 4) wenn ein Zeug zu kurz ist, und etwas gestreckt werden muß; 5) wenn ein flüchtiges Wild eben den Weg nimmt, welchen das erstere genommen, so sagt man: ein Wild ist dem andern nachgefahren.

Nachgeben, nachlassen, heißt bey den Jägern 1) dem Hunde bey den Behangen oder Suchen mehr Seck lassen; 2) wenn eine Schraube am Gewehr zu

fest

fest angezogen ist, solche nachlassen; 3) wenn die angelassenen Hunde das angejagte Wild nicht mehr verfolgen, so sagt man: die Hunde haben nachgegeben.

Nachgras, Gras, welches zum zweyten Mal gehauen, und woraus der Grummet gemacht wird.

Nachharke, Nachrechen, Hungerharke, eine große Harke oder Rechen, dessen Balken über 3 Ellen lang, mit vielen Zähnen oder Zinken besetzt, und mit einem etwas stärkern Stiel, als die ordentlichen Harken, versehen ist. Wird diese Harke durch ein Pferd gezogen: so hat sie einen kurzen Stiel. Es wird dieses Werkzeug in der Aerndte zum Zusammenbringen der zerstreuet liegen gebliebenen, Kornhalme nach den in Mandeln oder Schocke zusammen gelegten Garben, gebrauchet; da denn diese Arbeit leichter und geschwinder verrichtet wird, als wenn die Arbeitsleute mit ihren kleinen gewöhlichen Harken solches thun sollen.

Nachhuth, eine gewisse Ordnung des mancherley Weideviehes, wie solches eins nach dem andern gewisse Theile der Triften, Felder und abgeärndteten Wiesen abweiden soll. Das Rindvieh ist das erste, sodann die Pferde, und die Schafe ganz zuletzt, weil selbige das kürzeste Gras noch abbeißen können.

Nachlauf, was von dem sogenannten Lutter, wenn der Kornbranntwein schon in erforderlicher Menge und Stärke abgelaufen ist, noch gewonnen wird, und nachmals, wenn wieder Lutter in die Blase gebracht, hinzugethan, und von neuem abgetrieben wird, damit der noch darinn befindliche Spiritus völlig ausgezogen werde.

Nachmahd, so nennt man in Niedersachsen das zweyte Heu oder den Grummet, so von einer Wiese gewonnen wird.

Nachraum, ist im Forstwesen, wenn in einem Hiebe oder Hauung etwas Holz stehen oder liegen bleibt, so noch hätte können abgehauen werden; z. B. in den Wäldern, besonders im Schwarzholze, wo Floßscheite geschlagen werden, da alles schwache Holz stehen bleibt, und mehrentheils den Köhlern zum Verkohlen überlassen wird.

Nachrichten, 1) wenn man mit dem Leit- und Schweißhunde auf einer Fährte nachsuchet; 2) hinter dem Treibgarne Lappen, Netze oder Tücher stellet; 3) alles dasjenige noch in Ordnung bringt, was bey einem gestellten Jagdzeuge und Geschneide nachzubessern nöthig ist.

Nachsatz, die Menge des Wassers, welche durch ihren Nachdruck den Strohm und dessen beständige Höhe unterhält.

Nachstellen, sich vor ein Holz stellen, damit das Wild da nicht hinein kommen kann; sondern nach Verlangen in ein anderes Holz einlaufen muß.

Nachtgarn, ein Vogelnetz, welches 60, 70—80 F. lang, und bis 24 F. breit ist. Dergleichen Netze werden eigentlich auf Lerchen gebraucht. Weil aber auch Rebhühner und junge Hasen damit beschlagen, gefangen, oder wenigstens verjagt werden: so ist außer dem Herrn der Wildbahn, oder der niedern Jagd, Niemand befugt, damit zu gehen.

Nachtigall, der so bekannte und vorzüglich schön singende Vogel, welcher am ersten wegzieht, und bald nach der Mitte des Aprils wieder kömmt. Wir

haben bey uns 2 Gattungen, die große und kleine Nachtigall. Jene ist etwas größer, und man nennet sie gemeiniglich Sprosser. Die kleine Nachtigall wird aber wegen ihrer mehr lieblichen Stimme vorgezogen. Sie nähren sich von allerley Würmern und Insecten, von Ameiseneyern, auch suchen sie die kleinen grünen Baumraupen für ihre Jungen; weshalb man der Nachtigallen mit dem Einfangen und Halten in den Käfichen verschonen sollte. Wie viele tausend Metzen Ameiseneyer mögen wohl aus den Waldungen aufgesucht, und als Nachtigallfutter in den Städten verkauft werden! Wenn das so fortgeht: so wird ein Insect vermindert oder wohl gar ausgerottet, wovon doch bekannt ist, daß selbiges, wie andre Raupen, also auch besonders die in unsern Tagen uns so schädlich gewordene Fichtenraupe, verzehret. Im gegenwärtigen Jahre ward das Wegfangen der Nachtigallen oder Ausnehmen ihrer Jungen im Preußischen bey 5 Rthlr. Strafe für jeden Uebertretungsfall verboten.

Nachtkerze, Onogram Tourn. oder Oenothera L. **Gelber Weidrich** ist zwar ein mehr bekannter Name; dieweil aber mehrere Geschlechter diesen Namen führen: so ist jener lieber zu wählen. Von den mancherley Arten erwähnet man hier:

1) Die **zweyjährige Nachtkerze mit borstigem Stengel, Garten- oder Französische Rapunzel, Rübrapunzel, geiber Gartenweidrich,** Rapuntika, Oenothera biennis, Rhapontica. Nachtkerze heißt man die Pflanze, weil sie nur gegen Abend und des Nachts ihre vier hellgelben Blumenblätter von einem nicht unangenehmen Geruch ausbreitet. Sie gereichet unsern Blumengärten zu einer nicht geringen Zierde. Aber auch in den Küchengärten verdient sie mehr als andere Gewächse einen Platz, weil ihre langen, dicken und geraden Wurzeln roh mit Oel und Essig, oder in Scheiben zerschnitten, auch an Fleisch gekocht, eine wohlschmeckende Speise abgeben. Sie ist aber eine zweyjährige Pflanze und geht aus, wenn sie ihren reifen Saamen gebracht hat. Als Küchengewächs betrachtet, wird sie gewöhnlich und am besten im Herbste sogleich, wenn der Saame reif ist, von andern aber erst zu Anfange des Jun. in allerley Grund und Boden gesäet; der Saame wird ganz dünne ausgestreuet; wenn aber die Pflanzen dennoch zu dicht aufkommen sollten: so müssen sie dergestalt verdünnt werden, daß jede Staude, weil sie gewöhnlich stark wachsen, wenigstens 5 — 6 Zoll Raum habe, sich auszubreiten. Sie bleibt gleich an dem Orte, wo sie gesäet ist, stehen, weil sie das Versetzen wegen ihrer langen Wurzel nicht verträgt. Gegen den Winter werden die Wurzeln brauchbar; sie bleiben es aber im künftigen Sommer nicht länger, als bis die Saamenstengel anfangen hervor zu schießen. Wenn man diese nicht gleich abbricht, werden sie stockig und unbrauchbar. Doch hilft auch öfters nicht einmal das Abbrechen. Alle Saamengehäuse werden nicht zugleich reif; man muß daher, um die starke und lästige Vermehrung der Pflanze zu vermeiden, darauf aufmerksam seyn, und die Saamenkapseln sogleich, wenn man ihre Reife gewahr wird, nach und nach einsammeln.

2) **Kleinblumichte Nachtkerze, mit achttheiliger Frucht,** O. parviflora L., ist, außer der Blüthe, der vorigen Art ganz ähnlich. Die Blumenblätter

blätter sind weit kleiner und vorwärts ausgerändet.

3) **Kleinblumige Nachtkerze, mit viertheiliger Frucht**, O. muricata L. Diese unterscheidet sich von der zwoten Art nur dadurch, daß das blühende Ende des Stengels weit über die Seitenzweige hervorraget, die Blumenblätter saffranfärbig und völlig herzförmig, und an der Frucht nur 4 Spitzen sind.

4) **Weiche schmalblätterige Nachtkerze**, O. mollissima L. Die Blätter sind schmal, lang, lanzettförmig, am Rande etwas wellenförmig ausgebogen, und mit ganz weichen, sammetartigen Haaren auf beyden Seiten besetzt. Von dem ausgefallenen Saamen der zweyten und dritten Sorte wachsen selten neue Arten, und man muß daher solchen lieber im Frühjahre auf das Mistbeet aussäen. Die vierte Art verlangt keine besondere Wartung; wer einmal dergleichen im Mistbeete erzogen, wird auch wieder von selbst wachsende Pflanzen finden.

Nachtlampe, hierzu dienen nicht nur allerley sonst gewöhnliche Lampen, dafern sie nur mit einem schwachen Dochte versehen sind; sondern man kann auch auf einem Teller einen von Baumwolle oder feinem Papier oben spitz zusammen gedreheten, unten hingegen etwas in die Breite gezogenen Docht legen, und solchen mit Baumöl begießen, jedoch so, daß er nicht ersäufe.

Nachtleuchter, ein von Metall hoch- und hohlgetriebener Leuchter, mit einer weiten und unter sich gehenden Tille, die obenher durch einen hohen Rand wohl verwahret ist, welche, wenn das Nachtlicht hineingesetzt wird, mit Wasser angefüllet werden muß. Da nun das Licht, weil es nicht so schwer ist, nicht ganz in dem Wasser untertaucht, sondern mit einem Theil über demselben heraussteht: so steigt allemal so viel von selbst aus dem Wasser in die Höhe, als sich durch das Brennen verzehret.

Nachtlichter, lange und dünne von Talg gezogene, oder von Wachs gegossene, mit zarten Dochten versehene Lichter, welche des Nachts in den Nachtleuchtern brennen. Man nimmt auch ein gegossenes förmliches Stück Wachs, welches in der Mitte einen nicht allzu starken Docht hat; solches wird beym Gebrauch auf einen Teller oder breites Blech gesetzt und angezündet, da es denn nach Verhältniß seiner Größe viele Nächte hindurch brennen kann. Will man ein wohlfeileres Nachtlicht haben: so ziehe man einer wilden Castanie die Schale ab, trockne sie, und durchbohre sie alsdann an unterschiedlichen Stellen mit einer kleinen Pfrieme. Hierauf legt man sie wenigstens 24 Stunden in Oel, von welcher Art man will, und ziehet ein kleines Docht durch. Endlich läßt man die Castanie in einem Gefäß mit Wasser schwimmen, zündet den Docht des Abends an, und kann sich darauf verlassen, daß man bis zum andern Morgen Licht haben werde.

Nachtschatten, Solanum, eines der weitläuftigsten Pflanzengeschlechter, wovon hier nur die vorzüglichsten bemerket, und unter zwo Abtheilungen, nachdem die Pflanzen entweder Stacheln oder keine haben, gebracht werden. Zu den unbewehrten, oder welche keine Stacheln haben, gehören:

1) **Der gemeine Nachtschatten, mit unterwärts hangenden weißen Blüthsträußern**, Solanum nigrum L.,

wächſt überall, und iſt in den Gärten ein beſchwerliches Unkraut. **Blätter**: eyrund, gezähnt-winklicht. **Blumen**: an den Seiten der Zweige, weiß, hinterlaſſen ſchwarze oder anders gefärbte Beeren, wornach die verſchiedenen Abarten zum Theil benennet werden. Dieſe Pflanze beſitzt eine ſchmerzſtillende oder einſchläfernde, wohl gar ſchädliche Eigenſchaft, und wird daher unter die Gifte gezählet. Man geht alſo am ſicherſten, wenn der innerliche Gebrauch gänzlich vermieden, und nur die friſchen Blätter, zerquetſcht als ein Umſchlag, oder der ausgepreßte Saft äußerlich bey Entzündung, ſchmerzhafter güldner Ader, verhärteter Geſchwulſt und krebsartigen Geſchwüren, und überhaupt da angewendet werden, wo man etwa das Tollkraut empfiehlt, welches letztere aber doch ſtärker wirkt. Die Beeren ſollen Füchſe und Wölfe gern freſſen.

2) **Strauchartiger kletternder Nachtſchatten mit ganzen und dreyfachen Blättern, ſteigender Nachtſchatten, Bitterſüße, Hinſchkraut, Alpranken, Afranken, Mäuſeholz, wilde Strickwurz, wird je länger je lieber**, Solanum ſcandens, Solanum Dulcamara L. **Vaterl.**: Deutſchland, an den Gräben und Dämmen, in feuchten Gebüſchen, auch wohl in gutem Grunde, um die lebendigen Zäune. **Wurzel**: holzicht und ſtark, in viele Aeſte verbreitet, und mit Zäſerchen beſetzt. **Stengel** oder Ranken: ſtark, holzicht, dauerhaft, klettern mit ihren Zweigen an allen nebenſtehenden Bäumen und Sträuchern hinauf, und faſſen überall Wurzeln, wo ſie auf feuchtem Boden zu liegen kommen. Sie ſind anfangs grün, und bekommen nach und nach eine aſchfarbene, endlich ſchwarzgraue Rinde. **Blätter**: langgeſtielt den Blumen gegen über geſtellt, unterwärts an den Ranken völlig ganz, herzförmig zugeſpitzt, oberwärts aber in drey, auch nur in zween Lappen abgetheilt, und gleichſam ſpondonförmig. Der nackende, gemeinſchaftliche Blüthſtiel treibt ſeitwärts aus den jungen Zweigen, und theilet ſich in kurze, gabelförmige Zweige, an welchen die Blumen büſchelweiſe hangen. Die Blüthzeit iſt vom Jul. bis zum September. Die Einſchnitte des Kelches ſind kurz und braunroth, das Blumenblatt blau, violett oder auch weiß, und in der Mitte um die Staubfäden mit 10 hellgrünen Puncten gezieret. Die Beeren ſind eyförmig und roth. Man hat Spielarten mit weißen Blumen; eine mit vergoldeten und eine andere mit verſilberten Blättern, welche aber im Scherbel unterhalten, und den Winter über in ein gemeines Glashaus zu ſetzen ſind, indem die Blätter im freyen Lande gar leicht die natürliche Grüne wieder annehmen.

Es kann dieſe letztere Pflanze auf mancherley Art nützlich ſeyn. Die tief unter ſich gehenden Wurzeln können bey Waſſerdämmen mit eingelegt werden, weil ſie gut in der Näſſe dauern, den Grund bewurzeln, aus der größten Tiefe heraus und wieder herunter wachſen, und Schlamm und Erde zwiſchen ſich aufnehmen. Das Holz von den Ranken iſt gelblicht und zähe, und wird zu feinen Reifchen, auch zum Koroflechten gebraucht. Die Schale hat im friſchen Zuſtande einen widrigen Geruch, der den Kopf etwas einnimmt, und einen bittern Geſchmack, der ſich unter dem Kauen in eine unangenehme Süßigkeit verwandelt, welches alles aber ſich bey der trocknen Rinde gänzlich verlieret. Wegen des widrigen Geruchs heißt das Holz **Mäuſeholz**; es vertreibt die friſche Pflanze

Ratten

Ratten und Mäuse, und wird als eine Witterung gebraucht. Die Blätterstiele, wie Linnäus schreibt, oder vielmehr die jungen Zweige und Rinde, sind eine bekannte Arzney wider das Keuchen der Pferde und des Rindviehes. Da diese Krankheit an einigen Orten Hinsch genannt wird: so führet diese Pflanze daher den Namen **Hinschkraut**. Gegen die Engbrüstigkeit und anfangende Lungensucht, Krätze, laufende Gicht und andere Gliederschmerzen, böse Geschwüre und die Liebesseuche; auch wider die Steinschmerzen sollen diese Stücke, nach den Erfahrungen der berühmtesten Aerzte, vortreffliche Dienste leisten. Der mit Wasser davon bereitete Trank soll alle Ausführungen, Schweiß, monathliche Reinigung, Urin, u. s. f. befördern. Linnäus ziehet den Trank allen andern sogenannten blutreinigenden, von den ausländischen Hölzern bereiteten Tränken, weit vor. Auch will man beobachtet haben, wie dadurch der Urin von dem aufgelöseten Geblüte eine ganz schwarze Farbe angenommen, und man will daher den Gebrauch des wässerichten Aufgusses bey Quetschungen, und überhaupt, wo geronnenes Geblüt zugegen, ernstlich anrathen. In den meisten Apotheken findet man nur getrocknete, von Alter unkräftig gewordene Wurzeln; daher man solche lieber selbst frisch einsammeln, und sich desto sichrer auf ihre Wirkung Rechnung machen kann. Murray empfiehlt, die Zweige im Frühjahre und Herbste zu sammeln, wenn solche ohne Blätter sind.

Man könnte, wie in England, mit dieser Pflanze Sommerlauben und schattichte Mauern überziehen; nur wächst sie im trocknen Boden sparsam, und die Ranken steigen nicht genug in die Höhe. Die Vermehrung kann aus dem Saamen geschehen, leichter aber durch die Schößlinge und Zweige, welche, gleich den Weiden, in kurzer Zeit Wurzeln austreiben, wenn sie in das Wasser oder in feuchten Boden gesetzt werden. Die breitblätterichten Spielarten kann man nur allein auf diese Art fortpflanzen.

3) **Baumartiger immergrünender Nachtschatten, mit lanzettförmigen ausgeschweiften Blättern, Corallenbaum, Corallenkirschbaum,** Solanum pseudocapsicum L. Ein Bäumchen oder Strauch, welcher aus Madera herstammet; erreicht in unsern Gärten die Höhe von 3—5 F., und ist auch im Winter mit Blättern und seinen rothen Früchten besetzet. Die Vermehrung geschiehet durch den Saamen, welcher auf ein Mistbeet ausgestreuet wird. Die Stöcke hält man in Töpfen, bringt diese gegen den Winter in ein gemeines Glashaus, und setzt solche an einen Ort, wo sie zuweilen der freyen Luft genießen können.

4) **Bonarischer Nachtschatten, mit ausgeschweiften zackichten Blättern, baumartiger Nachtschatten mit Cartoffelblumen,** Solanum Bonariense, wird aus dem Saamen, auch Zweigen, erzogen, und den Winter über im Glashause erhalten; verlangt luftige Wärme und viel Wasser, auch öfteres Verpflanzen.

5) **Knollichter Nachtschatten, mit gefiederten Blättern,** Solanum tuberosum L. (S. Erdäpfel.)

Stachlichte Arten sind:

1) **Campecher Nachtschatten, mit herzförmig unordentlich ausgezackten Blättern, und stachlichten Kelchen,** S. Campechiense L. Zwo oder drey Blumen sitzen an dem gemeinschaftlichen Stiele; sie sind von mittlerer Größe,

und das Blumenblatt iſt blaß violettfarbig, die Beeren weiß. Die Vermehrung muß aus dem Saamen auf dem Miſtbeete geſchehen.

2) **Virginiſcher Nachtſchatten**, S. Virginianum L., hat krautartige, winklige und äſtige Stengel, die Blätter geſchlitzt, faſt bis zur Mittelribbe in verſchiedene ſtumpfe, buchtige Abſchnitte eingeſchnitten, blaue Blumen, welche ſchwärzliche, rundliche Früchte hinterlaſſen. Die Vermehrung geſchiehet allein durch den Saamen.

3) **Strauchartiger Nachtſchatten, mit ausgezackten, rauchlichten Blättern und unbewehrten Kelchen, mit blauen Borragenblumen**, S. Indicum L. Fünf bis ſechs Blumen ſtehen auf einem gemeinſchaftlichen Stiele, und ſind der vorhergehenden Art gleich; die Farbe des Blumenblatts fällt aus dem Blauen ins Purpurfarbige; die Frucht gleicht einem kleinen Apfel, und verlangt die Wartung des Bonariſchen Nachtſchattens.

4) **Caroliniſcher Nachtſchatten, mit ausgeſchweiften, ſpitzigen Blättern und langen Blumenähren**, S. Carolinenſe L. Die Blumen ſtellen eine lange einfache Aehre vor, hängen unterwärts, und gleichen den vorherſtehenden Arten. Die Wurzel dauert den Winter über, und treibt jährlich einen neuen Stengel. Die Frucht iſt klein und gelb.

5) **Bahamiſcher Nachtſchatten, mit ausgeſchweiften Blättern und ſchmalen Blumenausſchnitten**, S. Bahamenſe L., iſt ein immergrünender Strauch, deſſen Blumen eine Aehre vorſtellen, deren Blumenblätter klein und purpurfarbig ſind.

6) **Stachlichter wollichter Nachtſchatten**, S. tomentoſum L., iſt faſt in allen Theilen mit einer weißgrauen Wolle überzogen, und mit dünnen Stacheln beſetzt. Die Wartung dieſer und der vorhergehenden Art kömmt mit den übrigen ausländiſchen und ausdauernden überein.

7) **Stachlichter, wollichter und herzblätterichter Nachtſchatten**, S. mammoſum L. Die Frucht iſt goldgelb, und gleicht, der Geſtalt und Größe nach, einer kleinen Birne; die Vermehrung geſchieht durch Ausſtreuung des Saamens auf das Miſtbeet.

Nachtviole, Heſperis. Man kann die Arten in zwey- und einjährige eintheilen. Die vorzüglichſten Pflanzen der erſten Art ſind folgende:

1) **Schöne, wohlriechende Nachtviole, Winterviole, Frauen-Nachtweil, insgemein Matronalviole**, Viola matronalis. Dieſe, in unſern Gärten faſt einheimiſch gewordene Pflanze ſtammet aus Italien her, und iſt höchſt wohlriechend. Die natürliche Farbe der im May und Jun. erfolgenden Blüthe iſt roth; man findet aber auch welche mit fleiſchfarbenen und ganz weißen Blumen, wie nicht weniger gefüllte. Dieſe ſind zwar die ſchönſten; die einfachen aber haben einen ſtärkern Wohlgeruch, und mögen alſo in der Nähe der Zimmer in größerer Anzahl, oder auch in Töpfe, gepflanzt werden. In den Wohn- oder Schlafzimmern aber ſind ſie wegen ihres zu ſtarken Geruchs, der ſchwächlichen Perſonen leicht ſchädlich werden kann, nicht aufzuſtellen. Eine Abart iſt die Sibiriſche Matronalviole, H. Sibirica. Dieſe hat lanzettförmige Blätter an 4 F. hohen Stengeln, und Blumen, die purpurroth ſind. Eine ſehr vortreffliche

che Pflanze, die zwischen andern von ähnlichem Wuchse eine gute Mannichfaltigkeit macht.

2) **Geruchlose Matronalviole**, H. inodora. Die Blumen sind geruchlos, die Blumenblätter stumpf. Die Sorten sind weiß, purpurroth, beyde einfach und auch gefüllt; trägt ansehnliche Blumen, die der Matronalviole sehr ähnlich sind.

3) **Traurige Nachtviole**, insgemein Nachtviole genannt, H. tristis L., hat ästige, abstehende, steifborstige 2 — 2½ F. hohe Stengel. Die Blumen sind klein, blaßpurpurroth, in lockern Rispen, am Abende vom erhabensten Wohlgeruche.

Diese drey Pflanzen sind bald zweyjährig, bald perennirend. Denn wenn sie in einem Jahre aus dem Saamen entspringen: so blühen sie im folgenden Jahre, und sterben nachher gewöhnlich ab, besonders die einfachen Sorten; es können jedoch, beydes die einfachen und gefüllten, noch mehrere Jahre erhalten, und also in diesem Betrachte perennirend genannt werden. Denn wenn man ihre Blumenstengel, sobald die Blumen verwelken, oder zu blühen anfangen, über der Erde abschneidet: so treiben sie aufs neue, und können dann im Herbste zertheilet, und auf diese Weise von einem Jahre zum andern fortgepflanzet werden.

Die Matronalviolen sind so dauerhaft, daß sie auf freyen Rabatten in jeder Gartenerde fortkommen; die Nachtviole aber kann nicht gut weder strengen Frost, noch viele Nässe im Winter, vertragen, sondern verlangt eine trockne, warme Lage, gleichwie man auch einige Pflanzen in Töpfen unterhalten mag, um solche gegen ungünstige Witterung zu schützen. Sie sind alle zur Verzierung der freyen Rabatten in Lustgärten sehr schicklich, und können auch zur Verzierung der ansehnlichsten, an Rasenstücke und große Wege stoßenden Strauchgruppen angewandt, und vor deren Fronte zwischen andere krautartige Pflanzen umher vertheilt werden. Von den Matronalviolen sind die gefüllten Sorten die schönsten, weil ihre Blumen eben so groß, und eben so gefüllt sind, als die der gefüllten Winterlevcojen. Sie lassen sich alle im Herbste, und zeitig im Frühjahre, ehe sie neue Stengel treiben, verpflanzen, müssen aber mit einem Ballen Erde so sorgfältig versetzt werden, daß sie es kaum empfinden.

Die mehresten aus Saamen gezogenen Pflanzen pflegen zwar nur einfach zu blühen, und viele von diesen schon nach vollendeter Flor abzusterben; es verlohnt sich aber doch der Mühe, zur Vertheilung auf die Rabatten jährlich neue Saamenpflanzen zu ziehen. Durch **Zertheilung** können die gefüllten und die einfachen gestreiften Sorten fortgepflanzt werden, indem diese aus Saamen nur sparsam entspringen, gleichwie sie sich auch durch die Wurzel nur wenig vermehren, wenn ihnen die Kunst nicht zu Hülfe kömmt, sondern oft nach der Flor ganz absterben. Man pflanze also einige zur Fortpflanzung bestimmte gute Pflanzen zu diesem Zwecke auf eine schattige, jedoch freye, Rabatte, und lasse sie nicht ganz zur Blüthe in die Höhe gehen, sondern schneide ihre Stengel, sobald solche 8 — 10 Z. hoch sind, über der Erde ab, und wiederhole dieses, so oft sie aufs neue in Stengel treiben, damit sie Ableger zu treiben gezwungen werden. Dann nehme man im August, oder im Anfange des Septembers, die ganzen Pflanzen auf, zertheile sie, und pflanze die gemachten Ableger vorerst 6 Z. weit auf besondere

Beete,

Beete, und endlich im October, oder im Frühjahre mit einem Ballen Erde auf die Rabatten.

Will man die Fortpflanzung durch Schnittlinge unternehmen: so werden die nach der vorhergehenden Vorschrift über der Erde abgeschnittenen Blumenstengel in zwey Längen von 3 — 5 Z. lang auf eine feuchte schattige Rabatte zu $\frac{2}{3}$ ihrer Länge, 3 Z. weit von einander in die Erde gesteckt, angegossen, und das Begießen fleißig wiederholet. Viele derselben, sonderlich die von der untern, schon härtern Hälfte, pflegen sich binnen 6 — 8 Wochen zu bewurzeln, und in Wachsthum zu kommen. Damit sie aber noch früher in Wachsthum kommen, stelle man, sobald sie gesteckt sind, gläserne Glocken über sie, nehme diese aber, sobald sie Wachsthum zeigen, wiederum weg, jedoch so, daß man sie stufenweise an die Luft gewöhne. Man kann zu solchen Stecklingen auch solche Stengel nehmen, die so eben abgeblühet haben; diese geben aber nie so gute Pflanzen als jene, die schon im Sommer gemacht sind. Die Vermehrung durch Stengel muß jährlich vorgenommen werden, damit man allezeit einen Vorrath von gefüllten Blumen habe, weil theils diejenigen, welche man blühen läßt, selten Ableger treiben, wofern ihre Stengel nicht, sobald sie abgeblühet haben, abgeschnitten werden, und auch diejenigen, die sie dann noch treiben, nicht so stark werden, als an denjenigen Pflanzen, die längst vor der Flor abgeschnitten sind, theils die aus Stecklingen gezogenen Pflanzen nie so gesund und gut sind, als diejenigen, welche regelmäßig durch Zertheilung gezogen sind.

Zu den einjährigen Arten gehören folgende:

4) **Africanische Nachtviole**, H. Africana. Die Blumen sind in lockern Rispen, sehr klein, purpurröthlich, im Jun. und Jul; die Schoten ungestielt, und im Sept. reif. Man hat rothe und gelbe Abarten.

5) **Frühlings- oder Französische Nachtviole**, H. verna, hat Blumen in einer Art von Rispen, purpurroth oder violet, im Frühjahre.

6) **Gezähnte, oder Sicilianische Nachtviole**, H. dentata. Die Blumen sind auf den Enden aller Stengel, sehr klein, weiß, im Sommer.

Diese drey Pflanzen haben keine sonderliche Schönheit, bedürfen keiner besondern Cultur, gedeihen überall, und pflanzen sich durch den ausfallenden Saamen selbst fort.

Nachtvogel, Phalaena. Diesen Namen giebt man allen Schmetterlingen, welche nur des Nachts herumfliegen. Die Flügel hängen, wenn sie sitzen, mehrentheils herunter. Die meisten kleinern Arten pflegt man gemeiniglich **Motten** zu nennen.

Nackenschenkel. Wenn ein Weinstock auf der Böge ein feines Ende getrieben: so schneidet man im Februar, oder, wenn zu der Zeit das Wetter noch nicht offen, im März, da der ordentliche Schnitt in den Weinbergen vorgenommen wird, das alte Holz bis an solches Ende hinweg, und verknotet dieses auf 3 — 4 Augen, welches sodann diesen Namen erhält.

Nadelholz, Tangelholz, Schwarzholz, Harzholz, Pinus L. Diese Baumgattung, welche die Kiefer, die Fichte, die Tanne, die Ceder und den Lerchenbaum unter sich begreift, enthält

enthält eine Sammlung immergrüner Bäume, und den letztern als einen im Winter unbelaubten Baum unter sich, die, Statt der Blätter, sogenannte Nadeln tragen, eine sehr große Höhe erreichen, zum Theil mit völlig geraden Stämmen über 100 F. hoch wachsen, und meistens in kreisförmigen, in einer gewissen Entfernung über einander stehenden Reihen, regelmäßig, und rings um den Stamm her strahlenförmig geordnete, und fast waagerecht stehende Zweige treiben, die nach oben zu stufenweise kürzer werden, und den Bäumen ein kegelförmiges, majestätisches Ansehen geben, und daher, außer daß sie meistens vortreffliches Zimmerholz geben, auch zur Verschönerung der Verzierungspflanzungen angewandt werden können. Diejenigen derselben, welche Kiefern genannt werden, lassen sich durch den bloßen Anblick von denen, welche man Fichten und Tannen nennet, sehr leicht unterscheiden; gleichwie man von beyden auch die Ceder und den Lerchenbaum leicht unterscheiden kann. Denn bey den Kiefern kommen 2, 3 oder 5 Nadelblätter aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervor; bey den Fichten und Tannen wachsen die Nadeln allezeit einfach an den Zweigen; bey der Ceder und dem Lerchenbaume kommen sie aus einer gemeinschaftlichen Scheide büschelweise hervor, und die Nadeln eines jeden Büschels breiten sich nach allen Seiten umher aus.

A) Kiefern mit 2 und 3 Nadeln.

1) Gemeine Kiefer, gemeine oder wilde Fichte, gemeine Fuhre, Kienbaum, Fuhre, Fohre, Kienfohre, ꝛc. P. sylvestris. Der Stamm ist gerade, 50—60—70 F. hoch, mit sehr großen, oft beynahe waagerecht ausgestreckten Zweigen. Sie wächst sehr schnell, hat in jeder Scheide zwey Nadeln, nur die aus ihrem Saamen hervorkommenden Pflanzen ausgenommen, als welche einzeln stehen, und glatt sind. Der ausgewachsene Baum hat sehr gutes Holz zu mancherley Zimmer- und Tischlerarbeiten. Auch giebt er gutes Brenn- und Kohlenholz, Pech, Terpenthin und Harz. Wenn die Pflanze einmal Wurzel gefaßt hat, kommt sie überall fort, nur nicht in einem zu tiefen, nassen Boden, wo sie zwar aufgehen kann, aber im Fortwachsen stille stehet und ausstirbt.

2) Schottische Fuhre, Schottische Kiefer, P. rubra L. Sie hat kurze, dicke, gestreifte Nadeln; die Zapfen sind röthlich und spitz. Der Stamm wird 50—70 F. hoch und drüber. Man will sie unter allen Fichtenarten deshalb vorziehen, weil sie überall, obgleich im fetten, feuchten Boden, und im Thongrunde am besten, in jeder Lage und Boden, nicht nur auf Gebirgen und Felsen, sondern auch sogar da fortkömmt, wo ihre Wurzeln nur in die Ritzen der Felsen eindringen können, in sandigem und steinigem Grunde und unfruchtbaren Heiden, wo kaum etwas anders, als Heide und Ulex Europaeus, wächst; auch auf kleinen, mitten in Teichen befindlichen, Inseln, und auch in niedrigem feuchtem Grunde. Ihr Holz ist bisweilen roth, bisweilen gelblich, meistens aber weiß, und zu Bauholze, Mastbäumen, Tischlerarbeiten, u. s. w. sehr geschickt

3) Tartarische Kiefer, P. Tartarica, gleicht der vorigen, hat aber kleine Zapfen.

4) Krummholzbaum, kleine Alpenkiefer, Legforche, Bergfichte,

Zunderbaum, Dosenbaum, P. montana, hat Blätter theils zu je zwey, theils zu je drey in einer Scheide. Der Baum wächst auf den Alpen und in Tyrol, schießt nicht in die Höhe, die Zweige kriechen bis 30 F. lang auf der Erde fort, und schlingen sich in einander. Bey uns scheint selbiger mehr in die Höhe wachsen zu wollen, und thut wenigstens auch gerade Schüsse. Er giebt das Krummholzöl.

5) Zahme Pinus, Pignolenbaum, Pinienbaum; in der Schweiz Arben, P. pinea, wächst in Italien, und hält bey uns keinen starken Frost aus. Sie hat dicke, harte, glänzende Zapfen, mit fest an einander schließenden Schuppen, und großen eßbaren Kernen, die man uns aus Italien, als ein Gewürz, bringet, aber gar bald ranzicht, und daher verwerflich werden. Man pflanzt den Baum bey uns in Kasten, da er aber keine besondere Schönheit hat.

6) Dreyblättrige Amerikanische Sumpffuhre, P. palustris, hat die längsten Nadeln, 8—9 Z. lang, und sind von einer angenehmen grünen Farbe. Diese Fuhre dient zur Ausfüllung leerer Lücken, wo sonst nichts wachsen will. Die Zapfen sind lang, und der Saame hat große, lange Flügel.

Die Abarten einer oder der andern der jetzt beschriebenen, oder auch der dreyblättrigen Arten werden hier übergangen, weil sie theils wegen ihres schlechten Wuchses, theils aus Mangel des Ausdauerns in unsern Wintern keinen sonderlichen Beyfall erlangen können.

B) Fünfblättrige Kiefern.

7) Weymuthskiefer, Weymuths- oder Tannenfuhre, P. strobus, macht einen schönen Baum, mit glatter, glänzender, grünbräunlichen Borke, und langen, dünnen, weißgrünlichen Nadeln. Das Holz ist brauchbar, und giebt Zimmerholz und Mastbäume. Die Zapfen unterscheiden sich von allen übrigen Kiefern; sie sind ganz schmal, und haben lose Schuppen. Der Saame ist ziemlich groß. Sie ist jetzt die am meisten in der Mode seyende ausländische Kiefer bey uns, schickt sich ungemein gut in immergrüne Pflanzungen, und hat in Parks oder auf freyen Plätzen einen außerordentlich geraden Wuchs. Die Schuppen der Zapfen öffnen sich von der allerersten Frühlingssonne, und lassen die Saamenkörner fallen, weshalb die Zapfen schon im Winter zu sammeln sind, weil man sonst ein ganzes Jahr verlieret. Der beste Boden ist für sie ein sandiger Leim, kommt aber doch auch in geringerm Boden fort, daß es also in Ansehung des ihr anzuweisenden Bodens eben keiner besondern Auswahl bedarf.

8) Zirbelnußkiefer, Cedernfichte, Cemberbaum, Arve, Russische oder Sibirische Ceder, P. cembra. Ihre Blätter sind lichter grün, als die mehresten andern Kiefern, fallen schön ins Gesicht, und machen den Baum schätzbar, weil die Zweige mit ihnen ringsumher dicht bekleidet sind. Er liebt einen kalten Boden, und hat eßbare Kerne.

C) Einblättrige Fichten.

a) Deren Nadeln rund an den Zweigen umherstehen. Fichte.

9) Fichte, gemeine oder Rothtanne, Harz-, Norwegische, Pech- oder schwarze Tanne. In einem etwas feuchten Grunde erreicht der von unten auf ästige Stamm eine erstaunliche Höhe. Die Blätter stehen einzeln, pfriemförmig, sehr schmal, steif gespitzt, eben, fast kreuzweise über einander liegend, dunkel-

kelgrün, die jüngern Schüsse sehr dicht bekleidend. Dieser schöne Baum giebt Pech, und ein zu Tischlerarbeiten beliebtes, und seines Nutzens wegen allgemein bekanntes Holz. Je besser der Boden ist, je besser wächset er; in einem starken Leimboden nimmt er im Wachsen bis zum Erstaunen zu, und liebet überhaupt ein frisches, durch Beackerung noch nicht ausgesogenes, Land, wenn solches auch gleich noch so mager wäre. Er verträget nicht wohl Rauch, welcher die Farbe seiner Blätter in ein schmutziges Grün verwandelt, und sein Wachsthum aufhält. Alle Tannen leiden vom Rauche etwas Schaden; die Rothtanne aber am meisten.

10) **Weiße Nordamerikanische Fichte, Canadische oder weiße Amerikanische Tanne**, P. Canadensis. Der Stamm hat keinen so schnellen Wuchs als die Rothtanne. Die Zapfen sind dicht, klein, fast nicht über 1 Z. lang, durch welche sie sich am meisten von der Rothtanne unterscheiden.

11) **Morgenländische Tanne, mit viereckigen Nadeln**, P. orientalis. Die Blätter sind sehr kurz, beynahe viereckig; die Zapfen außerordentlich klein, mit der Spitze unter sich gekehrt. Ein niedriger Baum, der in Lustpflanzungen gegen die andern Arten einen herrlichen Contrast macht.

b) **Mit kammartig stehenden Nadeln. Tannen.**

12) **Edeltanne, Weiß-, Silber-, Tarblättrige Tanne; im Reiche schlechtweg Tanne genannt, oder die Tenne**, P. Abies alba; (picea Linn.) Der Stamm ist sehr gerade, 60—70 F. hoch und darüber, nicht mit sehr zahlreichen Aesten; die Rinde glatt. Die Blätter sind einzeln, flach, an der Spitze ausgerändert; die Oberfläche vortrefflich starkgrün; die Unterfläche mit zwey silberweißen, an jeder Seite der Mittelribbe entlängs laufenden, Linien gezeichnet. Die Zapfen sind groß, sehr lang, aufrecht, werfen ihre Saamen schon beym Eintritte der warmen Witterung aus, daß man sie daher, wenn man Saamen verlangt, zeitig abnehmen muß. Ein edler, schöner, hoher Baum, der den gemeinen Terpenthin, und ein gebliches Holz giebt, welches keiner der übrigen Pinus-Arten am Werthe nachstehet; ist außerordentlich dauerhaft, kömmt zwar überall fort, hat jedoch in einem guten fetten Leimboden den stärksten Wuchs, und schickt sich vorzüglich in Parks und auf offene Plätze, weil außer seinem großen, schönen, aufrechten Wuchse auch seine Nadelblätter mit ihrer weiß gezeichneten Unterfläche einen lieblichen Effect machen.

13) **Balsam- oder Gileadische Tanne**, P. Abies balsamea. Dieser Baum kömmt mit dem vorhergehenden im Wachsthum überein, hat aber kürzere Nadeln, welche auch kammartig sitzen, jedoch dichter und in mehrern Reihen; die obere jederzeit kürzer, als die untere, und mit den Spitzen nach innen gebogen. Der größte Unterschied besteht in den Zapfen, welche an diesem Baume kürzer und kleiner, auch oben stumpf sind. Wenn man die Blätter mit den Fingern zerreibt, riechen sie balsamischharzig. Der Baum verträgt unsre Winter, wächst in einem mittelmäßig guten Boden ziemlich fort, in den folgenden aber weniger, und bleibt niedriger. Der Stamm hat auf der Oberfläche viele Beulen, die bey einem geringen Drucke zerspringen, und einen hellen, stark und wohl riechenden Terpenthin

von sich geben, welcher in England für den Balsam aus Gilead verkauft wird.

14) Schierlingstanne, Abies Americana Mill. Sie treibt nur wenig Aeste, und diese sind lang und dünne, stehen ohne eine gewisse Ordnung, und breiten sich in horizontaler Richtung weit aus. Die jährigen Triebe sind krumm und nach der Erde zu gebogen, und richten sich erst im folgenden Frühjahre in die Höhe. Diese Tanne hat weniger Schönheit, als die übrigen, und wird nur wegen ihrer Seltenheit geschätzet.

D) Mit büschelweise aus einer gemeinschaftlichen Scheide hervorkommenden Nadelblättern.

15) Ceder von Libanon, wahre Ceder, P. Cedrus. Dieser immergrüne Baum wird auf den Gebirgen des Libanon angetroffen, wo ihn viele Reisende gesehen haben. Er erreicht eine ziemliche Höhe und Größe, streckt seine Aeste rings umher waagrecht auf eine sehr angenehme und ungezwungene Art sehr weit aus; die Zweige sind mit Blättern sehr dicht bekleidet, und ihre Spitzen niedergebogen. Er giebt in Absicht auf die Verschönerung einer Gegend keinem andern Baume den Rang, und zieret in Parks, auf offenen Plätzen, zum Point de vüe, und überhaupt in allen Lustplantagen ganz vorzüglich. Sollen die Stämme mehr in die Höhe als Breite gehen, müssen sie dichte an einander gepflanzet werden. Es lieben aber diese Cedern mehr einen schlechten als fetten, mehr kalten als warmen Boden, mehr Berge als niedrige Gegenden. Auf dem Libanon, als seinem natürlichen Standorte, sind seine Wurzeln einen großen Theil des Jahres hindurch mit Frost und Schnee bedeckt, indem der Schnee daselbst im Dec. zu fallen anfängt, und bis in den April bleibt, da er erst dann anfängt zu schmelzen, und erst am Ende des Jul. völlig geschmolzen ist. Nach der allgemeinen Versicherung müssen die Cedern unter allen Bäumen das höchste Alter erreichen können. Man kann sie durch das Copuliren auf Lerchenstämme fortpflanzen, und du Roi versichert, daß dergleichen Versuche wohl gerathen sind; zweifelt aber, ob die Bäume lange dauern möchten, indem das Holz sehr verschieden ist. Es wird aber das Holz der Cedern von den Schriftstellern wegen seiner vorzüglichen Güte gerühmet. Es ist hart, feste, dauert lange, und wird zu mancherley Hausgeräthe, auch zum Bauen empfohlen. Miller berichtet aber, daß das Holz leicht reiße, und von eingeschlagenen Nägeln leicht zerspringe.

Der Baum trägt spät seine Früchte; und da die Schuppen des Zapfens sich nicht selbst öffnen: so durchbohrt man solche der Länge nach behutsam, damit die Spitze der Saamen nicht verletzet werde; leget sie alsdann 24 Stunden in Wasser, oder kann auch das letztere lieber unterlassen; treibt darauf einen dickern Steck, als der Bohrer war, oder runden Keil in die gemachte Oeffnung, wodurch die Zapfen dergestalt aus einander getrieben werden, daß man die Saamen leicht herausnehmen kann. Diese säet man lieber im Frühjahre als Herbste ganz flach, nur etwa einen halben Zoll tief, in einen sandigen Boden, oder in Kästen, welche mit guter lockerer, und ein wenig Sand vermischter Erde angefüllet sind, und hält solche nicht zu feuchte, weil die Saamen leicht faulen. In Zeit von 4 — 5 Wochen gehen sie auf. Im dritten oder vierten Jahre ist es Zeit, die jungen Stämme an die für sie bestimmten Stellen hin zu setzen. Die Wurzeln, sowohl

sowohl die Herzwurzel als Haarwurzeln, müssen, wie an allem jungem zu verpflanzenden Nadelholze, so wenig, als die Zweige, beschnitten werden. Das Wachsthum ist geschwinde, wenn solches gleich in den ersten Jahren nicht gar zu schnell ist. Bey einem sehr harten Winter leiden die obersten Spitzen etwas; sie treiben aber demohngeachtet gleich stark, und unter dem abgebrochenen Theile gerade in die Höhe, so daß dieser Schade nach einigen Jahren nicht bemerket wird.

16) **Lerchenbaum, Leer-, Lier-, Rothbaum, Lerchtanne, Lerche,** P. Larix. Man könnte selbigen die Fichte mit abfallenden Blätterbüscheln nennen. Die Blätter sind lang, stumpf, lichtgrün, entspringen, wie bey der Ceder, pinselförmig aus einer gemeinschaftlichen Scheide in Büscheln, breiten sich oben aus, fallen im Herbste ab, und fangen am Ende des März an, auszuschlagen. Die Zapfen sind klein, nur 1 Z. lang, zum Abnehmen reif im Nov. In seinem Vaterlande, Böhmen, Schlesien, Tyrol, ꝛc. wächst er auf erhabenen Gegenden, selten in der Ebene. Das Holz ist hart, braunroth, oder rothgelblicht, zuweilen weiß, und schwerer, als Fichten- und Kiefernholz. Der Splint ist weißlich. Der Baum hat einen schnellen, sehr hohen und schönen Wuchs, und auch in Verzierungspflanzungen seinen Werth. Er macht mit seiner weißlichen Rinde zwischen andern Bäumen eine angenehme Mannichfaltigkeit, und schickt sich sehr gut zu Gruppen und Gehölzen aller Art. Nur zum Isoliren schickt er sich nicht recht gut. Denn seine dünnen niederhängenden Gipfelzweige werden bisweilen so sehr lang, daß sie das Leitreis des Baumes überlasten, und dasselbige bey starken Winden oft zur Seite ziehen, daß es seinen vorigen geraden Wuchs nie wieder annimmt. Wenn man ihn also in Parks, auf Rasenplätze und Felder, ꝛc. isolirt pflanzt: so muß man in jedem Jahre sein Leitreis untersuchen, und diejenigen obern Seitenzweige, die für dasselbe zu stark werden zu wollen scheinen, entweder verkürzen, oder ganz wegnehmen, damit dasselbe eine Erleichterung bekomme, und keinen gekrümmten Wuchs annehme.

Das Lerchenholz ist schwerer, mithin auch dichter und härter, als Fichten- und Kiefernholz, und Gleditsch rühmet davon, daß es sich weder verwerfe, noch rissig werde. Die davon gehauenen Balken tragen, nach den Berichten mancher Schriftsteller, zehnmal mehr Last, als Eichen. Da aber dieses Holz geschwinde Feuer fängt, und dasselbe stark und lange unterhält: so wäre in solcher Absicht das Eichenholz zu ganzen Gebäuden doch vorzuziehen. Es schickt sich aber vortrefflich zu Brennholze und Kohlen, und das Holz dauert lange in der Erde, im Wasser und in der Luft, wird auch nicht leicht von Würmern angefressen, deswegen auch die Italienischen Maler selbiges vorzüglich zu erwählen pflegen. Die großen Stämme, die man aber nur in dicken, geschlossenen Wäldern findet, dienen zu Masten und zum Schiffbau, und die Anwohner der Genfersee ziehen es dazu, wie Haller meldet. Im Wasser dauert es vorzüglich lange, und Gmelin in der Flor. Sibir. behauptet, daß es darinne eine beynahe steinartige Härte erhalte. Es soll mit der Zeit eine ganz schwarze Farbe bekommen, wenn es viele Jahre von Feuchtigkeiten umgeben worden. Man empfiehlt es vorzüglich zu starken Mühlwellen, und in Siberien werden daraus die tauglichsten Bier- und in der Schweiz die besten Weinfässer gemacht.

Die aus dem Lerchenholze gemachten Kohlen betragen, wie du Roi berichtet, in dem Maaße gegen Fichten und Kiefern $\frac{6}{18}$ mehr, und sind im Gewichte wiederum gegen Fichtenkohlen wie 8 zu 5, und gegen Kiefernkohlen wie 8 zu 6. Auch sollen die Lerchenkohlen ein stärkeres Feuer geben.

Außer dem schnellen Wuchse, besserm Holze und bessern Kohlen, sind noch viele andere Umstände, welche uns den Lerchenbaum schätzbar machen. Unter dem Lerchenbaume wächst häufiges und gutes Gras, indem die kahlen Bäume im Winter den Regen und Schnee zur Befruchtung der Erde Raum lassen. Auch die abfallenden Nadeln sind weich, verfaulen geschwinde, und geben dem Erdreiche mehrere Düngung, als die harzichten Nadeln anderer Bäume. Wenn die Blätterbüschel im Frühjahre hervorkommen, haben sie einen angenehmen Geruch, und in Ungarn und andern Gegenden pfleget man dergleichen Aeste in die Stuben zu setzen, so wie dieses bey uns mit den Birken geschiehet. Die Saamen gleichen am Geschmacke den Pinichen, und die Vögel, sonderlich die Maisen, wissen solche sehr geschickt zwischen den Schuppen herauszuholen. Der Lerchenschwamm ist für ein unsicheres Purgiermittel zu halten.

Der obbesagte vielfache Nutzen dieses Baumes verdienet, daß der Anbau mehr unter uns, wie schon hin und wieder geschiehet, vermehret werde, da der Saame in allerley Arten von Erdreiche fortkömmt, und die daraus erzogenen Stämme ohne viele Wartung gedeihlich wachsen. Jedoch ist in einem thonichten, kaltgründigen, sonderlich im nassen Boden das Wachsthum schlechter, als in einem warmen, leichten, mit Sande vermischten, auch steinichten Erdreiche. Der gute, schwere und reife Saame wird in 4 — 5 Wochen aufgehen. Im ersten Sommer schießen die jungen Bäumchen 4 — 5 Z. hoch in die Höhe, und behalten in dem ersten Winter ihre noch nicht zur Vollkommenheit gelangten Nadeln. Diese werden die Kälte vertragen, und brauchen keine Bedeckung. Sollten durch einen starken Frost Bäumchen in die Höhe gezogen, und die Wurzeln losgemacht worden seyn: muß man solche mit den Fingern wieder nieder- und das Erdreich fest andrücken. Will man dergleichen Bäumchen verpflanzen: so werden sie im dritten Frühjahre ausgehoben, zu welcher Zeit sie schon bis 3 Fuß Höhe werden erreichet haben. Am besten geschiehet dieses zu Ende des Märzmonaths, oder mit Anfange des Aprils. Beym Verpflanzen muß man das Erdreich um die Stämme lieber erhöhen als erniedrigen, damit sich nicht Wasser und Schnee daselbst sammlen, und die Wurzeln bey einfallendem Froste Schaden leiden. Will man sie zweymal verpflanzen: so können sie zuerst dicht an einander, ohngefähr 1 oder 2 F. von einander, gepflanzet werden, damit die jungen Stämme durch ihren engen Stand sich gegen Wind und Wetter selbst schützen, und die Seitenäste desto gerader in die Höhe wachsen können. Bey dem zweyten Verpflanzen, etwa im fünften Jahre, sind sie wenigstens 4 F. weit von einander zu entfernen. Wollte man solche 8 F. weit von einander setzen: so würden solche von den Windstößen leicht nach einer Seite gebogen werden. Sonst treibt der Lerchenbaum seine Wurzeln tief in das Erdreich, und wird deswegen vom Winde nicht leicht umgeworfen. Das Wachsthum der jungen Stämme kann durch das Wegnehmen der untern Aeste

bis

bis auf die Hälfte des Schaftes vermehret werden; doch soll dieses nicht vor dem zehnten oder zwölften Jahre, auch nur den Winter über, geschehen, damit die harzichten Bestandtheile nicht auslaufen, und der Wuchs dadurch verhindert werde. Bäume, welche schon im siebenten oder achten Jahre Blüthen treiben, werden dadurch merklich entkräftet; daher dü Roi angerathen, solche, sonderlich die weiblichen oder kleinen Zapfen behutsam abzubrechen, und er versichert, daß sich diese durch den frischen Wuchs gar merklich von andern unterscheiden, an welchen dieses frühzeitige Fruchttragen nicht verhindert worden. Dieses alles aber gilt nur von einzelnen Pflanzungen. Wer ganze Wälder davon erziehen wollte, kann dergleichen Mühe überhoben seyn, indem alsdann nichts darauf ankömmt, wenn eine gute Anzahl Bäumchen verloren gehen sollten. Weil der Lerchenbaum im Winter kahl ist, leidet solcher vom Froste und Glatteise wenig; werden die jungen Stämmchen abgebrochen oder sonst verstümmelt: so treiben sie, wider die Natur des Nadelholzes, aus der Wurzel neue Sprößlinge. Um aus den Zapfen die Saamenkörner zu erhalten, theilet man die im Winter gesammelten zu der Zeit, wenn der Saame sogleich gesäet werden soll, mit einem Messer in 4 Theile, so daß man die Spitze desselben, damit die Saamen nicht verletzt werden, gerade in die Mitte des Zapfens hinunter stößt; drischet sie alsdann, damit sich die Schuppen theilen, und die Saamen herausfallen, wobey eben nicht viele derselben beschädiget werden, und reinigt sie zuletzt mittelst eines Siebes. Dreytausend Zapfen geben gemeiniglich ein Pfund guten Saamen. Hat man Abhänge der Hügel oder Seiten hoher Gebürge: so wird man solche mit Lerchenbaumsaamen sehr gut besäen, und zu vortrefflichen Waldungen anziehen können. Und da der Baum nicht weichlich ist: so kann er auf alle der Kälte bloß gestellte Plätze gepflanzt werden.

In Niederdeutschland besteht das Nadelholz meistens aus Kiefern, zum Theil auch aus Fichten. Jene geben hauptsächlich das Bau- und Brennholz daselbst, und verdienen daher sorgfältig angebauet und gepfleget zu werden, als wovon und andern Holzarten, unter dem Artikel **Waldbaumzucht**, ausführlich Unterricht gegeben wird.

Nagel, ein aus Eisen geschmiedeter Stift mit einem Kopf, vermittelst dessen zwey von einander abgesonderte Stücke zusammen geheftet und mit einander verfestiget werden. Nach ihrem verschiedenen Gebrauch haben sie auch verschiedene Größen, Gestalten und Beynamen. Beym Einkaufe derselben hat man darauf zu sehen, daß sie unter dem Kopfe nicht zu dünne oder zu schwach seyn, weil sie sodann sich gar leicht umlegen, und sich nicht gut eintreiben lassen.

Nagelbohrer, ein kleiner zweyschneidiger, gewundener Bohrer mit einer Spitze und einem Heft am Ende, welches mit dem Bohrer zwey rechte Winkel macht. Man bohret damit die Löcher zu den Bretnägeln vor.

Nageldocke, ein Werkzeug der Grobschmiede, worinn der Kopf eines großen Nagels geschmiedet wird.

Nageleisen, ist bey den Grobschmieden ein starkes vierkantiges Eisen, worinn Löcher von verschiedener Größe sind. Auf einem jeden Loche ist eine kleine runde Erhö-

höhung, worauf der Kopf rund geschlagen wird.

Nageln, wird von Füchsen, Hasen, Mardern und Katzen gesagt, die, wenn sie auf weichem Boden gehen, mit ihren Nägeln, Krallen oder Fängen in den Boden eingreifen.

Napp, Näppe, ist bey den Oelschlägern ein vierkantiges, von Rüstern- oder Weißbüchenholz hohl ausgearbeitetes Gefäß, worein der zerstoßne Saame, woraus Oel gepreßt werden soll, mit den Haartüchern gelegt, und in die Oellade der Oelmühle eingesetzt wird. Nachdem das Haartuch mit dem Saamen hineingelegt worden, wird solcher mit den sogenannten **Kernen** bedeckt. Diese sind von dem nämlichen Holze, und haben eine erhabene Rundung auf der inwendigen Seite, welche in die Tiefe des Napps passet, und den Oelkuchen eine gleiche Form geben. Diese Nappe werden mit zwey, ohngefähr $2\frac{1}{4}$ Elle langen, und an dem obern oder stärkern Ende 8 Zoll dicken Keilen in der Oellade zusammen gepresset.

Narbe, auf der Haarseite der Felle die kleinen erhabnen Puncte der Stellen, wo die Haare des Thieres gesessen haben.

Narbenbrüchig, ein Fehler an dem lohgaren Leder, weil die Narben nicht gebrochen, sondern ganz seyn müssen.

Narbenlos, ein Fehler an dem lohgaren Leder, wenn nämlich das narbige Leder an Stellen gar keine Narben hat, und folglich das Leder leicht Wasser an diesen Stellen einsaugen kann.

Narcisse, Narcissus, ein unter uns sehr bekanntes Pflanzengeschlecht.

1) **Unächte, oder gemeine gelbe, oder wilde gelbe Narcisse.** Die Blumen erscheinen auf der Mitte des Schafts, in einer einblumigen, häutigen, verwelkenden, und nach dem Aufblühen der Blume in einem gleichsam ausgedienten und zerlumpten Zustande fortdauernden Scheide, aus welcher Eine große, gelbe Blume hervorbricht, mit eyrunden, blaßgelben Blumenblättern, und einem glockenförmigen, aufrechten, krausen, gold- oder hochgelben Honigbehältnisse, welches mit den Blumenblättern von gleicher Größe ist, im März oder April. Sorten sind: a) gemeine einfache, blaß- oder bleichgelbe Narcisse, b) hochgelb, c) mit einem goldgelben Honigbehältnisse, d) mit gefüllten Blumen, e) mit einer langen Röhre, f) mit einer kurzen Röhre, g) Zwergnarcisse, mit einem niedrigen Stengel, h) mit halbgefüllten Blumen.

So gemein diese Art auch ist, so sind dennoch ihre frühe, majestätische, schöne Blüthe, ihre außerordentliche Dauerhaftigkeit, und ihre überaus leichte Cultur sehr empfehlend. Sie ist von einer so langen Dauer, daß man sie in Grasgärten unter allen Unkräutern eben so herrlich blühen siehet, als in dem cultivirtesten Boden. Die besten Sorten aber sind einer Stelle in fetter Erde auf gut zugerichteten Rabatten würdig. Die geringern Sorten mag man aber an die Wege in Wildnissen und Lusthainen pflanzen.

2) **Zweyfarbige Narcisse**, (Incomparable-Narcisse) N. bicolor., hat eine große Blume mit weißen Blumenblättern, und ein goldgelbes Honigbehältniß. Diese Art hat mit der erstern eine große Aehnlichkeit, ihre Blätter aber sind länger und dunkler grün. Sorten: a) **gemeine einfache**, b) **halb gefüllte**, c) **gefüllte**, d) **ge-**

d) gefüllte, deren innere Blumenblätter theils weiß, theils gelb sind, Narcissus incomparabilis Mill., e) schwefelgelbe ꝛc.

3) Weiße oder gemeine weiße Narcisse, Dichternarcisse, N. poëticus. Die Blumen stehen auf der Mitte des Schaftes, in einer einblumigen Scheide, aus welcher Eine, große, auf eine sehr angenehme Art ausgebreitete, ein wenig überhangende reinweiße Blume hervorbricht, deren Blumenblätter an ihrer Spitze gerundet sind, und in deren Mitte sich ein sehr kurzes, radförmiges, rauschendes, am Rande fein gekerbtes und gefranztes Honigbehältniß, mit einem purpurrothen Kranze befindet, im May mit starkem Wohlgeruche. Sorten: a) mit einem purpurrothen Kranze, b) mit einem hochgelben Kranze, c) gefüllt, d) halb gefüllt.

Diese Art, und wahrscheinlich deren erste Sorte, ist diejenige, deren die Griechischen und Römischen Dichter so oft gedenken, und deren besondere Schönheit und Wohlgeruch sie besingen.

4) Schmalblättrige Bergnarcisse, N. bulbocodium. Die Blätter sind schmal, pfriemförmig, kurz, binsenartig, an einer Seite ein wenig gefurcht. Die Blumen sind gelb, und darinn ein kräuselförmiges Honigbehältniß, welches größer als die Blumenblätter, auch sehr breit ist, und einen abstehenden Rand hat, im Apr.

5) Tazetta, N. Tacetta. Die Blumen stehen auf dem Gipfel des Blumenschafts, in einer vielblumigen Scheide, aus welcher viele abstehend-blättrige, entweder weiße, oder gelbe Blumen in einem Büschel hervorbrechen, deren Honigbehältniß (welches bey den gelben Sorten gewöhnlich orangen- oder strohgelb, und bey den meisten Sorten meistens gelb, und zwar bald höher, bald blässer gelb, bey einigen Sorten aber eben so, wie die Blumenblätter, gefärbt zu seyn pflegt) glockenförmig, gefalten, abgestutzt, und dreymal kürzer ist, als die Blumenblätter; blühen nach dem Unterschiede der Sorten, theils früher, theils später, im Febr., März und April, sehr wohlriechend. Die Sorten sind ungemein zahlreich, lassen sich aber unter 8—9 Hauptsorten bringen, von deren jeder es viele Zwischenfarben giebt. Die Hauptsorten sind: 1) weiß, und zwar a) ganz weiß, b) mit gelben, c) mit schwefelgelben, d) mit orangegelben Honigbehältnissen; 2) gelb, und zwar a) ganz gelb, b) mit orangegelben, c) mit schwefelgelben Honigbehältnissen; 3) gefüllt, von allen vorgenannten Sorten. Alle diese Sorten sind vielblumig, (d. i. aus jeder Scheide bricht ein Blumenbüschel hervor,) und sehr artige Blumen, welche den Rabatten ein reizendes Ansehen geben, und zugleich im Winter zur Verzierung der Zimmer auf Wasser, oder in Töpfen sehr gut zur Blüthe gebracht werden können. Unter den ganz einfarbigen Sorten, welche den übrigen am Werthe nachstehen, verdienet die kleinblumige, weiße, wohlriechende, eine besondere Achtung. Ihre Blumen sind schneeweiß, und zwar nur klein; dagegen aber sind ihre Blumenbüschel so groß, daß sie in Ansehung ihres Ansehens keiner andern Sorte den Rang läßt; wie denn auch ihr Wohlgeruch so vollkommen ist, daß sie auch um dessen willen auf alle Achtung Anspruch macht. Die gefüllten Sorten werden gleichfalls vorzüglich geschätzt.

6) **Jonquille**, N. jonquilla. Die Blätter sind länglich, halbrund, binsenartig, leuchtendgrün. Die Blumen sind auf dem Gipfel des Blumenschaftes in einer vielblumigen Scheide, aus welcher viele, und nach dem Unterschiede der Sorten bald mehr, bald weniger, gelbe, oft strahlenförmig ausgebreitete Blumen hervorbrechen, und zwar bey den gefüllten Sorten selten mehr als zwey oder drey, und oft sogar nur Eine; bey den einfachen aber mehrere, und oft sogar 7 — 8 Blumen, welches die Mängel der einfachen ersetzt. Das Honigbehältniß ist halbuglich und gekerbt, und kürzer als die Blumenblätter; sie blühen im Apr. und haben meistens einen feinen Wohlgeruch Sorten: 1) **kleine einfache**, 2) **große einfache**, 3) **sternförmige**, 4) **gelb- und weißblumige**, 5) **weißblumige**, 6) **halbgefüllte**, 7) **gefüllte wohlriechende**, 8) **große gefüllte ohne Geruch**. Die gefüllten Sorten werden zwar am meisten geachtet; den einfachen fehlt es jedoch auch nicht an Schönheit, und die sternförmigen haben besonders ein liebliches Ansehen; wie denn ihnen allen ihre überhangende Stellung auf dem Gipfel des Schaftes ein angenehmes und gefallendes Ansehen giebt.

Der Anbau und die Wartung aller Narcissen ist nichts besonders. Die Vermehrung geschiehet durch die Wurzelbrut. Wünschet man aber was Neues, oder neue Abänderungen: so muß man den reifen Saamen im Aug. aussäen, den Winter über das Beet mit Stroh bedecken, und die jungen Zwiebelchen im folgenden Sommer ausheben, einige Wochen außer der Erde unterhalten, und nachher wieder in die Erde legen. Die alten Zwiebeln soll man alle zwey oder drey Jahre im Jun. oder Jul. umlegen, und die Brut abnehmen, einige Wochen außer der Erde behalten, und nachher gegen den Herbst in lockere Erde, 4 — 5 Z. weit von einander, und wenigstens eben so tief wieder einsetzen. Die gefüllten Tazetten und Jonquillen verlangen einigen Schutz im Winter, wenigstens soll man diese an solche Oerter legen, wo sie zeitig im Frühjahre Sonne genießen, und von dem Eise oder Froste eher befreyet werden können; deswegen die Gärtner auch öfters diese Arten, sonderlich die Tazetten, in Scherbel pflanzen, und diese den Winter über in einer frostfreyen Stube oder Kammer unterhalten, da sie sonst in warmen Stuben gar leicht zur Blüthe kommen.

Naschwildpret, Gränzwildpret, Wildpret, welches an der Gränze in ein fremdes Gebiet überzugehen pflegt, und daselbst weggeschossen wird.

Nase, derjenige Theil eines Ackerpfluges, der das Streichbret mit der Griessäule verbindet, und mancher Orten auch **Pflugnase** genennet wird.

Nase, an einem Hobel das vorderste aufrecht stehende Stück am vordern Ende desselben, woran beym Hobeln die Hand gelegt wird.

Nase, das auf den Dach- und Hohlziegeln am Rücken derselben befindliche Zäpflein oder Knöpfchen, woran sie auf die Latten gehänget werden. Die Nasen auf den Forstziegeln sind mehr zum Zierrath, als zum Nutzen.

Nase, der Hund hat eine gute Nase, sagen die Jäger, wenn er die Fährte eines Wildes bald findet, und richtig verfolget.

Nasenkeil, der mit einer erhabnen Hervorragung versehene Keil an einem Sattel.

Nasenschiene, eine eiserne Schiene an der Nase des Pflugs.

Nasser Fall, ist beym Mühlwesen die Höhe des fließenden Wassers auf dem Fachbaum bey einem unterschlächtigen Wasserrade.

Natterwurz, Schlangen- oder Krebswurz, Gänseampfer, blühende Hirschzunge, Bistorta major, Polygonum Bistorta L., wächst auf torfichten und moorichten Wiesen, auch um die Waldungen häufig, und blühet vom May an viele Wochen, auch zuweilen spät gegen den Herbst wieder. Aus der dauernden, knollichten, braunen Wurzel kommen im Frühjahre lang gestielte, oberwärts glatte, dunkelgrüne, unterwärts mehr weißlichte und einigermaaßen wollichte, eyförmig zugespitzte, am Rande völlig ganze, oder auch wellenförmige Blätter, welche durch den Stiel sich selbst verlängern, und wodurch dieser geflügelt scheint. Zwischen den Blumen stehen silberfarbige, lanzettförmige Deckblätter. Die Blumen sind gestielt, und geben einen schwachen nicht unangenehmen Geruch. Die Wurzel wird zwar in den Apotheken aufbehalten; da aber selbige sowohl im Pulver, als im wässerichten Aufgusse und Extracte, eine starke zusammen ziehende Eigenschaft besitzt, und dadurch leicht eine schädliche Würkung haben kann, haben die neuern Aerzte den innerlichen Gebrauch gänzlich widerrathen, Aeußerlich kann selbige zur Befestigung der Zähne dienen. Die Wurzel kann zum Lohgerben gebraucht werden. Das Vieh frißt das Kraut auf den Wiesen; doch sollen es, wie Schreber sagt, die Pferde unberührt lassen.

Kleine schmalblättrichte Natterwurzel, Polygonum viviparum L. Diese Art wächst auf harten Weiden an Alpen, und die Wurzel gleichet der vorhergehenden, ist aber kleiner und weniger gekrümmt. Die Blätter sind lanzettförmig, wechselsweise stehend, die Blumen aber auf den Enden der Stengel und Zweige, in langen Aehren, weißlichroth, im Jun. In manchen Gärten werden beyde Arten um der Mannichfaltigkeit willen unterhalten; sie lieben einen feuchten Boden, und können im Herbste durch Zertheilung vermehrt werden.

Nebengebäude, ist so viel als ein Flügel, d. i. die Umwendung nach einem rechten Winkel am Ende eines Hauptgebäudes, welche schmäler und niedriger seyn kann. Der Symmetrie wegen macht man auf jeder Seite einen, daher sagt man, der rechte und linke Flügel oder Nebengebäude. Ohne obrigkeitliche Erlaubniß dürfen keine Nebengebäude nach der Straße heraus angelegt werden. A. L. R. Th. I. Tit. V. §. 97.

Nebengraben, ein Graben, längs an der Seite eines Schifffahrtkanals, von welchem er durch den Weg, worauf Menschen oder Thiere die Fahrzeuge ziehen, abgesondert ist. Auch muß selbiger die fremden und wilden Wasser einnehmen, um sie vom Kanal zu entfernen, damit selbige nicht durchsetzen, und einen Einriß in den Kanal machen mögen.

Nebenherstellen, geschiehet von den Jägern, wenn vorgesuchet oder das Jagen verneuert wird, da denn sogleich

dem Sucher mit dem Zeuge nachgerückt, und dieser, zumal bey einem Bestätigungsjagen, in der Stille abgeworfen und nachgerichtet wird. Bey Hauptjagen stellet man auch bey- oder nebenher, wenn noch von weitem getrieben wird.

Nebenpfeiler, der Pfeiler zwischen zwo Bogenstellungen; er ist von einem Pfeiler oder Schaft darinn unterschieden, daß er Kranzsteine oder Pflaster hat, und der Schaft zwischen den Fenstern keine Verzierung hat, sondern leer ist.

Nehrzoll, Erbzoll, Zehrzoll, wenn einem Mühlenbesitzer erlaubt ist, die Wehrlatte einen Zoll höher anzulegen.

Nelke, Dianthus. Diese Gattung enthält eine starke Anzahl von krautartigen, faserwurzlichen, schönen, theils perennirenden, theils zweyjährigen Blumenpflanzen für die Lustgärten, wovon wir die beliebtesten anführen wollen.

1) **Büschelichte Bartnelke, gewöhnliche Carthäusernelke,** D. barbatus. Ihre Wurzel treibt manche, dicke, mit lanzettförmigen, ½ — 2 Z. breiten Blättern besetzte, dicht an der Erde büschelweise liegende Senkerzweige, aus denen sich aufrechte, steigende Seitenzweige 2 — 3 F. hohe Blumenstengel erheben. Die zahlreichen Blumen stehen in angehäuften Büscheln auf den Enden der Zweige und des Hauptstengels. Die Sorten lassen sich in zwo Classen, in schmal- und breitblättrige, abtheilen. Die erstern pflegen die Gärtner den **schönen Hans,** und die letztern den **schönen Wilhelm** zu nennen. Die Blumen sind einfarbicht, weiß oder rosenroth, auch bunt. Auch hat man halb- und ganzgefüllte Blumen. Man hält diese schönen Abänderungen zur Zierde in den Gärten, säet den Saamen im Frühjahre in eine leichte frische Erde, und verpflanzt die jungen Stöcke gegen den Herbst an Oerter, wo sie bleiben sollen. Die Saamen soll man von den recht rundblümichten sammeln. Dieser giebt schönere Stöcke, als man durch Wurzeltheilung und Ableger erhält. Die ganzgefüllten Stöcke aber muß man auf die letzte Art vermehren. Auch nahe an der Wurzel im Jul. abgeschnittene Zweige, wenn man die dicksten Knoten einen halben Zoll lang spaltet, von einander bieget, und an einem schattichten Orte in ein gutes lockeres Erdreich stecket, schlagen leicht Wurzel.

2) **Büschlichte Bartcarthäusernelke mit dreynervichten Blättern, Donnernägelein, Feldnelke, Steinnelke,** D. Carthusianorum L. Diese wird bey uns hin und wieder an unfruchtbaren, sonnenreichen Oertern, auf den Feldhöhen und Hügeln, und um die Weinberge angetroffen, blühet öfters im May, sonst im Jun. und Jul., und ist der vorherstehenden Art fast ganz ähnlich. Nur sind die Blätter weit schmäler, steifer und mit 3 Nerven durchzogen.

3) **Büschlichte Bartnelke mit haarichten Kelchschuppen, wilde Carthäusernelke,** D. armeria L., wächst hin und wieder bey uns in unfruchtbaren Gegenden. Die Blätter sind breit, weich, haaricht und grün, mit drey Nerven durchzogen. Oben zwischen den Blättern stehen Blumen in Gestalt einer Dolde bey einander, und die Blumenblätter sind klein, schmal, gegen die Mündung mit einigen Haaren besetzt, am Rande etwas gekerbt, purpurfarbig mit Weiß gedüpfelt.

4) **Büschlichte Bartnelke mit einer**

ner gemeinschaftlichen vierblättrichten Hülle, sprossende Nelke, Knopfnägelein, D. prolifer L., blühet im Aug. auf unfruchtbaren Weideplätzen, hat sehr schmale Blätter, und die Blumen auf dem Ende des Stengels, in einem kleinen Kopfe, blaßroth, mit eyrunden, stumpfen Kelchschuppen, welche länger sind, als der Kelch. Diese Art ist jährig.

5) Büschlichte Federnelke mit zerschnittenen glatten Blumenblättern, Buschnägelein, hohe Federnelke, Pfannennägelein, D. superbus L., hat zahlreiche, schmale, bläulichgrüne Wurzelblätter, die Stengel aufrecht, an den Gelenken mit Blattern, die verwachsen, gestreift, und am mittlern Theile breiter sind. Die 4 Kelchschuppen sind kurz und zugespitzt. Wo sich der grünlichte Nagel des Blumenblattes in die bläulichte oder weiße Platte verbreitet, stehen einige dunkel- oder purpurfarbige Haare, und die Platte selbst ist verschiedentlich in viele zarte Einschnitte tief zerschnitten. Die Blume hat keinen unangenehmen Geruch, und blühet den ganzen Sommer hindurch. Man unterhält diese Art in den Gärten, weil die Farben in den Blumen spielen, selbige auch gefüllt erscheinen. Die vornehmsten Arten werden von den Gärtnern Damascenernägelein, Fasanenauge, Altermannskopf und geschmückte Frau genannt. Die Vermehrung geschiehet durch Saamen und Ableger. Die Stöcke lieben einen lockern, guten, erhabenen Wiesengrund, worinn sich die Wurzeln recht ausbreiten können.

6) Einzeln blühende Federnelke mit zerschnittenen haarichten Blumenblättern, D. plumarius L., wächset auf Sandhügeln und in unfruchtbarem Heidelande. Die Blumenblätter sind schön purpurroth, vielfach zart zerschnitten, und an der Mündung mit einem röthlichen Büschel Haare besetzet, wodurch man sie von der vorhergehenden Art am besten unterscheidet. Auch diese Art spielet mit der Farbe, und giebt gefüllte Blumen, welche die Strenge des Winters ausstehen, und leicht durch Ableger vermehret werden können.

7) Einblumichte Federnelke mit zerschnittenen haarichten Blumenblättern, Sandnägelein, Bergfedernelke, D. arenarius L., wächst sogar im Flugsande. Die Blätter sind klein, strichförmig, und die Blumen einzeln, blaßroth, zwar von geringem Ansehen, jedoch sehr wohlriechend. Wenn man diese Art in Gärten unterhält, und Ableger davon macht, verschönert sich selbige merklich.

8) Kriechende Nelke mit zween lanzettförmigen Kelchschuppen, kleine kriechende Grasnelke, kriechendes Grasnägelein, D. deltoides L., findet sich häufig auf hohen Wiesen und Triften, und blühet vom Jun. bis in den Septemb. Der Stengel ist gestreckt, und ein wenig rauch. Die Blätter sind bald glatt, bald rauch. Die Blumenblätter sind purpurfarbig, eingekerbt, an der Mündung mit dunklern Zähnchen und weißen Düpfelchen gziert, aus welchen zarte Härchen entspringen.

9) Chinesernelke mit vier langen Kelchschuppen, D. Sinensis L. Der Blumenstengel ist aufrecht, steif, mit aufrechten Seitenzweigen an allen Seiten, mit gekerbten und großen Blumenblättern. Man hat Sorten mit glänzendrothen, purpurrothen, weißen und scheckigen Blumen, auch einfache und gefüllte Sorten. Mehren-

rentheils sind sie am Rande mit artigen schwarz gedüpfelten Cirkeln eingefaßt. Diese alle sind ohne Geruch. Die Stöcke können zwar einige Jahre in Töpfen, auch den Winter über im Lande erhalten werden; die neuen aus Saamen gezogenen geben aber schönere Blumen. Sie blühen im erstern Jahre.

10) **Mittagsnelke mit zwo herzförmigen Kelchschuppen**, D. pomeridianus L. Das Merkwürdigste ist, daß die aus der ausdauernden Wurzel hervorkommenden Stengel Blumen tragen, die sich Mittags halb ein Uhr öffnen, und Abends um 10 Uhr wieder schließen.

11) **Spielende Gartennelke mit vier kurzen Kelchschuppen, Nägelein, Holländische Fillitten**, D. Caryophyllus L. Die Wurzel treibt manche kurz gestreckte Senkerzweige, deren jeder mit langen, sehr schmalen, immergrünen Blättern besetzt ist, aus deren Mitte sich ein aufrechter, dünner Blumenstengel, von 1 — 3 F. Höhe, erhebet, welcher manche Seitenstengel treibt, die, gleich dem Hauptstengel, große einzelne Blumen mit sehr kurzen, fast eyrunden Kelchschuppen, und mit gekerbten Blumenblättern tragen. Der Sorten sind, in Ansehung der Verschiedenheit ihrer Blumen, so unendlich viele, daß sich dieselben in keine Zahl einschränken lassen. Die Hauptsorten aber sind folgende: a) Tunica officinarum, hat große, dunkelrothe, einen angenehmen, den Gewürznelken ähnlichen, Geruch habende Blumen, einfach und gefüllt. Von dieser Sorte, und zwar von der einfachen, sind alle übrige Nelkensorten aus dem Saamen entsprungen. b) Dianthus coronarius. 1) **Einfarbig, röthlich, einfach und gefüllt.** 2) **Buntroth und weiß, roth, scharlachroth, purpurroth, und weiß, roth od. purpurroth auf der Oberfläche, auf der Unterfläche aber weiß**, und unzählige andere Zwischenfarben; alle diese Sorten nicht nur einfach, sondern auch gefüllt. Die Blumisten theilen diese bunten Nelken in Rücksicht auf die Art und Weise, wie die Illuminationsfarben aufgetragen sind, in 4 Hauptclassen: 1) **Doublerten**, oder **Bandblumen**, oder **panaschirte Nelken.** Diese haben nur zwey Hauptfarben, und die Illuminationsfarbe läuft in breiten bandförmigen Streifen dem ganzen Blatte entlängs bis in den Kelch hinunter. 2) **Bizarden.** Diese haben 3 oder 4 unterschiedene Farben, z. E. roth, purpurroth, scharlachroth, ꝛc., welche in unregelmäßigen, entweder größern oder kleinern Strichen und Streifen auf mannichfaltig unterschiedene Art aufgetragen sind. 3) **Picotten.** Diese haben allezeit einen weißen Grund, welcher mit rothen, oder scharlach- oder purpurrothen ꝛc. Farbenstrichen sehr fein gezeichnet ist. 4) **Jamösen, oder verkehrte Welt.** Die Blumenblätter derselben sind auf der Oberfläche glänzendroth oder purpurroth; auf der Unterfläche aber ganz weiß. Von einer jeden dieser 4 Classen giebt es unzählige Sorten, die sich in Ansehung ihrer verschiedenen Illuminationsfarben sowohl, als auch in Ansehung der Art und Weise, wie die Farben in Strichen und Streifen, oder auf eine andere Art, z. E. in mehrern oder wenigern, größern oder kleinern, entweder mehrfarbigen, oder ganz einfarbigen Streifen aufgetragen sind, unterscheiden; wie denn auch die Picotten entweder eine vollere, oder eine sparsamere, entweder größere oder kleinere, oder noch auf manche andere Art unterschiedene Zeichnung haben. Aus dem Saamen der mannich-

nichfaltigen Sorten jener 4 Classen werden jährlich unzählig viele neue Sorten gezogen, welche sich von den bereits vorhandenen Sorten in einem oder dem andern Stücke unterscheiden. Die Blumisten führen alle solche neue Sorten, welche wirklich gut sind, (denn alle haben sie nicht die Eigenschaften guter Nelken, sondern nur wenige derselben,) unter besondern Namen auf, z. E. unter dem Namen einer berühmten Person, oder desjenigen Namen, der sie aus dem Saamen erhalten hat, oder unter dem Namen des Orts, wo sie aus dem Saamen entsprungen sind. Es ist eben deshalb nicht möglich, alle solche Namen hier anzuführen. Sie lassen sich aber alle unter die eine oder die andere der zuvor benannten 4 Classen bringen, und, nachdem sie einmal aus dem Saamen entsprungen sind: so lassen sie sich nachher nur durch Ableger vermehren, nicht aber durch Saamen. Denn unter 100 Saamenpflanzen ist kaum eine einzige der Mutterpflanze völlig ähnlich; da hingegen die aus Ablegern gezogenen Pflanzen alle Eigenschaften der Mutterpflanze haben.

Außer der Farbe und dem Geruche hält man diejenigen Nelken vorzüglich für schön, welche lange, breite, steife und sich gleichförmig oder in einer völligen Rundung ausbreitende Blumenblätter haben, wenn solche mit mehrern Farben und durchgehends gleich gezeichnet sind; wenn die mittelsten Blumenblätter nicht über die andern hervorragen; wenn die Blume recht voll von Blättern ist, und der Kelch mehr lang als rund, und nicht seitwärts aufgeplatzt ist. Diese letztern nennt man **Platznelken**. Von schönen Nelken sind die **raren** zu unterscheiden, welche öfters unansehnlich sind, nichts Schönes haben, aber doch höher geachtet werden, weil sie etwa eine rare Farbe oder Zeichnung zeigen, oder doch nicht in vielen Gärten angetroffen werden; dahin gehören sonderlich die aschgrauen und kupferfarbigen. Eine hellblaue würde gewiß sehr theuer bezahlet, wenn solche gleich klein und ungestaltet wäre, bloß deswegen, weil zur Zeit dergleichen nicht zu finden.

Der **Anbau** und die **Vermehrung** der Nelken kann sowohl durch Saamen, als durch Ableger und Oculiren, geschehen. Wer nun seine vorräthigen Sorten beybehalten und vermehren will, muß die letztern Wege erwählen; wer aber neue Spielarten zu haben wünscht, muß die Aussaat vornehmen. Im Monath April streuet man den Saamen entweder in Scherbel oder Kästen, oder aufs Mistbeet, oder ins freye Land, in eine lockere, mit kurzem faulem Miste gedüngte, und überhaupt fruchtbare Erde, lieber dünne als dicke, aus, damit die jungen Pflänzchen Platz genug haben, und sich selbst nicht im Wachsthum hindern. Den ausgestreuten Saamen bedeckt man, ohngefähr einer Schreibfeder dicke, entweder mit guter Erde, oder auch wohl mit verwesetem Miste, und begießt solche. Das Begießen ist so oft in den Mittagsstunden zu wiederholen, als die Erde obenher trocken scheinet. Eine frühere Aussaat ist nicht so sicher, da die Stöcke von der Aprilsaat im freyen Lande den Winter über sicher aushalten, auch weiter keine Mühe und Wartung erfordern. Diese verpflanze man im Jun. oder Jul., und setze die Stöcke, wenn man Platz genug hat, einen Fuß weit aus einander, auch im Nothfalle näher zusammen. Um guten und vielen Saamen zu erlangen, soll man wissen, daß junge Stöcke, die aus Saamen erzogen werden, nach der ersten Blüthe mehr

Saa-

Saamen geben, als diejenigen, die man durchs Ablegen erhalten hat; daß man von einfachen vielen; von gefüllten viel weniger oder gar keinen Saamen erhalte, und daß der von einfachen Blumen gesammlete Saamen fast lauter Stöcke mit einfachen Blumen; hingegen der von gefüllten Blumen fast lauter gefüllte Blumen gebe; ingleichen daß der Regen, wenn solcher in die Blüthen fällt, das Saamenbehältniß leicht verderbe, und daß man deswegen die Stöcke mit einer Bedeckung davor verwahren müsse. Wegen der Farbe ist es ungewiß. Oefters wird man die Farbe, die der Saamenstock gehabt, in den jungen Pflanzen wieder finden; doch wird die Zeichnung nicht immer einerley seyn, und aus Bizarden werden Picotten und Doubletten fallen; da hingegen Saamen von rothen nicht leicht Stöcke mit gelben Blumen, und umgekehrt Saamen von gelben oder aschgrauen nicht leicht Stöcke mit rothen Blumen liefern werden, wiewohl dieses nicht allemal geschiehet. Da gemeiniglich vielerley Sorten Blumen neben einander stehen, kann leicht eine von der andern befruchtet, und daraus neue Farbenmischung hervorgebracht werden. Der Saame wird nicht zu gleicher Zeit reif. Von der Mitte des Sept. bis in die Mitte des Oct. soll man fleißig nachsehen, ob sich reife Saamenbehältnisse finden; man erkennet solches, wenn sich dieses oberhalb zu öffnen anfängt, doch findet sich auch zuweilen in ganz verschlossenen reifer Saame. Reif ist selbiger, wenn er schwarz ist; und hat er diese Farbe nicht, so taugt er auch nicht. Guter Saame kann noch nach 3 Jahren gut seyn, wenn solcher in einem kühlen, luftigen Orte aufbehalten worden; doch ist der frische dem ältern vorzuziehen. Bey dem Auskeimen des Saamens erscheinen gemeiniglich 2 Blättchen, zuweilen aber auch 3 und wohl mehrere; von den letztern hoffet man gewiß, gefüllte; und von den erstern glaubt man, nur einfache Stöcke zu erhalten; es ist aber dieses Zeichen sehr betrüglich.

Wer sich begnügt, nur seine vorhandenen Nelken zu erhalten und zu vermehren, bedienet sich des Ablegens. In der Mitte des Jun. läßt sich bereits abnehmen, welche Sprossen spindeln, d. i. in den Stengel aufschießen und blühen möchten, daher man schon zu dieser Zeit diejenigen, welche nicht spindeln werden, ablegt, oder auch diese Vermehrung später, und wenn die Blüthen aufgebrochen, vornehmen kann. Je eher man es unternimmt, je eher kann man die Ableger abnehmen. Spät gemachte Absenker müssen öfters den Winter über am Stocke stehen bleiben, und sind dann den Winter über weit mehrerer Gefahr ausgesetzt. Beym Ablegen selbst nimmt man von den nicht blühenden Zweigen die untersten Blätter ganz weg, und spaltet die Zweige mit einem scharfen Federmesserchen, der Länge nach, von einem Knoten bis zum andern dergestalt, daß man das Messer in den untersten Knoten einsetzt, und den Schnitt oder die Spaltung bis in den darüber stehenden fortführt. An der eingeschnittenen Sprosse werden die Blätter etwas verkürzt, das Erdreich um selbige aufgelockert, und solche mit dem Schnitte darein geleget, wobey Acht zu haben, daß der Schnitt fein offen bleibe, und die Erde dazwischen zu liegen komme; worauf solcher durch ein kleines, aus Reisholze verfertigtes, Häkchen in der Erde befestiget wird. Ableger oder Senker, welche in Blumentöpfchen gemacht werden, wurzeln gemeiniglich, wo nicht stärker, doch geschwin-

schwinder, als die im Lande gemachten. Den Ablegern bekömmt es wohl, wenn sie mit Begießen gut gewartet werden. Stöcke, welche der Sonne sehr ausgesetzet sind, muß man täglich wohl zweymal begießen; indessen ist es doch gut, wenn die Töpfe mit Senkern viel Sonnenschein genießen, indem durch mehrere Sonne und Wasser das Anwurzeln der Senker ungemein befördert wird. Das Oculiren wird selten gelingen.

Die aus Saamen erzogenen Stöcke unterhält man das ganze Jahr hindurch im freyen Lande. Diejenigen aber, so man aus Senkern erhalten, wie auch die abgeschnittenen Senker selbst, pflegen einige Blumisten sowohl im Lande, als auch in Scherbeln, zu unterhalten. Im letzten Falle stellet man die Töpfe auf Stellagen oder Postemente, und versieht diese mit einem Dache, damit zur Blüthzeit sowohl der Regen, als auch die anhaltende Sonnenhitze, davon abgehalten werden könne. Diese doppelte Vorsicht dienet dazu, daß, obgleich der heiße Sonnenschein den Stöcken unschädlich ist, die Flor der Nelken gar merklich verlängert werde, wenn sie mehr Schatten und Kühlung genießen. Anhaltender Regen, und überhaupt überflüßige Nässe, ist den Stöcken sehr nachtheilig. Rost, Fäulniß und Läuse sind gemeiniglich die Folgen davon, worauf man auch in Ansehung der Erde, womit man die Scherbel füllet, vorzüglich zu sehen hat. Wohlverfaulter, und von allem beygemischtem Strohe gereinigter Kuhmist, feiner Bachsand und fruchtbare Erde aus den Küchengärten unter einander gemischt, werden die beste Erde dazu abgeben. Ueberhaupt kann man diejenige Erde auch zu den Nelken wählen, worinn die Orangerie gutes Gedeihen hat. Andere und mehr gekünstelte Erde ist ihnen öfters mehr schädlich als nützlich. Schwere und fette Erde ist höchst nachtheilig. Will man in die Töpfe auf den Boden etwas klare Hornspäne legen: so wird man dadurch sicher die Fäulniß abhalten, wie denn auch hier höchst nöthig ist, die Löcher an dem Boden der Töpfe offen zu erhalten, damit das Wasser gehörig ablaufen kann; auch soll man lieber schwach als scharf gebrannte Scherbel wählen, damit sich die überflüßige Feuchtigkeit hineinziehen, und die Erde eher austrocknen könne. Alte Nelkenstöcke, oder auch die Ableger, welche man den Winter über in Töpfen unterhalten will, können bis zum Nov. im Garten stehen bleiben, indem die Reife und schwachen Nachfröste ihnen nicht schaden; hernach kann man sie auf einen luftigen Saal bringen, und daselbst wohl austrocknen lassen, welches höchst nöthig ist, wenn man sie im Keller aufbehalten will. Im Dec. kann man sie in einen Keller bringen, welcher trocken seyn muß, daselbst entweder auf den Boden, oder auf hölzerne Postemente setzen, und die ganze Zeit, als sie daselbst sind, nicht begießen, den Keller aber vor eindringendem Froste bewahren. Mit dem Frühlingsanfange schafft man die Töpfe wieder aus dem Keller, setzt solche anfangs wieder an einen bedeckten luftigen Ort, begießt sie sparsam, wiederholet dieses, so oft die Erde obenher trocken ist, und unterhält sie so lange an diesem Orte, bis die Nachtfröste aufhören, und die Bäume anfangen auszuschlagen; da sie dann in den freyen Garten gesetzt, und bessern Wachsthums wegen umgesetzet, an den Wurzeln beschnitten, und die Töpfe mit frischer, wohl zugerichteter Erde erfüllt werden. Senker, die man vom alten Stocke abgenommen hat, werden auf

diese Weise nicht füglich den Winter über aushalten; hätte man aber keine andere Gelegenheit zur Auswinterung, soll man solche nicht abschneiden, sondern an den Stöcken stehen lassen, und beyde zugleich mit einander in den Keller bringen. Da aber dieser Weg allemal unsicher und beschwerlich ist: kann man lieber die Absenker von dem Stocke lösen, diese in den freyen Garten pflanzen, und daselbst auch den Winter über stehen lassen; man wird solche im Frühjahre in dem besten Zustande wieder finden, und daraus stärkere Stöcke erlangen, als wenn sie im Gewächshause oder in einer temperirten Kammer in Töpfen oder Kästen überwintert worden wären. Der Ort im Garten bedarf auch eben keiner sonderlichen Auswahl; der in schattichten Oertern länger liegen bleibende Schnee wird ihnen mehr zum Schutze gereichen, als daß daraus Schaden entstehen möchte. Nur tief gelegene Beete, wo sich das Wasser sammeln kann, sind dazu nicht geschickt. Stöcke, welche im Lande unterhalten werden, haben auch dieses voraus, daß sie nicht rostig, und von keinen Läusen angesteckt werden. Im Frühjahre wird an diesen Pflanzen öfters die Wurzel mehr, als nöthig und nützlich ist, außer der Erde stehen, oder vom Froste in die Höhe gehoben worden seyn, da denn die Wurzel mit Erde zu bedecken, und an den Boden anzudrücken ist. Je länger diese Pflanzen auf ihrem Orte gelassen werden, je stärker werden sie, und je gesünder erhalten sie sich; wenn sie aber zu spindeln anfangen, soll man mit der Versetzung nicht länger verweilen, man müßte sie denn auch bey der Flor daselbst wollen stehen lassen. Indessen hat sich doch zuweilen in sehr kalten Wintern, die keinen, oder sehr wenig Schnee gebracht hatten, gefunden, daß diese Stöcke sehr leiden; daher man wohl thut, die Senker zu theilen, und einen Theil ins Land zu pflanzen, den andern aber in Kästen zu setzen, und diese den Winter über in einem temperirten Glashause zu unterhalten.

Wer an einer schönen Nelkenflor Vergnügen findet, wird solche durch eigenen Fleiß zu verschönern bemühet seyn. Er wird die Spindeln gehörig an die beygesetzten Stäbe befestigen, die überflüßigen Blüthen bey Zeiten wegnehmen, den Kelch an einigen Orten öffnen, solchen auch nach Befinden größtentheils wegschneiden, um das regelmäßige Ausbreiten der Blumenblätter zu befördern; unter die Blumenblätter um den Kelch ein rund geschnittenes Papier oder Kartenblatt legen, und dadurch die Blumenblätter ausgebreitet erhalten; dies Ausbreiten der Blätter durch einige Hülfe mit den Fingern befördern; über die Blüthen, um solche länger zu erhalten, ein blechernes Hütchen, oder eine gläserne Bedeckung anbringen, und vorzüglich zu verhindern suchen, daß Stock und Blume von Würmern nicht beschädiget werden. Die Ohrwürmer finden sich häufig bey den blühenden Nelken ein, kriechen in die Blumen, fressen die Blumenblätter unten an, worauf selbige in kurzer Zeit alle ausfallen. Man verhindert diesen Besuch, wenn man lockere Baumwolle um die Nelkenstengel herumwindet, über welche der Wurm nicht hinwegkriechen kann; ist aber diese Wolle vom Regen naß geworden: so kann sie nicht ferner vor den Ohrwürmern schützen. Werden kleine papierne Tuten an die Stäbe befestiget, setzen sich die Ohrwürmer darein, daß man sie auf solche Art fangen kann. Noch sicherer ist es, jeden Scherbel in ein mit Wasser ange-

angefülltes Näpfchen zustellen, indem die Würmer nicht über das Wasser kriechen können. Die kleinen grünen Läuse sind noch schlimmere Gäste. Der ganze Stock ist in Gefahr einzugehen, und ein Stock steckt den andern leicht an. Die Gelegenheit dazu giebt theils die Erde, wenn sie zu gekünstelt, zu fett, schwer und naß ist, theils das überflüßige Begießen, theils die Schwäche des Stocks, und vielleicht noch andere Ursachen. Die noch neue Weidenerde enthält vielen Stoff zu Würmern. Das beste Mittel ist, dergleichen Stock aus dem Scherbel in das Land zu pflanzen, da sich die Läuse bald verlieren, und die Stöcke erholen werden. Andere Mittel wollen öfters nicht helfen.

Man findet viele Nelken, die einen starken und angenehmen Geruch haben. Die am wenigsten von Nelkenliebhabern geachteten, sonderlich die dunkelrothen einfarbigen, übertreffen darinn fast alle andern, und ihr Geruch ist den Gewürznelken fast gleich. Diese sind es auch, welche man in der Arzneykunst zu gebrauchen pflegt. Sie sind ein stärkendes Mittel, wodurch zugleich die unmerkliche Ausdünstung befördert wird. Da aber die Blumenblätter bey dem Trocknen viel verlieren, verfertigt man daraus einen Syrup, Essig und Tinctur; die beyden letzten sind auch wegen der Säure ein vortreffliches Mittel bey hitzigen Krankheiten.

Nessel, Urtica. Diese Gattung bestehet aus dauerhaften, krautartigen, im Jul. und Aug. an den Seiten und Enden der Stengel in Kätzchen blühenden, im Herbste reifen Saamen gebenden, und in jeder Erde fortkommenden Pflanzen, von welchen wir folgende anzeigen:

A) Zu denjenigen, welche einander gegenüber gestellte Blätter haben, gehöret:

1) **Kugelförmige Brennnessel mit eyförmig ausgezackten Blättern, Römische Nessel**, U. Romana offic.

2) **Kugelförmige Brennnessel mit herzförmigen ausgezackten Blättern**, U. balearica L.

3) **Kugelförmige Brennnessel mit ganzen Blättern**, U. Dodartii L.

Diese, dem Ansehen nach, mit einander nahe verwandte Arten sind, nur die Fruchtköpfchen ausgenommen, mit vielen spitzigen, steifen Stächelchen besetzt, und erregen ein heftiges Brennen, wenn man sie unvorsichtig berührt. Das mittägige Europa ist ihr Vaterland. Sie lassen sich bey uns leicht unterhalten, und blühen den Sommer über.

4) **Hanfblätterichte Sibirische Nessel**, U. cannabina L. Wächst in Sibirien. Die Stacheln gehen leicht ab, bleiben in der Haut stecken, und erregen dadurch die heftigste Entzündung, Geschwulst und Schmerz. Auch die von selbst auf die Erde abfallenden Stacheln beschädigen leicht, wenn man mit bloßen Händen in der Erde wühlet; daher man die Pflanze an einen abgelegenen Ort im Garten setzen soll.

5) **Gemeine dauernde Brennnessel, große Brennnessel**, U. major offic., U. dioica L. Diese ist bey uns häufig zu finden; sie dauert viele Jahre in der Wurzel, und treibt sowohl, wie die Stengel, im Frühjahre nur Sprossen aus.

6) **Gemeine jährige Brennnessel, Heiternessel, Eyternessel, Zetternessel**, U. minor, U. urens L. Diese wächst häufig in unsern Kohlgärten, und wird

durch den ausgefallenen Saamen ein beschwerliches Unkraut. Die fäserichte Wurzel ist jährig.

B) **Wechselsweise gestellte Blätter haben:**

7) **Canadensische breitblätterichte Brennnessel mit ästichten Blüthstielen**, U. Canadensis L. Die Blätter sind herzförmigeyrund.

8) **Weißwollichte Brennnessel**, U. nivea L. Die Blätter sind auf der Unterfläche filzig, silberweiß; auf der Oberfläche hochgrün. Da die Pflanze keine Stacheln hat: so verursacht sie auch kein Brennen. Auf ihren rechten Platz gestellt, verschönert sie nicht wenig die Lustgärten, verlangt aber im Winter ein Glashaus.

Ob wir gleich die Brennnesseln ihres Stechens wegen fliehen: so verdienen sie doch nicht außer Acht gelassen zu werden. Die kleine jährige oder Heiternessel wird an vielen Orten, wenn sie jung ist, mit Spinat oder grünem Kohl vermischt, und als Zugemüse gespeiset. Klein gestoßen, und mit Grütze, oder Quarkkäse, oder gekochten Erbsen vermischt, dienen sie zur Auferziehung der jungen Truthühner, auch der gemeinen Hofhühner, vortrefflich. Auch werden sie, wo sie häufig zu finden sind, gleich der großen Brennnessel N. 5., den Schweinen, nachdem sie mit dem Stoß- oder Stampfeisen klein gestoßen worden, verfüttert. Eben diese große Nessel wird, wo sie häufig anzutreffen, dem Rindviehe, klein gestoßen und mit Strohhäcksel vermischt, mit Nutzen, roh oder gebrühet, gegeben. Getrocknet wird selbige geschnitten, und im Winter eben diesem Viehe gegeben. Der reife gesammelte und getrocknete Saame soll den Pferden sehr dienlich seyn, wenn ihnen ein Löffel voll im Winter unter dem ersten Futter des Morgens gegeben wird. Die Stengel dieser Nessel können auch wie Flachs geröstet, gebrechet, gehechelt, und daraus ein zartes feines Garn gesponnen werden. Die daraus gewebte Leinwand wird Nessel- oder Nesseltuch genannt, wiewohl selbige heutiges Tages nicht mehr gearbeitet wird, ob man gleich verschiedene Gattungen von baumwollenem und leinenem Gewebe den Namen Nesseltuch giebt. Das Peitschen mit Brennnesseln kann bey gelähmten und unempfindlichen Gliedern von Nutzen seyn. Auch löset der Saft derselben die stockenden Säfte auf, und verbessert ihre Mischung; er befördert den Abgang des Urins, hemmet hingegen andere widernatürliche Ausleerungen, und stillet vorzüglich die Blutflüsse; wie er denn auch sonderlich der Brust zuträglich scheinet. Man vermischet im Frühjahre die jungen Pflanzen oder Spressen mit andern Kräutern, und die auflösende und reinigende Würkung der ausgepreßten Kräutersäfte wird durch ihren Zusatz verstärkt. Der Saft allein, besonders von der jährigen Art, wird wider das Blutspeyen, Nasenbluten, den allzu häufigen Abgang der güldnen Ader, auch wider die rothe Ruhr und den weißen Fluß gerühmt. Die getrocknete Heiternessel wird, als Thee getrunken, wider die Gicht und den Stein empfohlen. Frische oder auch getrocknete Nesseln mit Zucker eingemacht, oder nur damit vermischet, werden bey langwierigem Husten, um den Auswurf zu befördern, und die Lunge zu reinigen, nicht ohne Nutzen gebraucht.

Taube und **todte Nessel** sind zwar von den Brennnesseln sehr unterschieden; weil sie aber auch Nesseln heißen, wollen wir

wir sie, da es einerley ist, wo sie stehen, auch hier kenntlich machen.

1) **Weiße taube Nessel mit spitzigen Blättern und vielblüthichtern Wirteln, weiße todte Nessel, Wurmnessel, Bienensaug**, U. mortua, Lamium album L., wächst häufig auf ungebaueten Oertern, um die Gebäude, an den Mauern, Hecken, u.s.w. vornehmlich an der Mittagsseite. Sie blühet lange, und kömmt nach dem Abschneiden im Herbste wieder, ist auch an manchen Orten die meiste Zeit im Jahre in der Blüthe zu finden. Die faserichte, dauernde Wurzel breitet sich sehr aus, und treibt seitwärts Zweige, welche aus den Knoten wieder Fasern schießen; daher diese Nessel schwer auszurotten ist. Sie hat, wie die meisten andern Arten, einen starken unangenehmen Geruch, giebt aber den Bienen, wie die folgende Art, reichliche Nahrung; wie denn auch die Schaafe alle Arten gerne fressen. Die neuern Aerzte machen keinen Gebrauch mehr von dieser Pflanze. Von der folgenden Art gilt das Nämliche.

2) **Rothe taube Nessel mit spitzigen Blättern und wenig blüthichten Wirteln, große rothe taube Nessel**, L. purpureum non foetens; L. laevigatum L. Sie wächst häufig in der Schweiz, auch hin und wieder in Deutschland an eben den Oertern, wo man die erste findet, ist auch derselben in den Blättern ähnlich. Der Stengel steht aber mehr aufgerichtet hervor, und ist, wie die Blätter, weniger rauch. Die Blätter bekommen durch den Frost weiße Flecke.

3) **Rothe taube Nessel mit stumpfen, gestielten Blättern, gemeine rothe taube Nessel, kleine stinkende, taube Ackernessel**, L. purpureum foetidum; L. purpureum L. Diese findet man auf Fruchtländern, in Gärten und Feldern, auch an andern ungebaueten Oertern; die faserichte Wurzel ist jährig; der Stengel kaum 1 F. hoch, unterwärts fast nackend, indem nur 1 oder 2 Paar Blätter daselbst zugegen; oberwärts aber stehen die Blätter dichter und häufiger bey einander, wodurch man diese Art gar leicht von der ersten unterscheiden kann. Das Blumenblatt ist purpurfarbig, am Rachen und bey dem Anfange der untern Lippe gefleckt. Man findet auch eine Spielart mit weißen Blumen. Weil diese Art noch stärker als die übrigen riecht, hat man sie zu Vertreibung der Schaben und Motten empfohlen; übrigens auch in der Arzneykunst der ältern Zeiten der ersten Art gleich geschätzt.

4) **Rothe taube Nessel mit platt ansitzenden Blüthblättern, kleine taube Ackernessel mit Gundermannsblättern**, Galeopsis folio caulem ambiente Riv., L. amplexicaule L., hat mit der vorigen gleiche Geburtsörter, ist auch nur ein Sommergewächse. Jeder Wirtel hat 10 — 12 Blumen. Die beyden obern Kelcheinschnitte sind größer, die drey untern kleiner, spitziger, keiner mit einer Granne geendiget. Schon hierinn, noch mehr aber in Ansehung des Blumenblattes, ist diese Art von der vorigen merklich unterschieden. Die Röhre des Blumenblattes ist lang, dünne, und oberwärts nicht merklich erweitert oder höckericht; die beyden Zähnchen fehlen ganz.

5) **Großblumichte taube Nessel mit gefranzter Oberlippe**, L. pannonicum Scopoli, L. orvala L., wächst in Ungarn, Crain und Italien. Die Pflanze dauert in unsern Gärten im freyen Lande, und läßt sich durch die Wurzel vermeh-

mehren; auch von dem ausgefallenen Saamen erwachsen neue Stöcke.

Noch vereinigen einige Kräuterlehrer mit vorgedachtem Geschlechte die Galeopsis, wovon folgende Arten zu bemerken:

1) **Gelbe Hanfnessel, gelbe taube Nessel, gelbe Waldnessel,** Galeopsis Galeobdolon Linn. Diese findet sich häufig in den Wäldern. Die Blätter sind eyrund, gespitzt, sägeförmig, gestielt, paarweise, die Blumen aber goldgelb, in sechsblumigen Quirlen, mit einer vierblättrigen Hülle, im May und Jun. Man hat davon eine sehr schöne weißgescheckte Abart.

2) **Schlanke todte Nessel mit lanzettförmigen Blättern, kleine rothe falsche Hanfnessel, schmalblättriger Hohlzahn,** G. ladanum L. Diese jährige Pflanze wächst häufig auf leichten mittelmäßigen Aeckern und Feldern; die Stengel sind viereckig, die Blumen aber in beträchtlich weit von einander entfernten Quirlen, roth, inwendig oft gelb gefleckt, mit unbewehrten Kelchen. Man findet eine Spielart mit Roth und Weiß eingesprengtem Blumenblatte.

3) **Hanfblättrige taube Nessel, geschwollene todte Nessel, breitblättriger Hohlzahn,** G. Tetrahit Linn., unter den Saaten, auf feuchten Aeckern, auch unter Dornsträuchern um die Wiesen. Die viereckigen Stengel werden nach oben zu dicke. Die Blätter sind schmal, haarig, sägeförmig; die Blumen aber in Quirlen, von denen die obersten sich fast berühren, blaßroth, mit stechenden Blumenkelchen. Die Bienen sammeln, wie aus beyden vorhergehenden Arten, Honig.

Nestling, ein aus seinem Nest oder Horst genommener junger Raubvogel, der zur Beize abgerichtet werden soll.

Netz, Garn, alle große, zum Thier-, Vogel- und Fischfang gestrickte, durchlöcherte, oder mit Maschen versehene, Bände, Schläuche und Säcke. Sie werden meistens von Bindfaden, auch von Stricken gestrickt. Die kleinern Netze werden Garne genennet. Sie werden alle über einen den Maschen angemessenen runden Stock, den **Maschenstock,** geschlungen oder gestricket, indem man mit der Stricknadel, die bald groß bald klein, und worauf der Faden aufgeschürzt ist, den Faden zu der neuen Masche durchzieht, und also jene an diese anhänget. Damit die fertigen Netze sich weder ausdehnen noch einziehen können, muß man selbige nach der Breite, die sie haben sollen, auf einen großen Platz ausbreiten, und sie dann mit Lohwasser besprengen, jederzeit aber wieder gut austrocknen lassen, da sich dann das Geflechte an den Maschen so fest an einander schlingt und zusammenhält, daß sie nicht ohne große Mühe über die anfänglich verlangte Breite und Länge ausgedehnt werden können. Um die Netze lange gut zu erhalten, soll man dieselben, sonderlich zur Sommerszeit, niemals eine Nacht im Wasser lassen, indem sie gleich morsch und dünne werden; im Winter hingegen, wenn es nicht sehr frieret, schadet es ihnen nichts, wenn sie gleich 36 Stunden im Wasser liegen, wenn sie nur nachher gut getrocknet, und nicht an die Wand, sondern in die Mitte eines Gebäudes auf Stangen gehangen werden. Die kleinen Netze oder Garne zum Federwild werden grün, gelb und braun gefärbt, damit sich die Vögel nicht so sehr davor scheuen. Zum Grünen nimmt man grünes Korn, stößt solches zu einem

einem Saft, bestreicht das Garn damit, und thut es 24 Stunden mit dem Saft in eine Wanne. Zur braunen Farbe nimmt man Gerberlohe, oder die Rinde von ausgegrabenen Nußbaumwurzeln, zerhackt sie, und thut das Netz 24 Stunden darein. Die gelbe Farbe erhält man, wenn man das Garn mit Schellkraut, wie mit Seife, einreibet und eintrocknen läßt.

Netzbäume, die in der Mauer fest steckenden Bäume, worüber die Gerüstbreter eines Baugerüstes liegen, wenn solches an einem neuen Gebäude höher aufgeführet werden soll. Die Streichstangen stützen sich ebenfalls auf die Netzbäume.

Netzjagen, eine der ältesten Jagdarten, die mit Netzen ohne Tücher geschieht.

Neubruch, Neureid, Rodeland, Röder, die Holzgründe, welche zu Ackerfeld oder Wiesen gemacht werden.

Neu deutsches Dach, ein Dach, welches halb so hoch als breit ist, in einem halben Zirkel beschrieben werden kann, und daher an der Spitze oder Forst einen rechten Winkel macht.

Neue Wege, wo in den Schlägen und jungen Gehauen, oder auch wohl gar in den Dikichten und jungen Gehölzen gefahren wird. Solche neue Wege sind aller Orten, wo sie gemacht werden, strafbar.

Neunaugen, Brikke, ein der Lamprete sehr nahe kommender Fisch, der so genannt wird, weil er an den Seiten des Halses 7 Luftröhren hat, wovon er aber eigentlich Siebenaugen heißen sollte. Er wird nicht leicht über 15 Z. lang, und einen Daumen dick. Diese Fische werden im Lüneburgischen, Bremischen, Meklenburgischen, u. s. w. von Martini bis Ostern, in Menge gefangen, gebraten, in kleine Tonnen mit zerstoßenem Ingwer, Essig und Salzlake eingemacht, und sodann weis und breit verfahren.

Neuntödter, ein Untergeschlecht bey den Falken, und die kleinsten derselben. Sonst heißen sie auch Würger, Schlächter, Drill- Sper- Krück- Kruck- oder Krausälster. Er hat einen wenig gekrümmten, an der Spitze mit einem kleinen scharfen Zahne versehenen Schnabel ohne Wachshaut, eine gespaltene Zunge, und etwas schwächere bloße Raubvögelfüße. Ob die Neuntödter schon kleiner als andere Raubvögel sind: so geben sie diesen doch an Raubsucht, Muth und Kühnheit nichts nach. Da einige von ihnen verschiedene kleine Thiere, vorzüglich Insecten, erst umbringen, und von denselben, wie man vorgiebt, eine Anzahl von neunen sammeln: so haben sie daher den Namen Neuntödter erhalten. Der ganze Oberleib ist schön hellaschblau, an den Steißfedern, über den Augen, an der Stirn und den Schultern ins Weißliche übergehend; von den Nasenlöchern an läuft durch die Augen ein starker schwarzer Streifen, der sich von den weißen Wangen herabsenkt, und hier, als an seinem Ende, am stärksten ist; die untere Seite, vom Schnabel bis zum Schwanze, ist weiß, an der Brust ein wenig ins Röthlichte spielend, und graulich gewässert; die Deckfedern der Flügel sind schwarz; die an den Gelenken der Flügel aschgrau; die Schwungfedern schwarz. Sein Muth geht so weit, daß er den stärksten Falken, welcher sich seinem Reviere nähert,

nähert, fortjagt, und sein Nahrungsneid treibt ihn an, die kleinern Vögel durch ein gewisses scharfes Geschrey von der Gegenwart der größern Raubvögel zu benachrichtigen, so daß er auch wegen dieser Eigenschaft den Namen **Wächter** erhalten hat. Sein Flug und sein Schwanz haben ihm auch den Namen der **Bergälster** verschafft. Denn er fliegt nicht weit, gerade, schräge, oder in einerley Höhe, sondern kurz, beständig abwechselnd, schnell auf- und niederwärts, schwankend, fast wie eine Aelster und ein Specht, so daß derjenige ihn von weiten, ohne seine Farbe zu sehen, erkennen kann, welcher auf den Flug der Vögel zu achten gewohnt ist. Oft sieht man ihn auch wie einen Raubvogel in der Luft auf einer Stelle über einer bemerkten Beute flattern, die zum Fangen noch nicht bequem genug ist. Bewundernswürdig bleibt es aber immer, daß die kleinen Vögel, deren Feind er ist, nicht vor ihm, wie vor andern Raubvögeln, fliehen; denn geschähe dieß: so würde ihm, wegen seiner schwachen Fänge und seines langsamen Fluges, selten ein Vogel zur Beute werden. Uebrigens läßt er sich sowohl alt als jung leicht zähmen, und zu Lustjagden auf Vögel abrichten. Der Neuntödter bleibt Sommer und Winter an seinem gewählten Wohnorte. Während seiner Fortpflanzungszeit lebt er in Gärten, Vorhölzern, Feldhölzern, und auf einzelnen, in angränzenden freyen Gegenden stehenden, Bäumen. Er setzet sich auf die Gipfel der Bäume, und siehet oft Stunden lang hin, um etwas zur Stillung seines Hungers zu finden. Im Winter lebt er von Feldmäusen, Goldammern, Stieglitzen und Feldsperlingen. Im Frühjahre und Herbste gehen die Neuntödter auch die Finken, Zeisige und Lerchen an. Allein sobald die Insecten hervorkommen: so fangen sie auch die größern derselben, Hirsch- und Roßkäfer, Heuschrecken, Maulwurfsgrillen oder Werlen, und nähren auch ihre Jungen damit. Außerdem sind ihre Sommernahrung Eidechsen, Blindschleichen, deren vorzüglichste Vertilger sie sind, und junge erst ausgeflogene Vögel. Im Winter fallen sie auch auf Rebhühner, Krammetsvögel, Seidenschwänze, u. s. w.; müssen aber meistentheils unverrichteter Sache wieder abziehen, so daß ihnen von diesen Vögeln fast nur die in Schlingen gefangenen zu Theil werden. In den Stuben wird der Neuntödter überaus zahm, nur darf man neben ihm keine kleine Vögel herumfliegen lassen. Er horstet in Wäldern und gebürgigen Gegenden auf hohen Bäumen, und auf in nahe liegenden Feldern stehenden Obstbäumen, so wie auch in Feldgesträuchen. Das Weibchen legt 5—7 Eyer, woraus in 15 Tagen die Jungen ausgebrütet werden. Gewöhnlich ziehen sie in einem Jahre zwo Hecker auf, worunter zuweilen ganz weiße fallen, die aber nach einigen Jahren ihre Farbe umändern.

Niedrig geht der Hirsch, wenn selbiger im März das Gehörn abgeworfen hat.

Niedriger Satz, beym Brunnenmachen, wenn die Höhe von dem Ort, wo die Röhre einer Pumpe saugt, bis unter den Kolben, wenn derselbe ausgehoben hat, nicht über 26—28 Fuß oder 4 Lachter hält. Im Gegensatz des hohen Satzes. Dieser niedrige Satz würkt besser als der hohe.

Nießwurzel, Helleborus. Die Arten dieser Gattung sind dauerhafte, kraut-

krautartige, perennirende, in jeder gemeinen Gartenerde fortkommende, leicht zu vermehrende, nur einer geringen Cultur bedürfende, bey allen Handelsgärtnern anzutreffende, theils auch officinelle Pflanzen, mit theils 3—4 Z., theils 1—2 F. hohen Blumenstengeln, theils viellappigen, theils handförmigen Blättern, und Blumen von 5 rundlichen Blättern und zahlreichen Staubfäden; zur Verzierung der Blumenrabatten und der Lustgärten schicklich.

1) **Schwarze Nießwurzel, Christwurz, weiße Christblume, Weihnachtsrose**, H. niger offic. et L. Diese Pflanze, welche die wahre schwarze officinelle Nießwurz ist, hat sowohl wegen der Schönheit ihrer, einer einfachen weißen Rose ziemlich ähnlichen, Blumen, als auch wegen der Eigenschaft, daß sie um Weihnachten, oder bald nachher, schwelgerisch auch unter dem Schnee blühet, einen großen Werth; blühet am schönsten, reichlichsten und frühesten vor der Fronte einer warmen, sonnigen Rabatte in einem leichten und fetten Boden, und muß also in eine warme gut gedeckte Lage gepflanzt werden, weil sie sonst nur wenig Blumen macht, und oft erst im Febr. zu blühen anfängt; sie kann auch, um sie zur Verzierung aufstellen zu können, in Töpfe gepflanzt werden. Man kann sie im Sept., Oct. und Nov., auch im Frühjahre nach vollendeter Flor pflanzen, gleichwie man sie auch zu beyden Zeiten durch Zertheilung der Wurzel vermehren kann; jedoch muß man sie nicht in gar zu kleine Stücke zertheilen. Der Saame wird selten bey uns reif.

1) **Grünblumichte oder gemeine Nießwurzel mit fingerförmigen Blättern an den Zweigen, Bärenfuß, Oelröschen**, H. viridis L. Die Blumen sind grün oder grünlich, im Jan. und Febr. Die Vermehrung geschieht durch Wurzel und Saamen, und wird in hiesigen Gärten, wie die vorige, unterhalten.

3) **Grünblumichte Nießwurzel mit ganzen Blättern an den Zweigen, stinkende schwarze Nießwurz, Läusekraut**, H. foetidus L. Die Blumenblätter sind grün, am Rande röthlich eingefasset. Der Saame fällt aus, und geht da auf, wo er einen leichten Boden findet.

4) **Gelbblühende schwarze Nießwurzel, Winterwolfswurz, kleines gelbes Wolfskraut**, u. s. w. H. hyemalis L. Die Blumen sind klein, goldgelb, sehr verzierend, am Ende des Jan. oder früh im Febr. Man verlegt oder vermehret die Wurzel etwa alle drey Jahre, sobald die Blätter welk werden, unterhält auch wohl ein Pflänzchen im Scherbel, wenn allenfalls die übrigen im freyen Lande einmal ausgehen sollten.

Die wahre schwarze Christwurzel Nr. 1. ist von jeher wegen ihrer arzneylichen Kräfte in Ansehen gewesen. Nr. 2. wird weniger kräftig gehalten. Die Wurzel Nr. 3. wird gar nicht geachtet, und Nr. 4. ist am kräftigsten, wird aber für giftig gehalten, und gar nicht gebrauchet. Es hat aber die Wurzel Nr. 1, die in den Apotheken aufbehalten wird, und, wenn sie nicht unkräftig werden soll, nicht lange liegen muß, harzichte und gummöse Bestandtheile, die durch Branntwein und Wasser aufgelöset, und in zweyerley Extract verwandelt werden. Bey dem Kochen wird die Wirkung des harzichten Extracts merklich vermindert. Es wirkt aber der Extract als ein heftiges Purgier-

mittel; man wählet daher lieber das Wässerichte oder den abgekochten Trank von dieser Wurzel, oder auch diese in Pulver. Man muß aber nie dergleichen ohne Beyrath eines erfahrnen Arztes brauchen, weil traurige Erfahrungen bey dem unrechten Gebrauche bekannt geworden sind. Die vorzüglichste Wirkung dieser Wurzel aber besteht in Eröffnung des Leibes. Auch beweiset sie eine zertheilende Kraft. Wegen dieser doppelten Wirkung ist sie sonderlich bey Krankheiten nützlich gewesen, welche von einem schweren, dicken Geblüte und schwarzer Galle herrühren, als bey der Melancholie, Raserey, fallender Sucht, Gicht, Wassersucht, wider die Würmer, und auch vorzüglich wider die Verstopfung der monathlichen Reinigung, und alle davon abhangende Gebrechen, als der Bleichsucht, u. s. f. Aeußerlich gebrauchet, wirket sie sehr stark. Wenn man dergleichen in ein Fontanell leget, soll häufiger Stuhlgang darauf folgen; und wenn man sie auf die bloße Haut leget, werden Blasen davon aufgezogen. Die Viehärzte pflegen in den Seuchen dem Viehe ein Stück durch die Haut unter dem Halse, oder durch die Ohren zu ziehen, und wollen dadurch eben den Nutzen erhalten, den Andere von einem Haarseile hoffen. Mit dem abgekochten Tranke kann man bey Menschen sicher diejenigen Glieder waschen, welche von der Krätze eingenommen sind. Es soll auch solcher die Läuse tödten.

Die **weiße Nießwurzel** ist ein ganz verschiedenes Geschlecht, und wird auch in den Apotheken H. albus genennet, heißt aber bey den neuern Schriftstellern Veratrum, und im Deutschen **Wendewurz, Dolldocke, Schampanierwurzel,** und **Germer.** Die zu diesem Geschlechte gehörigen Arten schicken sich wegen des Sonderbaren ihrer großen gefurchteten Blätter, und wegen ihrer verschiedenen Art zu blühen, sehr gut zur Verzierung und zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit, und lassen sich sowohl durch Zertheilung als durch den Saamen vermehren.

1) **Gemeine weiße Nießwurzel, weißes Nießkraut,** V. album L. Die Blumen sind in mehr als zweymal zusammengesetzten Trauben, die Blumenkrone aufrecht stehend, grünlich weiß.

2) **Dunkelroth blühende weiße Nießwurzel,** V. nigrum L. Die Blumen sind dunkelroth, in zusammengesetzten, weniger getheilten Trauben, die Blumenkronen sehr abstehend.

3) **Gelbblühende weiße Nießwurzel,** V. luteum L. Die Blumen sind klein und gelb, in sehr einfachen Trauben, und hinterlassen selten bey uns Saamen.

Die in den Apotheken aufbehaltene **weiße Nießwurzel** besitzt eine heftige Schärfe; wenn man sie kauet, entzündet sie den Mund; in die Nase gezogen, erreget sie ein fast unstillbares Niesen, und hat die bey der schwarzen Nießwurzel angemerkten Kräfte in viel stärkerm Grade. Gmelin versichert, wie die Einwohner Sibiriens öfters sich den Tod zugezogen, indem sie die Wurzel als Arzney gebrauchet. Man soll sich daher wohl vorsehen, daß man nicht, Statt der schwarzen, die weiße aus den Apotheken erhalte. Der weiße besteht nur aus dem dicken knollichten Kopfe, von allen Zäserchen entlediget, und nur mit den übrig gebliebenen Flecken bezeichnet; da hingegen an der schwarzen die Fasern noch anhangen. Die Amerikaner pflegen die weiße Wurzel im Wasser zu kochen, und in diesem Trank den Mayssaamen

saamen (Türkischen Waizen) einzuweichen, welchen sie aussäen wollen, um davon die Vögel und andere Thiere abzuhalten. Die Krähen werden durch den Genuß derselben gleichsam besoffen, und hiedurch theils selbst, theils Andere abschreckt, das Maysland zu besuchen. Manche Jäger bedienen sich eines schwachen Absuds dieser Wurzel, um die räudigen Glieder der Hunde zu bestreichen und damit zu heilen.

Niet, Niete, ein kurzer eiserner Stift an einem Messer, Scheere oder andern Sache, womit zween Theile vereiniget worden.

Nieteisen, ein einen halben Zoll dickes und $2\frac{1}{2}$ Z. ins Gevierte breites Eisen, womit der Schmid die Hufnägel umnietet, und mit der Kante das Ueberflüßige abschlägt.

Niet- oder Bankhammer, ein Hammer, den man auf das eine Ende des einen Niets hält, wenn man das andere Ende breit hämmert, und den Niet vernietet.

Nietnagel, ein Nagel, der an einem Ende vernietet oder breit gehammert wird.

Nonne, ein Ziegel unter denjenigen, die man Hohlziegel nennet, und die ihre vertiefte Seite auswärts kehren, zum Unterschied der Mönche, die die vertiefte Seite einwärts kehren.

Normalbreite, die Breite der Strohmlänge, oder der Theil eines Strohms, welcher zwischen zween eintretenden wichtigen Nebenflüssen lieget.

Normalgeschwindigkeit, die Geschwindigkeit einer Strohmlänge, die zwischen zween eingetretenen wichtigen Flüssen sich befindet, mit welcher sich das Wasser fortbeweget, bis der Strohm entweder so seichte geworden, daß sich seine Bewegung lediglich nach dem Abhange seines Bettes richtet, oder so angeschwollen ist, daß er über die Ufer steiget.

Normaltiefe, die Tiefe der Strohmlänge eines Strohms zwischen zween eintretenden wichtigen Nebenflüssen.

Nothausfluth, ein Abfluß eines Deiches an dem entgegengesetzten Ende der Ausfluth, der im Falle einer zu starken Anschwellung des Wassers zur Ableitung dienen muß, indem man nur die Vorsetzhölzer ausnehmen oder ausziehen darf.

Nothbau, ein Bau oder eine Grube, so die jungen Füchse, wenn sie von den alten vertrieben werden, zum öftern in freyen, ebenen Kornfeldern machen.

Nothdeich, ein Deich, welcher das eindringende Wasser so lange aufhält, bis der Hauptdeich wieder ausgebessert worden.

Notheisen, ein eisernes Werkzeug der Stellmacher, das eine schmale Schneide, die nach der Dicke des Eisens läuft, und einen gleichen eisernen Stiel hat, um hiemit Ruthen auszustämmen.

Nothreif, wird vom Getraide gesagt, wenn die Stengel oder Halme vor der Zeit am Fuße weiß und trocken werden, welches gemeiniglich im leichten Boden bey der Dürre geschiehet.

Nothstall, ein starkes, hölzernes, mit einem Dach versehenes Gerüste, worein wilde, unbändige Pferde, welche sich nicht wollen beschlagen, Arzney eingießen, oder operiren lassen, so eingesperret werden,

den, daß sie stille stehen und aushalten müssen.

Nothwehr, heißt die, Jemanden, oder den Seinigen, oder seinen Mitbürgern drohende, Gefahr einer unrechtmäßigen Beschädigung, durch der Sache angemessene Hülfsmittel, abzuwenden suchen. Diese Befugniß findet nur gegen eigenmächtige Gewalt, und auch gegen diese nur alsdann statt, wenn die obrigkeitliche Hülfe der Beleidigung weder abhelfen, noch den vorigen Zustand wieder herstellen kann. Es darf aber die Nothwehr nicht weiter getrieben werden, als die Nothdurft zur Abwendung des drohenden Uebels erfordert. Auch muß das zur Abwendung des Schadens gewählte Mittel mit dem Schaden selbst, welcher durch die Nothwehr abgewendet werden soll, im Verhältniß stehen. Lebensgefährliche Beschädigungen des Angreifenden sind nur erlaubt, wenn gegen dessen Beleidigung die Person anders nicht geschützt werden kann. Dies findet auch zu Vertheidigung des Besitzes statt, wenn sonst der Schade unersetzlich seyn würde. So lange der Angegriffene sich ohne seine Gefahr dem Angriffe des Andern zu entziehen vermag, ist er zu dessen lebensgefährlicher Beschädigung nicht berechtiget. Wer zwar im Stande der Nothwehr, jedoch mit Ueberschreitung der vorgeschriebenen Gränzen, einen Andern beschädiget, hat eine verhältnißmäßige Ahndung seines Excesses verwirkt. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 517—524.

Numerpfähle, niedrige Pfähle in Saatbeeten, Baumschulen, Blumenbeeten, u. s. w. worauf die Gärtner die Sorten mit Numern bezeichnen, wovon sie mit ihren geschriebenen Registern unter eben denselbigen Numern die Namen aufgeführt haben.

Nußband, ein Thürenband, dessen beyde Theile mittelst einer Nuß an einander gefügt sind, d. i. welches in der Mitte zwey Gewinde und zwey herausstehende walzenförmige Stücke hat, dergleichen Bänder z. E. auch an einem Klapptische befindlich sind.

Nuth, Falz, Spur, ist auf der Kante einer Diele, Bohle oder Spundpfahles eine Rinne, in welche der Spund, oder die Feder einer benachbarten Diele, oder eines Spundpfahls paßt.

O.

Oberbaum, ist 1) ein vollkommen ausgewachsener oder überständiger Waldbaum, welcher 50—60—100 Jahre alt geworden ist, nachdem das Holz von einer mehr oder weniger schnellwachsenden Art ist. Er wird auch sonst ein Hauptbaum genannt, und man läßt bey einem jeden Gehaue gemeiniglich 8—10 derselben auf einem gemeinen Acker oder Waldmorgen stehen, welche, wenn der Hieb wieder an dieses Gehaue gelanget, abgetrieben, und angehende Bäume an ihrer Statt wieder gelassen werden.

— 2) Bey den Webern der Baum im Hintertheile des Weberstuhls, worauf die

die Kette gewickelt wird; er wird sonst auch Garnbaum genannt.

Oberbeystoß, ein Beystoß, oder ein schmales Bret, welches an einer Thüre eines Schrankes mit den Seitenbeystößen mittelst eines Zapfens an jedem Ende verbunden wird, und die Thüre einschließt.

Oberblatt des Geschirres, dasjenige breite Stück Leder eines Pferdegeschirrs über dem Kreuze, worauf der Kammdeckel und das Kammküssen liegen, in welche die Brust- oder Luftstruppen angestochen und an den Bauchgurt angeschnallt werden.

Oberblattstößel, der Riemen mit einer Schnalle, der durch den Ring des Brustblattes an jeder Seite gezogen, und womit das Oberblatt angeschnallet wird.

Oberblattstruppen, zwey Riemen, in welche das Oberblatt eines Hinterpferdegeschirrs eingeschnallet wird.

Oberblech, das obere Blech von Eisen, womit die Achsen der Wagen belegt werden.

Oberfach, die Hälfte, oder diejenigen Fäden in einer Kette auf dem Weberstuhl, die bey dem Weben hinaufgehen.

Obergerinne, das Gerinne, welches das Wasser auf die Mühlenräder leitet.

Obergurt, ein breiter Gurt, der über den Sattel gegürtet, und dadurch derselbe noch mehr befestigt wird.

Oberhefen, Hefen, im Gegensatz der Unterhefen, welche letztere für schlechter gehalten werden. Erstere setzen sich bey dem Aufstoßen oder Gähren des Bieres oben im Fasse, und werden entweder durch ein untergesetztes Gefäß, wenn sie aus- und überlaufen, aufgefangen, oder oben abgeschöpft, um sich selbiger sowohl zum Brauen, als zum Backen und Branntweinbrennen zu bedienen. Bey dem Brauen, zur Sommerszeit besonders, hat man sich sehr vor Hefen, die von längerer Aufbewahrung säuerlich geworden sind, zu hüten, weil das ganze Gebräude davon einen sogenannten Stich bekommt, d. i. das mit dergleichen Hefen angestellte Bier hat gleich im frischen, ersten Zustande einen säuerlichen Geschmack, und wird, wenn es nicht alsbald vertrunken wird, zuletzt ganz sauer. Es ist demnach bey Privatbrauereyen auf dem Lande sehr gut, wenn man bereits im Winter für gute Hefen gesorget hat, und daher nicht fürchten darf, sich ein verdorbenes Getränke zu bereiten. Man verfähret demnach in solcher Rücksicht also: Nachdem man gebrauet hat, werden die Hefen in eine Serviette, oder ein anderes leinenes Tuch, gethan, zusammengebunden, und in ein Gefäß in Asche gelegt, welche man etwas dick über das Tuch streuet, und wohl zusammendrückt. So läßt man sie einen Tag, oder länger, liegen. Die Asche zieht alle Feuchtigkeit in sich, daß die Hefen wie ein dicker Teig werden, den man nachgehends, wie kleine Glocken, oben mit einer Oeffnung formiret. Diese Glocken setzt man nachher auf ein Bret, damit sie bey gelinder Wärme im Ofen, oder sonsten trocknen; alsdann zerdrückt man sie, und verwahret das Ferment in einem leinenen Beutel. Wenn man nun Hefen gebrauchen will: so nimmt man eine Handvoll, mehr oder weniger, und löset sie im warmen Bier oder Wasser zum Gebrauche auf. Auf diese Weise wird man davon sein Hausbedürfniß

zum Brauen oder Backen immer zur Hand haben können.

Oberholz, Stammholz, dasjenige Laubholz, welches hoch und zu grossen Hauptstämmen erwachsen und gezogen worden ist.

Oberlehre, so heißt in der Mahlmühle der verbesserte Fehler, wenn der Läufer auf der Haue (s. diese) unschicklich oder ungleich geschwebet hat, und nunmehr recht horizontal gerichtet worden ist. Um den Fehler zu erfahren, hält der Müller eine Kohle gegen den obern Rand des Läufers, und läßt ihn umlaufen; der Kohlenstreich deutet ihm an, ob sich der Läufer an einem Orte erhebe, oder hinabneige. An dem letztern Orte steckt er einen Span zwischen den Läufer und die Haue.

Oberreihe oder **Oberschicht,** die oberste Reihe Dachziegel, welche auf die unterste gelegt wird, und vorwärts mit dieser gleich seyn, ihre Fugen decken, und etwas mehr Fall haben muß.

Oberrücken, Abern, Astern, Oberklauen, die kleinen Klauen an dem Roth- Reh- und Sauwildpret. In weichem Boden, und wo es bergein gehet, geben die Oberrücken dem Jäger ein gutes Zeichen ab, den Hirsch von dem Thiere zu unterscheiden; denn der Hirsch astert jederzeit aus-, das Thier aber einwärts.

Oberschlächtige Mühle, eine Mühle, deren Räder durch einen Wasserfall getrieben werden, wenn der Fluß darzu nicht stark genug wäre. Das Gefälle kann von 6 — 18 F. seyn; daher auch die Räder 8 — 18 F. hoch gemacht werden können.

Oberschlächtiges Wasserrad, ist ein solches, auf welches von oben durch eine Rinne das Wasser auf das Rad fällt, und selbiges in Bewegung bringet. Der größte Vortheil dieser Räder ist, daß man sie schnell oder langsam kann laufen lassen, nachdem mehr oder weniger Wasser, mittelst des Schutzbretes, angelassen wird. Es können auch diese Räder, vermöge des Schlundes, links und rechts in Bewegung gebracht werden, je nachdem man das Wasser von der einen oder der andern Seite einfallen läßt. Sie leisten vor allen übrigen allezeit eine gleichförmige Bewegung; daher es auch kommt, daß die oberschlächtigen Mühlen viel feineres Mehl liefern können, als die andern. Wenn diese Räder rechts und links laufen, werden sie **Kehrräder** genannt.

Obstbaumzucht, die Wissenschaft, allerley Obstbäume zu Gewinnung ihrer Früchte zu erziehen. In Ansehung des Saamens der Obstbäume wird ihre Frucht, das Obst, in Kern- und Steinobst; in Ansehung des Reifwerdens und der Dauer aber, in Sommer-, Herbst- und Winterobst eingetheilet. Keine Haushaltung will auf Obst Verzicht thun; und wenn bey selbigen die Gelegenheit dazu vorhanden ist: so legt man sich gern auf die Erziehung der Obstbäume selbst, theils und hauptsächlich zur Ergänzung seiner eigenen Baumgärten, theils auch um vom Verkauf der angezogenen Bäume Nutzen zu ziehen. Da die Baumschulen aber das Fundament der Obstbaumzucht abgeben; die rechte Verfahrungsweise aber hiebey nicht aus den Augen gesetzt werden muß: so hat man dabey, und bey der darauf folgenden Verpflanzung, Pflege und Wartung der Bäume, wie auch der abgenommenen Früchte, folgende Regeln zu beobachten.

1) Zur

1) Zur **Baumschule** wird ein freyer, an der Luft und Sonne liegender, Ort erwählet, weil die im Schatten und Winkeln aufkommenden Pflänzchen ein schlechtes Gedeihen haben. Ist der erwählte Platz bisher zu Küchengewächsen genutzt worden: so bedarf selbiger keiner andern Vorbereitung, als daß er ohne Dünger, einen Spaden tief, umgegraben werde. Muß man aber da eine Baumschule haben, wo vorhin schon Bäume gezogen worden waren: so muß der Platz 4 Spaden tief gewendet, und dabey alte Gerberlohe, Baumlaub, Holzerde, Deichschlamm (die beyden letztern müssen zuvor eine Zeitlang an freyer Luft gelegen, und von ihrer scharfen Eigenschaft befreyet worden seyn), am besten aber Gassenkoth mit unter die Erde bringen; welches alles besser ist, als hitzige Düngerarten oder Strohmist. Das Umgraben kann im August, spätestens aber in den ersten Tagen des Sept. geschehen, damit das Erdreich sich gehörig noch vor dem Einlegen der Kerne setzen kann.

Zur Besäung des Platzes sammelt man allerley Obstkerne und Obststeine, von Aepfeln, Birnen, Kirschen und Pflaumen. Von den beyden ersten Obstarten sammelt man hauptsächlich die Kerne vom Sommer- und Herbstobste; zuletzt aber auch vom Winterobste den ganzen Winter hindurch. Steine von Kirschen und Pflaumen kann man, wie sie frisch aus ihrem Fleische kommen, oder in und mit ihrem Fleische einlegen; sie gehen besonders in einem hohen, trocknen Boden besser auf; da hingegen die getrockneten Steine öfters erst im zweyten Jahre aufgehen, viele auch gar ausbleiben. Ist nun die Frage, ob es besser sey, Kerne von wilden Aepfeln und Birnen, oder von zahmen auszusäen: so läßt es sich nicht, wie vorgegeben wird, behaupten, daß die Bäume von Kernen erster Art dauerhafter, als die von der letztern seyn sollten. Ueberdieß ist es nicht zu läugnen, daß Bäume von Kernen eben dieser letztern Art schmackhaftere Früchte bringen, als von jener Art. Manche edle Sorten bekommen ihren erhabensten Geschmack, wenn sie auf solche Stämmchen gepfropfet werden, die von ihrer besondern Gattung sind, z. E. Borsdorfer Aepfel auf Stämmchen von Kernen dieses Apfels, Beurre gris auf Stämmchen von Kernen dieser Birne, u. s. f. Man wird daher nicht unrecht thun, wenn man die Kerne jeder Sorte besonders notiret und aussäet, um darauf Reiser ihrer besondern Mutterart zu pfropfen. Endlich hat man aber auch noch diesen Vortheil von den aus zahmen Kernen gezogenen Stämmchen, daß sie, wenn sie mit zahmen Sorten dereinst beimpft werden, sich weit früher zum Tragen bequemen, als jene, wozu auch noch dieses kommt, daß der Wuchs und die frühe Tragbarkeit der aus zahmen Kernen gewachsenen und nachmals geimpften Bäumchen die aus wilden Kernen gar sehr übertreffen.

Beym **Legen der Kerne** selbst werden kleine Grübchen, wie man sie etwan zu den Gurkenkernen macht, gezogen, welche 1 oder 2 Fuß von einander abstehen. Im October oder November werden die Kerne in diese Grübchen eingelegt. Läßt man sie aus der Hand fallen: so kommt die Spitze, aus welcher der Keim hervorbricht, meistens oben auf, oder in die Höhe zu liegen. Gut ist es, wenn die Kerne eines Daumens breit aus einander zu liegen kommen; geschiehet dieses aber nicht: so kann man die Pflänzchen, wo sie zu dick aufgehen, aufziehen, und anders wohin verpflanzen. Da die Mäuse den Kernen sehr

sehr nachgehen: so verhindert man solches, wenn man die Ahnen, die von dem Hecheln des Flachses abgehen, mit einstreuet, als woran die Mäuse sich stechen, da sie sonst ganze Linien im Winter ausfressen. Die Furchen werden zuletzt mit der verkehrten Harke zugescharret. Hat man mit der Einsaat der Kerne im Herbst nicht zu Stande kommen können; oder hat man vom Winterobste noch den Winter über Kerne gesammelt: so bringt man solche am Ende des Febr., oder Anfang des Märzes, in die Erde. Sollte aber ein langer Winter um solche Zeit noch kein offenes Erdreich verstatten: so muß man sich nach der Witterung richten. Man weichet daher die Kerne in der Stube ein, bis sie nahe oder ganz zum Aufkeimen gekommen sind; läßt sie zum bequemern Einlegen etwas abtrocknen; bringt es auch dadurch zuwege, daß sie bald aufgehen. Sollte nach dem Aufgehen der Kerne noch Frost nachkommen: so muß man die aufgegangenen Pflänzchen mit Stroh oder Matten belegen. Es schadet ihnen aber nur der Frost, wenn sie ihre braunen Käppchen, die äußere Schale, noch um haben; ist diese von ihnen abgelegt worden: so sind sie gegen den Frost unempfindlich. Ein schwerer leimiger Boden bekommt im Frühjahre leicht eine so harte Kruste, daß die Keime nicht wohl hervorbrechen können. Hiebey ist es gut, wenn vor dem Legen der Kerne die Oberfläche des Bodens mit etwas Sand hat gemengt werden können; ist solches aber nicht geschehen, und die harte Rinde bereits vorhanden: so muß man etwas leichte Erde über den Boden hinsieben, daß selbiger davon bedeckt wird. Diese aufgesiebte Erde zieht, im Fall einige Feuchtigkeit vom Regen oder Begießen, wenn die Trockenheit zu groß ist, dazu kommt, den Ruft locker. Man hat sich aber vorzusehen, daß man das Begießen nicht beym Sonnenschein verrichte, weil die Kruste dadurch fester wird. Die aufgegangenen Pflänzchen gewöhnt man aber eben nicht ans Begießen; es müßte denn der Boden nur leicht, und die Dürre zu groß seyn. Mit den Steinen von Kirschen und Pflaumen, Apricosen, Pfirschen, u. s. w. verfährt man auf gleiche Weise, wenn sie, wie oben gesagt worden, nicht gleich frisch eingelegt sind. Man kann sie auch im Herbst schichtweise mit Sand in einen Topf legen; diesen oben zu binden, in die freye Erde vergraben, im halben März, wo sie aufschwellen, herausnehmen, und an Ort und Stelle in solche Furchen legen, wie sie oben beschrieben worden sind. Um genau anzugeben, was in folgenden Jahren zu thun sey, soll es nach Jahren eingetheilet; auch sollen dabey, Beyspiels halber, Stämmchen angenommen werden, welche im Herbst 1799, oder im Frühjahr 1800 gelegt worden. Diese Bäumchen müssen im halben October 1801 behutsam ausgehoben werden, damit ihnen die sogenannte Pfahlwurzel, welche gerade hinunter in die Tiefe zu wachsen pflegt, stark verstutzt werden könne, bevor sie allzu dick sind; denn diese ist vieler Bäume Tod. Sie findet oft in der Tiefe bösen Grund, der den Baum nicht mehr hinlänglich nähren kann. Hiedurch erlangt man zugleich, daß aus der verstutzten Pfahlwurzel Seitenwurzeln treiben, die sich mehr in der Oberfläche zu verbreiten pflegen, und eben so nöthig sind, als die kleinen Seitenästchen dem Stamme, damit er in der Dicke wachsen möge. Bey diesem Beschneiden der Pfahlwurzel werden die Seitenästchen ein wenig verstutzt.

Die

Die Anzahl der ausgehobenen Stämmchen theilt man in 3 Theile: 1) die stärksten; 2) die mittelmäßigen; 3) die dünnsten und schwächlichsten, die nicht dicker als ein grober Bindfaden sind. Auf dem neuen tief umgegrabenen, oder, wenn kein schlechtes Erdreich in der Tiefe vorhanden ist, 3 — 4 Spaden tief gewandten Platze zur Baumschule werden nun Reihen gemacht, die für den ersten Theil 2½ F. von einander abstehen, in welchen Reihen ein Bäumchen von dem andern 1½ F. abstehend eingesetzt wird. Die besten Stämmchen des zweyten Theils können eben also eingesetzt werden; die schwächern dieses nämlichen Theils aber können näher stehen, so daß die Reihen 2 F., und in ihnen jedes Bäumchen vom andern 1 F. abstehen. Zuletzt kommen die Schwächlinge, oder der dritte Theil, in Reihen, welche 2 F. aus einander sind. In diesen Reihen kann man sie so nahe an einander setzen, daß man mit dem Stiel des Spadens ungehindert durchkommen kann. Nach dieser Einpflanzung bleibt die Baumschule bis zum Sommer 1804, binnen welcher Zeit nur allein das nöthige Jäten und Behacken erfordert wird. Es können aber in diesem Sommer die größten Stämme bereits oculirt werden; auch ist es nöthig, im Herbst des nämlichen Jahres die obgedachten Schwächlinge aus ihrer gedrängten Pflanzung herauszunehmen, und die besten unter ihnen, welche meist eines Daumens dick seyn müssen, in weitere Reihen, besser aus einander; die kleinen dünnen aber wieder so nahe neben einander zu setzen, daß man zwischen 2 Stämmchen nur so eben mit dem Spadenstiel durchkommen kann. Diese letztern bleiben bis zum Herbst 1807 stehen, und werden erst sodann weitläufiger aus einander gepflanzt; worauf selbige, nachdem sie veredelt worden, als Zwergbäume ans Spalier gezogen werden können, weil von Jugend auf frisch und frech wachsende Stämmchen zu Zwergbäumchen nicht zu nehmen sind.

Hätte man das Oculiren der zuerst erwähnten Stämmchen im Jahre 1804 unterlassen: so müßten sie im Jahre 1805 in den Spalt gepfropft werden; wobey noch zu gedenken, daß sämmtliche Bäumchen in ihrer ganzen vorigen Lebenszeit an den Seitenästchen und Zweigen nicht haben dürfen gekappt oder beschneidelt werden, sonst wird das Stämmchen schwach bleiben, und seine eigene Krone nicht tragen können; auch darf man beym Pfropfen selbst nicht alle Nebenzweige schlechterdings wegschneiden. Ist das aufgesetzte Reis erst in vollem Triebe: so ist es im Stande, den zugeführten vielen Saft allein aufzufassen. Um die Aerndtezeit dieses Jahres hat man die hoch aufgeschossenen Pfropfreise wider heftige Sturmwinde zu sichern. Man schlage an den beyden Enden der bepfropften Baumreihe, auch (wenn die Reihe sehr lang ist) in der Mitte, haltbare Pfähle ein; befestige an ihnen in die Queere, längs der Baumreihe, feste Latten, und an diese Latten binde man längshin die jungen Triebe an, wobey das Strohband also umgelegt werden muß, daß zwischen dem Baume und der Latte ein Creuzschlag geschehe, als wodurch das Reiben des Baums, woraus leicht Krebs und Brand entstehen können, verhindert wird. Im darauf folgenden Jahre lasse man alles an den, Jahrs zuvor bepfropften, Bäumen, wie es ausschlägt, fortwachsen; auch sogar kann man das unter der Pfropfstelle ausschlagende wilde Holz stehen lassen, damit die Dicke des Stammes zunehme; im Herbst desselben Jahres aber

kann alles unschicklich Gewachsene weggeschnitten werden; nur des edlen Reises Gipfel stuze man nicht. Es wird alles am Stamme glatt weggeschnitten, was wegzuschneiden ist; und wenn der Schnitt schon etwas stark war, klebe man Baumwachs darüber. Im Jahre 1807 werden die Bäumchen, wenn um Pfingsten ein Regen gefallen ist, mittelst eines groben Lappens von allem Moos und aller Unreinigkeit abgescheuert. In eben diesem jezt genannten Jahre werden die meisten dieser geimpften Bäume, von der Erde bis zur Krone, 3 Ellen messen, als welches die beste Höhe der hochstämmigen Bäume ist. Langsam wachsende, z. E. der Berstorfer-Aepfelbaum, werden noch etwas zurück seyn. Diesen muß man noch ein Jahr Ruhe lassen; dahingegen erstere im Herbst auszuheben, zu verpflanzen, oder an Andere zu verkaufen sind.

Wo vieles Kern- und Steinobst aus dem Saamen erzogen wird, werden sich unter den aufgegangenen Wildlingen einige zeigen, welche nicht, wie gewöhnlich, stachlichtes Holz und kleine spizige Blätter, sondern schönes glattes Holz mit dicken Trieben haben. Diese lasse man auf gut Glück stehen; sie geben oft neue, noch nicht vorhandene, Fruchtarten. Woher wären auch sonst viele gute Arten, die wir jezt haben, entstanden? Gesezt, man hätte sich, wie es auch wohl geschiehet, betrogen, und der sich vortrefflich anlassende Wildling brächte zu seiner Zeit herbe Frucht: so ist für die Haushaltung dabey eben nichts verloren. Man kann dergleichen Obst zur Gesindespeisung, Viehmast, oder zum Obstwein, oder als gebackenes Obst, gebrauchen; wenn lezteres zumal unter die zusüßen gebackenen Obstarten mit verkocht, und hiemit beyden ein besserer Geschmack verschafft wird; nicht zu gedenken, daß aus dergleichen Wildlingen für Tischler und andere Holzarbeiter ein vortreffliches Holz angezogen wird. Wie aber die Wildlinge durch das Impfen zu veredeln sind, davon sind die Regeln unter dem Artikel Propfen zu finden.

2) Bey der nun folgenden Verpflanzung der geimpften Bäume siehet man darauf, daß sie 18 — 20 F. weit von einander zu stehen kommen. Ist es ein neu anzulegender Obstgarten: so macht man die Abtheilung so, daß man die Reihen in einer Linie absehen kann, man mag im Garten stehen, wo es ist. Weiß man, oder ist es vermuthlich wahrscheinlich, daß Aepfel und Birnen zugleich wohl fortkommen dürften, thut man wohl, wenn man Birnen und Aepfel wechselsweise stellet, weil die Wurzeln vom Aepfelbaume nicht gar tief in die Erde gehen, und ihre Nahrung flach suchen; Birnbäume hingegen viel tiefer eindringen. Steinobst soll man nicht darunter mengen; die Kirschen gehören an besondere Oerter; Pfirschen und Aprikosen aber meistens an die Spaliere. Die Löcher für die Bäume werden zum voraus fertig gemacht. Je größer die Grube ist: desto besser ist es. In solche kann man unten kleinen verfaulten Kuhmist, und darüber 4 — 5 Z. hoch gute Erde legen; tritt aber solche mit den Füßen zusammen. Hierauf stellt man den Baum hinein, um zu erfahren, ob zu viel oder zu wenig Erde darinnen sey, da der junge Baum nicht tiefer gesezt werden soll, als solcher zuvor gestanden hat: ja es ist besser, wenn die Erde in der Grube, und die Wurzel des Baumes über den andern Boden etwas hervorragt, damit nachher, wenn sich die neue Erde sezt, der Baum nicht zu tief zu stehen komme, und um

selbi-

selbigen eine Grube werde. Wenn der Baum gesetzt wird, muß die Erde behutsam und gemächlich an die Wurzel gebracht werden, damit sie zwischen selbige hineinfalle, und keine Lücken bleiben; welches noch durch wiederholtes Schütteln befördert wird. Will man über die mit Erde bedeckte Wurzel noch eine Schicht verfaulten Mist legen, muß man sich wohl in Acht nehmen, daß solcher nicht die Wurzel selbst, oder den Stamm berühre. Ob man die Obstbäume im Herbst oder Frühjahre verpflanzen soll, darüber sind die Gärtner nicht einstimmig. Der Herbst ist wohl hierzu die schicklichste Zeit, wenn das Laub von den Bäumen fällt; also zu Ende des Octobers, und weiter hin, so lange die Fröste noch nicht eintreten. Diese verpflanzten Bäume genießen der Winterfeuchtigkeit; die Erde setzt sich um die Wurzel fester, und diese wird auch während Winters schon neue Fasern austreiben, oder wenigstens dazu die Keime zubereiten; nur zärtliche, nicht einheimische Bäume können eine Ausnahme machen.

Bey dem Versetzen pflegt man auch die Wurzeln zu beschneiden; sind sie aber gesund und unverletzt: so ist solches unnöthig. Wenn aber bey dem Herausziehen selbige gespalten oder sonst beschädiget seyn sollten, muß man sie glatt abschneiden. Die kleinen und jungen Fäserchen müssen, so viel möglich, geschonet werden, weil diese zum Bekleiben das Meiste beytragen. Der Befestigung eines frisch gesetzten Baumes geschiehet durch einen Pfahl, welcher am füglichsten gegen Abend zu eingeschlagen wird, da von dieser Seite her die meisten Stürme kommen. Das umgelegte Weidenband muß nicht durch allzu hartes Zuschnüren in den Stamm einschneiden; auch nicht durch das Hin- und Hertreiben des Windes denselben an der Rinde verletzen. Bindet man aber mit nassen Strohseilen, und legt sie also um, daß ein Theil des Seils zwischen Stamm und Pfahl zu sitzen komme: so hat man nichts zu befürchten. Setzt man Bäume auf Grasplätzen, oder überhaupt im Felde: so ist es wohl gethan, wenn die mit klarer Erde bedeckten Bäume, bevor die Grube gefüllt wird, obenauf umgekehrten frischen Rasen bekommen, weil dieser auf dürren, hohen Plätzen kühl hält. Erhält man aus entfernten Gegenden Bäume, so daß sie sehr ausgetrocknet ankommen: so lege man sie, vor dem Einsetzen, der Länge nach, auf die Erde an eine schattige Stelle, einen neben dem andern; hierauf werfe man klares Erdreich auf sie, bis daß sie über und über bedeckt sind; dann bringe man die Erde durch sanftes Angießen zum Anschließen; und so lasse man es 6 — 10 Tage liegen, bis Wurzeln, Schaft und Zweige wieder ganz lebendig geworden sind, ehe man sie pflanzet.

3) Zu den **Wartungsregeln der Obstbäume** gehören folgende: 1) Einigen Bäumen ist es gut, wenn sie geschröpft werden. Die Anzeige davon ist, wenn der Ueberfluß des Safts die Rinde des Stammes so aufreißt, daß er gleichsam hin und wieder zu bersten scheint; imgleichen wenn der Baum zwar an Alter und Größe der Krone, aber nicht an Stärke und Umfang des Stammes, zunimmt. Hiedurch kann der Baum gar leicht in Verderben und Fäulniß gerathen, wodurch sodann auch leicht Maden, oder sogenannte Schrotwürmer, angelockt werden, welche sich unvermerkt innerlich in den Baum hineinfressen, und ihn umbringen. Es geschiehet aber das Schröpfen also: Man nimmt die Klinge eines recht spitzi-

gen Messerchens also zwischen ein Paar Finger, daß nur so viel von der Messerspitze herausguckt, als die Dicke der zu schröpfenden Rinde eines Bäumchens beträgt. Mit dieser Spitze setzt man gleich unter der Krone desselben ein, und fährt gerade herunter, so daß man des Messers Spitze in beständiger Gleiche, aus den Fingern hervorstehend, fest hält; denn wofern man nachließe, würde die Spitze entweder nicht völlig durch die Rinde gehen, oder, wenn man die Spitze zu lang hervorstehen ließe, würde sie gar zu tief eindringen, und das Holz treffen, welches, besonders beym Steinobst, dem alle Verwundungen am schädlichsten sind, des Baumes Untergang verursachen würde. Man schröpfe daher lieber zu seicht, als zu tief. Auch Aeste können auf diese Art geschröpfet werden. Die beste Zeit zum Schröpfen ist der May. Sollten die Steinobstbäume Harz auslaufen lassen: so halte man ihnen das Schröpfen für am dienlichsten. Man macht aber die Operation an allen Bäumen an ihrer Mitternachtsseite, weil diese von der Sonne nicht beschienen, folglich auch von letzterer die geschröpfte Rinde nicht krumm gezogen wird. 2) Da es den Bäumen, besonders aber zarten, oder früh treibenden Zwergarten, sehr nachtheilig ist, wenn der im Winter zuweilen auf sie fallende Schnee bey Tage an ihnen aufthauet, und des Abends wieder anfrieret, wodurch sie gleichsam gläsern aussehen: so muß man den Schnee von ihnen mit einem Federwisch abkehren, wodurch er wider das Glatteis gesichert wird. Es ist aber dieses Glatteis um desto schädlicher, wenn zu der Zeit, wo sichs ansetzt, am Tage heller Sonnenschein, des Nachts wieder Frost einfällt. Bey allen Wintergewächsen, folglich auch bey den Bäumen, kommt es nie leichter zum Erfrieren, als wenn die durch den Nachtfrost verdickten Säfte des Gewächses alsbald am Morgen durch den Sonnenschein jählings wieder aufgethauet werden; als welches die Saftgefäße zersprengt, und hierauf dürre macht. Kommt aber im Gegentheil die Morgensonne nicht darzu: so kommen die verdickten Säfte des Gewächses, durch die am Tage gelindere Luft, von selbst allmälig in Bewegung, und leiden nichts. 3) Es kommen zuweilen alte Bäume kurz vor ihrem Tode noch ungemein stark zum Tragen; nimmt man ihnen die überflüßigen Blüthen, und stutzt dabey das Holz etwas: so werden sie neue Zweige treiben, und eine etwas längere Zeit noch erhalten werden. 4) Im Herbste muß das Land, besonders wo der Boden hart, oder leimig, oder begruset ist, um die Bäume herum aufgehackt werden, damit die kräftige Winterfeuchtung hineindringen könne; es müssen aber hiebey die Wurzeln nicht entblößt werden. Im magern Boden kann einiger Dünger angebracht, und mit der Erde wieder bedeckt werden; es kann auch Mistjauche, oder Blut von geschlachteten Thieren aufgegossen werden. In einem magern Grasboden habe ich immer um die Bäume herum die, vom Schwingen des Flachses abgehenden, Schäben legen lassen. Unter dieser Bedeckung vergehen Gras und Kräuter; die modernden Schäben düngen, und der Boden behält immer, auch bey der Sommerdürre, eine anhaltende mäßige Feuchtigkeit von dem herabfallenden Regen, welcher sonst bey der Dürre des Sommers gar bald von Sand und Winde dem Erdboden entzogen wird. 5) Im Frühjahre muß auch das bey der Baumschule empfohlene Abreiben des Mooses beobach-

obachtet werden. Einige bepinseln die moosichten Bäume mit einer dünnen Kalkwäsche, wodurch Moos, und manche dem bloßen Auge unsichtbare Raupeneyer in den Klüften der alten Rinde getödtet werden. In letzterer Absicht ist es auch sehr dienlich, wenn, mit einer starken langstieligen Bürste, Stamm und Zweige abgebürstet, und hiemit die Eyer der Wickelraupe herunter geschafft werden. Man legt Tücher unter den Baum, um die in dem Moose abfallenden Eyerchen zu verbrennen, oder recht tief einzugraben. 6) Das Abnehmen der Raupennester muß mit der Raupenscheere, vom November bis zum Frühjahre hin, nicht unterlassen; diese Nester gesammelt, und verbrannt werden. Sind im Frühjahre die gesellschaftlichen Raupen in den Frühstunden beysammen: so werden sie mit einem stumpfen Besen zerdrückt oder zerquetschet. Die um die Reiser der Bäume angeklebten Saamen der Ringelraupen entdeckt man, bevor sie auskriechen, also: Bey gutem Sonnenschein stellet man sich so, daß man die Sonne im Rücken hat. Auf diese Weise werden diese Saamenringe solcher Raupen dem Auge sichtbar, da man dann, mittelst einer Doppelleiter, die Reiser abbricht, oder, wenn man kann und will, die Ringe mit einem Messer aufschneidet, abnimmt, und hiemit die Fruchtzweige am Baume erhält. Sollten, alles Abraupens ungeachtet, die Bäume dennoch voller Raupen im Frühjahre gefunden werden: so muß man sie des Morgens, bevor sie von der Tageswärme lebhaft geworden sind, abschütteln; da sie denn gar bald abfallen, sich auf untergelegten leinenen Tüchern auffangen, und dann tödten lassen. Man kann auch entweder die Bäume am Stamme mit Seilen von Pferdehaaren, wovon die hervorstehenden Haarspitzen steif hervorstehen, und den Raupen das Ueberkriechen verwehren, bewinden; oder einen Band von Bast oder Baumrinde, von Lappen, u. s. f. umwickeln, und Theer aufstreichen. Auf die bloße Rinde des Baumes aber muß kein Theer kommen; die Bäume sterben davon ab, wie man öfters gesehen hat.

7) Maykäfer müssen bey Tage abgeschüttelt, auf Tüchern aufgefangen, und dann entweder getödtet, oder den Enten gegeben werden. Es ist noch ein Käfer, welcher, nach Beschaffenheit der ersten Frühlingswärme, sehr häufig auf den Bäumen gefunden wird; die Blätter und Früchte abfrißt; letztere auch bald nach dem Ansetzen, oder der Ausbildung der Frucht, an den Stengeln annaget, daß selbige abfallen muß. Dieser ist der sogenannte braune Broch- oder Juniuskäfer. Den jungen süßen Kirschbäumen ist er so gefährlich, daß er, ohne die Blätter eben abzufressen, dieselben mit seinen scharfen klauigen Füßen überläuft, und allein schon damit an der Oberfläche so beschädiget, daß die Blätter gelb und welk, zuletzt aber schrumpflicht werden, vertrocknen, und den Baum absterbend machen. Bey hohem Tage muß man diesen Käfer nicht abschütteln; er fällt zwar ab, fliegt aber bald wieder in die Höhe und davon. Schüttelt man aber in den ersten Frühstunden die Bäume, nach untergelegten Tüchern: so bleibt er beym Niederfallen unbeweglich liegen; man wirft ihn dann den Hühnern, Puthen und Enten vor, welche daran ein herrliches Frühstück haben. 8) Pfirschen und Aprikosen pflegen zuweilen so viel Früchte anzusetzen, daß ihre Kraft dadurch gar sehr geschwächt wird. Man benimmt ihnen daher im May den Ueberfluß dergestalt,

stalt, daß zwischen einer Frucht und der andern ein fingerlanger Raum gelassen wird; außerdem würde sie in demselben Jahre kein neues Holz hervortreiben, welches ihnen zum Fruchttragen im folgenden Jahre nöthig ist. 9) Pfirschbäume sind im Sommer leicht dem Schimmel unterworfen, welcher dadurch leicht bemerkt wird, daß die Aestchen äußerlich wirklich moderig aussehen. Man schneidet die damit besetzten Aestchen weg, weil sie sonst die gesunden leicht anstecken können. 10) Sehr schädlich ist es den Obstbäumen, wenn in ihrer Blüthe anhaltende Trockenheit, z. B. ein zehrender Ostwind, ohne Regen oder feuchte Luft, eintritt. Ein solcher Ostwind, und überhaupt alle Trockenheit, hindert die Ausdünstung der zu dieser Zeit sehr zarten Blätter und Blüthen der Bäume ganz ungemein; wovon die gewöhnliche Folge ist, daß sich keine Frucht ansetzt, und die Blüthen vor der Zeit abfallen. Diesem zuvorzukommen, setze man unter, oder neben dem blühenden Baum ein offenes Gefäß mit Wasser, worein zuvor etwas Salz geworfen, und darinn umgerührt seyn kann; nach 24 Stunden gieße man es weg, und setze anderes alltäglich an dessen Stelle, bis der Baum abgeblühet hat. Zu eben diesem Zweck kann man die Bäume mit einem in frisches Wasser getauchten Sprengwisch besprengen; ersteres aber hat den Vorzug, daß der allmälig aufsteigende Wasserdunst sich besser in die jungen Triebe einzieht. Sollte aber während der Blüthzeit anhaltendes Regenwetter einfallen, wodurch der Blüthenstaub verhindert wird aufzusteigen, und die Blüthen wechselseitig zu befruchten: so schüttele man öfters die Bäume, daß der Regen abfalle, und die Blüthen davon nicht zu sehr beym Aufsteigen beschweret, und dadurch unfruchtbar werden. 11) Es ist gleichfalls sehr nachtheilig, wenn in den Frühlingsmonathen kleine Strichregen, und gleich auf selbige heißer, stechender Sonnenschein eintritt, oder der gefallene Regen wie Honig klebt. Manche Gegenden sind diesen, den noch zarten Baumtrieben allerdings nachtheiligen, den Feldfrüchten aber noch mehr schädlichen, sogenannten Brandregen und Honigthauen vor andern unterworfen. Das einzige Mittel wäre, mit einer kleinen Handspritze die Bäume dergestalt naß zu machen, daß der Honigthau im Fluß erhalten, und durch die Menge des Wassers abgespült werden könne. 12) Sollte durch Zufall ein starker Baumast, oder wohl gar ein junger Stamm selbst so heruntergebrochen werden, daß er nur noch einigermaßen durch die Rinde mit dem stehenden Stücke zusammenhienge: so eile man, bevor das Holz innerlich durch die hineindringende Luft getrocknet wird, den herabhangenden abgebrochenen Theil mit seinen Splittern und Fugen wieder auf- und geschickt einzurichten. Auf solche Einfügung wird eine dicke, aus Kuhmist (ohne Stroh) und Lehm geknätete, Salbe dick überschmieret; über solche kommt ein grober Lappen, welcher ringsumher mit Draht oder Sackband aufs festeste umwunden wird; dann werden ringsherum eines Daumens Breite dünn geschnittene hölzerne Schienen angelegt, und abermals durch Draht, zähe Weiden, oder Stricke fest angeschnüret. Endlich wird durch Beyschlagung eines Pfahls, ꝛc. und gehörige Befestigung verhindert, daß der Wind die Beschädigung nicht aufs neue losreißen könne. Der gemeine Pflaumenbaum trägt in manchen Jahren so viel, daß die stärken Aeste herabgebrochen, oder zerspaltet werden. Man

kommt

kommt diesem Unfalle dadurch zuvor, daß man in Zeiten diesen und andern zu sehr beläßtigten Bäumen Stützen untersetzet. 13) Wenn die Spitzen der Zweige an jungen Bäumen voller Mehlthau (kleiner Blattläuse) sind: so wird gemeiner Tabak, oder die Stengel davon, abgekocht, und das kaltgewordene Wasser aufgesprenget, oder die Blätter mit einem Pinsel davon bestrichen. 14) Wenn an Stämmen die gehabten Wunden, die unter keiner Anklebung von Baumwachs oder Salbe verwahrt worden sind, die Rinde aufbricht: so kann davon leicht der ganze Baum verderben. Man räume mit dem Meißel alles vorhandene dürre Holz so tief heraus, bis man aufs Grüne, oder gar bis auf die entgegengesetzte Rinde kommt. Diese hohle Oeffnung kann man also verkleiben: Man nimmt ungelöschten Kalk, löscht ihn im frischen Kuhmist (ohne Stroh), und knätet Lehm darunter; man streicht alsbald die Salbe in das Loch so dick hinein, daß solches ganz damit erfüllt sey, und folglich der Stamm oder Ast wieder gänzlich rund, und keine Hohlung zu blicken ist. Ueber diese Salbe braucht man keinen Lappen zu binden, weil sie bald so hart wird, daß keine Feuchtigkeit eindringen kann. 15) Im Sommer muß man jeden Obstbaum bemerken, ob er bald reife Früchte geben kann, damit die rechte Zeit der Reife nicht versäumt werde; die Kirschen werden sonst bald ein Raub der Vögel; Aprikosen und Pfirschen fallen ab, und werden mehlig, und die mehresten Sommerbirnen sind, wenn man sie ganz am Baume reif werden läßt, schon trocken, unschmackhaft, oder moll; sie müssen also früher abgenommen werden. Aber die im August abfallenden Aepfel kann man schon zum Branntweinbrennen oder Essigbrauen gebrauchen.

3) Die Obstfrüchte sind das Hauptziel bey der ganzen Obstbaumzucht. Diese gut zu bekommen, und auch einige Zeit gut zu erhalten, müssen sie auf eine schickliche Art abgenommen werden. Pflaumen-, auch einige schlechte Sorten Aepfel- und Birnbäume pflegt man wohl zu Anfange der Reife zu schütteln, um dadurch die Bäume von dem wurmstichigen Obst, das ohnedieß abfallen würde, zu entledigen; das gute Obst aber, zumal dasjenige, welches man grün einige Zeit aufbehalten will, muß Stück vor Stück einzeln vom Baume abgebrochen werden, weil alles gefallene, oder gedrückte, Flecke bekommt, welche leicht faulen, und die ganze Frucht anstecken. Beym Abnehmen breiten einige Gärtner ein reines Tuch über die Achsel, damit sie die Früchte darein sammeln können; bequemer ist es aber, wenn man einige Körbchen bey der Hand hat, die man mit einem hölzernen Haken an die Aeste des Baumes hängt, und, wenn solche angefüllt sind, an einer daran gemachten Leine herabläßt, und ein anderes lediges Körbchen wieder heraufziehet. Dasjenige Obst, welches sehr hoch und auswärts an den Aesten steht, und mit der Hand nicht erlangt werden kann, soll durch einen sogenannten Obstbrecher abgenommen werden. Dieses ist ein hölzerner Teller, mit vielen ringsherum eingebohrten Löchern, worinn hölzerne Nägel stecken, und unten an dem Teller eine lange dünne Stange befestigt ist. Mit demselben kann man die Früchte leicht abnehmen, weil sie nicht abfallen, sondern in dem mit Zähnen besetzten oder eingefaßten Teller liegen bleiben.

Das

Das Obst im frischen Zustande, viele Wochen und Monathe über, gut zu erhalten, erfordert gute Aufsicht. Es ist aber nicht alles Obst geschickt, lange aufbewahret zu werden. Was schon auf dem Baume seine völlige Reife erhält, wohin überhaupt alles Früh- oder Sommerobst gehöret, hält sich nachher nur eine kurze Zeit; auch kann das Obst, das zum Aufbewahren taugt, nicht auf einerley Weise behandelt werden. So faulen z. B. die Winterbirnen, ehe sie zeitigen, oder nehmen einen üblen Geschmack an, wenn man sie nicht sorgfältig in Acht nimmt. Sie müssen sorgfältig abgenommen; auch keine zum Aufbewahren genommen werden, welche angefressen oder gedrückt sind. Man bringt sie in luftige, trockene Keller oder Gewölber, die aber weder Zugluft haben, als wodurch das Obst zu sehr ausgetrocknet, und daher welk, schrumpflicht und saftlos wird; noch dumpfig oder naß seyn dürfen, weil dasselbe darinn leicht einen bösen Geschmack annehmen, oder leicht faulen würde. Hier legt man jedes Stück besonders auf Bretter, die ordentlich über einander stehen; in reines wohl getrocknetes Moos, so daß keines das andere berühret, und die Stiele oberwärts kommen. Stroh, Heu oder Häcksel können dem Obste leicht einen üblen Geschmack oder Geruch beybringen; auch sind aus gleicher Absicht eichne Bretter den kiefernen oder fichtenen vorzuziehen. Aus diesem Grunde darf man auch sonst nichts, das Feuchtigkeiten oder einen fremden Geruch veranlaßt, als Küchengewächse, Sauerkraut, Käse, gährend Bier, Fleisch und dergleichen in der Nähe des Obstes dulden. Schlechte Birnen können allenfalls einen Fuß hoch über einander geschüttet werden; man muß sie aber nicht lange in so dicken Haufen liegen lassen, sondern fleißig nachsuchen, ob die untern Birnen schadhaft geworden sind; doch muß man dabey das viele Rühren und Werfen verhüten, und behutsam zu Werke gehen. Bey starkem Froste müssen die Fenster des Kellers verwahret werden. Am sichersten geschiehet dieses, wenn man sie mit Eisschollen versetzet; diese sind nämlich besser, als Mist. Nimmt die Kälte überhand: so stellt man große Gefäße mit Wasser in den Keller; wohin sich denn der Frost ziehet, und wodurch man das Obst vor demselben sichert. Die Birnen lassen sich nicht füglich in Fässer packen. Sie sind saftiger, als die Aepfel, und zur Zeit ihrer Reife gerathen sie leicht in Gährung.

Die Aepfel, auf gleiche Weise behandelt, werden eine sehr lange Zeit dauern. Da aber hierzu der Raum fehlen möchte; auch die Aepfel einer so zärtlichen Wartung nicht bedürfen, weil sie weder so leicht einen fremden Geschmack annehmen, noch dem Verderben so bald unterworfen sind, als die Birnen: so kann man sie in reine trockne Fässer packen (nur nicht in Salztonnen, deren Stäbe eine Feuchtigkeit enthalten); doch muß man wohl Acht haben, daß nur gesunde frische Früchte eingelegt werden, weil ein einziger schadhafter Apfel alle übrigen im Fasse anstecken und verderben kann. Man muß auch zu jeder Art ein besonderes Faß wählen, da nicht jede Art eine gleich lange Dauer hat, und man doch spät oder früh auf ihre Besichtigung denken muß. Man legt die Aepfel schichtweise so fest ins Faß hinein, daß sie sich nicht bewegen können; auch schlägt man das Faß zu, und läßt solches an einem luftigen Orte so lange stehen, bis eine starke Kälte einfällt, da man es dann in den Keller bringen muß. Weinfässer können allenfalls auch hierzu gebraucht werden,

wenn

wenn nur der Weingeruch ausgezogen ist; am besten aber ist es, wenn man besondere Fässer machen läßt, und diese rein und trocken hält. Kleine sind den größern vorzuziehen; denn bey letztern hat man immer Gefahr, daß in der Menge ein schadhaftes Stück übersehen werden, und den übrigen Theil zu Grunde richten kann; es wäre denn, daß man zwischen jede Schicht Kleyen oder Moos legen wollte, da dann nur eine einzige Schicht Aepfel von einem faulenden angesteckt werden könnte. Um Weihnachten wenigstens muß man doch nachsehen, und zu dem Ende Stück vor Stück herausnehmen. Wenn aber die Tonne einmal geöffnet ist, dauert das Obst darinn nicht mehr lange. Nur dadurch kann man es noch einige Zeit gut erhalten, wenn man es beym Herausnehmen mit einem trockenen Tuche abwischt, und sogleich in kleine Fässer packt; welche aber doch auch bald werden verbraucht werden müssen. Einige packen die Aepfel, besonders Borstorfer, gleich im Garten unter den Bäumen in Fässer ein; lassen sie daselbst so lange liegen, bis sie mit der ganzen Obsternde fertig sind; bringen dann die Obsttonnen unters Dach, und packen selbige, da es ihnen oft an Kellern oder Gewölbern fehlt, im späten November in Heu oder Krummstroh so stark ein, daß kein Frost in die Tonnen eindringen kann; worauf dieselben gegen den Frühling nach großen Städten zum Verkauf gefahren werden, als um welche Zeit die Aepfel am theuersten bezahlt werden. Wo man aber keinen großen Obstvorrath hat, da legt man die Früchte in trocknen Kammern, deren Fenster zugehalten werden, auf ein dickes Strohlager hin (das Stroh muß lang, rein, und mit keinem Unkraute vermischt seyn); wobey man die Bequemlichkeit hat, daß man gleich übersehen kann, wenn irgendwo ein Stück faulen, oder vor andern früher reif und eßbar werden will. Bey eintretenden Frösten aber wird das Obst wider das Erfrieren mit Betten gut zugedeckt. Noch Andere nehmen Kisten; packen unten Werg oder Heede, so aber vorher ausgelüftet, und von allem Flachsgeruche befreyet seyn muß; hierein legt man die Aepfel schichtweise; jede Schicht wird besonders mit Werg überdeckt, und damit so verfahren, bis der Kasten voll ist. Die so eingefütterten Aepfel können so leicht nicht von harten Frösten berührt werden; am wenigsten aber, oder gar nicht, dann, wenn der Boden und die Seiten der Kästen mit Werg dick genug belegt sind. Hat man endlich rare, und nur wenig Sorten: so wird jedes Stück besonders in ein Papier gewickelt, und dann schichtweise in gedachte Kasten eingelegt. Endlich verschafft man auch Aepfeln und Birnen einen angenehmen Muscatellergeschmack, wenn man ein Fäßchen, oder eine Schachtel, 1 Z. hoch mit gedörrten Hollunderblüthen bestreut; die Aepfel und Birnen gleich vom Baume weg so hineinlegt, daß sie sich einander nicht berühren; darüber wieder Blüthen streuet; hierauf wieder Obst legt, und damit so fortfährt, bis das Gefäß voll ist. Auch kann man den Borstorferäpfeln einen angenehmen parfümirten Geschmack beybringen, wenn sie auf zuletzt beschriebene Weise in Hopfen eingepackt werden.

Obstwein, Cider, Aepfelwein.

Im nördlichen Deutschlande, wo es mit dem Weinbau nicht recht fort will, sollte man, wie es in England geschichet, sich hauptsächlich auf den Obstwein legen, da er selbst in den Rheinländern oft so gut gemacht

macht wird, daß er dem Rheinweine, wo nicht gar vorgezogen, doch an die Seite gestellt wird. Man kann von Sommer-, Herbst- und Winteräpfeln Cider machen; nur verlangen die ersteren eine etwas andre Behandlung. Den von den Herbstäpfeln nennen die Engländer, welche eigentlich unsre Lehrmeister sind, Gennetmoil Cider; den von den Winteräpfeln aber Redstreak. Alle Aepfelsorten sind hierzu zu gebrauchen; sogar der Holzapfel giebt keinen schlechten Wein. Die Herbstäpfel von wilden Stämmen geben den stärksten Cider; die edlen, gepfropften einen schwächern, und zugleich mildern; doch zeichnet sich der Borstorferapfel auch hierbey zu seinem Vorzuge gar sehr aus. Die unreifen Aepfel taugen nicht zum Wein, nur allein zum Essig; es müssen daher die Aepfel zum Cider den höchsten Grad von Reife erlangt haben. Will man aber Wein vom besten Geschmack und Ansehen haben: so muß man diejenigen Aepfel dazu aussuchen, welche der Sonne während ihres Wachsthums am meisten ausgesetzt gewesen sind. Man wird also die Früchte von den obersten und äußern Aesten wählen; am liebsten diejenigen, welche eine rothe Schale, gelbes Fleisch, und einen weinlichen Geschmack haben. Will man keltern, sobald die Früchte vom Baume kommen: so geben sie zwar $\frac{1}{3}$ mehr Most, als dann, wenn sie einige Zeit gelegen haben; jedoch ist er in letzterm Falle auch wohlschmeckender und milder; wodurch denn der Verlust hinlänglich ersetzt wird. Die Engländer pflegen ihre Aepfel bald im Freyen auf Bohlen oder Stroh in Haufen zu setzen, und daselbst der Sonne und der Luft Preis zu geben, bis sie sich selbst erwärmen und zu schwitzen anfangen. Hierdurch wird der Gährung des Weines gleichsam vorgearbeitet, und der Saft milder gemacht. Je härter und saurer die Früchte also sind: desto länger müssen sie liegen; daher jede Sorte besonders aufgehäufet wird, weil sie sonst nicht zu gleicher Zeit mürbe werden könnten. Da aber unsre Witterung nicht so milde ist, als in England: so bringen wir unsre Früchte unter das Dach, und wider die Diebe auch unter das Schloß; und zwar so, daß sie daselbst der Einwirkung der Sonnenstrahlen möglichst genießen können. Hätte man aber die Winterfrüchte nicht vor dem Froste verbergen können: so muß man wissen, daß auch gefrorne Aepfel nicht zu verwerfen sind; sie geben zwar weniger, doch aber guten Most.

Die Aepfel müssen zum Keltern unter die Presse gebracht werden; wie dergleichen auch zu solchem Gebrauche in Oberdeutschland nicht selten sind. Weniger gut geht das Werk von Statten, wenn die Aepfel mit hölzernen Stößern klein gemacht werden; als wobey viel Saft verspritzt, und die Aepfel sehr ungleich zermalmt werden. Besser geht es in einem Mahltroge, der eine kleine Zirkelkrümme hat, und zu welchem man noch einen Mühlstein dazu nimmt. Hierinn werden die Aepfel dadurch zerknirschet, daß der Stein durch ein Paar Personen auf- und niedergezogen wird; von einer dritten aber werden die Aepfelstücke unter den Stein geschoben.

Der Bottich und das andere Geschirr, worein die Aepfel vor und nach dem Pressen gefaßt werden sollen, müssen rein und unschadhaft seyn; noch mehr muß man in dieser Absicht für die Fässer sorgen, in welchen der Most vergähren soll. Werden neue Gefäße hiezu genommen: so müssen sie von solchem Holze seyn, welches dem Weine

Weine keinen fremden Geschmack beybringt; sind es aber gebrauchte: so müssen sie nicht dumpfig oder angelaufen seyn; am wenigsten aber können Bier- oder Essiggefäße dazu gebraucht werden. Leere Fässer von weißem Franzweine schicken sich am besten dazu, und die darinn befindlichen guten Weinhefen hat man bey dem Obstweine als sehr dienlich anzusehen. Sollte aber aus Versehen ein Faß ein wenig angelaufen seyn: so läßt man etwas ungelöschten Kalk hineinwerfen, Wasser darauf gießen, zustopfen, und so lange herumwälzen, bis man es nicht mehr rauschen höret; überhaupt aber ist es gut, jedes Faß, besonders die neuen, zuvor mit Schwefel auszubrennen. Man läßt 8 Loth Schwefel, 2 Loth gebrannten Alaun, und 4 Loth Weinhefenbranntwein in einem irdenen Gefäße über Kohlen zerfließen. In diese Masse taucht man Lappen von neuer grober Leinwand; bestreuet diese mit einem Pulver von Muscatennüssen oder Blüthen, Nelken und Coriander, und brennet diese Fässer sofort mit solchen Lappen aus.

Hat man die Aepfel klein gemahlen, oder zerstoßen: so kann man sie bis den andern Tag so liegen lassen; denn man sagt, der Cider würde dadurch dunkler und besser. Wenigstens geschiehet dieses so in England; bey uns aber, wo der Cider etwas schwächer ausfällt, kann man ihn gleich pressen. Hierzu wird reines Roggen-, oder noch besser Waizenstroh gebraucht, um eine Schicht davon in die Kelter zu legen, Aepfel darauf zu thun, und so abwechselnd, bis die Presse voll ist, da sie dann angezogen, und der Most herausgepreßt wird. Der erste herablaufende Most ist der beste, und verdient, allein gefaßt zu werden; der Nachlaß aber, oder, wie er auch sonst genannt wird, der Druckwein, giebt einen sehr schwachen Cider. Auch kann man zuletzt die Treber noch mit Wasser auspressen, woraus ein ziemlich gutes Getränk wird, wenn es mit Gewürz versetzt wird. Die Engländer fassen den guten Most in einen Bottich; und wenn sich binnen 24 Stunden weiße Blasen auf der obern dicken und rothen Haut finden: so ziehen sie ihn in kleine Fässer; damit er sich aber zeitig abkläre: so seigen sie ihn durch einen Filtrirbeutel oder Haarsieb, ehe sie ihn in die Fässer füllen. Unser Cider, welcher nach Beschaffenheit der Obstsorten nicht immer stark genug ist, verträgt das öftere Abziehen nicht; er wird also bald in das Gefäße gefüllt, in welchem er gähren soll.

Ist der Most von feinen veredelten Aepfeln: so ist dahin zu sehen, daß nicht zu viel geistige Theile verfliegen. Es ist daher gut, wenn wir diesen Most unter sich gähren lassen; welches also geschieht, daß wir das Faß nicht voll halten, den Spund währender Gährung ein wenig darauf drücken, und es nicht eher voll füllen, bis er sich gesetzt hat. Most von wilden Aepfeln verträgt die Gährung über sich. Man kann einen Aufsatz von Thon auf das Spundloch setzen, um den Druck der Luft in ein gehöriges Verhältniß zu bringen, und das Ueberfließen des Weines zu verhindern; als wodurch viel Saft am Fasse verloren gehen würde. Dieser Aufsatz hat die Höhe und Weite eines Hutkopfes, und wird unten an das Holz fest angeschmieret. Alle Unreinigkeiten, die der Wein ausstößt, sammelt sich in dieser Einfassung, und kann von Zeit zu Zeit weggenommen werden, bis sich der Wein völlig gesetzt hat; da man denn den Aufsatz wieder losnimmt, und zum künftigen Gebrauche für andere Jahre aufheben kann. Ist die Gährung vorüber: so wird das

Faß vollgefülle, und der Spund fest darauf gedrückt, da er denn einen Monat hindurch ruhig liegen kann; wenn nur von Zeit zu Zeit nachgesehen wird, daß das Faß immer voll bleibt.

Ist der Wein nach oben beschriebener Methode über sich gegangen: so pflegen ihn die Engländer noch einmal abzuziehen; so wie sie überhaupt das öftere Abziehen des Weines als ein Mittel zu seiner Verbesserung ansehen. Wäre unser Wein aus Wildlingen gepreßt: so würde er das nämliche Verfahren auch vertragen.

Wenn der Cider endlich auf Bouteillen gezogen werden soll: so dürfen diese nicht höher, als bis an den Hals, vollgefüllt werden; auch müssen sie einige Tage offen stehen; und wenn sie endlich mit Kork zugepfropft werden: so pflegt man den Kork mit Bindfaden niederzubinden, und die Bouteillen auf die Seite in den Sand zu legen. Es wird sich auf diese Art auf der niedergelegten Seite ein Satz finden, welchen man beym Ausgießen des Weins behutsam zurücklassen muß.

Um dem Cider den Obstgeschmack, den er von einigen Aepfelsorten erhält, zu benehmen, und ihn stärker zu machen, pflegt man, vor der Gährung, ihm allerley Zusätze zu geben, und ihn darüber aufstoßen zu lassen. Einige werfen Fliederblumen hinein; Andere nehmen lieber die Beeren von diesem Baume, und glauben ihn dadurch geistiger zu machen; welches aber noch besser erlanget wird, wenn man ihn über Weintrester füllet, und gähren lässet. Ein gutes Stärkungsmittel ist es, wenn man einen Theil von dem Moste einsieden läßt, und ihn dann zu dem gährenden schüttet. Oder man nimmt Waizenmehl mit den Kleyen, macht mit warmem Cider oder weißem Weine ohne Salz einen Teig davon, und wirft ihn in Klümpchen durch das Spundloch ins Faß. Die kürzeste und vorzüglichste Verbesserung ist, wenn man den Cider einfrieren läßt, wodurch ihm die wässerigen Theile ganz entzogen werden. Zusätze von andern Früchten dienen zu gleichem Zwecke; besonders werden Speyerlinge und Schlehen hierzu empfohlen. Von den ersten zermalmet man einen Theil, thut zwey Theile zerknirschte Aepfel dazu, und preßt sodann beydes durch. Die Schlehen werden besonders mit den Kernen zerknirscht, und in das Faß vor der Gährung geschüttet. Dieses Mittel verbessert nicht nur wäßrigen Cider, sondern giebt ihm auch eine angenehme rothe Farbe. Da man den dunklen Cider dem blassen vorzieht: so wird er auf mancherley Weise gefärbt. So läßt man ihn z. B. über zu Pulver geriebener Angelikawurzel vergähren. Einige färben ihn mit Zucker; da aber dieses zu kostbar seyn kann: so nimmt man statt dessen gerösteten Waizen, welcher auch dem Weine selbst Kräfte giebt. Gekochten Waizen braucht man, wenn der Cider sauer werden will. Man läßt ein Paar Pfund davon so lange im Wasser kochen, bis man ihn mit den Fingern zerdrücken kann, und hängt ihn dann in einem Säckchen ins Faß. Ist er zugleich sauer und dick: so muß man ihn aufs neue dadurch in Gährung zu bringen suchen, daß man frische Aepfel zu Muße stößt, und darunter mischt. Nach der Gährung zieht man den Wein auf ein anderes Faß, und thut halbig gekochten Waizen hinein. Die Engländer benehmen ihm die Schärfe dadurch, daß sie ein Pfund Alaun und ein Pfund Bernstein, oder, wenn sie die Kosten hierzu nicht anwenden wollen, Statt des letztern neue Topfscherben mit Cider zu einem

Teige

Teige stoßen, und in den Cider werfen. Hat aber der Cider von den Fässern, oder durch einen andern Zufall, einen fremden unangenehmen Geschmack angenommen: so sucht man diesen Fehler durch verschiedene Mittel wieder gut zu machen. Oft wird er durch zu Mehl geriebenen Senf, welcher in die Fässer gestreuet wird, verbessert; ein andermal kann man es mit einem Pulver von 4 Loth Mostix, 4 Loth Ingwer, und einem halben Pfunde Meltenwurzel versuchen. Auch wird sehr anempfohlen, ein Säckchen Gewürz, von Zimmt, Nelken, Muscaten, Zittwer und Meltenwurzel, in das Faß zu hängen. Einen schwachen Wein zu verstärken, kann man einen Theil Weinhefenbranntwein darunter gießen, wenn der Cider klar ist; sollte dieses Mittel aber noch nicht hinlänglich seyn: so füllt man den Wein auf einen Satz von getrockneten Rosinen, Zucker, Würze, und Sägespänen von Föhrenholze. Ist er schal: so ist das einzige und beste Mittel, ihn auf Weinhefen zu ziehen. Solchem geheilten Cider geht es aber, wie allen Getränken; nie wird er zu seiner ersten Güte wieder hergestellt; auch ist er dann keiner langen Dauer fähig.

Wein von Birnen wird eben so bereitet. Er schmeckt zwar süßer; ist aber mehr matt. Die Sorten, welche den weinähnlichen Saft haben, taugen am besten dazu. Ein vortrefflicher Birncider wird aber doch gemacht, wenn man Birnmost und Weintraubenmost zu gleichen Theilen vermischt, und zusammen gähren läßt. Hat man zu sochem Gebrauche nur allein Sommerbirnen: so wird der davon ausgepreßte Most unverzüglich eingesotten, daß er sodann einige Monate ohne Gefahr bis zur Weinlese aufgehoben werden kann.

Das gemeine Landvolk bereitet sich in manchen Gegenden ein Getränke von Obst, dessen es sich häufig und gern bedient, und Lauer genannt wird. Aepfel und Birnen, zahme und wilde, werden klein gestoßen, in ein Faß oder sogenanntes Ständer gethan, Wasser darauf gegossen, und schon des andern Tages davon getrunken. Ist das Getränke einmal herunter gezapft: so wird noch einmal Wasser darüber gegossen; und wenn auch dieses abgezapft worden ist: so werden die sogenannten Treber oder der Ueberrest dem Viehe gegeben.

Ochse, s. Rindvieh.

Ochsenaugen, kleine Kappfenster in den Dachstuben, Dächern und Kellern. Sie werden wegen ihrer runden Gestalt also benannt. Es sind aber dieselben nicht von einerley Gestalt; denn es giebt Kappfenster mit gedrückten und vollen Bogen, gerade, runde, ovale, und mit niedrigem Boden. Auch in den Strohdächern heißen Ochsenaugen die runden Fenster. Man steckt an den Ort, wo sie hinkommen sollen, einen Eimer ohne Boden zwischen die Strohschauben; an dessen Seite legt man Unterlagen, welche man an die Latten bindet, und das Uebrige deckt man mit gewöhnlichen Schauben.

Ochsenzunge, Anchusa. Die zu dieser Gattung gehörigen Arten sind insgesammt krautartige, faserwurzliche, größtentheils perennirende Arten mit abwechselnden, einfachen, länglichen, sehr rauhen Blättern, und mit an den obern Theilen der Zweige in Trauben oder in Aehren erscheinenden einblätterigen, trichterförmigen Blumen. Sie verdienen insgesammt, besonders aber die drey erstern, zur Verzierung der Gärten gezogen zu werden.

1) **Gemeine oder deutsche Ochsenzunge, Sternblume**, A. offic. L., auch Buglossum offic. Sie ist auf hohen sandigen Feldern, trocknen Wiesen, um die Dörfer und an den Landstraßen sehr wuchernd, und blühet den ganzen Sommer über. In den Gärten, wo sie einen fetten, schwelgerischen Boden findet, kommt sie erst im zweyten Jahre zu ihrer vollen Pracht, und säet sich durch den ausfallenden Saamen reichlich aus. Die gemeine Sorte hat blaue Blumen; man hat aber Abarten mit weißen, rothen und purpurrothen Blumen. Blätter und Wurzeln werden zwar in den Apotheken aufbehalten, und zu den herzstärkenden Mitteln gezählet; sie haben aber, außer einer gelinden Wirkung, gar keine Kräfte. Die jungen Blätter werden von den Schafen gern gefressen; die Blumen aber von den Bienen besucht.

2) **Immergrüne Ochsenzunge**, A. sempervirens L. Eine niedrige Pflanze, die in England und Spanien zu Hause gehört. Die Blumen kommen aus den Winkeln der Blätter, sind blau, oft sogar vom May an bis Weihnachten.

3) **Virginische Ochsenzunge**, A. Virginica. Eine zwar auch sehr niedrige; aber doch sehr schätzbare Pflanze, weil sie zeitig im Frühjahre blühet. Die Blumen sind von sehr feiner leuchtendgelber Farbe.

4) **Schmalblätterige Ochsenzunge**, A. angustifolia. Diese Pflanze ist der gemeinen Ochsenzunge sehr ähnlich. Die Blumen sind in fast nackten, dachförmigen, gepaarten Trauben, klein und voll.

5) **Färbende Ochsenzunge, rothe Zunge**, A. tinctoria. Diese Pflanze ist der ersten Art sehr ähnlich, und man könnte sie leicht für eine Abänderung halten. Die Wurzel ist roth, aus welcher ein einfacher, oft darnieder liegender Stengel entspringet. Die Pflanze wächst um Montpellier und in Schlesien. Die Knochen der Thiere, welche man mit dieser Wurzel gefüttert, schwellen ungemein auf. S. Pariser Akademie 1746. Man gebraucht sie sonst zum Färben, und wird der Alcanna gleich geschätzt; daher man öfters ungewiß bleibt, ob die Schriftsteller von der wahren Alcanna, oder dieser Wurzel reden. Man soll auch mit dieser nicht diejenige Art des Steinhirses verwechseln, welche eine rothe Wurzel hat.

Von den Pflanzen, welche einige Kräuterlehrer zu der Ochsenzunge gerechnet haben, sind verschiedene, deren Blumenblatt keine gerade, sondern krumme und gebogene Röhre zeigt, und wegen dieses Umstandes hauptsächlich von Linné und Hallern davon abgesondert, und als ein eigenes Geschlecht, unter dem Namen Lycopsis, angenommen worden. Muß aber ein deutscher Name gewählt werden: so wäre **unächte Ochsenzunge** wohl der beste. Die bekanntesten Arten sind:

1) **Lanzettblätterige Lycopsis mit aufgerichteten Blumen, Ackerkrummhals**, L. arvensis L. Die Blumen sind auf den Enden und an den Seiten der Zweige, auf kurzen Stielen, klein, blau oder röthlich, mit weißen Adern durchzogen. Das junge Kraut wird von den Schafen gern gefressen, und die Bienen tragen aus den Blumen etwas Honig.

2) **Blasenförmige, aufrecht stehende Lycopsis, blasiger Krummhals**, L. pulla L. Die ganze Pflanze ist rauch. Wenn die dunkel- oder schwärzlichrothe Blüthe vergangen ist, erweitert sich

sich der Kelch, und stellt zuletzt eine unterwärts hängende Blase vor.

3) **Blasenförmige gestreckte Lycopsis, unächte rauhe Ochsenzunge mit dunkelrothen Blumen**, L. vesicaria L. Diese hat dunkel- oder schwärzlichrothe Blüthen; sind solche vergangen: so siehet man Blasen, welche unterwärts hängen.

4) **Warzige Lycopsis, bunter Krummhals**, L. variegata L. Diese findet sich bey uns im guten lockern Grunde um die Hügel und hohen Felder, und ist mit borstigen Haaren überall besetzt. Die Blumen sind blau, schön gefleckt, unter sich sehend.

Odermennig, Agrimonia. Von diesem Geschlechte sind drey Arten merkwürdig.

1) **Gefiederte Odermennig mit lockern Blüthähren, Bruchwurz, Heil aller Welt, Leberklette, Königskraut, Steinwurz**, A. Eupatorium L., wächst in den Heiden, Feldern, und andern erhabenen Orten häufig. Die Stengel stehen aufrecht, $2\frac{1}{2}$ F. hoch. Die Stengelblätter sind schön gefiedert; die Blättchen klein und sägeförmig; das ungepaarte oder einzelne Blättchen ruhet auf seinem eignen Stielchen. Die Blumen stehen, wie schöne Aehren, auf einzelnen Stielen, und die Blumenblätter sind gelb, im Jun. Abarten sind: a) **Kleine Odermennig**, A. minor. Die Lappen daran sind kleiner und runder, die Blumen weiß; b) **wohlriechende Odermennig**, A. odorata Mill. Eine berühmte und sehr beliebte Pflanze, deren Blätter und Blumen vortrefflich riechen. Der Stengel ist 4 F., auch darüber, hoch; theilt sich in kleinere Stengel, wovon jeder eine gelbe Blumenähre trägt.

2) **Kriechende Odermennig**, A. repens. Der borstige Stengel ist selten über 2 F. hoch.

3) **Dreyblätterige oder glatte Odermennig**, A. agrimonoides, hat dreyfache Stengelblätter; von den gelben eyförmigen Blumen zählt man oft sechs, selten aber mehr, als acht, Staubfäden, und die Frucht ist glatt.

Alle diese Pflanzen bedürfen in den Gärten nur einer leichten Cultur, da sie in jedem Boden und in jeder Lage fortkommen, und auf gemeinen Rabatten eine angenehme Verschiedenheit machen. Die erste ist zugleich eine officinelle Pflanze; es werden aber bey uns nur allein die Blätter gesammelt und gebraucht; letztere werden auch unter die Wundmittel gerechnet, und, als ein vortreffliches Mittel wider die Bauch- und Blutflüsse, bey Schwachheit, auch Verstopfung der Eingeweide, sonderlich der Leber, empfohlen. Nicht weniger ist der äußerliche Gebrauch dieser Blätter dazu für nützlich befunden worden, daß man sie auf alte Schäden an Füßen auflegt, und dadurch heilt. Die davon mit Wasser oder Wein gemachten Bähungen zertheilen die Entzündung, und heilen die Geschwüre. Man gebraucht auch den Trank zum Gurgelwasser, zur Reinigung der Geschwüre und Linderung des Schmerzes.

Oel, heißt der fette Saft, welcher aus mancherley Früchten, Gewächsen und andern Körpern gezogen worden ist; welches entweder durch Pressen oder Destilliren geschieht. Die letztern gehören eigentlich in die Apotheken; aber die ausgepreßten werden zum Theil sehr stark in den Haushaltungen

tungen verbraucht. Die Oelsaamen muß man vor allen Dingen reinigen, und dann zerstoßen; die zerstoßenen Körper schlägt man alsdann in ein leinenes oder härenes Tuch, preßt sie, vermittelst einer Presse, zwischen zwey messingenen oder eisernen Platten, erst kalt, dann aber warm, aus. Die kaltgepreßten schmecken und halten sich am besten. Die gebräuchlichsten bey uns sind: das Baum-, das Hanf-, Lein- und Rüböl, imgleichen das Mohn- und Nußöl. Aus Kürbißkernen, Distel-, Senf-, Kohl- und Sonnenblumensaamen, und vielen andern Sachen kann man, wenn man deren genug zur Hand hat, und es sich der Mühe verlohnt, ebenfalls Oel pressen. Der einigen Oelen noch anhängende specifische Geruch und Geschmack rühren wohl von dem, ihnen beym Auspressen mit beygemischten, wesentlichen Oele der Saamenhülse her. Das Aufbewahren in bleyernen Gefäßen hilft dieser Unannehmlichkeit ab; allein sie werden dadurch mit Bley verunreinigt, und leicht schädlich gemacht. Besser ist, ein Stück sauren Brods, wie sich solches bey den Bauern gemeiniglich findet, in dergleichen warm gemachtes Oel zu werfen, oder durch Zugießung von scharfem Essig und nachheriger wiederholter Anwärmung desselben und Absonderung des Gäschees. Alles Oel, welches zum Speisen verbraucht werden soll, muß kalt, aus völlig reifem Saamen, zwischen gereinigten Haartüchern und eisernen Werkzeugen ausgepreßt, und, nachdem sich die Hefen gesetzt haben, in reinen Gefäßen, an kühlen Orten aufbewahrt werden. Auf diese Art wird das Ranzigwerden des Oels am besten verhindert.

Wie unsre Lein- und Rüböle zum Speisegebrauch für den Tisch der Vornehmen am schwersten von ihrem Beygeschmacke zu befreyen sind: so ist das Oel von Mohn, wenn es eine Zeit lang gestanden, und seine Hefen abgesetzt hat, ohne weiter daran zu künsteln, von desto reinerm Geschmacke. Es sollte daher der Mohn zu solchem Zwecke häufiger angebauet, und Statt des Baumöls, eines ausländischen Products, gebraucht werden; Nußöl ist aber noch besser, und übertrifft selbst das Provenceröl. Auch hat das Oel vom Kürbiß- und Sonnenblumensaamen einen reinen Geschmack; so wie auch das Oel von Senf ganz frey von der Bitterkeit ist, die der Saame bey sich führt. Büchenöl wird in Lothringen, Elsaß und Flandern sehr verbraucht. Man machte 1767 mit dem Auspressen dieses Oels folgenden Versuch: Man sammelte die Buchnüsse im October, als selbige vom Baume abfielen, und sich die Hülsen von ihren Kernen geschieden hatten. Man suchte die reifsten aus, ließ sie von einer Leinölmühle, in der ein Pferd den aufrechten Mühlstein herumführte, quetschen. Nachher preßte man diese zermahlnen Nüsse durch Säcke von Pferdehaaren in einer starken Presse aus, und bekam aus 100 Pfund Buchnüssen 12 Pfund reines und helles Oel, nebst 5 Pfunden etwas trüben Oels. Während des Mahlens goß man von Zeit zu Zeit heißes Wasser auf die Nüsse; man rührte sie um, wie den Leinsaamen; und wenn man die Kerne sonst aus der Schale losmacht, und in einem Steinmörser stößt, und dann auspreßt: so gewinnt man noch mehr am Oele, daß also in der Schale wenig zurückbleiben kann. Schälet man aber die röthliche Nuß weiß: so wird das Oel desto weißer; überhaupt hat das Büchenöl einen angenehmen süßlichen Geschmack und guten Geruch. Es giebt in Lampen einen so lebhaften Schein, als

Wachs-

Wachslicht; auch riecht es beym Verlöschen der Lampe nicht so ekelhaft, als Baumöl; ja es friert nicht leicht; es blieb selbst in dem kalten Winter 1768 helle, da doch das Baumöl zu der Härte einer Seife fror. Folglich ist dieses Buchenöl das allerflüßigste für Lampen, die in einer sehr kalten Luft brennen sollen.

Man hat auch versucht, das Lein- und Rüböl so zu bereiten, daß es sparsamer brenne, und weder rauche, noch dampfe. Man nimmt ein gläsernes Gefäß mit reinem Fluß- oder Brunnenwasser; thut so viel Salz hinein, bis das Wasser kein Salz mehr auflöset. In diesem Wasser macht man die Tochte recht naß, läßt solche wieder trocken werden, und legt davon einen in die Lampe. Zu dem Salzwasser gießt man so viel Oel, als Wasser, in eine Bouteille, schüttelt solches wohl untereinander, und läßt es zusammen stehen. Dieses Oel brennt sparsam und dampft nicht. Das Abpuffen des Oels kann auch mit Kalk geschehen. Man wirft nämlich ein Stück ungelöschten Kalk in einen unglasurten Topf mit Oel, und dampft ihn dadurch ab. Der Tocht muß aber in Salzwasser eingeweicht werden. Man kann auch das Dampfen der Lampen dadurch unschädlich machen, daß man einen Schwamm, den man im Wasser eingeweicht und wieder so ausgedrückt hat, daß er noch feucht bleibt, hoch genug über die Lampe aufhängt, damit ihn die Flamme nicht ergreifen könne. Dieser Schwamm zieht allen Dampf aus der Lampe oder andern Lichtern an sich. Man muß ihn des andern Tages rein wieder ausdrücken; auch, wenn er beym Gebrauch des Abends zu trocken werden sollte, wieder ins Wasser werfen, ausdrücken, und auf diese Weise feucht erhalten.

Oelbaum, wird in den zahmen und wilden eingetheilet. Jener wächst gewöhnlich in Italien, Frankreich und andern wärmern Ländern; wird aber auch in Deutschland in den Gewächshäusern gezogen; wo er jedoch selten Blüthen, noch seltener aber Früchte bringt. Der Stamm ist voller Knoten; die Blätter sind schmal und länglicht, fast wie die Weidenblätter; nur nicht zerkerbt; unten weißlich oder grau; haben fast keine Stiele, und fallen auch den Winter über nicht ab. Die Früchte werden Oliven genannt, und ausgepreßt, woraus das bekannte Baumöl hervorgeht. Die Fortpflanzung des Oelbaums geschieht durch die Versetzung der Zweige und Schößlinge.

Der **wilde Oelbaum,** welcher auch **Oleaster** und **Paradiesbaum** genannt wird, ist von jenem gar merklich unterschieden, und trägt länglicht-weiße Beeren, welche zwar kleinen Oliven ähnlich sehen; aber zu nichts zu gebrauchen sind. In Deutschland ist Böhmen der Geburtsort dieses Baums; er wächst aber auch in Portugall und Spanien. Die Portugiesen nennen ihn wegen seiner wohlriechenden Blumen Paradiesbaum. Die Blätter sind auf beyden Flächen, doch merklicher auf der untern, silberfarbig und wollig. Man erzieht den Baum aus Saamen, durch Einleger und Schnittlinge; zuweilen treibt die Wurzel auch Schößlinge. Er dauert bey uns im freyen Lande den Winter über aus; da ihn aber zuweilen ein sehr harter Winter getödtet hat: so soll man ihn da pflanzen, wo er einigen Schutz hat; die jungen Bäumchen aber lieber in Töpfen, und den Winter über in einem gemeinen Glashause unterhalten.

Oellade, der Raum oder das Behältniß, worein die Näpfe gesetzt werden, worinn der Saame, aus welchem Oel gepreßt werden soll, liegt. Unten hat solche Lade im Boden eine Oeffnung, wodurch das ausgepreßte Oel in ein untengesetztes Gefäß läuft.

Oelmühle, eine Stampfmühle, worinn der Saame, woraus Oel gepreßt werden soll, gestampft wird. Sie werden entweder in den Gerinnen oder Mühlhäusern der ordentlichen Mehlmühlen, oder in Nebengerinnen, oder besonders dazu eingerichteten Häusern, erbauet.

Oelschlagen, eine Beschäfftigung, da man aus gewissen Früchten und Saamenkörnern Oel preßt. Die reifen Saamen werden klein gestampft, und dann, mittelst des Preßkeils und des Oelschlägels, in der Oellade ausgepreßt. Der ausgepreßte Saame wird hierauf noch einmal gestampft, angefeuchtet, in einem Kessel erwärmt, und nochmals gepreßt; wodurch aber ein schlechteres Oel erhalten wird, als das erste, welches man Jungfernöl zu nennen pflegt.

Oelsenich, Silge, Selinum. Von dieser Pflanzengattung wollen wir nur wenige und die bekanntesten anführen.

1) **Glatter milchender Oelsenich, Elsenich, Sumpfsilge**, S. palustre L., wächst bey uns in Sümpfen und niedrigen Wiesen. Die Wurzeln sind einfach, groß, auswärts braun, einen Milchsaft enthaltend; die Wurzelblätter groß, aus sehr vielen länglichten und schmalen Theilen zusammengesetzt, dunkelgrün, voll Milchsaft; die Stengel rund, gegliedert, nahe unter dem Gipfel ästig, 5—6 Fuß hoch, mit kleinen, an den Gelenken einzeln entstehenden, Blättern; die Blumen auf den Enden der Zweige, in großen ausgebreiteten Dolden, weiß, auf der Außenseite röthlich. Die Pflanze hat in allen Theilen einen starken, fast dem Anieß ähnlichen Geruch, und enthält einen scharfen, milchigen Saft, und scharfen, bitterlichen, unangenehmen Geschmack. Die Milch ist öfters ganz sparsam, zuweilen auch gar nicht zugegen. Die Russen sollen sich der Wurzel Statt des Ingwers, und die Lappen, welche alles Scharfe lieben, kauen solche in Ermangelung des Tabaks.

2) **Borstiger milchender Oelsenich**, S. sylvestre L. Der Stengel ist durchgehends mit steifen, borstigen Haaren besetzt. Der milchige Saft ist in dieser häufiger, als in der vorhergehenden. Die Wurzeln wurden ehedem als eröffnende Mittel gerühmt; sind aber jetzt ganz außer Gebrauch.

3) **Geflügelter Oelsenich mit abfallender allgemeinen Hülle, Kümmelblätterige Silge, Roßfenchel**, S. carvifolia. Viele dicke, holzige Wurzeln sitzen an einem Knollen. Die allgemeine Hülle der Dolde fällt zeitig ab; zuweilen bleibt zwar ein Blättchen davon länger stehen; welches aber doch, wenn die Saamen reifen, abfällt.

Ohr, Schild, Kappe, eine Art von einem Gewölbe, welches die Gewölbwinkel eines Tonnen- und Kuffengewölbes durchstreicht, über einem Fenster oder einer Thüre. Es ist dreyeckig gestaltet. Es werden dergleichen am meisten an Spiegel- und Muldengewölben angebracht, um ihnen Stärke zu geben.

Ohrwurm, ein bekanntes Insect, welches daher seinen Namen hat, daß es gern

gern in die Ohren kriechen soll. Es sind aber dergleichen Fälle selten, daß daher die Furcht vor diesen Thieren größtentheils ungegründet ist. Den größten Schaden thun sie den Blumen, Aprikosen, Pfirschen, und andern Früchten. Sie pflegen ihre Eyer in die Erde, oder zwischen die Baumrinden zu legen. Die Larven unterscheiden sich von den vollkommenen Ohrwürmern fast durch nichts, als durch die Größe und den Mangel der Flügel, die sie erst nach der andern oder dritten Häutung erhalten.

Oleander, ist der bekannte Name von Nerium, wovon vier Arten bekannt sind.

1) **Dreyspaltiger Gartenoleander, Lorbeerrose, Rosenlorbeer, Unholdenkraut,** Nerium oleander L. Ostindien ist dessen Vaterland; er stellt sowohl einen immergrünenden Strauch, als auch einen Baum vor. Im Garten pflegt man solchen mehr baumartig zu erziehen, da er dann 4 — 5 Ellen Höhe erreichet; junge, niedrige Bäumchen von 1 — 2 Ellen blühen im Sommer und Herbst eben so häufig, als ältere und höhere. Das Blumenblatt ist von Natur schön purpurfarbig, an andern Stöcken fleischfarbig, auch ganz weiß. Außer diesem rothen und weißen hat man auch den sogenannten **wohlriechenden, einfachen und gefüllten Oleander,** welcher auch der **Malabarische** schmalblätterige wohlriechende **Lorbeerrosenbaum** genannt wird. Seine Aeste sind viel länger, schlanker und biegsamer, und die Blätter schmäler, auch länger; besonders haben die Blumen einen starken und angenehmen Geruch, und sind gemeiniglich gedoppelt. Dieser Strauch ist aber zärter und weichlicher, als der gemeine, und blühet lieber und häufiger im Glashause; da hingegen der gemeine bey jeder Witterung den Garten mit seiner Blüthe ziert. Diese wird den Winter über im Keller oder gemeinen Glashause füglich aushalten, da hingegen der wohlriechende ein wenigstens mäßig erwärmtes Glashaus verlangt. Beyde treiben aus der Wurzel häufige Schößlinge, welche, oder auch die obern Zweige, abgesenkt oder eingelegt, leicht in neue Stöcke verwandelt werden können, weil sie zeitig Wurzeln treiben. Diese verlangen, oft versetzt zu werden, und im Sommer viel Wasser. Auch im Winter muß man sie fleißig begießen; zugleich aber auch der freyen Luft genießen lassen. Dieser Strauch ist übrigens, wegen einer giftigen Eigenschaft, verdächtig, wie solches manche Erfahrungen an Menschen erwiesen haben; daher ist auch zu befürchten, daß der Geruch von den Blumen in einem verschlossenen Zimmer schädlich seyn könne.

2) **Ruhroleander mit gestielten Blättern,** N. antidysentericum L. Dieser Strauch wächst in Malabarien und Zeylon. Die paarweise auf kurzen Stielen stehenden Blätter sind länglicht, lanzettförmig, auf beyden Seiten hellgrün, und enthalten einen milchigen Saft. Die Blumen sind weiß und wohlriechend. Die Rinde dieses Strauches wird von einigen Aerzten wider Durchfall und rothe Ruhr gerühmt; von andern aber für verdächtig gehalten.

Orangerie, nennt man nicht nur das Gewächshaus, sondern auch den sämmtlichen Vorrath von allerhand ausländischen Bäumen und Gewächsen; besonders der Appelsinen-, Citronen-, Pomeranzenbäume, u. s. w. Diese Gewächse werden auf

verschiedene Art fortgepflanzt: 1) durch Stecken der Kerne, welche im April in einem mit fetter, gesiebter, lockerer Erde angefüllten Kasten, 1 Z. tief und 4 Z. weit von einander gesteckt, nach dem Aufgehen öfters an die Sonne gesetzt, bey trocknem Wetter begossen, und vor kalten Nord- und Ostwinden wohl verwahrt werden. Nach 3 Jahren können sie versetzt, fleißig begossen, gereinigt und gezogen werden, damit sie gerade und glatte Stämme erhalten, die, wenn sie die Dicke eines kleinen Fingers haben, oculirt werden; 2) durch den Ansatz; wenn nämlich ein Zweig von einem Baume guter Art in einen Spalttopf geschlagen, mit guter Erde gefüllt, und also gewartet wird, daß er darinn eigene Wurzeln schlagen, und das folgende Jahr abgeschnitten werden kann; 3) durch das Absenken, wodurch, wie auch durch das Oculiren, wilde Stämme veredelt werden; 4) durch abgeschnittene Zweige. Wenn im May von einem guten Baume ein glatter Zweig, 1 F. lang, abgeschnitten, die Rinde unten auf 2 Z. abgeschabt, 4 Z. tief in ein gutes Erdreich gesteckt, und durch fleißige Wartung dahin gebracht wird, daß er Wurzeln bekommt. Dieses geht aber nur mit Citronenbäumen an. Zu Pomeranzen und andern Gewächsen, die ein härteres Holz haben, werden Zweige von Adamsäpfeln genommen, auf vorgedachte Art zum Wachsthum gebracht, und folgends mit allerhand Augen besetzt. Auch kann man Citronen und Pomeranzen durch bloße Blätter fortpflanzen, wenn man solche theils mit einem Auge, theils mit dem bloßen Stiel in Gefäße, die mit guter Gartenerde angefüllt sind, setzt; solche fest an das Blatt drückt, so daß der dritte Theil mit Erde bedeckt wird. Die Blätter werden nicht weit vom Rande eingesteckt, damit in der Mitte Platz zu einem Glase mit Wasser bleibe, aus welchem wollene, nicht allzu starke, Fäden gegen die Blätter abhangen, um ihnen die nöthige Feuchtigkeit mitzutheilen. Man kann auch die Töpfe in Mistbeete eingraben, oder, in deren Ermangelung, an einen warmen Ort bringen, fleißig anfeuchten, und mit gläsernen Glocken bedecken. Die aus der Fremde hergebrachten Bäume werden, wenn sie aus den Kasten genommen, und die Wurzeln wohl gereiniget worden sind, in Gefäße mit guter Erde gesetzt; eine Zeitlang im Schatten, jedoch in freyer Luft, gehalten, und fleißig begossen.

Im May werden die Bäume, welche stark getrieben haben, beschnitten; diejenigen aber, welche nicht stark getrieben haben, läßt man, wie sie in ihrer Form sind. Man stutzt die zu weit hervorstehenden Schosse ab; zugleich schneidet man den Baum da, wo er zu dick ist, vorsichtig aus; kneipt die Dornen ab; was aber daran verbrochen oder verdorben ist, das nimmt man mit der Säge ab, und die Wunden werden mit Baumwachs wohl verstrichen. Den Citronen ist weniger, als den Pomeranzen, abzunehmen. Die Wurzeln der in Gefäßen stehenden Bäume müssen alle drey Jahre gereinigt und erfrischt werden. Zu dem Ende wird der Baum mit der Erde ausgehoben; etwas von dem Erdreich rund umher weggethan; die Wurzeln, wo sie zu lang sind, beschnitten, und so der Baum in frisches Erdreich wieder eingesetzt. Die Erde muß in dem Gefäße locker gehalten; demnach im Frühlinge bald um den Stamm aufgelockert; auch den Sommer über damit fortgefahren werden, damit das Wasser von dem Erdreiche gut durchgelassen, und die Wurzel nicht

nicht beschwert werde. Wenn die neuern Blätter an dem Baume anfangen sich zu neigen oder schrumpfig zu werden: so hat er Wässerung nöthig. Dieses geschiehet mit einer gewöhnlichen Sprengkanne; es muß aber das Wasser vorher in einer Kufse von der Sonne wohl durchwärmt werden; auch etwas Kuhmist darein gelegt werden, damit es fett werde. Um die Bäume, die im freyen Lande stehen, zu wässern, braucht man cylindrische Töpfe 1 F. hoch, die etwa 4 Maaß halten, und mit 6 Löchern in gleicher Weite über einander gebohrt sind. Zwey derselben werden 1 F. weit von dem Stamme zu beyden Seiten in die Erde gegraben; mit den Löchern gegen den Stamm gewandt, und mit Wasser angefüllt, welches sich sodann nach und nach in die Erde verzieht. Das Beysetzen in die Gewächshäuser geschiehet im Herbst, sobald Nachtfröste zu besorgen sind; sie müssen aber nicht feucht eingebracht werden. Im Winter dürfen sie nur sparsam begossen; auch nur das Erdreich, wenn es oben staubig geworden ist, ein wenig mit Wasser besprengt werden, weil sie sonst in wenigen Wochen die Blätter abfallen lassen. Im Frühjahre lassen unsre Gärtner erst die Tage Pancratius und Servatius im May vorbeygehen, ehe sie die Orangerie wieder ins Freye bringen, weil sie vor solchen Tagen schon öfters durch Nachtfröste betrogen, und dadurch ihre Orangeriebäume um alle ihre Blätter gebracht worden sind.

Orthobel, Simshobel, ein Hobel, womit die Falzen von dem Zimmermanne geebnet werden.

Ortscheit, das Stück Holz, daran ein Pferd mit den Strängen vor einen Wagen gespannt wird. Eine Waage hat zwey Ortscheite. Bey einem dreyspännigen Fuhrwerke wird das Riemenpferd vor den beyden Deichsel- oder Stangenpferden, imgleichen auch daneben, wenn es die Wildbahn laufen muß, neben dem Handpferde, an ein einzelnes Ortscheit gespannt. An den Kutschen sind die Ortscheite zierlich gedrechselt; die gemeinen aber sind platt und geschweift an den beyden Enden ausgeschnitten.

Ortscheitriemen, starke Riemen, womit die Ortscheite eines Wagens an die Waage befestigt werden. Sie werden eben so gemacht, wie die Hängeriemen, und jeder wird rund gebogen zusammen geschnallt.

Ortstock, ein dicker Weidenstock, der so dick, als ein Bodenstock in dem Boden eines Waschkorbes, ist, und an Statt der Staken an den Enden eines vierkantigen Korbes befestigt wird. Sie sind gleichsam die vier Säulen eines vierkantigen Korbes.

Oßmund, Oßmud, Oßmundeisen, Oßmuth, eine in Schweden, auch bey uns, gebräuchliche Benennung einer Sorte Eisens, welche sehr gut ist. Der Name kommt von der Oßmundschen Hütte in Schweden her.

Osterlucey, Aristolachia, ein Pflanzengeschlecht, dessen dauerhafte Arten krautartig, perennirend, auch zum Theil ausländisch sind, und in jedem Frühjahre neue Stengel treiben. Die Blumen haben zwar kein sonderliches Ansehen; dienen aber doch zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in den Gärten.

1) Herzblätterige Osterlucey mit aufrechtem Stengel und gehäuften Blumen, gemeine Osterlucey, Waldrebe, A. Clematitis L., wird hin und wie-

der bey uns häufig gefunden. **Wurzel**: sehr kriechend, breitet sich bald so weit aus, daß alle daneben oder darunter stehende Gewächse weichen müssen; treibt, wie sie fortläuft, immer mehrere Stengel. **Stengel**: einfach, aufrecht, steif, gegliedert. **Blätter**: herzförmig, breit, lang gestielt. **Blumen**: blaßgelb, dicht beysammen stehend. Bey den alten Aerzten waren Wurzel und Blätter sehr geachtet; bey den neuern aber weniger, seitdem Börhaave versichert, daß durch den öftern Gebrauch der Magen verderbe, und der Appetit geschwächt werde. Die Wurzel pflegt auch leicht Erbrechen zu machen. Allgemeiner und sicherer ist der äußerliche Gebrauch; denn sie reinigt und heilt die alten unreinen Geschwüre. Man pflegt hierbey das Pulver einzustreuen. Auch kann man einen Trank daraus bereiten, und die Geschwüre damit auswaschen, oder denselben, sonderlich wenn sie Höhlen und Gänge haben, zum Einspritzen gebrauchen. Die Roßärzte pflegen das Pulver der Wurzel bey gedrückten Pferden mit gutem Erfolge zu gebrauchen. Auch die frischen Blätter pflegt man aufzulegen, um Wunden und Geschwüre damit zu heilen.

2) **Herzblätterige runde Osterlucey mit schwachen Stengeln und einzelnen Blumen, runde Osterlucey, runde Hohlwurzel**, A. rotunda L. Die Wurzel ist rundlich, von Gestalt, wie die des gemeinen Cyclamen; jedoch oft größer. Die Blätter sind herzförmig, rundlich, stumpf, fast ungestielt; die Blumen aber einzeln, lang, schmal, schwärzlichpurpurroth.

3) **Herzblätterige lange Osterlucey mit schwachen Stengeln und einzelnen Blumen, lange Osterlucey**, A. longa vera. Der Hauptunterschied zwischen dieser und der vorhergehenden besteht in den langgestielten Blättern. Die Wurzel ist lang, carottenmäßig. Beyde Arten sind in unsern Gärten immergrünende Pflanzen. Die Vermehrung geschiehet mit Vorsicht durch Zertheilung der Wurzeln. Von beyden ist die Wurzel äußerlich dunkelbraun, innerlich blaßgelb, scharf und bitter schmeckend. Man empfiehlt solche als ein Verwahrungs- und auch als ein Heilmittel der Gicht; doch schickt sich selbiges nur für schleimige Körper, oder sogenannte kalte Naturen, nicht aber für diejenigen, welche einen Ueberfluß am Geblüte haben, bey welchen solches leicht in in Wallung gebracht, und mehr Schaden als Nutzen angerichtet wird.

4) **Herzblätterige eingekerbte Osterlucey mit einzelnen Blumen, Spanische Osterlucey**, A. Pistolochia L., wächst in der Schweiz, in Spanien, Italien, u. s. w.

5) **Herzblätterige krause Osterlucey mit einzeln abhangenden Blumen, immergrünende Osterlucey**, A. sempervirens L. Diese wächst in Creta.

6) **Herzblätterige Osterlucey mit einzelnen Blumen und großen herzförmigen Blattansätzen**, A. anguicida L. Diese wächst in Indien. Das Blumenblatt ist grüngelblich und purpurfärbig gestreift. Jacquin erzählt, daß der Saft dieser Wurzel, wenn solcher zu 1 — 2 Tropfen einer Schlange eingetröpfelt wird, solche dergestalt betäube, daß sie ohne Gefahr angetastet werden könne. Ein Kunstgriff, dessen sich die Amerikanischen Marktschreyer mit Vortheil zu bedienen wissen.

7) **Dreylappige Osterlucey**, A. trilobata L., wächst in dem mittägigen Ame-

Amerika. Die Blätter sind eyförmig, und in drey Lappen zerschnitten. Die getrocknete Pflanze wird von den Amerikanern als ein besonderes Verwahrungsmittel gegen ansteckende Krankheiten, und als ein Gegengift gegen vergiftete Pfeile; in Jamaika aber als ein schweißtreibendes und magenstärkendes Mittel häufig gebraucht.

Orhooft, Orhoöft, ein in Holland, Niedersachsen, u. s. w. gebräuchliches Weingebinde oder Gefäß, welches nach dem Unterschiede der Oerter auch von unterschiedenem Inhalt ist. Ein Orhooft in Holland, nach welchem die Französischen Weine verkauft werden, hält 180 Mingeln, in Hamburg aber 6 Anker, und also 60 Stübchen oder 240 Quart; hingegen halten daselbst die Französischen Weine in Orhooften 30 — 32 Viertel, oder 60 — 65 Stübchen.

P.

Paaren, wird bey der Taubenzucht gesagt, wenn sich ein Täuberich und eine Taube zur Begattung vereinigen, und sodann beysammen bleiben. Bey der Jägerey wird eben dieses Wort von Rebhühnern gebraucht, wenn sie sich im Frühjahre zusammen gesellen, und der Hahn nun bey seiner Henne sich allein aufhält.

Packbret, Packbrücke, das an einer Kutsche hinten und vorn befindliche Bret, die Koffer und allerley Pakete daselbst aufzupacken.

Packen, will bey den Jägern so viel sagen, als mit dem Gewehr anschlagen, etwas damit gut fassen, das man nicht zu verfehlen gedenkt. — Wenn die Hunde ein Wild gut angefallen haben: so sagt man auch davon, die Hunde haben gut gepackt; es werden auch eigene Hunde zum Anfallen der Sauen abgerichtet und gehalten, welche **Packer** genannt werden.

Packleinwand, Packtuch, grobe von flächsenem oder hänfenem Werge gemachte Leinwand, deren man sich zum Einpacken der Waaren, oder zur äußersten Bedeckung der eingepackten Waaren, Kisten, Körben, u. s. w. bedient.

Packnadel, eine große, starke, dreykantig geschliffene, und vorn an der Spitze etwas gebogene Nähnadel, mit welcher der Umschlag der Pakete und Ballen mit Bindfaden zusammen genähet wird.

Packraum, der Raum in einer Kutsche unter dem Sitz, unter dem Fußboden, und unter dem Bocke.

Packriemen, ein Riemen, womit Gepäcke auf einem Pferde befestigt wird.

Packsattel, ein Sattel, der im Felde bey den Armeen gebraucht wird, um das Feldgeräthe darauf zu packen.

Packwagen, ein großer zum Gepäck bestimmter Reisewagen.

Packwerk, so nennt man alle Wassergebäude, welche aus Faschinen, Würsten und Flechten oder Zäunen bestehen; auch

auch die Strudel- und Zwingenbaue sind als Packwerke zu betrachten.

Pa-da, ein Aufmunterungswort auf dem Manege, um dadurch dem Pferde an Levaden, Courbetten und Sätzen die Hülfe mit der Stimme zu geben. Es besteht in zwey Tacten oder Bewegungen, wonach sich ein Pferd vorne erheben, hinten gleich nachsetzen, die Tempo beobachten, und nicht einen Pas geschwinde, den andern langsam machen muß.

Päonie, Paeonia. Diese Pflanzengattung liefert zur Verzierung der Gärten große, krautartige, perennirende Blumenpflanzen, aus deren Wurzeln, welche meistens aus Knollen zusammengesetzt sind, jährlich neue, starke, 1 — 2 — 3 F. hohe Stengel hervortreiben, die sich mit sehr großen fünfblätterigen Blumen endigen.

1) Gewöhnliche oder gemeine Päonie, Pfingst- oder Gichtrose, Königsblume, P. officinals L. Die Blätter sind sehr groß, lang, gestielt, weit umher ausgebreitet, aus vielen Blättchen zusammengesetzt, welche länglich-eyrund, oft 2 — 3mal eingeschnitten, glatt, auf der Oberfläche bläulich-grün, und auf der Unterfläche weißlich-grau sind. Die Blumen stehen einzeln, groß, hochroth, mit zahlreichen Staubfäden, mit gelben Staubbeuteln, in deren Mitte 2 — 3, oder mehrere mit weißlichen Haaren überzogene Fruchtknoten befindlich sind, aus denen eben so viele Kapseln werden, die sich der Länge nach öffnen, sich stufenweise zurückschlagen, und dann ihren, nach und nach eine dunkelpurpurrothe oder schwärzliche Farbe annehmenden, Saamen zeigen.

Man hat sehr viele verschiedene Sorten mit einfachen sowohl, als mit gefüllten, Blumen; welche letztere für die schönsten gehalten werden. Es sind jedoch bey den letztern die Blumen bald schwächer, bald stärker gefüllt; auch sind die Blumen bey den einfachen und gefüllten von verschiedener Röthe; manchmal nur fleischfarbig, oder ganz weiß. Man findet auch Blumen, welche scheckig, und andere, wo die Blätter in Lappen geschnitten sind. Alle Sorten sind dauerhaft, kommen überall fort, und lassen sich am leichtesten durch Theilung der Wurzel, im April, oder im Herbste vermehren; wobey Acht zu haben, daß die abgenommenen Pflanzen auch einen Keim an ihrem obern Theile behalten, und die Wurzeln nicht zu viel getheilet werden, weil sonst die Blüthe zu lange außen bleibt. Die ausgehobenen Wurzeln müssen aber bald wieder eingelegt werden. Die Theilung und Versetzung der alten Stöcke soll nur nach 5 — 7 Jahren einmal geschehen, weil sie nach der Verpflanzung wenig, oder gar keine Blumen tragen. Aus dem im Herbst auszusäenden Saamen kann man neue Abänderungen erziehen.

Die getrockneten Knollen von der Wurzel werden zwar in der Apotheke aufbehalten, und sollen wider die fallende Sucht dienen; es widersprechen aber große Aerzte unter den neuern solcher Wirkung, die man bey Nervenkrankheiten davon erlangt haben soll. Die Pflanze giebt einen fast stinkenden Geruch von sich, und Haller will selbige für verdächtig halten.

2) Schmalblätterige Sibirische Päonie, P. tenuifolia. Die Blätter sind etwas klein; die Blättchen in viele strichförmige Abschnitte getheilt, etwas lang gestielt, abwechselnd; die Blumen einzeln, roth, im May und Junius. Es wird diese, wie die vorige, behandelt; verlangt aber mehr Schutz, eine wärmere Lage, und einen etwas trocknen Grund.

Panstermühle, Panzermühle, eine Mühle, deren Räder nach dem kleinen und großen Wasser durch Ketten, welche um die Pansterwelle gehen, in die Höhe gewunden, und bey kleinem Wasser niedergelassen werden können, damit sie allezeit von dem Strohmwasser berührt und umgetrieben werden. Es sind diese Räder gemeiniglich noch einmal so breit, als bey den andern Mühlen; hingegen treiben sie auch zwey Mahlgänge.

Pansterrad, Panzerzeug, ist gemeiniglich noch einmal so breit, als andere Mühlräder. Man hat zweyerley Arten, Stock- und Ziehpanster. Die Stockpanster haben ihr festes Lager; die Ziehpanster aber kann man nach der Höhe des Wassers richten.

Papierblume, Xeranthemum L. Von diesem Pflanzengeschlechte wachsen die meisten in Afrika. Die bekannteste Art in hiesigen Gärten ist:

Jährige Papierblume mit spelzigen Blumenkrone, Perpetuelblume, Flockblume, X. annuum L. Sie wächst in Italien, Oestreich, u. s. w. Stengel und Zweige sind mit einem schwachen weißen, wolligen Wesen überzogen. Jeder Zweig endigt sich mit einer Blume; diese blühen nach und nach auf, so daß man dergleichen einige Monate über bis in den späten Herbst finden wird. Man hat vielerley Abänderungen, Die natürliche scheint purpurfarbene Blumen zu tragen; man findet aber auch weiße, und von beyden Farben gefüllte, Blumen, nicht weniger klein- und großblumige. Sie blühen und tragen Saamen ohne Wartung; um aber gewiß zu gehen: säet man den Saamen im Frühjahre auf Rabatten, und versetzt die Stöcke nach Belieben. Wenn man die völlig ausgebreiteten Blumen abschneidet, und vorsichtig trocknet: bleiben sie viele Monate frisch und schön. Die Gärtner pflegen auch solche blau, oder auf andere Art, zu färben; und man kann dergleichen getrocknete Blumen im Winter zur Zierde ausstellen.

Pappel, Populus, ein Baumgeschlecht, wovon 5 Arten bekannt sind:

1) **Schwarze Pappel, Pappelweide, schwarz Alberbaum, Sarbauchbaum, Salben- Wollen- Felbaum,** P. nigra L. Sie hat ihren Namen von dem schwarzen Cirkel, welchen man in dem Mittelpuncte der gefällten Stämme findet. Sie wächst zwar am liebsten in einem guten fetten Moorgrunde, welcher im Sommer auf eine gewisse Tiefe trocken wird; jedoch auch in einem geringern Boden, wenn er nur feucht ist. Der Wuchs ist sehr schnell, und kann im vierten Jahre eine Höhe von 20 F., und die Dicke eines Mannsschenkels erhalten. Auch erreicht der Stamm ein hohes Alter, an die 1000 Jahre. Die Blätter bilden beynahe ein Dreyeck, welches hinterwärts mehr gerundet ist, und vorwärts in eine lange Spitze ausläuft; der Rand ist rundlich ausgezahnt; beyde Flächen sind glatt; die obere besonders glänzend, und auf der untern das Adergewebe merklich. Die Reiser geben gute Faschinen beym Wasserbau ab. Das Köpfen oder Köpfen kann alle 4—6 Jahre, oder auch jährlich, geschehen. Das Holz giebt viel Rauch und wenig Flamme; ist aber doch zur Feuerung nützlicher, als das Weidenholz. Aus den frischen Knospen wird in der Apotheke eine schmerzstillende Salbe, Unguentum populeum bereitet, welche bey der güldnen Ader, bey Flechten, Brandschäden, und zu

Erweichung der unbeweglichen Sehnen und Gelenke nützlich zu gebrauchen ist. Die Pappel vermehrt sich zwar häufig durch den Saamen; die künstliche Vermehrung aber geschiehet am sichersten durch die ausgehobenen Schößlinge, oder durch eingelegte Ruthen; auch durch Setzlinge, welche aber nicht so leicht, wie von der weißen Pappel oder der Weide anschlagen.

Die Italienische Pappel, P. Italica, kann als eine Abart angesehen werden. Der Stamm ist sehr gerade, aufrecht ästig, mit einer vortrefflichen regelmäßigen Krone, und wächset schnell zu einem pyramidenförmigen Ansehen. Die Vermehrung geschiehet durch Reiser, welche nur ein Jahr alt sind; und wenn sie 24 Stunden in Wasser gelegen haben: werden sie so tief in die Erde gesteckt, daß nur 2—3 Augen hervorstehen; da denn im ersten Jahre das Reis 2—3 Sprossen treibt, wovon man im folgenden Frühjahre die besten stehen läßt, und die andern zu weiterer Vermehrung abschneidet. Die Aeste sind biegsamer, als von der gemeinen Pappel, und schicken sich daher besser zur Korbmacherarbeit.

2) **Weiße Pappel, Pappelweide, Albe, Silberpappel, weißer Aller- oder Albeerbaum, weiße Espe**, P. alba. Der aufrechte gerade Stamm ist regelmäßig ästig, sehr hoch; die Rinde aschgrau und glatt. Die Blätter rundlich, gezähnt-winklich, auf der Unterfläche filzig und weiß, auf der Oberfläche dunkelgrün, auf 1 Z. langen Stielen. In einem guten, mittelmäßig feuchten Boden kann sie oft nach 12—16 Jahren die Dicke eines starken Mannes erreicht haben. Bey Stämmen, die kernfaul sind, welches nach einem zwanzigjährigen Alter oft geschieht, erscheint die Rinde mehr rauh und rissig. Die Bäume fallen durch das schöne Laub sehr in die Augen. Die Vermehrung kann am besten durch die Wurzelbrut und eingesteckte Zweige geschehen. Im Febr. und März legt man Ruthen oder Zweige 10 F. weit aus einander ein; stärkere Aeste oder Schlingen werden zu Ende des Octobers gepflanzt. Man pflegt auch ordentliche Baumschulen anzulegen, und die Stämme, wenn sie stark genug sind, zu verpflanzen. So lange sie in der Baumschule stehen, sollen sie ausgeputzt oder beschneidelt werden, damit ihr Wachsthum nicht gemindert werden möge.

3) **Zitterpappelbaum, Flatterespe, Lybische Pappel, Espe, Aspe, der Ratteler, Rasseier**, P. tremula. Ein bey uns sehr gemeiner Baum, dessen Blätter, wegen ihrer langen dünnen Stiele, in einer beständig zitternden Bewegung sind. Die Aspe giebt schlechtes Brennholz. Die Kohlen von derselben verhalten gar leicht Feuer, und können zu großem Schaden Gelegenheit geben. Dü Roi merkt als etwas Besonderes an, daß die Ziegel, wenn sie mit frisch gehauenem Espenholz gebrannt werden, eine bläuliche Glasur und eine mehrere Festigkeit erhalten. Die Rinde brennt mit einer hellen Flamme, und wird daher öfters zu Lichtspähnen oder Schleißen angewendet. Sie ist nicht allein die liebste Nahrung des Bibers, sondern auch den Hirschen, Rehen, Schafen, Ziegen und andern Thieren angenehm. In harten Wintern, und bey sehr tiefem Schnee werden diese Pappeln umgehauen, damit das Roth- und Dannenwild nebst den Rehen sich daran ätzen könne.

4) **Carolinische Pappel**, P. heterophylla L., balsamifera Mill. Diese ist an ihren eckigen röthlichen Aesten vor andern

dern kennbar. Der Trieb derselben ist außerordentlich stark, und der ganze Baum hat ein bezauberndes und eigenthümliches, majestätisches Ansehen. Weil er noch spät im Herbste treibt: so erfrieren die jungen Schösse oft in harten Wintern, daß daher selbiger im Frühjahre vor und zu der Zeit, da seine Blätter ausbrechen, kein gutes Ansehen hat; welchen Fehler aber seine Blätter, die die Größe einer Mannshand haben, nachher reichlich ersetzen. Man muß auch die Stämme, weil sie vom Winde leicht abgebrochen, oder zerspaltet werden, an einem bedeckten Orte, oder wohl gar in Kübeln, unterhalten. Die Vermehrung ist mit der der einheimischen einerley.

5) **Balsampappelbaum mit harzigen Blattansätzen, Tacamahacenpappel**, P. balsamifera L., P. Tacamahaca Mill. Dieser Baum hält im freyen Lande unsre Winter recht gut aus, und erreicht eine mittelmäßige Höhe. Die stark auslaufende Wurzel treibt, zumal wenn die Stämme abgeköpft werden, häufig Schößlinge, wodurch und durch die eingesteckten Aeste man die Vermehrung leicht unternehmen kann. In einem etwas feuchten Grunde gedeihet er besser, als in einem trocknen. Die Knospen sind im Frühjahre mit einem gelblichen zähen Safte versehen, der bey warmen Tagen tropfenweise darauf sitzt, und einen so starken Geruch von sich giebt, daß man solchen unter dem Winde auf 50 Schritte riechen kann. Die Blattansätze sind gleichfalls harzig, und einigermaßen stachelig.

Die schwarze und weiße Pappel, imgleichen die Espe, schicken sich sehr gut zu verzierenden Pflanzungen sumpfiger Plätze; gleichwie man auch niedrig und frey liegenden Gebäuden nicht geschwinder Schutz und Schatten verschaffen kann, als mit diesen 3 Arten. Weil das Holz außerordentlich weiß ist: so werden die daraus geschnittenen Breter zu Fußböden sehr gesucht, weil sie, wenn sie trocken gehalten werden, außerordentlich dauerhaft sind; da sie ferner fast gar nicht einschrumpfen, noch sich werfen: so braucht man sie auch zu Täfelwerk in Zimmern. Die Drechsler nehmen es auch wegen seiner Weiße zu Schüsseln, Büchsen, Trinkgeschirren, und die Landleute machen sich von der weißen Pappel Molden, Backtröge, Löffel, Teller, Absätze, Holzschuhe und anderes Geräthe.

Parforschhunde, Laufhunde, eine Art Jagdhunde, welche ein aufgesprengtes Stück Wild, wie sehr es auch wechseln und sich drehen mag, so lange verfolgen, und wenn es ihnen aus den Augen gekommen ist, doch durch den Wind, oder aus der Spur, wieder entdecken und auftreiben, bis es endlich vor Müdigkeit nicht weiter kann, daß es durch einen Fang mit dem Hirschfänger erlegt wird. Es sind solches meistens starke Mittelhunde mit langen Ohren behangen.

Parforschjagd, auch Lauf- oder Rennjagen, besteht darinn, daß das Wild, ohne Garn oder Tücher, im offenen Felde durch Jäger zu Pferde, und Hunde, die, in verschiedene Vorlagen vertheilt, ihm vorwarten, so lange auf der Fährte verfolgt wird, bis es stürzt, oder sich vor Müdigkeit niederlegt, oder von den Hunden zum Stande gebracht wird, daß es durch einen Fang mit dem Hirschfänger erlegt werden kann.

Pariren, heißt in der Reitkunst, wenn ein Pferd so abgerichtet ist, daß es

nach dem Willen des Reiters stille halten, und sich vorn etwas erheben muß. Das Pferd muß sich dabey zugleich etwas auf die Hinterfüße setzen, den Kopf nicht auf den Zaum legen, oder vor sich wegstrecken, und die vordern Füße nicht von sich werfen, sondern geschickt biegen; wenn es sich solchergestalt recht erhoben, und die Füße wieder auf die Erde setzt, müssen Kopf und Hals gleich und stät bleiben, wozu man den Cavesson gut gebrauchen kann.

Parterre, Lustsstück, der freye Platz, der in einem Garten vor dem Lust- oder Gartenhause liegt, und aus allerley Lust- und Rasenstücken besteht. Man rechnet deren insgemein viererley Arten: 1) die **Deutsche**, welche, mit Buchsbaum eingefaßt, aus allerhand Parallelgängen und andern geometrischen Figuren besteht, und mit dem schönsten Blumenwerk besetzt wird; 2) die **Französische** besteht in gezogenem Laubwerk von guter Erde, worein doch nicht viel Blumenwerk eingesetzt wird. Die Plätze zwischen den Lauberzügen werden mit allerhand Farbensand oder kleinen farbigen Steinen bestreuet; man macht auch wohl geschlungene Wappen und Namen in solchen Parterren; 3) die **Rasenparterre** sind allerley Figuren aus grünem Rasen, zwischen welchen die Gänge mit schönem Sand oder kleinen bunten Steinen ausgefüllt sind, und werden nur hie und da in die Figuren geschnittene Taxus oder Orangebäume gesetzt; 4) die **Englischen** sind vermengte Schneckenzüge von Rasen und Lauberzügen nach Französischer Art.

Pas, Schritt auf der Reitschule, eigentlich ein Antritt, d. i. eine Bewegung, in welcher das Pferd den Vorder- und Hinterfuß auf einer Seite ordentlich erhebt. Je behender und leiser dieser fortgesetzt wird: desto bequemer wird dieser Gang vollbracht. Durch Pas wird auch ein erhabener Schulschritt verstanden, da die Erhebung der Schenkel nicht einseitig, wie bey dem Antritt, sondern darinn unterschieden ist, daß, wenn das Pferd den rechten Vorderfuß aufhebt, gleich der hintere folgt, daß sie also kreuzweise gehoben werden.

Pasquill, eine Injurie, die durch schriftliche Aufsätze, Druckschriften, Gemälde, Kupferstiche und andere sinnliche Darstellungen geäußert, und öffentlich durch Veranstaltung des Urhebers aufgestellt und verbreitet wird. Sind Pasquille zwar nicht öffentlich verbreitet; aber doch durch Schuld des Verfassers im Publico bekannt geworden: so sind sie immer als eine schwere Injurie anzusehen. Sind sie aber auf Veranstaltung des Urhebers schon öffentlich angeschlagen oder verbreitet worden: so sollen sie als der höchste Grad symbolischer Injurien an dem Verfasser bestraft werden. Die Schmähschrift soll der Gerichtsdiener, in Gegenwart des Verfassers und dreyer von dem Beleidigten gewählter Zeugen, vor dem versammelten Gerichte zerreißen, und mit Füßen treten. Hat der Verfasser sich nicht genannt: so soll das Pasquill, auf Verlangen des Beleidigten, auf öffentlichem Platze durch den Henker verbrannt werden. Drucker und Verleger solcher Schandschriften werden, wenn selbige ohne Censur gedruckt worden sind, mit dem Verfasser gleich bestraft. Eben diese Strafe trifft den schuldigen Drucker oder Verleger, wenn die Schrift zwar die Censur passirt ist; die ausgestrichenen Stellen aber wieder aufgenommen, oder neue Injurien eingerückt worden sind.

Kann

Kann der Urheber des Pasquills nicht ausgemittelt werden: so wird die Strafe gegen den Drucker und Verleger verdoppelt. Der Censor, welcher den Druck einer Schmähschrift wissentlich gestattet hat, soll mit dem Verfasser gleiche Strafe leiden, und seines Censoramts entsetzt werden. Hat der Censor aus Nachläßigkeit dergleichen Injurien übersehen: so ist diese Verletzung seiner Amtspflicht nach Vorschrift des §. 334 des A. L. R. zu ahnden. Ehrenrührige Zeichnungen, Gemälde und Kupferstiche, welche öffentlich aufgestellt und verbreitet werden, sind als Pasquille anzusehen, und der Besteller, wie der Schriftsteller; der Zeichner, Kupferstecher und Maler aber, nach Beschaffenheit der Umstände, als Mitverbrecher oder Gehülfen zu bestrafen. A. L. R. Th. II. Tit. XX. §. 572 ff.

Passade, der Hufschlag oder Weg, welchen ein Pferd macht, wenn es mehr als einmal auf einem Erdreich hin und wieder geht, und allemal an dem Ende im Umkehren eine halbe Rundung macht.

Pastinak, Paster- auch **Palsternak**, Pastinaca L., ein überall bekanntes Wurzelgewächse, welches in der Küche gebraucht wird, und dessen Erziehung gar nicht schwer ist. Man kann den Saamen im Frühjahre; aber auch schon im Herbste aussäen. Will man zeitig junge Wurzeln zur Speise haben: erwählt man die letzte Zeit. Der Saame erfriert nicht in der Erde, und wird im folgenden Frühjahre zeitig hervorkommen. Die jungen Pflanzen werden vom Unkraute um so sorgfältiger rein gehalten, je langsamer sie anfangs zu wachsen pflegen. So wie sie stärker werden: muß man sie durchs Verziehen so verdünnen, daß jede wenigstens auf allen Seiten 8—10 Z. Raum hat, sich auszubreiten. Auf diese Weise werden sie, wenn sie erst einmal den Boden mit ihren Blättern bedeckt haben, ohne fernere Pflege fortwachsen. Wäre der Boden zu hart: so muß man ihn mit der Jäthacke auflockern. In einem schweren, nassen, oder mit langem Strohmiste frisch gedüngten Lande treiben sie nur viele Seitenwurzeln, und werden rostig. Man kann die Wurzeln füglich den folgenden Winter über im Lande stehen lassen; sie erfrieren nicht, und schmecken besser, als die im Keller aufbewahrten; man kann sie aber auch, wie die Möhren, in Sandgruben einlegen. Der Saame wird im August reif, und zwar die mittelsten Dolden zuerst; und in diesen ist der beste Saame; der überreife aber wird leicht vom Winde zerstreuet. Die besten und geradesten Wurzeln wählt man zum Saamentragen, und läßt solche an ihrem Orte stehen, oder verpflanzt sie im April auf ein wohl umgegrabenes Beet, 1 Schuh weit von einander. Die Pastinaken geben übrigens ein sehr gutes Futter für Schweine, Schafe und Rindvieh. Man soll sich aber vorsehen, daß man Statt des Pastinaks nicht die Wurzel vom Wasserschierling oder Wüterich bekomme, da diese dem Geruche nach damit überein kommt. Die alten Pastinakwurzeln, welche den Winter über ausgehalten haben, und im zweyten Jahre genützt werden, will man auch nicht von allem Verdachte freysprechen.

Paternoster- oder Büschelwerk, ein Kunstwerk, mit welchem man das Wasser aus der Tiefe in die Höhe bringen kann. Es wird auf verschiedene Art gemacht, und am meisten gebraucht, Grundwasser auszuschöpfen, um im Trocknen arbeiten zu können.

Patsche, ein Werkzeug des Strohdachdeckers, fast in der Gestalt eines Orangeblatts, und mit einem Griff an dem breiten Ende versehen, um die Strohstoppeln mit der Spitze des Bretes einzuschlagen. Noch nennt man auch so ein breites, etwas schweres und ebenes Holz, womit die aus Lehm bereiteten Tennen in den Scheunen festgeschlagen werden.

Pavillon, in der Baukunst ein Gebäude, welches öfters allein steht, und nach einem Viereck erbauet ist; ein Pavillon wird aber auch genannt, wenn ein Gebäude im Mittel, oder an den Ecken vor den andern Theilen etwas hervorspringt, und höher als das Uebrige des Hauses ist.

Pech, ein gesottenes und geläutertes Harz, meistens von Kiefern und Fichten, welches in der Haushaltung zu vielen Dingen gebraucht wird. Das weiße Harz oder Pech wird zum weißen Pech; das schwarze Pech aber zum schwarzen eingekocht.

Pechtorf, eine bituminöse Erde, welche einer Sumpferde ähnlich sieht, und wenig oder gar kein Moos, noch Wurzeln in sich hat; sondern mit Bergöl oder Bergtheer durchdrungen ist, und im Feuer mit einem starken Geruch brennt. Der frisch ausgestochene brennt am besten; dagegen aber desto weniger, jemehr derselbe an der Sonne getrocknet wird.

Pechrinnen, sind die im Nadelholze zu Loch-, Mahl- und Gränzbäumen angenommenen und gehörig gezeichneten Bäume, nachdem die Lochen, oder ausgehauenen Stellen, mit Harz wieder überzogen, und fast unkenntlich geworden sind.

Pegel, Wassermesser, das eingehauene Merkzeichen an einer Brücke oder Schleuse, dadurch die Wasserhöhe anzuzeigen; welches besonders den Schiffern zur Nachricht dient.

Pegeln, beym Wasserbau die Tiefe unter Wasser mit langen Stangen, oder einem Bleylothe, messen.

Pelzmotte, Phalaena Pellionella L. Ein kleiner Schmetterling aus dem Geschlechte der Nachtvögel, welcher als Larve unsern Pelzen so gefährlich ist. Die jungen Motten machen sich eine Hülle aus den zerbissenen Haaren der Pelze, die sie mit ihrem Gespinste vermischen. Um seine Pelze gegen diese Feinde zu schützen, gebraucht man Schwefeldampf, Tabaksrauch, Kampfer und Terpenthin.

Perlen, ein Stein, welcher in den Gehäusen einiger Muscheln gefunden, sehr theuer bezahlt, und zum Schmuck gebraucht wird. Die geschätztesten werden in den Morgenländern gesammelt. In Deutschland, besonders in Sachsen, findet man in einigen Flüssen und Bächen Perlen, darunter manche den Orientalischen, wo nicht vorzuziehen, doch gleich zu achten sind. Man sollte daher die Perlenfischerey in unsern Gewässern immer mehr in Aufnahme zu bringen suchen, und die dazu schicklichen Flüsse und Bäche mit Perlmuscheln besetzen, und in guter Pflege erhalten.

Perlgras, Melica L., ein Grasgeschlecht, welches von Andern auch Schöngras genannt wird. Der Kelch besteht aus zwey hohlen stumpfen Bälglein, welche zwey vollkommene Blüthen, und zwischen diesen noch ein drittes, aber unvollkommnes einschließen. Dieser ruht

auf

auf einem besondern Stielchen, und macht das Hauptkennzeichen dieses Geschlechts aus.

1) **Glattes hangendes Perlgras**, Gramen montanum avenaceum C. B., Melica nutans L. Es wächst in trocknen buschigen Gegenden, und blühet vom May bis in den October. Der Halm ist viereckig, 1—2 F. hoch, mit breiten Blättern und unterwärts hängenden Aehren besetzt. Die beyden Bälglein in der Mitte sind purpurfarbig. Es wird diese Grasart von allem Viehe gern gefressen, und könnte auf Wiesen, die auf Anhöhen und Bergen liegen, nützlich angebauet werden.

2) **Gefranztes Perlgras, haariges Schöngras**, G. mont. lanuginosum C. B., M. ciliata L., wächst auf trockenen sandigen Oertern. Es unterscheidet sich von der vorhergehenden Art durch die äußere Spelze des untern oder größern Blümchen, welche mit Haaren eingefaßt oder gefranzt ist. Die innere Spelze ist viel kürzer, und gespalten.

Perlhuhn, Gallina Africana Mauritana. Ein Hühnergeschlecht, das von Afrika zu uns gebracht, graubunt, und auf den Federn gleichsam geperlt ist. Die Stimme ist sehr laut und schreyend. An sich ist das Perlhuhn ein lebhafter, unruhiger, zänkischer Vogel, der sich bald die Herrschaft über das andere Hofgeflügel anmaaßt, und auch erlanget, weil er behende ist, und mit dem Schnabel schnelle und starke Hiebe thut. Er scharrt gern in die Erde, badet sich im Sande, und ist gesellschaftlich. Er fliegt etwas schwer; kann aber desto schneller laufen. Die Perlhühner werden leicht zahm, wenn sie jung aufgezogen werden; legen auch viele Eyer, wenn man ihnen nur immer eins im Neste läßt; die Jungen sind zärtlich, und müssen wider die Kälte, gleich den Truthühnern, in Acht genommen werden. Sie nähren sich von allerley Getraide, Insecten und Wurzeln.

Pestein, sind 8—10 Z. in der Erde steckende, und über der Erde 3—4 F. hohe Pfähle, welche mit 3 Löchern versehen sind, um Stangen durchzustecken, und das Vieh von einem Platze abzuhalten.

Peterlein, Apium L. Unter diesem Geschlechte kommen beym Linnäus nur zwo Arten vor.

1) **Schmalblätteriger Peterlein**, oder die bekannte **Gartenpetersilie**, A. Petroselinum L., wovon wir hauptsächlich zwo Spielarten haben:

a) **Krauspetersilie**, ein für die Küche unentbehrliches Gewächs. Man hat davon zwo Sorten, die schlichte, oder glatte, und die gefüllte, oder krause Petersilie. Beyde haben zwar einerley Kräfte; die erstere verdienet aber deshalb hauptsächlich den Vorzug, um die schädliche Verwechselung mit der giftigen Gleiße oder Hundspetersilie, Aethusa Cynapium, und dem noch giftigern Schierling, Conium maculatum, zu vermeiden. Erstere hat an der untern Spitze stark glänzende Blätter; die Blätter des Schierlings aber sind oben glänzend, schwarzgrün, und feiner gezackt, als die der Petersilie; auch hat der Blüthenstengel blutrothe Flecken, und die Blumen rothe Punete. Weil indessen solcher Unterscheidungszeichen unerfahrne oder unwissende Köchinnen und Küchenmägde diese Kräuter leicht verwechseln können: so kann die krause Petersilie diese Verwech-

wechselung so leicht nicht möglich machen.

Da die Blätter der jungen Petersilie kräftiger, zarter und aromatischer, als die der alten, sind: so streue man, um sie immer frisch zu haben, vom ersten Frühlinge bis zum August, von Zeit zu Zeit, den Saamen aus; und zwar reihenweise in Furchen; aber auch in ein lockeres und fettes Erdreich. So in Furchen gesäet, kann man die Petersilie leichter schneiden, auch leichter rein halten. Stehen die Pflanzen zu dicht: so müssen sie verdünnt, und bey trockner Zeit begossen werden. Je besser man die Petersilie wartet: desto öfter kann man ihre Blätter schneiden; und je öfter man sie schneidet: desto häufiger und zarter wachsen sie.

b) **Wurzelpetersilie**, wird wegen ihrer Wurzeln gezogen. Man hat von diesem Gewächse zwo Sorten, nämlich die harte, und die sogenannte **Zuckerpetersilienwurzel**. Die erstere erfriert niemals unter freyem Himmel; die andere aber ist zwar weit größer, süßer und angenehmer von Geschmack; aber auch viel zarter und weichlicher; verdienet aber dennoch der erstern vorgezogen zu werden. Der Saame kann im Herbste, oder im Frühlinge, weil er 5 — 6 Wochen in der Erde liegt, gleich im Anfange desselben, ganz dünn, und entweder allein, oder auch unter dem Zwiebelsaamen, wie wohl in einer kleinern Portion, ausgestreuet werden. Der Boden soll tief, locker und ein Jahr zuvor gedüngt seyn. Die jungen Pflanzen müssen auf allen Seiten 8 — 10 Z. Raum haben, sich auszubreiten.

Um Petersiliensaamen zu gewinnen, muß man, was die Krauppetersilie betrifft, im zweyten Frühlinge, so wie sie zu treiben anfängt, eine Partie davon ungestört fortwachsen lassen, weil sie im ersten Jahre keinen Saamen bringt. Von der harten Wurzelpetersilie sucht man im Herbste die schönsten Wurzeln aus, putzt sie, und setzt sie gleich da wieder hin, wo sie bleiben sollen, nämlich an einen abgelegenen Ort, reihenweise, auf allen Seiten 1 F. weit auseinander; die zum Saamentragen bestimmten Zuckerpetersilienwurzeln hingegen verwahrt man gleich den übrigen, und pflanzt sie an einem von den andern Arten abgesonderten Orte ein. Weil der Saame leicht ausfällt: schneidet man den Stengel, sobald man Kennzeichen der Reife wahrnimmt, dicht vor dem Stocke ab, breitet jede Sorte für sich auf Tüchern an der Sonne aus, macht den Saamen rein, und hebt ihn auf. Er hält sich 3 — 4 Jahre lang.

Die Aufbewahrung der Petersilienwurzeln im Winter erfordert, daß sie, und vor allen Dingen die Zuckerpetersilienwurzel, gegen den Anfang des Novembers, damit sie der Frost nicht trifft, aufgegraben, die äußersten Blätter bis aufs Herz abgebrochen, und an einem trocknen Orte in einer dazu gemachten Grube, schichtweise, so daß sie einander nicht berühren, und das Herz der Wurzel Luft hat, eingeschlagen, und bey eindringender Kälte mit trockner Streu, oder mit Erde, vor dem Froste bedeckt; hingegen bey gelindem Wetter, damit sie sich nicht anstecken, und verfaulen, wiederum davon entblößt werden. Auch kann man sie reihenweise in einem trocknen und luftigen Keller in dürrem Sande, so daß das Herz unbedeckt bleibt, und gehörig Luft hat, zum Gebrauche verwahren. Von der harten Sorte, die eben keine Kälte scheuet, nimmt man vors erste, so viel man nöthig hat, aus der Erde, und läßt die übrigen stehen. Gemeiniglich blei-

bleiben ihre Wurzeln schmackhaft; und wo nicht: so sind doch wenigstens ihre immer grünen Blätter beständig brauchbar.

Um im Winter, wo alles mit Eis und Schnee bedeckt ist, Petersilie zu haben, kann man zum Trocknen der Blätter seine Zuflucht nehmen. Im Herbste werden die besten Blätter ausgelesen, rein gewaschen, auf einem trocknen luftigen Boden ausgebreitet, dann und wann umgekehrt; und wenn sie so trocken geworden sind, daß sich Rippen und Stengel der Blätter eher zerbrechen, als biegen, oder daß sich letztere zwischen den Fingern zerreiben lassen: so werden sie entweder klein gemacht, oder auch so, wie sie sind, zum künftigen Gebrauche aufbewahrt. Hat man nun diese Blätter nöthig: so muß man sie nicht sogleich in die heiße Suppe, oder Brühe, sondern einige Stunden vor dem Gebrauche erst in kaltes Wasser werfen, damit sie sich erst genugsam erfrischen und ausdehnen. In Ermangelung besserer werden sie die Stelle junger und zarter Petersilienblätter vertreten können.

2) **Breitblätteriger Peterlein, Wasserpeterlein, Eppich, Wassereppich, Wassermerk, Hepfen**, Apium palustre et offic., Apium graveolens L., wächst an feuchten und schattigen Oertern. Der gemeine Mann bey uns nennt diese Pflanze **wilden Celleri**. Der **Gartencelleri** ist auch in der That die nämliche Pflanze; nur durch den Anbau vergrößert und verbessert. Die Gärtner machen daraus verschiedene Sorten; diejenige nämlich, welche starke Wurzelknollen hat, nennen sie **Knollencelleri**, oder auch **Kohlrabencelleri**, weil die Knollen öfters so stark werden, als die Kugeln vom Kohlrabi über der Erde. Der sogenannte **Celeriak** ist von dieser Sorte wohl nicht unterschieden. **Staudencelleri** hingegen heißt man denjenigen, dessen Wurzel mit vielen Herzkeimen besetzt ist, und, wenn man sie von einander schneidet, inwendig weiß erscheint. Die wildwachsende Sorte wollen einige Schriftsteller verdächtig machen. Nicht weniger wollen einige Aerzte die durch den Anbau verbesserte Wurzel für schädlich ausgeben; allein die tägliche Erfahrung lehrt, daß diese Küchenpflanze ohne alle Gefahr gegessen werden kann.

Mit der Aussaat des Cellerisaamens kann, wie mit der Petersilie, verfahren werden. Man pflegt aber solchen gemeiniglich im März auf das Mistbeet zu säen, um frühzeitig Pflanzen zum Versetzen zu haben; wobey aber zu merken ist, daß diese unter den Fenstern leicht zu geil wachsen, und schlechte Wurzeln geben. Die Pflanzen werden auf ein gut gedüngtes, mehr feuchtes, als trockenes Land, und wenigstens 1 F. weit von einander gesetzt; bey trocknem Wetter fleißig begossen; das Unkraut ausgejätet, und die Erde angehäufelt. Die gegen den Frost zärtliche Wurzel muß gegen den Winter ausgehoben, und im Keller im Sande, oder auch in Gruben, aufbehalten werden, nachdem das Kräuterich herunter geschnitten worden ist. Wählt man Gruben: so werden solche nur 2 F. tief gemacht, die vom Kraute gereinigten Knollen Stück vor Stück eingelegt; die Grube aber nicht sogleich, sondern erst bey zunehmender Kälte, mit der Erde zugefüllt. Die Erziehung des Saamens geschiehet eben so, wie bey der Petersilie.

Pfändung, ist die eigenmächtige Besitznehmung einer fremden Sache, in der Absicht, sich dadurch den Ersatz eines zugefügten Schadens zu versichern, oder künf-

künftige Schadenszufügungen und Beeinträchtigung seines Rechts abzuwenden. Sie findet nur Statt, wenn der Beschädiger oder Störer unbekannt, unsicher, oder ein Fremder ist, der innerhalb der Provinz nicht belangt werden kann; imgleichen wenn die Pfändung das einzige Mittel ist, den Beweis der geschehenen Beeinträchtigung oder des erlittenen Schadens daraus zu führen. Gegen Posten, Staffetten und Couriere ist keine Pfändung erlaubt; auch darf dieselbe nur auf frischer That, nachdem die Beschädigung oder Störung erst vor Kurzem erfolgt ist, geschehen. Um der Sache, welche gepfändet werden soll, sich zu bemächtigen, sollen weder gefährliche Waffen, noch reißende Hunde gebraucht werden. In der Regel sind nur Vieh und andere bewegliche Sachen ein erlaubter Gegenstand der Pfändung; aber auch von diesen muß nicht mehr gepfändet werden, als nothwendig ist, um den erlittenen Schaden nach einem ungefähren Ueberschlage zu decken, oder sich des Beweises der Beeinträchtigung zu versichern. Ist der Gepfändete erbötig, Statt des zu pfändenden Stücks ein anderes Pfand, welches zu vorstehender Deckung des Pfändenden hinreichend ist, niederzulegen: so ist der Pfändende schuldig, selbiges anzunehmen, auch nöthigen Falls dem Andern bis an den nächsten Ort, wo die Niederlegung geschehen kann, zu folgen. Von Fracht- und Reisewagen dürfen die geladenen Güter, wider den Willen des Inhabers, nicht gepfändet werden. Wegen bloßen Uebertretens des Viehes in ungeschlossenen Feldern findet unter Nachbarn einer Gemeine keine Pfändung Statt. Ganze Heerden zu pfänden, ist nur alsdann erlaubt, wenn einzelne Stücke davon nicht gepfändet werden können, oder wenn durch Pfändung solcher einzelnen Stücke der gesetzmäßige Zweck der Pfändung nicht zu erreichen stände. Personen sollen nur dann angehalten werden, wenn die Sachpfändung entweder gar nicht, oder nicht, ohne sich zugleich der Personen zu versichern, bewerkstelligt werden kann. Der Pfänder muß die geschehene Pfändung den Gerichten des Orts sofort anzeigen, und die gepfändeten Stücke denselben zur Verwahrung abliefern. Bey Viehe kann das Pfandgeld nicht von der ganzen Heerde; sondern nur von den gepfändeten Stücken gefordert werden. Widerspricht der Gepfändete der Rechtmäßigkeit der Pfändung, und dem Verkauf der Pfandstücke: so muß ihm darüber rechtliches Gehör verstattet werden. Einer gesetzmäßigen Pfändung darf sich niemand widersetzen. Wer sich dem Pfändenden im Begriffe der vorzunehmenden Pfändung entzieht, muß das Pfandgeld doppelt; und wer sich der Pfändung mit Gewalt widersetzt, muß dasselbe vierfach entrichten. Wer bey einer vorfallenden Pfändung den Andern schimpft, schlägt, oder sonst beschädigt, soll nach aller Strenge der Criminalgesetze bestraft werden. Wer unrechtmäßig gepfändet hat, muß das Pfand dem Andern kostenfrey zurückliefern; auch demselben für den verursachten Schaden und entgangenen Gewinn vollständige Genugthuung leisten. A. L. R. Th. II. §. 413 ff.

Pfaffenhütchen, Evonymus L. Von dieser Gattung sind zwo Arten zu bemerken:

1) **Pfaffenhütlein, Pfaffenröslein, Spindelbaum, Spillbaum, Hahnekörchen**, E. Europaeus L. Zu dieser einen Art gehört, als Abart, der schmal-

schmalblätterige oder gemeine Spindelbaum; und zu dessen Sorten, mit hochrothen, blaßrothen und weißen Kapseln, rechnet man den gemeinen Spindelbaum oder das gemeine Pfaffenhütlein, welche Sorte bey uns überall bekannt ist. Die jungen Aeste haben eine grüne, mit vier röthlichen Linien bezeichnete, Schale; und da diese der Länge nach herunter laufen: scheinen die Zweige viereckig zu seyn; die ältern haben eine graue Rinde. Die Blumen empfehlen sich nicht wegen ihrer Schönheit; sie sind klein und grünlich. Weil aber die Saamenkapseln, nämlich die rothgefärbten Sorten, im Oct. und Nov., wenn sie aufspringen, ihren beerenähnlichen Saamen entblößen: so ist dieser Baum schon längst als eine Zierde der Lustwälder aufgenommen worden. Von seinen Zweigen macht man Spießlein zur Befestigung der Braten am Spieße, und Spindeln; daher er auch Spindelbaum heißt. Ferner macht man daraus Tabakspfeifenröhre, Zahnstocher, Zwecken oder Nägel für die Schuster. Nicht weniger gebrauchen die Instrumentmacher dieses Holz; es giebt nämlich die feinste Reißkohle zum Zeichnen, deren Bereitung du Hamel beschreibt. Die Früchte wollen Einige für giftig ausgeben. Eine kleine Anzahl derselben erregt ein heftiges Purgiren und Erbrechen. Die getrocknete und zu Pulver geriebene äußerliche Schale der Frucht tödtet die Läuse. Einige Vögel, z. B. das Rothkehlchen, und andere dergleichen kleine Vögel, lieben den Saamen. Die Drechsler behaupten, daß sie beym Drehen des Holzes zuweilen einige Uebelkeit und Neigung zum Brechen empfunden hätten. Den Schafen ist sowohl das Laub, als auch die Frucht, schädlich.

2) Nordamerikanischer oder immergrüner Spindelbaum, E. Americanus L. Die grünen schlanken Zweige sind viereckig. Die Blumen erscheinen bey uns im Jul. auf dünnen, gemeiniglich zweyfach getheilten Stielen, und zeigen in ihren Theilen die gefünfte Zahl. Die Blumenblätter sind gelblichgrau; äußerlich etwas röthlich. Im freyen Lande muß diese Art einen bedeckten Stand haben. Zur Vorsicht aber kann man ein Bäumchen in einem Kübel halten, und im Winter in einem gemeinen Glashause verwahren.

Pfau, ein unter uns so gemeiner ausländischer Vogel, daß man ihn sogar mit unter unsre Hausgeflügel zählen will. Da er zu den Hühnern gehört: so nährt er sich bey uns auch von Körnern und ähnlichem Futter. Die Henne legt bey uns nur etwa 8 Eyer in einem sich ausgesuchten Orte an der Erde. Und da sie selbige öfters an viele Oerter hinlegt: so brütet sie noch dazu schwer, daß man die solchergestalt gefundenen Eyer den gemeinen Hühnern oder Putern unterlegen muß. Die Jungen sind auch schwer zu erziehen; wenn die Alte aber sie aufzieht: geht sie damit um, wie andere Hühner. Die Pfauen fliegen überhaupt schwer; ungeachtet sie gern des Nachts auf erhabene Stellen, auf hohe Bäume und Dächer der Häuser, Scheunen und Ställe zum Sitzen auffliegen. Von diesen Höhen, auch sonst, lassen sie ihr Geschrey oft ertönen; und man will aus demselben Regen und Veränderung des Wetters abnehmen. Es kann seyn, daß bey ihnen das Prickeln auf der Haut, wie bey den Haushühnern, vorgeht, welche alsdann öfters krähen. Das Fleisch ist hart und zähe; die schönen Federn empfehlen den Pfau blos allein als eine Zier-

de auf Höfen. Der weiße Pfau wird da her weniger geachtet.

Pfauschwanz, Pfauenkrone, Poinciana. Von diesem Pflanzengeschlechte sind folgende Arten merkwürdig:

1) **Schöner Pfauenschwanz mit doppelten Stacheln,** P. pulcherrima L. Die Pflanze wächst in beyden Indien. Der Stamm wird 8—15 F. hoch, hat eine weiche Rinde, und theilt sich oberwärts in viele Aeste, welche an jedem Knoten mit 2 kurzen, starken Stacheln, und doppelt gefiederten Blättern, besetzt sind. An den ältesten Aesten mangeln öfters die Stacheln; selten an den jüngern. Die Blumen an den Enden der Aeste sind bald mehr ährig, bald mehr büschelförmig. Kelch und Blumenblätter sind entweder roth, oder gelb, oder zeigen gemeiniglich beyde Farben unter einander vermischt; auch mit einigen grünen Flecken bezeichnet. Das Holz des Stammes ist hart, und wird zuweilen für Ebenholz ausgegeben. Man erhält den Saamen aus Westindien, und bringt diesen auf ein Treibbeete. Die jungen Pflanzen setzt man einzeln in kleine Töpfe, und gräbt sie wieder in das Treib- oder Lohbeet ein. Nach einiger Zeit versetzt man sie in größere; hält aber solche beständig auf dem Treibe- oder Lohbeete mit der Ananas in gleicher Wärme; doch verlangen sie zuweilen etwas Luft. Die Stöcke blühen bey uns zwar jährlich; bringen aber höchst selten oder gar nicht Saamen.

2) **Pfauenschwanz mit einzelnen Stacheln,** P. bijuga L. Die Blumen sind geib, ohne Geruch, und um die Hälfte kleiner, als bey der ersten Art.

3) **Unbewehrter Pfauenschwanz mit kurzen Blüthbüscheln,** P. elata L., ist mehr strauch- als baumartig, und ohne Stacheln.

4) **Unbewehrter Pfauenschwanz mit langen Blüthähren,** P. coriaria Jaqu., macht eine schöne Krone, zeigt keine Stacheln, und die schwärzliche Rinde ist mit weißlichen Puncten bezeichnet. Die Einwohner am Meerstrande in Caracao und Carthagena gebrauchen die Frucht zum Gahrmachen der Leder.

Pfeffer, ein bekanntes Gewürz, welches uns aus Ostindien gebracht wird. Wegen Aehnlichkeit des Geschmacks und der Wirkung vereinigen wir mit dem eigentlich sogenannten Pfeffer den sogenannten

Taschenpfeffer, Schotenpfeffer, Indianischen oder Spanischen Pfeffer, Capsicum annuum. Die völlig ausgewachsenen und reifen Früchte werden wegen ihres seltenen Ansehens auch in Blumengärten geachtet. So lange sie noch unreif, jung und zart sind: werden sie unter viele scharfe und säuerliche eingemachte Sachen, z. B. bey den sogenannten sauern Gurken genommen, als zu deren Erhaltung sie sehr dienlich sind; auch wird dieser Pfeffer von den Essigbrauern und Branntweinbrennern stark gebraucht; imgleichen mit Zucker candirt, oder mit Essig und Fenchel eingelegt, und als eine Magenstärkung genossen. In der so fischreichen Mark Brandenburg pflegt man auch von der Schale etwas zu den sogenannten Salzfischen hinzuzuthun, um ihren Geschmack zu erhöhen. Manche Familien stoßen die reife getrocknete Schale klein, und bedienen sich des Pulvers Statt des eigentlichen Pfeffers; wobey aber der Sache nicht zu viel geschehen muß. Für sich allein genossen, macht er, wegen seiner beißen-

beißenden Schärfe, eine unbeschreiblich große Hitze, daß davon der Schlund gar leicht ganz roh wird, und die Lippen dick aufschwellen. Man findet mehrere Arten dieses Pfeffers in den Gärten. Man säet den Saamen im Frühjahre auf ein mäßig warmes Mistbeet, oder in Blumentöpfen, die in der Stube ans Fenster gesetzt werden. Ist die Witterung um solche Zeit nicht zu kalt: so kann auch der Saame im freyen Lande, und in einer gedeckten Lage, aufgehen und bestehen. Sind die Pflänzchen groß genug: so werden sie reihenweise, auf allen Seiten 4 Z. weit aus einander, versetzt. Wenn aber die Pflanzen etwas größer und stärker geworden sind: kann man sie, damit selbige feine Stauden machen, im May abermals mit einem guten Erdklumpen entweder in Töpfe mit guter, leichter und fetter Erde, oder in die offenen Rabatten versetzen und pflegen, bis sie wohl angewurzelt sind. Nachher werden sie von selbst gut wachsen, und eine Menge reife Früchte bringen.

Pfeilkraut, Sagittaria L. Da die ausländischen Arten unbedeutend sind: so bemerken wir nur das einheimische **gemeine Pfeilkraut,** Sagittifolia L., welches häufig an kleinen faulen Flüssen, Seen und Gräben wächst. Die Wurzel besteht aus vielen rundlichen Fasern, oder vielmehr kleinen Knollen, und treibt dicke, nackende, gestreifte, schwammige, einfache Stengel. Die jungen Blätter sind fast grasartig; werden aber nach und nach breiter; und wenn sie völlig ausgewachsen sind: sind sie groß, breit, und zeigen, gleich einem Pfeile, drey vorragende Spitzen. Die Blumenblätter sind weißlich, und, wo solche ansitzen, purpurfarbig.

Pferch, Pfirsch, Hürde, ein mit Horden oder Hürden umgebener Ort auf den Brachfeldern, darein die Schafe getrieben werden, um den Acker mittelst des Pferchs oder des Mistes der Schafe zu düngen. Man nennt dieses Verfahren den Acker **pferchen,** und wählt dazu die entlegensten Felder, deren Befahren mit Mist zu beschwerlich seyn könnte. Es wird aber dabey gefehlt, wenn der gepferchte Acker nicht alsbald umgepflügt, und hiemit die Verflüchtigung der Geile durch Luft, Sonne und Wind verhindert wird. Im Frühlinge, wenn die Nächte nicht mehr zu kalt sind, und daher genugsame Weide vorhanden ist, pflegt der Hordenschlag, und zwar mit den Hammeln zuerst, angefangen zu werden. Die Schäfer müssen alle Tage, oder einen Tag um den andern, wie es die Beschaffenheit des Ackers erfordert, die Horden weiter fortschlagen, bis sie mit dem Pferchen so weit gekommen sind, als es ihnen von der Herrschaft geordnet worden. Auf eine Horde von 500 Stück Schafen werden im Pferche 40 Stück Horden, jede von 7 Ellen, erfordert. Es gehört zu den Pflichten der Schäferknechte, im Winter, wenn sie dazu Zeit haben, neue Horden anzufertigen, oder die alten auszubessern. Das Pferchen hört im Herbste wieder auf, wenn die Nächte kalt werden, oder anhaltend nasses ungestümes Wetter einfällt. Auch sollte das Schafvieh mitten im Sommer bey dergleichen Witterung nicht im Pferche gelassen werden; denn so gesund diesen Thieren die frische freye Luft ist: so undienlich ist es ihnen, wenn sie viel Tage und Nächte hinter einander nasse kalte Pelze tragen müssen.

Pferchkarren, Pferchhütte, Schafhütte, eine kleine, von leichten

Bretern zusammen geschlagene, und auf einem zweyräderigen Karren befestigte, Hütte, darinn der Schäfer in dem Hordenlager übernachten muß.

Pferchlager, Hordenschlag, die in dem Pferche gelagerten Schafe; in weiterer Bedeutung die sämmtlichen bey einem Guthe befindlichen Schafe. Man sagt daher, das Gut hat ein Pferchlager von so und so viel hundert Schafen.

Pferd, dieses so bekannte vierfüßige Thier heißt ein **Hengst**, wenn es ein erwachsenes Männchen ist; ein **Wallach**, wenn es verschnitten ist; das Weibchen aber **Stute**, und das junge Pferd oder Folen **Hengstfolen**, wenn es männlichen Geschlechts, **Stutfolen** aber, wenn es weiblichen Geschlechts ist. In Ansehung des Gebrauchs nennt man die Pferde **Wagenpferde**, die zum Ziehen, und **Reitpferde**, die zum Reiten gebraucht werden. Die Wagenpferde sind entweder **Ackerpferde**, die allein zum Ackerbau gebraucht werden; oder **Kutschpferde**, die nur vor Kutschen gespannt werden. Zu den Wagenpferden rechnet man noch die **Fuhrmanns-** und **Kärrnerpferde**, welche von den Fuhrleuten und Kärrnern zum Verfahren allerley Kaufmannsgüter gebraucht werden, und wozu gemeiniglich die stärksten und ältern Pferde, auch wohl blinde oder ausrangirte Reitpferde genommen, und am Ende ihres Lebens noch am meisten strapazirt, oder zu Tode gequält werden. Unter Reitpferden versteht man nicht nur Pferde, die auf dem Manege abgerichtet sind, oder die sogenannten Schulpferde oder Paradeurs; sondern auch die Cavalleriepferde zum Dienste der schweren und leichten Cavallerie. **Jagdpferde** nennt man, die zur Jagd allein gebraucht werden, und gute Läufer sind. **Packpferde** sind diejenigen, welche, mit Packen oder Lasten beladen, tragen müssen, und meistens bey den Armeen im Kriege gebraucht werden. Bey den Wagenpferden sieht man hauptsächlich auf Gesundheit, Stärke und Dauerhaftigkeit. Bey manchen Guthsbesitzern sieht man auch auf wenigstens mittelmäßige Schönheit der Ackerpferde; mehr Schönheit aber verlangt man bey Kutschpferden, und noch mehr bey Reitpferden. Es ist aber die Kenntniß der Schönheit und aller guten Eigenschaften der Pferde eine Wissenschaft von nicht geringem Umfange. Das Vorzüglichste aber, worauf der Landwirth sieht, besteht in folgenden Stücken: Das Pferd soll seyn lang vom Schaft; breit und rund von Brust und Kreuze; von geradem Rücken; mittelmäßig stark am Leibe; von nicht zu kurzem, aber doch starkem Halse; von lang und wohl bewachsenem Schweife; von kleinem trocknem Kopfe; mit großen, reinen und schnaubenden Nasenlöchern; von großen, hervorstehenden und braunen Augen; mit kleinen, spitzen und nahe zusammenstehenden Ohren; kurz von Haaren; munter; immer mit aufgerecktem Kopfe; geschwind im Fressen; bey der Krippe gut gestellt; Siehlzeug oder Kummet und Sattel, nebst Zaum und Zügeln, ohne Widerstreben gern und willig annehmend.

Der Engländer Robinson geht über die Schönheit eines Pferdes noch mehr ins Einzelne, wenn er mit dem Beyfalle der Kenner also spricht: Der Kopf schmal, dünn, überhaupt nicht groß und fleischig; die Ohren eng, gerade aufgehend, sich schnell bewegend und sitzend; mittelmäßig große, aber helle und volle Augen; magere, dünne, aber weite Kinnbacken verder-

ben

ben nichts an der Schönheit, und lassen daneben dem Schlunde und der Luftröhre so viel Platz, daß das Pferd im Schlucken und Athemholen frey genug ist. Die Nasenlöcher sollen groß und weit seyn, weil es schön sieht, und dem Pferde das Athemholen erleichtert. Ein großes Maul, dünne Lefzen, kleine Zunge, magerer Rachen sind deshalb nöthig, weil, wenn diese Theile groß sind, das Pferd den Kopf, um seiner Schwere willen, oft oder beständig wird hängen lassen. Breite und erhabene Brust, nebst dünnen und magern Schulterblättern, sieht schön, und verhütet die öftere Bugverrenkung, so wie auch ein Pferd, welches fleischige Schultern hat, viel schwerer und beschwerlicher, als ein anderes, geht. Der Rückgrad muß gleich, eben und breit seyn; denn wenn derselbe schmal ist: kann das Pferd fast niemals den Sattel ohne Verletzung auf sich haben. Die Rippen sollen wohl auswärts gebogen seyn, weil bey flachen Rippen die Lungen zusammengepreßt, und das Athemholen erschweret wird. Ein runder Bauch sieht dem Pferde wohl an; dagegen ein herabhangender, wie die Kühe und tragenden Stuten haben, nicht allein nicht schön sieht, sondern es können dergleichen Pferde auch nicht zu Sattelpferden genommen werden. Die Lenden oder Croupes müssen gerade, aufrecht, stark und kurz seyn, und überhaupt darf zwischen den Hüftbeinen nicht über 4 Finger breit Platz seyn. Ein Pferd, welches eine lange und abhängige Croupe hat, kann sehr übel bergan gehen, noch viel weniger eine schwere Bürde tragen, und wird im Galopiren sehr schlecht arretiren. Der Schweif soll nicht zu hoch, auch nicht zu niedrig angesetzt seyn; aber ziemlich dick; die vordern Schenkel wohl gewachsen, und die hintern dick, rund, fleischig, spannaderig und ohne Geschwulst; die Knie groß und stark; die Flechsen zwischen Fessel und Knie flach und breit; die Spannadern etwas von dem Beine befreyt, und die Fessel an und vor sich selbst kurz. Lange Fessel sind nicht schön; auch nicht dauerhaft. Der beste Huf muß schwärzlich seyn, etwa wie ein schwarzer Flintenstein; die weißen sind leicht zerbrechlich. Auch soll der Huf weder zu lang, noch zu kurz, rund, der Strahl nicht gar zu breit, weich, aber nicht schwammig; die Sohle aber dick, und nicht zu hohl seyn.

Bey dem Pferdeeinkauf kann bisweilen der gescheuteste Pferdekenner von den sogenannten Roßtäuschern angeführt werden. Es ist daher klug gehandelt, wenn man sich so viel Regeln bekannt macht, als man haben kann, um so vielen Betrügereyen zu entgehen.

Ist man Willens, ein Pferd von einem Pferdehändler zu kaufen: so besehe man es im Stalle, ehe man es sich verreiten läßt. Kann man in den Stall kommen (gern sieht solches der hinterlistige Roßtäuscher freylich nicht): so muß man sich den Gebrauch der Peitsche von dem Händler verbitten, weil er durch die Peitsche die Pferde in Munterkeit zu setzen und zu erhalten weiß; ob sie schon ohne dieselbe die trägsten Mähren seyn können. Man achte nicht auf das Pferd, welches der Pferdehändler oder sein Knecht am meisten herausstreichet; denn sie wollen gemeiniglich desselben am liebsten los seyn. Hat man sich ein Pferd ausgewählt: so sehe man, wie es in seinem Stande steht; ob es nicht mit einem Fuße vor dem andern voraus steht, weil es in solchem Falle an den Muskeln oder Nerven Noth leidet. Wenn es mit den hintern Füßen eng steht: so streift es sich,

sich, wenn es müde wird. Wenn es mit den vordern Füßen fischelt: so ist es ein Zeichen, daß es Schmerzen an den Hufen leidet; wenn es an der Seite aufzieht: so ist es in der Lunge nicht richtig. Wenn es den Kopf hängt, und schläferig thut: ist es auch keine gute Waare. Je hurtiger es frißt, und, wenn es stallt, seine Mensur nicht sonderlich verrückt: desto mehr ist auf eine gute Natur zu schließen. Nun nehme man die Peitsche, und treibe damit die Pferde hin und wieder; werden solche frisch, munter und süchtig: so zeigt es an, daß sie gute Arbeits- oder Reitpferde abgeben. Wenn sie aber nach der Peitsche schlagen, mit den Augen feurig umsehen, und den ganzen Leib zusammen ziehen: so haben sie ein zorniges Temperament, und verrichten ihr Geschäfft nicht mit gutem Willen. Hierauf führt man das Pferd unter die Stallthüre, daß es mit dem Kopf im Hellen, und mit dem Leibe im Dunkeln steht. Hier betrachtet man die Augen; diese müssen hell und klar seyn. Wenn man mit der Hand hin und her vor den Augen fährt, und es regt die Augenlieder nicht: so ist es blind. An den Zähnen erkennt man das Alter. Die Füllen bringen 12 Zähne mit zur Welt; und so lange diese stehen: heißt es ein Füllen. Gegen das dritte Jahr verliert es in der Mitte 2 Zähne oben, und 2 Zähne unten; bekommt aber an deren Stelle vier andere, welche etwas stärker sind; dieses heißt einmal geschoben. Gegen das vierte Jahr fallen die daneben stehenden zwey Zähne oben, und eben so viel unten, aus; eben so viel wachsen aber an deren Stelle wieder; dann sagt man, es hat zweymal geschoben. Ein Jahr darauf schiebt es zum letztenmal, da dann die 4 letzten Zähne ausfallen; dann heißt es fünfjährig, und nun sagt man, das Pferd hat völlig aus- oder abgeschoben, oder ausgezahnt. Auf die im Maule nun folgenden Haken oder Hakenzähne ist nicht zuverläßig zu gehen, weil sie bey einem Pferde eher, als bey andern, schieben; diese sind rund, und werden mit den Jahren immer länger. Bey einigen Pferden kommen die Haken hervor, wenn sie viertehalbes bis vier Jahr alt sind; bey andern erscheinen sie erst nach solcher Zeit. Sind sie aber da: so kann man wahrscheinlich sagen, daß das Pferd im sechsten Jahre seyn müsse. In den niedergewachsenen Vorderzähnen sind die tiefen Grüblein mit schwarzen Puncten, welche sie bis in das 8 — 9te Jahr behalten. Wenn diese Grüblein, die man auch den Kern oder Kennung nennt, nicht mehr zu sehen, und die Zähne ganz weiß sind: dann kann man das Pferd eilf- bis zwölfjährig nennen. Werden die Pferde älter: so kommen über den Augen tiefe Gruben zum Vorschein; in den Winkeln der Augen wachsen weiße, fette Unreinigkeiten; die Augäpfel werden trüber, und die Ohren länger.

Wenn das Pferd aus dem Stall herauskommt: so kann man, ehe jemand aufsitzt, und es entweder gesattelt, oder mit einer Decke begürtet wird, es ganz aufmerksam betrachten. Ein langes Kreuz macht ein Pferd weder zum Tragen, noch sonst zu andern Geschäfften dauerhaft; hat es dicke, schwere, fleischige Schultern: so kann es gewiß nicht schnell laufen, und kann bald krumm und buglahm werden. An dem Halse unter den Ohren, zwischen dem untern Kinnbacken, muß man an die daselbst liegenden Drüsen fühlen; diese müssen los und klein seyn. Wenn sie aufsitzen und geschwollen sind: muß sich das Pferd erkältet haben, und man ist keine

Stunde

Stunde sicher, daß es nicht einen Abfluß durch die Nase, den Kropf, oder was schlimmeres, oder Augenentzündung bekomme. Hält man dem Pferde die Gurgel zu, und verhindert das Athemholen: so wird es eine Materie aus der Nase auswerfen müssen, die man besehen muß, ob es nicht Rotzmaterie sey, weil der Ausfluß des Rotzes auf eine kurze Zeit gehemmt, und die Nase gereinigt seyn kann. Das Kieferbein muß weit aus einander stehen, damit der Schlund Platz habe. Wenn man hier Kern oder dickes Fleisch findet: so ist das Pferd zu bösen Augen geneigt. Rufen an den Ställen verräth einen Stolperer. Zwischen den Knien und Fesseln muß man die Ueberbeine suchen. Kleinere, und die auf einem Beine sitzen, haben nicht viel zu sagen; größere aber, und an den Flechsen angewachsene, sind ein großer Fehler bey einem Pferde. Bey dem Kniebeugen entdeckt man Rappen und Struppen; diese verbergen sich oft unter den langen Haaren; man muß daher seine Augen unter den Fingern haben. Der Spatt, als Zeugniß von übermäßig harter Arbeit, wird an den Hinterfüßen inwendig an der Kniekehle entdeckt. Die Haare haben in Ansehung der Farbe wenig zu bedeuten; destomehr aber in Ansehung ihrer übrigen Eigenschaften. Lange, struppige, verwirrte, dicke, filzige Haare bezeichnen ein schlechtes Pferd; da hingegen helle, kurze, glatte und dünne Haare eine edle Art anzeigen.

Nun läßt man Jemand aufsitzen, das Pferd vorreiten, und sieht, ob es frisch und hoch aufhebt, und herzhaft wieder niedertritt. Dieses wahrzunehmen, muß man in einer geraden Linie mit und vor dem Pferde stehen. Im Schritt muß es die Füße nicht über einander schränken, weil der Reiter sonst immer in Gefahr ist, mit dem Pferde zu fallen. Je mehr ein Pferd mit den hintern Füßen eng, und mit den vordern weit geht: desto besser ist es, weil es sich auf solche Weise nicht streifen kann. Es werfen die Pferde bisweilen mit ihren Vorderfüßen, als wie in einem halben Cirkel, aus; dieses ist eine große Untugend, weil dergleichen Pferde zum Fallen geneigt sind, und ihnen mit dem Beschlage nicht zu helfen ist.

Endlich muß das Pferd im Trab und im Galop geritten werden; in diesem soll es sich flüchtig, und in jenem eilig beweisen. Es ist besser, ein mageres Pferd, als ein fettes, zu kaufen, weil man bey jenem die Proportion und Gestalt der Glieder besser wahrnehmen kann, als bey diesem; und wenn es seine Schuldigkeit thut, so lange es mager ist: so wird solches noch mehr zu erwarten seyn, wenn es wohl ausgefüttert ist. Der Aussage des Pferdehändlers muß man nie trauen, wenn er augenscheinliche Fehler bemänteln will; sondern alles selbst untersuchen. Denn wenn ein Pferd krumm geht: muß allemal der Beschlag Schuld haben, wenn es im Grunde schon längst buglahm ist; wenn es trübe Augen hat: ist es gebissen worden, wenn man schon vermuthen muß, daß es bald blind werde, oder wirklich schon sey. Es ist auch nicht genug, daß man sich ein Pferd nur etliche Minuten vorreiten lasse, oder es selbst eine Viertelstunde reite; man muß solches 2—3 Stunden probiren, bergauf und bergab, auf ebenem und auf rauhem Wege; denn ein gutes Pferd soll in rauhem und ebenem Wege nicht einerley Gang machen; sondern sich im Gehen nach dem Wege richten. Wenn es sicher und ohne Furcht im Trab bergab geht: kann man sich gewiß

auf seine guten Knochen und sichern Gang verlassen. An dem Hufe ist auch nicht wenig gelegen; man muß ihn genau untersuchen, weil die Pferdehändler manche Mängel desselben, als z. E. Hornspalten, u. dergl. mit ihren Huffalben zu verdecken wissen.

Wer selbst Pferde ziehen will, der muß gute Zuchtpferde wählen, und wissen, wie ein guter Beschäler beschaffen seyn, und was eine Stute für Eigenschaften haben muß, von welcher gute Folen geworfen und gesäugt werden sollen. Der Beschäler nämlich soll weder innerliche, noch äußerliche Gebrechen haben; besonders müssen die Augen gut und nicht flüßig seyn; wiewohl ein Fehler, welcher durch einen äußerlichen Zufall, z. B. durch Beißen, Schlagen, u. s. w., entstanden ist, den Hengst nicht untüchtig macht. Kurzer Athem, Dämpfigkeit, Herzschlechtigkeit, als Folgen schadhafter Eingeweide, versprechen keine gesunde Folen. Flußgallen, Spatten, Stollbeulen, Steingallen erben auf die Nachzucht fort; auch lange Fesseln gehen auf die Nachzucht über. Lang gefesselte Pferde haben niemals dauerhafte Knochen. Der Huf des Beschälers muß rein und ohne Schaden, wohl gebildet, rund, frey von Hornspalten und Steingallen seyn. Der Kopf, Hals und Schultern müssen mager seyn; nur daß diese beyden letztern Glieder doch dabey breit, und nicht zu eng seyn müssen; wie auch ein lang gestrecktes Kreuz erforderlich ist. Dies sind Erfordernisse eines untadelhaften Beschälers. Die Farbe hat nicht viel zu sagen, weil Mode und Liebhaberey hier entscheiden. Es giebt gute und schlechte Pferde von allen Couleuren. Die Zuchtstute braucht nicht so schön, als der Beschäler, zu seyn, weil bey keinem Thiergeschlechte die Nachzucht so sehr dem Vater nachartet, als bey den Pferden; gesund aber muß die Stute doch seyn, um keine ungesunde Füllen zu bringen. Neben diesem muß sie weitleibig seyn, damit das Füllen am Wachsthume nicht gehindert werde. Sie muß stille und gelassen, nicht falsch oder tückisch seyn, weil die Füllen unfehlbar diese Untugend von der Mutter erben. Von der Größe des Beschälers läßt sich kein genaues Maaß bestimmen. Es ist besser, wenn der Hengst klein, und die Stute groß ist, wenn man wohl proportionirte Reitpferde ziehen will; Kutschpferde müssen freylich von beyden Seiten etwas stärker seyn. Es sind unnöthige Künsteleyen, wenn man dem Beschäler mit mancherley Arzneyen zum Beschälen Kraft und Muth verschaffen will; es ist genug, wenn man ihm reines und gutes Futter, d. i. guten Haber und gutes Heu giebt. Die Stute, welche man bespringen läßt, darf nicht über vier; der Hengst aber nicht unter sechs, und jedes Geschlecht nicht über funfzehn Jahr seyn. Die Springzeit geht im April an, und währt von da an zwölf Wochen fort. Wenn eine Stute hierzu den natürlichen Trieb hat, erkennt man daran, daß, wenn sie ein fremdes Pferd sieht oder quieken hört, sich hurtig darnach umsieht, und das Geburtsglied auf- und zuziehet, da man denn sagt: die Stute ist rossig. In solchem Zustande muß sie nun dem Hengste zugeführt werden. Man sucht einen Ort aus, wo die Stute, wenn der Hengst zumal kleiner ist, etwas tiefer zu stehen kommt, als der Hengst. Wenn man eine Stute gleich nach dem Belegen etwas stark, nur nicht zu heftig, reitet: so trägt solches zur Erzeugung eines muntern und gesunden Folens viel bey. Nach dem neunten Tage wird

wird die belegte Stute wieder vorgeführt, um zu sehen, ob sie den Hengst wieder zulassen will. Man nennt solches die Stute **probiren**, d. i. versuchen, ob sie bezogen sey, oder nicht. Im erstern Falle wird der Hengst von der Stute abgeschlagen; wenn sie aber mit dem Geburtsgliede spielet, Saamen ausfließen läßt, oder urinirt: so hat man daran Merkmale ihres Verlangens nach dem Hengste. Die sogenannten Hengstreiter, d. i. Männer, die mit ihren Beschälern umherreiten, um Stuten zu belegen, lassen einigemal die Stuten ihren Hengsten, und so lange, vorführen, bis sie rossig werden, und dann besprungen werden können. Nach einiger Zeit kommen sie wieder, und probiren die Stuten mit ihren Hengsten, ob sie belegt, oder noch unbelegt seyn mögen; da denn die Stuten im letztern Falle abermals besprungen werden.

Die Stuten tragen ihre Leibesfrucht eilf Monat; einige etwas länger. Man muß die Belegezeigt aufschreiben, um gegen die Folenzeit die Knechte oder andere Leute zu bestellen, daß sie Tag und Nacht Acht haben, weil das zur Welt kommende Folen gar leicht in seiner Hülle, oder in seinem sogenannten Hamen, erstickt, wenn solcher nicht alsbald da, wo die Nase des Folens anstößt, losgemacht wird. Das Füllen wird von der Nachgeburt gelöset, und der Nabel, damit das Bluten gestillet werde, mit einem Bindfaden zugebunden; welcher aber kurz abgeschnitten werden muß, weil sonst die Stute leicht die lang abhängenden Strippen ergreifen und losreißen, hiemit aber das Folen zum Verbluten bringen kann.

Wenn es zum Gebären kommt: so geschieht es zuweilen, daß die Stuten sehr hart folen. In diesem Falle muß man ihnen den Bauch mit einem Tuche, das eine Elle breit ist, fest gürten, und sie bey der Nase fest halten, wodurch sie mehr Kraft auf die Geburt anzuwenden gezwungen werden; auch muß man das Geburtsglied oder Gemächt mit Baum- oder Leinöl, oder sonst einem Fette, schmieren. Wiederholte Clystire sind hier auch ungemein gut, weil öfters eine verhärtete Oeffnung in dem Mastdarme die Geburt schwer machen kann; auch werden durch die mäßige Wärme des Clystirs in dem Mastdarme die Geburtsglieder erweitert, und zugleich zu dem Austreiben gereizt. Diese Mittel sind aber nur für das in seinem ordentlichen Lager befindliche Folen geeignet. Ist selbiges aber in einem unrechten Lager: so muß eine geschickte und herzhafte Person das Füllen im Mutterleibe angreifen, in ein bequemes Lager wenden, und es mit Vortheil und Gewalt hervorziehen, oder, falls dieses nicht möglich ist, selbiges in Stücken wegnehmen. Kann man mit der Hand nicht recht zukommen, oder das Füllen nicht geschickt genug fassen: so kann man einen dünnen Strick um den der Geburt bequemsten Theil umschlingen, und solche hiermit ganz oder in Stücken hervorziehen. Eine so behandelte Stute kann dennoch in der Zukunft lebendige Füllen bringen, wenn sie nur nicht bey und nach einer so schweren Geburt zu sehr ruinirt worden ist. Während einer solchen harten Geburt nimmt man $\frac{1}{2}$ Maaß Wein, 1 Quintl. Zimmet, 2 Quintl. Borax und $1\frac{1}{2}$ Quintl. Saffran, mischt es unter einander, und giebt es der gebärenden Stute ein. Man kann diesen Einguß wiederholen, bis das Füllen auf der Welt ist. Nach der Geburt macht man ihr einen Einguß von einem Maaße Pferde-, Esels- oder Ziegenmilch, $\frac{1}{2}$ Maaß rothen Wein,

1 Pfund Baumöl, so nicht ranzig seyn muß, und 1 Pfund Saft aus weißen Zwiebeln; mischt diese Stücke untereinander; theilt es in 2 Theile; giebt der Stute die eine Hälfte gleich nach der Geburt, und die andre Hälfte zwey Stunden darauf. Dieser Einguß befördert auch die Afterbürde, wenn sie nicht bald auf die Geburt von selbst folgen sollte. Eine, durch eine harte Geburt entkräftete, Stute läßt man 8 — 10 Tage in Ruhe; giebt ihr gutes Futter von gekochter Gerste, mit ein wenig Kleyen angemengt; Gras Statt Heu, wenn dergleichen bereits vorhanden ist, und warmes Mehlwasser zum Trinken. Nach solcher Zeit kann man die Stute mit dem Füllen zur Weide bringen, wenn die Jahrszeit schon Gras genug hervorgebracht haben kann.

Gemeiniglich wird das Füllen, nachdem es 6 — 7 Monate gesogen hat, nun nicht länger bey der Mutter gelassen. Sollte die Stute nach dem Entwöhnen ein böses geschwollenes Euter bekommen: so kann man ein halbes Maaß Essig mit einem Maaß Branntwein, oder von beyden nur halb so viel, aufsieden lassen, und damit die Geschwulst 3 — 4mal täglich so warm waschen, als es die Hand nur leiden kann, weil die Wärme zum Zertheilen nothwendig erfordert wird. Nach dem Entwöhnen werden die Folen mittelst eines Halfters angebunden, und mit einer guten Streu verpflegt. Der Wärter muß wohl Achtung geben, daß sich die des Halfters ungewohnten Füllen nicht selbst schaden. Hat man feines süßes Heu: so kann ihr Futter daneben aus Kleyen und Häcksel bestehen. Vieler Haber soll diesen jungen Thieren böse Augen zuziehen; weshalb man gekochte Gerste vorziehen will. Alle 8 Tage muß man die Folen bey gutem Wetter etwa eine Stunde auf dem Hofe frey umher laufen lassen, damit sie nicht vor der Zeit steife Füße bekommen. Im nächstfolgenden Frühjahre werden sie auf die Weide gelassen. Noch ist zu gedenken, daß man die Folen reinlich halten, und nicht im Koth und Mist müsse liegen lassen, damit sie nicht rauhaarig, dick von Kopf und Hals, grobknochig und schadhaft an den Augen werden. Auch müssen die Wärter oder Knechte die Mähnen und Schweife bis zum dritten Jahre hin fleißig auskämmen und auswaschen, damit sich die untern kurzen Haare nicht verfilzen, und sich sogenannte Haarfaxen ansetzen. Zu gleicher Zeit sollen die Knechte, so oft sie in den Stall kommen, beyde Vorderschenkel, einen nach dem andern, unten an der Köthe bey dem Haarzopf greifen und aufhufen, den Huf aber fein auswärts biegen, und solches oft wiederholen. Durch diese beständige Uebung ziehen sich die Sehnen und Flechsen, und werden so leicht bewegsam, daß ein solches Pferd, besonders wenn es ein Reitpferd werden soll, die Schenkel recht hoch und auswärts wirft. Hiernächst hat solches auch den Nutzen, daß dergleichen Pferde sich in der Folge so gutwillig beschlagen lassen, daß sie, wenn sie nur vorn an der Krone angerührt werden, die Schenkel gleich freywillig aufhufen. Nach dem zweyten Jahre müssen die jungen Hengste von den Stuten abgesondert werden. Das **Wallachen oder Schneiden der Hengste** geschiehet besser, wenn sie das dritte Jahr erreicht haben; geschieht es früher: so werden die Wallache dereinst weniger muthig bey starker Arbeit seyn. Hiernächst kann man die jungen Pferde beyderley Geschlechts nach dem dritten Jahre, gleichsam nur spielend, zu ihrer Bestimmung angewöhnen; nach dem

dem vierten Jahre aber müssen sie erst an schwere Arbeit gebracht werden. Je später dieses geschieht: desto länger ist ihre Dauer, so daß die auf solche Art behandelten Pferde, noch bis ins zwanzigste Jahr hinein, sehr brauchbar seyn können. Werden sie früher unbrauchbar: so ist die Haupursache diese, daß sie zu früh zur Arbeit angestrengt worden sind. Noch hat man sich bey den jungen Wagenpferden vorzusehen, daß sie nicht für sich allein zum erstenmal angespannt werden; sie springen gern zu stark an; und wenn die Last ihnen beschwerlich ist: werden sie gern stätig. Ein einzelnes junges Pferd, neben alten Pferden angespannt, gewöhnt sich am besten; nur muß das junge Pferd kürzer gezügelt werden, damit es nicht voraus wolle oder könne, und der Zug wird ihm verlängert, weil es den alten Pferden noch gar nicht egal ziehen, sondern nur mit ihnen gleichen Schritt halten soll. Die jungen Stuten sollten billig vor dem sechsten Jahre nicht zum Beschäler gelassen werden. Kommen sie im dritten oder vierten Jahre zu: so können sie nicht völlig auswachsen; wenn sie zumal dabey zugleich zum Ziehen gebraucht werden. Auch ist es bey solchen Wagenstuten nicht rathsam, selbige Jahr für Jahr belegen zu lassen, weil Mutter und Kind dabey leiden; ein Jahr ums andere ist beyden am dienlichsten. Je näher dergleichen Stuten ihrer Folenzeit kommen: desto mehr müssen sie mit zu schwerer Arbeit verschont werden; beym ersten Anziehen des Wagens sollen sie ganz gemachsam angetrieben werden. Das geschwinde Anspringen wird machen, daß sie verwerfen müssen. Uebrigens können sie fast bis auf die letzte Stunde noch ziehen. Dieses dient dazu, daß sie nicht zu stark anschwellen, auch leichter gebären. Man hat aber auch darauf zu sehen, wie solches überhaupt bey allen Arbeitspferden geschehen muß, daß sie nicht gleich nach der Arbeit, sondern, wenn sie erst ein Futter gefressen haben, Wasser bekommen.

Unter den Oekonomen ist es bisher immer eine Streitfrage geblieben, ob es besser sey, Hengste, Wallache, oder Stuten zu Kutschpferden zu haben? Hengste halten freylich am längsten aus, weshalb sie gern von Fuhrleuten oder Kärrnern zum täglichen Ziehen gebraucht werden; es kommt dabey nur darauf an, ob sie sich mit einander vertragen, oder, da sie doch nicht täglich gebraucht werden, nicht übermüthig werden. Ist es einmal, vielleicht auf Reisen, damit versehen werden, daß der Hengst eine Stute bestiegen hat: so ist mit ihm kein Auskommen, wenn er eine Stute nur von fern wittert, und man ist übel daran, wenn man auf Brücken, in hohlen oder engen Wegen und Gassen, wo man nicht weit ausweichen kann, einer Stute begegnen muß. Uebrigens machen Hengste in der Kutsche, oder überhaupt vor dem Wagen, die meiste Parade. Den Hengsten aber kommen die Stuten am nächsten, da sie sich vor dem Wagen sehr gut machen; nur haben manche die Unart an sich, daß sie, wenn sie rossig sind, stark uriniren, und den Urin mit dem Schwanze um sich weit und breit umher werfen. Mit gut eingefahrnen Wallachen, die nicht scheu, wild oder stetig sind, kommt man überall gut zu recht. Hat man Pferde, von welchem Geschlechte sie seyn mögen, und sie sind muthig, oder lange nicht außer dem Stalle gewesen; dabey aber zum Durchgehen geneigt: so halte man ja auf recht dauerhaftes Ledergeschirr, damit nichts reiße oder losgehe; auch thut jede Herrschaft wohl, vor dem Einsteigen in

den Wagen selbst nachzusehen, ob auch alles Zeug recht beschaffen, und die Leinen besonders recht angeschnallt sind. Vielmals hat der Kutscher es versehen, nur eine Schnalle der Leine recht zuzuschnallen: so kommen beym Anfahren junge muthige Pferde in Unordnung, und gehen unaufhaltsam mit dem Wagen durch. Ist solches nur erst einmal geschehen: so ist man nie vor Wiederholungen von Seiten der Pferde sicher; so wie es allemal überhaupt wohl gethan ist, mit jungen, noch nicht sichern, Pferden ganz sacht anfahren zu lassen, und ihnen nicht eher das Traben zu verstatten, als bis man in einem geräumigen, ebenen Felde ihnen eine Laufbahn verstatten kann.

Pferdestall, ein Stall, worinn die Pferde unterhalten werden. Es sind aber die Pferdeställe so anzulegen, daß kein Pferd das andere beschädigen könne, und daher durch Buchten oder sogenannte Hängestangen von einander abzusondern. Auch müssen sie trocken, im Winter nicht zu kalt, im Sommer nicht zu heiß seyn. Kann man ihnen eine Höhe von 12 F. geben: so sind sie desto gesünder. Sind sie unter 7 — 8 Fuß: so leiden die Pferde sehr von ihrer eigenen Ausdünstung, und vom Dampfe des Urins und des Mistes. In diesem Falle ist es gut, einen Durchzug der Luft zu veranstalten, daß die Pferde, so viel möglich, in reiner, gesunder Luft leben können. Auch kann man in solcher Absicht breterne Zugröhren oder Dampfessen bis über das Dach hinaus anlegen. Die Auspflasterung des Bodens mit Feldsteinen ist dem Belegen desselben mit hölzernen Bolen, als welche nicht lange dauern, oder gar bald gefährliche Lücken oder Löcher entstehen lassen, vorzuziehen; nur muß fleißig eingestreuet werden. Unter den Vorderfüßen aber bekommen die Pferde fest und breit aufliegende Bolen zum An- und Auftritt beym Fressen aus der Krippe. Diese wird am besten aus Bolen zusammengesetzt; und wenn die vordere Wand von Büchenholz ist: so verhindert solches das Anfressen und Krippenbeißen der Pferde gar sehr, weil ihnen dieses Holz weniger annehmlich, als alles andere, ist. Fehlt es aber an dergleichen Holze: so muß man die Oberkante mit Blech benageln; das Ausfressen des Bodens aber wird durch eingeschlagene eiserne Nägel, die recht glatte Köpfe haben müssen, verhindert. Die Raufen, worinn das Heu vorgegeben wird, sind gemeiniglich über den Krippen. Manche Wirthe haben unter der Krippe auf dem Boden ein Bret vorgeschlagen, zwischen welchem und der Wand das Heu liegen muß; behaupten, daß die Pferde, wenn sie sich so tief zur Erde nach dem Heue biegen müssen, die bey Köpfen ausfließende Feuchtigkeit eher loswerden können. In den Raufen bleibt ihnen aber das Heu begehrlicher, weil es auf dem Boden liegend von dem Athem der Pferde zu sehr durchdrungen, und warm gemacht wird. Den abgesetzten Füllen giebt man gern recht hohe Raufen, damit sie die Köpfe hoch zu halten sich angewöhnen mögen. Fenster soll man über den Krippen oder Köpfen der Pferde nicht anbringen, weil ihnen das einfallende starke Licht, am meisten aber das Wetterleuchten, Augenkrankheiten verursacht. Hinter ihnen oder an ihrer Seite Fenster zu haben, ist auch aus dem Grunde besser, daß man leicht gewahr werden kann, ob den Pferden an den Beinen einiger Schade entstehen möchte.

Pfirsich, Pfirsche, Pfersich, eine bekannte zum Steinobste gehörige Frucht, die bey den Sorten auf mancherley Art verschieden ist; der Hauptunterschied aber besteht in der Oberfläche, welche bey den eigentlich sogenannten Pfirschen mit einem wolligen Wesen bedeckt, bey andern aber über und über glatt und glänzend ist. Diese letztern nennt man **glatte Pfirschen**; auch **Nußpfirschen**, wegen einiger Aehnlichkeit mit den Wallnüssen. Die Franzosen nennen die wolligen Peches, die glatten Brugnons, und diese letztern die Engländer Nectarines, die Holländer Kaele Persinen.

Die Früchte sind gemeiniglich kugelförmig; welche sich aber oben in eine Spitze endigen, diese sind gemeiniglich nicht recht ausgewachsen, und taugen nichts. Die l'Avant peche und Rouge aber endigen sich oben in eine merkliche Spitze. Eine Vertiefung an der Spitze der Frucht ist allemal ein Zeichen einer besondern Güte; dergleichen zeigt sich vornehmlich bey der Royale. Alle Früchte zeigen auf der einen Seite eine Naht oder Falte. Bisweilen ist die eine Hälfte von der andern erhaben, und über die Naht herausgewachsen, wie bey der Grosse mignonne. Die unebene oder höckerige Oberfläche ist ein Zeichen der Unvollkommenheit; doch pflegt die Sanguinole immer uneben zu seyn, und la Persique hat unten am Stiele ein Stück ausgewachsen Fleisch. Das wollige Wesen, womit die eigentlichen Pfirschen bedeckt sind, pflegt bey den spätern stärker, als bey den frühern zu seyn; und ein Ueberfluß von Wolle ist das Zeichen einer schlechten Frucht. Die Haut muß sich leicht vom Fleische trennen lassen. Ist die Haut dick, und bey der reifen Frucht nicht vom Fleische zu trennen: so kann man voraus wissen, daß die Frucht zum Essen nichts tauge.

Die Farbe der Schale und des Fleisches ist verschieden. Die Haut bey den eigentlichen Pfirschen ist gemeiniglich weiß; an der andern Seite aber mit einer angenehmen Röthe vermischt. Ganz weiß hingegen bleibt dieselbe bey der Madeleine blanche und Avant-peche blanche; doch erhält auch die erste, wenn sie viel Sonne hat, einige schwache rothe Streifen. Bey der Royale und Petite mignonne ist die Schale weiß mit rothen Puncten. Die Grosse mignonne ist fast über und über roth, die Violette dunkelviolet, und die spätern Sorten pflegen gemeiniglich grünlich zu bleiben. Früchte, deren Haut ganz oder zum Theil weiß ist, haben auch weißes Fleisch. An den meisten Früchten ist das Fleisch um den Stein roth; verliert sich das Rothe allmälig in dem weißen Fleische: so nennt man eine solche Pfirsche roth, als la Madeleine rouge, le Pavie rouge. Um den Stein ist das Fleisch schönroth bey der Bourdine, und gänzlich dunkelroth bey der Catherine. Wenige Sorten haben gar nichts Rothes um den Stein, und diese nennt man **weiße Pfirschen**; dergleichen sind Montagne, oder Madeleine blanche, und le Pavie blanc. Andere Pfirschen haben, gleich den Aprikosen, ein goldgelbes Fleisch; dergleichen nennt man **gelbe Pfirschen**, und die Holländer nennen solche Hermaphrodit, oder Apricoos Persik. Wenn das Fleisch gelb ist: so hat auch die Haut die nämliche Farbe. L'Alberge jaune hat durchaus gelbes Fleisch, ohne eingemischtes Roth; bey der l'Admirable jaune aber ist solches um den Stein schönroth.

Die

Die Vereinigung des Fleisches mit dem Steine ist verschieden. Bey einigen ist es fast mit dem Steine verwachsen; in andern liegt der Stein ganz lose, und das Fleisch trennt sich leicht davon. Die Franzosen machen davon 2 verschiedene Sorten, und nennen die ersten Pavies, die letztern aber Peches; auch geben sie jener den Vorzug vor dieser. Nach unserm Geschmacke kehrt sich der Werth um, und wir halten die Pavies für schlechter; sie gelangen auch bey uns weniger zur Reife, und erfordern mehr Sonne. Will man aber vom August bis in den October reife Pfirschen haben: so darf man nur von mehrern nach einander folgenden Sorten Bäume pflanzen, und dann wird es diese Monate hindurch nicht leicht an der Folge fehlen. Man erkennt die Reife der Frucht an der Farbe und an dem Geruche; auch wenn die in die Hand genommene Pfirsche sich leicht vom Stiele löset. Die Güte der Pfirschen ist nicht überall gleich; bey uns wird die Madeleine blanche fast am meisten geschätzt. Münchhausen gab der Grosse mignonne, welche in Holland Lakpfirsche genannt wird, vor allen den Vorzug. Es müssen aber bey einer guten Pfirsche sehr verschiedene Eigenschaften zusammen kommen. Die Haut muß nämlich zart und wenig wollig seyn, und sich leicht ablösen; die Frucht muß nach Verhältniß der Größe einen kleinen Kern und viel Fleisch haben; das Fleisch muß zart, und voll süßen, weinhaften, reizenden, angenehmen Saftes seyn, und bald auf der Zunge zerfließen.

Die glatten oder kahlen Pfirschen, oder Nectarinen sind oft wässerig, sauer und unschmackhaft; wenn aber die Bäume an einem warmen trocknen Orte, und in einem guten sandigen Erdreiche stehen: so haben sie einen angenehmen und reizenden Weingeschmack; werden nicht leicht mehlig oder trocken, sondern schmecken am besten, wenn sie schon halb trocken scheinen, und um den Stiel welk und runzlich sind. Am besten aber schmecken sie, wenn sie endlich von selbst vom Baume abfallen. Bey mir stehen dergleichen Bäume an der Abendseite einer Scheune; sie wachsen aus dem Kerne, und werden nicht veredelt; erfrieren weniger, als die Pfirschen an der Mittags- und Morgenseite; und da sie im August bereits reif werden: so habe ich gut schmeckende Pfirschen, wenn öfters alle die andern ausgeblieben sind.

Die Pfirschen kann man aus den Steinen selbst erziehen; wozu aber, wie eben gesagt worden ist, die glatten sich am besten schicken. Zuweilen tragen doch auch die unveredelten oder wilden Pfirschbäume bessere Sorten, als man nach Gelegenheit darauf geimpft haben würde. Viele bringen zwar kleine schlechte Früchte; die aber doch zum Küchengebrauch dienen. Vier Jahre nach der Steckung des Steins kann der daraus erwachsende junge Baum schon Frucht tragen. Zieht man dieselbe hochstämmig: so wird ihr Holz dauerhafter; und sie bedarf daher keine Winterdecke; allein späte Fröste schaden ihnen doch auch. Da sich diese wilden Stämme nicht gern versetzen lassen: so muß man daher lieber den Stein dahin stecken, wo das Bäumchen bleiben kann; es wäre denn, daß man es darauf mit dem Ballen versetzen wollte. Je besser die Erde ist, wo der Stein eingelegt worden ist: desto eher darf man auf gute Früchte rechnen. Große und fette Blätter machen viel Hoffnung. Ich habe die jungen Bäumchen einigemal gestutzt, daß

daß sie aufs neue recht starke, dicke Triebe hervorbringen, und sich hierdurch selbst veredeln müssen.

Zum Veredeln der Pfirschen sind das Oculiren und Copuliren der gewöhnliche Weg. Hierzu wählt man vorzüglich junge Stämme von allerhand Pflaumen. Mandelbäumchen sind auch sehr gut; dauern aber nicht so lange, als die Pflaumenstämme; wilde, aus dem Stein gezogene, Aprikosenstämmchen schicken sich nicht weniger gut dazu. Die Oculirreiser müssen nicht die frechsten und stärksten Triebe zeigen; sondern die Knospen dicht bey einander stehend haben. Die Augen von diesen Reisern werden zwar im folgenden Jahre nicht so stark treiben; sie sind aber geschickter, Früchte zu tragen. Man soll auch diese Reiser nicht lange liegen lassen; je eher man sie braucht, nachdem sie abgeschnitten worden sind: desto besser kommen sie fort. Auch kann man das Absenken der Aeste von guten Sorten unternehmen; es wird selten fehl schlagen.

Zum Versetzen wählt man nun die vor dem Jahre oculirten, und noch nicht abgestutzten, Stämme; schneidet sie beym Versetzen einen halben Fuß hoch über den oculirten ab, und läßt den Stamm nicht hoch, damit solcher nicht oben ausschlage, und unten kahl bleibe. Beym Einpflanzen suche man den Stamm so zu setzen, daß die daran befindlichen Augen, oder die Seiten, wo man die meiste Vermuthung hat, daß der Stamm austreiben werde, mit der Wand parallel zu stehen kommen; denn wenn die jungen Schösse nach der Wand oder gerade vorwärts treiben: so giebt es einen schlechten Baum. Man sieht darauf, daß der Stamm nur einen Ast treibe; und je tiefer solche ausschlagen: desto besser ist es. Zeigen sich vor- oder hinterwärts Augen: so bricht man solche mit den Fingern weg. Wenn auch an einer gelegenen Stelle 2 oder 3 Knospen ausbrechen, wie bey den Pfirschen mehrentheils geschiehet: so muß nur die beste bleiben, und die übrigen weggebrochen werden. Sollte der Stamm nur auf einer Seite Augen austreiben wollen: so bricht man solche ganz hinweg, und zwingt ihn dadurch, daß er erst an der andern Seite auch Augen bilde; er wird doch von jener Seite erst wieder austreiben. Sollte ein alter Stamm aber anfangen trocken zu werden: so muß man ihm so viel abnehmen, bis man frisches Holz findet; fehlt dieses, und das Holz oder die Rinde ist schwarz: so ist nichts übrig, als den Stamm wegzuwerfen. Ein solcher kranker Baum dauert vielleicht noch ein Paar Jahre; bringt aber wenige Früchte, und geht doch aus.

Ueberhaupt dauert der Pfirschenbaum selten über 15 Jahre; weshalb man immer junge Bäume in der Baumschule haben muß, um den Abgang sofort zu ersetzen.

Mit Ende des Junius soll man die vorhandenen Zweige, so weit es geschehen kann, zur Seite nach der Erde biegen und anbinden; geschieht dieses eher: so brechen sie leicht ab, und werden auch im Wachsthume gehindert. Am besten ist es, wenn sodann an jeder Seite nur ein Ast stehet; sollten mehrere da seyn: so schneidet man solche im Herbste oder im Frühjahre so dicht, als möglich, am Stamme ab, damit die Wunde zuheile, und der Stamm daneben nicht wieder austreibe; es wäre denn, daß zu freche Wasserreiser getrieben wären. Den alten Stamm schneide man auch gerade über dem obersten ausgewachsenen Auge schräge ab.

Sollte der Stamm im ersten Sommer nur einen Hauptzweig getrieben haben, welcher gemeiniglich an der Spitze erscheint: so thut man am besten, den alten Stamm darunter glatt wegzuschneiden, daß er neue Zweige austreibe. Sollte dieses nicht füglich angehen: so stutzt man wenigstens das ausgetriebene Reis kurz ab, und nimmt den alten Stamm gleich über dem Auge weg, um an beyden Seiten Reiser zu haben. Die beyden seitwärts liegenden Aeste, welche künftig die Hauptzweige geben sollen, stutzt man, auf einen Schuh bis funfzehn Zoll, gerade über einem unter sich zur Erde gerichteten Auge. Alle Schnitte müssen schräge, dicht am alten Holze, und unmittelbar an einem Auge geschehen. Alle ausgewachsene Nebenreiser schneidet man gern ab; sie müßten denn an beyden Seiten gleich seyn, und gutes Holz versprechen.

Im folgenden Sommer soll man alte unnütze Knospen und junge Reiser bey Zeiten ausbrechen; um Johannis die ausgewachsenen Zweige gleichfalls niederbiegen, und so niedrig, als möglich, anbinden; auch in der folgenden Zeit das Anbinden so veranstalten, daß sich die Zweige nicht kreuzen, sondern, so viel möglich, horizontal legen, weil sich die Mitte von selbst genugsam bedecken wird, wenn nur die Seiten bis auf die Erde Holz haben; doch muß man die eine Seite nicht stärker wachsen lassen, als die andere.

Das Holz muß man kennen, um das fruchttragende zu schonen, und das unnütze wegzunehmen; doch wird das Holz, welches einmal getragen hat, weggeschnitten, und jährlich junges Fruchtholz zugezogen. Man muß daher im May die Bäume etliche Mal durchgehen; die unordentlichen Triebe und Knospen wegnehmen; diejenigen Zweige aber, welche stehen bleiben sollen, in guter Ordnung an die Wand ziehen, damit solche gehörige Sonne und Luft genießen, und das Holz reif und geschickt gemacht werde, im nächsten Jahre Früchte zu bringen. Bey diesem Verfahren wird man nachher keines starken Beschneidens bedürfen; als welches überhaupt den Pfirschbäumen öfters nachtheilig ist, weil sie durch die Nässe, welche in den verletzten Theil hinein zieht, leicht den Krebs bekommen.

Die großen Wasserreiser soll man nicht dicht am Hauptstamme wegschneiden, wenn man versäumt hätte, dieselben zu Anfange wegzubrechen; sonst entsteht eine Wunde, welche nicht zuwächst. Läßt aber ein Zweig Harz auslaufen: so muß er so weit abgeschnitten werden, bis sich frisches Holz zeigt; sonst verdirbt der Baum immer weiter.

Das Beschneiden kann im Herbste, wenn das Laub anfängt abzufallen; sicherer aber im Februar und März geschehen, weil im Winter leicht etwas erfriert, und der Schnitt dann doch im Frühjahre wiederholt werden muß. Man beschneidet die Bäume allezeit hinter einem Holzauge, welches hernach das Leitauge wird, das die Nahrung herbey zieht; widrigenfalls stirbt der Zweig bis zu dem nächststehenden Auge leicht ab. Wie lang die Zweige zu lassen, oder wie kurz solche abzuschneiden sind, dieß muß nach den Umständen bestimmt werden. Ein Hauptvortheil des Schnitts aber besteht darinn, daß man von den Zweigen, welche aus einem im vorigen Jahre beschnittenen Zweige gekommen sind, nur einen, oder, wenn es zur Bedeckung der Wand nöthig ist, höchstens zwey, und zwar die niedrigsten, stehen lasse.

Unsre

Unsere Pfirschbäume halten zwar die gewöhnliche Winterkälte aus; leiden aber doch bey heftigen Frösten leicht Schaden. Man kann daher, aus Vorsicht, solche im Winter, sonderlich die Nacht über, mit Matten oder Rohrdecken verwahren; doch muß auch dieses mit Behutsamkeit geschehen. Bedeckt man die Bäume zu genau, und fährt damit zu lange fort, oder nimmt die Bedeckung ohne Vorsicht hinweg, wenn man sie eine Zeit lang bedeckt gehalten hat, so daß sie zu geschwind der Luft ausgesetzt werden: so leiden hierdurch die Bäume mehr, als wenn sie unbedeckt geblieben wären. Zu der Zeit, wenn die Bäume zu blühen, und Früchte zu setzen anfangen, ist es zuträglich, solche, sonderlich zur Nachtzeit, zu bedecken, und dadurch die rauhe Luft, nebst der Nässe, abzuhalten.

Wie aber die Lage dieser Bäume gegen Morgen und Mittag zur Beschleunigung des Reifwerdens ihrer Früchte sehr dienlich ist; besonders aber die Mittagssonne den Trieb der Bäume noch mehr beschleunigt: so können sie durch darauf folgende härtere Witterung in dieser Lage leicht um ihre Blüthen kommen, wenn bey ihrer Bedeckung, wie eben zuvor gesagt worden ist, etwas versehen wird; zumal wenn eine ziemliche Menge dieser Bäume vorhanden ist. Man richte sich daher so ein, daß ein Theil dieser Bäume an der Mittagslage; ein andrer aber so stehe, daß sie die Nachmittags- und Abendsonne haben, da sie in dieser letztern Lage weniger Gefahr auszustehen haben. Man wähle zu dieser letztern Lage die frühzeitigen Sorten; zu jener aber die spätern; oder von beyden vermischt unter einander: so wird man in mißlichen Frühjahren nie einen gänzlichen Mangel an Pfirschen zu erleiden haben.

Das Erdreich um diese Bäume soll man alle Jahre, doch nicht zu tief, umgraben, und bey heißem, trocknem Wetter um den Stamm gleichsam ein hohles Becken machen, und an die Wurzel wöchentlich ein-, auch zweymal verschlagenes weiches Wasser gießen. Ueberflüßige Nässe dient den Bäumen nicht. Die beste Düngung für sie ist ihr eigenes abgefallenes Laub, welches man mit Weinlaube an-, doch nicht unmittelbar auf die Wurzel, legt, und wieder mit frischer Erde bedeckt.

Noch ist zu gedenken, daß, wenn man hochstämmige Pfirschbäume, da man sie sonst gemeiniglich nur niederstämmig an Wänden oder Spalieren hält, im Garten haben will, solche einen wider den Wind geschützten Stand haben müssen; ein mittelmäßiger Wind kann sonst alle Früchte vor der Zeit abwerfen. Diese hochstämmigen Bäume sind zwar weniger zärtlich; bringen aber etwas kleinere Früchte, und müssen zu den frühzeitigen Sorten gehören, da sie nicht, wie die an Wänden stehenden, von der Sonne durchgekocht werden können.

Die vornehmsten Arten, welche bey uns am besten fortkommen, sind: la Grosse mignonne, wegen der schönen rothen Farbe Lakpfirsche genannt, welche bey uns die schönste und schmackhafteste unter allen ist; la Petite mignonne, gemeiniglich die Zwolfche genannt; l'Admirable; Madeleine blanche, oder Melcaton, weiße Magdalene; Madeleine rouge, oder Montagne, rothe Magdalene; Pourprée hâtive, frühe Purpurpfirsche; Bellegarde, oder Galande; Bourdine, trägt, als ein hochstämmiger Baum, reichlich; Chevreuse hâtive, der Baum trägt gut; Royale, Königspfirsche, ist

unter den späten eine der besten, wenn der Herbst warm und trocken ist.

Der Pfirschbaum mit gefüllten Blumen ist eine Spielart von der Madeleine blanche; sie blühet häufig, und ist eine wahre Zierde im Frühjahre; sie setzt auch Früchte an, und gemeiniglich erscheinen solche als Zwillinge, nämlich zwey mit einander verwachsen.

Von den Nectarinen schätzt man vorzüglich hoch: Newington Nectarine. Das Fleisch derselben hängt fest am Steine, und ist daselbst dunkelroth; goldne Nectarine hat sehr gelbes, am Steine dicht anhängendes, Fleisch, woselbst es mattroth aussieht; Tempelsnectarine, eine mittelmäßig große Frucht, das Fleisch schmelzend, gegen den Stein weißlich, und geht von diesem los; Petersburger oder späte grüne Nectarine, ist mittelmäßig groß, nach der Sonne zu blaßgrün, an der Wand weißlichgrün, festes Fleisch, und bey guter Witterung von gutem Geschmacke; la Peche, oder le Brugnon cerise, ist nicht viel größer als eine Kirsche, und äußerlich mehrentheils weiß, und nur um den Stein wenig rothes Fleisch, hat auch einen angenehmen Geschmack.

Pflanzenerde, diejenige Erde, die zur Unterhaltung der Pflanzen schicklich ist. Die Eigenschaften solcher Erde können sehr verschieden seyn, und man kann die Abstufung derselben leicht finden, wenn man von dem Begriffe, welches die beste Pflanzenerde ist, ausgeht. Um hiebey nicht zu weitläufig zu seyn: so hat man nur auf diese drey Eigenschaften einer guten Erde zu achten, daß solche locker, fett und schwärzlich seyn muß. Die erste Eigenschaft ist deswegen besonders vortheilhaft, weil die zartesten Fäserchen der Wurzeln, ohne allen Widerstand, sich leicht ausbreiten und vermehren können; imgleichen weil das Wasser nebst der Luft leicht und tief eindringt, und mit Beyhülfe der leicht eindringenden Sonnenwärme die Nahrung und das Wachsthum der Wurzel und der ganzen Pflanze befördert. Die fette Eigenschaft einer Erde giebt von den beygemischten salzigen, öligen und schwefeligen Theilen eine sichre Anzeige; und jemehr dergleichen zugegen sind: destomehr Kraft kann die Erde den Gewächsen geben. Wenn man etwas davon angefeuchtet hat, und mit der Hand drückt: so darf es nicht aus einander fallen; sondern durch seine eigene Zähigkeit verbunden bleiben. Ob die Farbe ein Zeugniß von der Güte abgebe, möchte zweifelhaft scheinen; vielleicht schätzt man deswegen die schwarze, weil diese eher die Wärme annimmt, auch länger behält, als die weiße. Die Erfahrung ist auch hier die sicherste Gewährsmänninn. Der Mist ist im Grunde nichts anders, als eine solche Erde. Außer diesen Eigenschaften aber, welche das Aeußerliche der Erde betreffen, soll man noch andere in Erwägung ziehen; vorzüglich soll man auf die Tiefe des Erdreiches, und auch darauf Acht haben, was für Grund darunter sey. Der beste Boden, der nur einen halben oder ganzen Fuß tief ist, und Lehm unter sich hat, ist lange nicht so fruchtbar, als ein magerer, oder tiefer Boden, der auf einem warmen Kalksteine oder Sande liegt, durch welchen das überflüßige Wasser weggehen kann; da es hingegen im Lehme stehen bleibt, und die zarten Wurzeln tödtet. Ferner schätzt man vorzüglich dasjenige Erdreich, welches neu ist, und entweder noch gar keine, oder doch in langer Zeit

keine

keine Pflanzen getragen und ernährt hat; besonders aber von der Art, als man hinein säen oder pflanzen will. Hierinn liegt der Grund der Brache und der Abwechselung mit dem Getraide und andern Pflanzen. (Man weiß aber auch aus manchen Erfahrungen, daß in jedem Jahre aufs neue immer aufgelegter Dünger die Abwechselung nicht nöthig mache. So hat man Gegenden, in denen Jahr für Jahr, auf einem und eben demselben Orte, Kopfkohl, Zwiebeln, Cartoffeln, in der vorzüglichsten Güte und größten Menge, erbauet werden; es wird aber jährlich dazu gedünget.) Auch ist diejenige Erde zu schätzen, welche aus der Tiefe ausgegraben wird, und, Statt des untern, nunmehr den obern Platz einnimmt. Dieses Verbesserungsmittel ist bekannt; denn man hat viele unfruchtbare Plätze, deren Oberfläche, mit einer schlechten Erde oder Sand bedeckt, bloß dadurch gebessert worden ist, daß man diese untaugliche Rinde hinunter gegraben; hingegen die darunter befindlich gewesene gute Lage, von guter, schwarzer, auch wohl lehmiger, Erde hervorgegraben, und obenauf gelegt hat. Kann diese, aus dem Verborgenen gleichsam an das Licht gebrachte, Erde einige Zeit der Luft- und Sonnenwärme genießen, ehe sie benutzt wird: so wird sie dadurch noch viel kräftiger werden. Was die Luft hierzu beytrage, und welche Arten von Salztheilchen vornehmlich aus der Luft in die Erde übergehen, darüber haben die Naturlehrer verschiedene Meinungen. Dem Landwirthe kann es genug seyn, zu wissen, daß eine Erde, die lange an der freyen Luft müssig gelegen hat, ungemein fruchtbar sey. Und hierinn besteht bey dem Pflügen des Ackers zugleich mit der Vortheil, daß zwischen den verschiedenen Pflügungsarten genugsame Zeit beobachtet werde, damit die Luft in die umgekehrte Ackererde ihren wohlthätigen Einfluß haben könne.

Pflaster, bey den Jägern ein Stück Leder, Barchend oder Leinwand, so mit Talg bestrichen, und zu dem Futter der Kugel in einer gezogenen Büchse gebraucht wird. Man legt nämlich das Pflaster auf den Lauf, die Kugel oben darüber, und so stößt man beyde in die Büchse hinunter.

Pflasterrücken, der erhabene Theil einer Straße oder eines Fahrdammes, oder die Höhe von der Steigung einer Brücke, wovon man nach der rechten und linken Hand einen Abhang giebt, damit das Gewässer ablaufen könne.

Pflaster, Steinpflaster, heißt nicht nur derjenige aus platten Feldsteinen zusammengesetzte Boden der Straßen und andrer, unter freyem Himmel liegender, Plätze; sondern auch der in einem Saal, Vorgemach oder Flur befindliche Fußboden, welcher von steinernen Platten, Marmor oder Fliesen zusammengesetzt ist. Das Pflaster an den Häusern in den Straßen muß erhaben seyn, und von da seine gehörige Abdachung bekommen; vornämlich muß dieses an Häusern von Fachwerk $1\frac{1}{2}$ F. unter der Schwelle in der Regel anfangen, damit diese von der Nässe des Bodens nicht so leicht schadhaft werden könne.

Pflasterwinkel, die Vereinigung zweyer Pflaster, davon die eine gemeiniglich von zwey Flügeln, und die andere von zwey abhängigen Theilen des Pflasters entsteht, welche von den Häusern bis in die Gassen gehen.

Pflaumbaum, ein unter uns sehr gemeiner Baum, wovon wir verschiedene Sorten haben. Die Franzosen unterscheiden zwey Hauptsorten, nachdem entweder der Stein in der Frucht mit dem Fleische genau vereinigt, oder fast gar nicht damit zusammenhängend ist. Die ersten nennen sie Prunes, die andern Mirabelles. Es scheint aber dieser Unterschied nicht beständig beobachtet zu seyn. Der Gestalt nach könnte man 2 Hauptarten annehmen, da einige kugelrund, andere länglich sind. Es giebt aber sowohl von gelben Pflaumen, die man bey uns Spillinge oder Hundspflaumen nennt, als auch von blauen, theils runde, theils längliche. Der Baum ist sich fast immer ähnlich, die Früchte mögen beschaffen seyn, wie sie wollen; wir stellen daher denjenigen Baum voran, der beym Linnäus Prunus domestica heißt, welcher im Deutschen den Namen Zwetschen- oder Quetschenbaum, gemeiner oder Bauerpflaumbaum erhalten hat. Zum Unterschiede der folgenden Arten würde er heißen:

1) **Unbewehrter Pflaumbaum.** Dieser ist in allen Bauergärten bey uns als ein Baum zu finden, welcher, für gemeine Haushaltungen besonders, das nutzbarste Obst giebt. Die Früchte werden im September reif, von denen wir eine Art haben, deren Fleisch fest am Steine sitzt. Auf diese muß man deshalb achten, weil sie in der Reife länger dauert, und nach dem Abnehmen vom Baume noch 8 — 14 Tage, auf einem Strohlager dünne von einander liegend, erhalten werden kann; dagegen die andre und gemeinste Art, deren Stein mit dem Fleische nicht zusammenhängt, bald nach der Reife faul, und zuerst um den Stein schwärzlich und abschmeckend wird. Da diese Frucht auch als Tafelobst gebraucht wird: so müssen einige Bäume im Schatten anderer stehen, damit sie einige Wochen später erst zur Reife kommen, und die Tafel also noch länger mit dieser angenehmen Frucht besetzt werden könne. Die Vermehrung kann durch die Schößlinge und Steine geschehen; besser und größere Früchte erhält man aber durchs Oculiren und Pfropfen. Das letztere wollen viele anrathen, und es mißlingt selten; wenn nur der Spalt nicht in das Mark gemacht wird. Auch erhält man ohne alles Impfen größre Früchte, wenn man bey dem Versetzen bereits starker Stämme selbigen gar keine Cronen, Aeste oder Zweige läßt, als wodurch die Stämme gezwungen werden, desto stärkere Sprossen austreiben, an welchen in der Folge auch stärkere Früchte erwachsen; als welches bey den versetzten und eben so behandelten Kirschbäumen gleifalls zutrifft. Auf dem jährlich bedüngten und umgegrabenen Küchenlande gewinnt man auch größre Früchte, so wie sie kleiner und unschmackhafter auf Grasplätzen werden. Das starke Beschneiden vertragen die Bäume nicht wohl. Sie tragen auch am alten Holze; daher schicken sie sich nicht wohl am Spaliere. Je mehr man sie beschneidet: je frecher wachsen sie, und lassen endlich das Gummi ausfließen. Wenn sie 30 Jahr alt geworden sind: so stehen sie allmälig ab, und verdienen nicht weiter auf ihren Standplätzen geduldet zu werden. Das Holz ist hart, und hat eine rothe Farbe. Der Drechsler braucht es zu allerley Verzierungen seiner Arbeit; drehet auch allerley kleine Sachen daraus, als Leuchter, Pfeifenröhre, Nadelbüchsen, u. s. w. Der Tischler braucht es sowohl zum Furniren, als

als auch zu allerley kleinen Stücken, die er daraus macht, z. B. Zollstöcke, Ellen, Lineale, u. dergl.

Unter die gemeine Pflaume ordnen wir noch alle andere Pflaumen, die wir, nach den drey Hauptfarben, in blaue, gelbe und grüne, kugel- und eyförmige unterscheiden; bemerken aber zuvor, wie man bey uns auch verschiedene Sorten mit einerley Namen zu belegen pflegt; z. E. Ungarische Pflaumen nennt man sowohl länglich blaue, als auch runde, mehr röthliche Früchte. Die großen, eyförmigen, gelben und rothen heißt man Roßpflaumen; noch größer als diese sind die gelben Marunken oder Eyerpflaumen. Endlich sind noch die sogenannten Hundspflaumen oder Spillinge, von welchen es gelbe, halbgelbe, halbrothe und weiße giebt. Ehedem wollte man diese jetzt genannten Pflaumen für ungesund ausgeben; sie sind aber, wie alle übrige Pflaumen, gesund, wenn sie recht reif, und mäßig, wie es mit allen Ostarten seyn muß, genossen werden.

Die sogenannten Französischen Pflaumen findet man mehr in den Gärten der Vornehmen, als der Bauern; von denen sind die vorzüglichsten Arten diese.

Bläuliche und röthliche Früchte haben:

1) Die Orleanische Pflaume. Sie ist groß, rund, und spielet aus dem Schwarzen ins Röthliche. Der Baum trägt stark; doch will man sie nur unter die mittelmäßigen Sorten rechnen.

2) Perdrigon violet, ist groß, mehr rund, als lang, und von außen bläulichroth; das Fleisch gelblich, derb, und hängt fest am Stiele; der Saft hat einen sehr köstlichen Geschmack.

3) Myrobolane, ist mittelmäßig groß, rund, dunkelpurpurfarbig, mit violetnem Staube bestreuet, und der Saft sehr süß.

4) Maroccopflaume, Damas noir hâtive, ist sehr groß, in der Mitte wie die Pfirsche gespalten, äußerlich dunkelschwarz, mit etwas violetnem Staube bedeckt; das Fleisch gelb, und löset sich vom Steine.

Blaue eyförmige Früchte sind:

5) Perdrigon, Spanische Pflaume, schwarze Pflaume, ist mittelmäßig groß, dunkelbau, das Fleisch fest und voll ungemein köstlichen Saftes, und daher sehr geachtet.

6) Imperiale rouge, wird auch das rothe bonum magnum genannt, ist groß, dunkelroth, mit zartem Staube bedeckt, das Fleisch trocken, doch ziemlich wohl noch zu essen, dagegen zum Kochen vortrefflich.

7) Damascener-Pflaumen von Tours, Gros damas violet de Tours, ist sehr groß, rund, dunkelblau; der Saft zuckerreich, und das Fleisch löset sich vom Steine. Diese ist die bekannteste und beste dieser Art.

Gelbe rundliche Früchte haben:

8) Spillinge, gelbe frühe Pflaume, oder Hundspflaume, Jaune hâtive genannt, ist klein, kugelförmig, hellgelb, oder etwas ins Röthliche fallend, und wird schon im Jul. reif.

9) Aprikosenpflaume, Prune d'abricot, ist groß, rund, gelb, und mit weißem Staube bestreuet; das Fleisch fest, trocken, süß vom Geschmacke, und löset sich vom Steine leicht ab.

10) Drapd'orpflaume, ist von mittlerer Größe, schön gelb, mit rothen Flecken oder Streifen, und das Fleisch voll köst-

köstlichen Saftes; der Baum trägt auch stark.

Gelbe eyförmige Früchte haben:

11) Catharinenpflaume, ist ziemlich groß, eyförmig, etwas platt, äußerlich agatsteinfarbig, mit weißem Staube bedeckt; das Fleisch schön gelb, trocken, fest und mit dem Steine vereinigt; schmeckt aber sehr angenehm, und ist gut zum Trocknen; auch trägt der Baum häufig.

12) Brignolerpflaume. Diese soll die eigentliche Prunelle seyn; doch erhält auch die vorige Sorte diesen Namen. Sie ist groß, gelblich, mit Roth untermischt; das Fleisch schöngelb, trocken, aber sehr wohlschmeckend. Man erhält dergleichen ohne Kern, geschält und getrocknet, in Körben oder Kisten aus Frankreich; sie werden auch fast allen andern getrockneten vorgezogen.

13) Imperiale, oder das weiße Kaiser-Bonummagnum, oder Mogelspflaume, ist groß, eyförmig, gelb, weiß bestaubt; das Fleisch fest und dicht am Steine hängend; der Saft ist säuerlich; daher ist sie besser zum Kochen, als roh zu essen.

14) Herrenpflaume, Prune de Monsieur, oder die Pflaume von Wentworth, ist groß, von innen- und außen gelb, und der vorigen Sorte ähnlich; taugt auch nicht zum Rohessen; das Fleisch geht leicht vom Steine los.

Grünliche Früchte tragen:

15) Reine Claude, eine der besten Pflaumen, groß, rund, etwas platt, tief gefurcht, apfelgrün, mit gelben Adern untermengt; hat grünliches sehr schmackhaftes Fleisch, und süßen Saft. Der Baum hat unter allen Pflaumbäumen die dicksten, größesten und breitesten Blätter, welche sehr dunkelgrün und glänzend sind, als wenn sie befirnißt wären. Hochstämmig ist dieser Baum sehr tragbar; am Geländer aber hat er größere Früchte.

16) Maitre Claude, ist mittelmäßig gelb, mehr rund, als lang, von roth- und gelbgemischter Farbe, und das Fleisch fest. Dieses geht leicht vom Steine los, und hat einen niedlichen Geschmack.

17) Die Kirschpflaume, la Prune cerilette, hat die Gestalt und Farbe einer großen Kirsche; ist rund, ganz braunroth; das Fleisch ist sehr saftig, etwas säuerlich, und man muß sie recht reif werden lassen. Den Beschluß dieser Pflaumenarten soll die kleine Mirabelle, die fruchtbarste unter allen, machen, die eigentlich zu den weißgelben Früchten gehört, wenn nämlich der Staub noch darauf liegt; darunter aber ist sie hochgelb, und auf der Sonnenseite mit rothen Puncten getüpfelt. Das goldgelbe Fleisch ist voll zuckersüßen Safts, und sehr angenehm schmeckend; sie wird in der Mitte des Julius reif. Der Baum trägt seine Früchte klumpenweise bis an den Stamm; ist außerordentlich fruchtbar, und trägt schon im zweyten Jahre. Er läßt sich allen Schnitt und alle Gestalten gefallen, wie man ihn haben will. Hr. Christ empfiehlt ihn (in seinem Baumgärtner auf dem Dorfe, S. 278) also: Man copuliret, oculiret oder pfropfet diesen Baum auf Pflaumenstämmchen. Diese treiben stärker als die Zwetschen; doch thun sie auch auf diesen ganz gut. Sie mögen nun hochstämmig, zu 6 F. Schaftshöhe, oder halbstämmig, zu 4 F. und darunter, erzogen und verpflanzt werden: so müßt ihr diese Bäume in einer kleinen runden Crone erhalten, die nun alle Jahr größer wird; zu dem Ende müßt ihr alle Frühjahre ihre Aeste und Sommerschösse verstutzen. Die Haupttriebe schneidet ihr

ab

ab bis auf etliche Augen; die kleinen überflüßigen aber nehmt ihr ganz weg. Hat die Crone etwa hie oder da eine Lücke: so schneidet ihr die nächsten Zweige dabey so, daß das Auge bey dem Schnitt auf die Lücke hinweise; dann werden die daraus erwachsenden Aeste die Lücke ausfüllen. Durch dieses alljährige Beschneiden bleibt der Baum immer in seinen Kräften, treibt alle Jahre eine Menge frischer Sommerschösse, und hängt bis an den Schaft so außerordentlich voll, daß er öfters mehr Früchte, als Blätter, zu haben scheint. Die Frucht wird wegen des starken Triebes und der Kraft des Baumes viel größer, schöner und saftiger, als auf einem großen Mirabellenbaum, den man unbeschnitten fortwachsen läßt. Dieser zieht immer dürres Holz, wozu er geneigt ist; erschöpft sich, und dauert nicht so lange, als ein solcher, der immer unter dem Messer gehalten wird. Ueberdies gewinnet ihr dadurch, daß ihr die Cronen rund und klein erhaltet, diesen Vortheil, daß ihr vielmehr Stämme auf der Abtheilung eines Gartens setzen könnet; denn bey diesen Cronen haben die Stämme an 10 — 12 F. Abstand genug, und dazwischen kann gleichwohl jedesmal eine Zwergmirabelle stehen.

Die doppelte Mirabelle, oder **Goldpflaume**, ist der vorhergehenden vollkommen ähnlich; nur ist sie um die Hälfte größer, und hat eine tiefe Furche. Der Baum trägt zwar auch häufig; aber doch nicht so voll, wie die kleine Mirabelle, als welche letztere besonders in der Nähe großer Städte mehr angezogen werden sollte, weil sie daselbst frisch verkauft werden kann; und zwar zu einer Zeit, da es an andern guten Obstarten fehlt, und sie getrocknet allemal ihre Liebhaber häufig finden muß.

2) **Stachliger Pflaumbaum mit wolligen Blättern**, ist bekannt unter dem Namen: **wilde runde Pflaume, große oder Haberschlehen, Krecken** oder **Kriechen**, Prunus insititia L. Es ist dieses gleichsam die Mittelart zwischen der ersten und folgenden. Die Früchte sind kugelrund, und noch einmal so groß, als die gemeinen Schlehen; sie werden etwas früher reif, als die gemeinen Pflaumen, und schmecken etwas herbe; wenn sie aber überreif oder weich sind: dann schmecken sie weniger herbe. Sie werden in manchen Häusern getrocknet, oder gebacken, sehr gern gegessen; wie nicht weniger zu einem Dauermuße eingekocht, welcher zum Braten gegessen oder zu Torten gebraucht wird. Werden sie zu einem Muße bestimmt: so werden sie, wenn sie wohl reif sind, in dem Kessel unzerschnitten und ganz mit den Kernen gekocht, und sodann durch ein drähternes Sieb durchgetrieben, daß die Steine zurückbleiben müssen; worauf denn das durchgetriebene Muß noch einmal in den Kessel kömmt, und dick eingekocht wird. Wer die Frucht größer, als die gemeine, haben will, muß solches durch Propfen, Oculiren oder Copuliren auf junge Stämme zuwege bringen. Der Baum trägt ungemein voll. Das Holz ist schön buntscheckig, und wird dem Pflaumenholze vorgezogen.

3) **Stachliger Pflaumbaum mit glatten Blättern**, Prunus spinola L. Es heißt solcher bey uns nicht allein **Schwarzdorn**, sondern auch **Schlehedorn, Heckdorn**, wilder **Krickenbaum**, u. s. f. Die anfangs grünen Früchte werden zuletzt braun oder schwarzblau, und fein bestaubt; man findet auch

eine Spielart mit weißen Früchten. Die Schlehenpflaumen sind sauer und sehr herbe, bis sie der Frost mürbe, und die anfangende Gährung etwas gelinder und eßbarer macht. Durch das Verpflanzen und einige Wartung wird die Frucht größer und Haberschlehe genannt. Man hat den Schwarzdorn zu lebendigen Hecken empfohlen; aber er ist hierzu nicht anzurathen, weil die Wurzel auf 20 und mehrere Schuhe umher wuchert, und dem guten Lande viele Nahrung entzieht; und werden die auslaufenden Wurzelschößlinge nicht alsbald weggeräumet: so wird in wenig Jahren ein großes Stück Land unbrauchbar werden. Auch die Hauptstämme gehen wegen der austreibenden Wurzelschößlinge leicht ein; mithin entstehen in der Hecke überall Lücken. Wem es aber um die Frucht zu thun ist, der thut am besten, Reiser auf Stämme vom gemeinen Pflaumbaume zu impfen; denn dadurch erlangt man noch einmal so große Schlehenpflaumen, und ist dann vor dem Hinwegräumen der Wurzelausschößlinge gesichert. Die Rinde von dem Stamme und Aesten wird zu besserer Aufbehaltung der Käse genutzt; von einigen Landleuten aber, Statt der Chinarinde, bey Wechselfiebern gebraucht, auch daraus mit Lauge eine rothe Farbe für das wollene Garn bereitet. Die Blüthen werden sowohl frisch, als getrocknet, mit Wasser und Milch abgekocht, und als ein gutes Laxirmittel verordnet; sonderlich schickt sich dieses für Kinder, welche von Würmern geplagt werden. Wenn man dergleichen Trank einige Tage gebraucht, und solchen gelinde einrichtet, damit nicht zu häufige Oeffnungen erfolgen: so kann man sich desselben auch als einer blutreinigenden Frühlingscur bedienen. Die unreife Frucht giebt mit Vitriol eine beständige schwarze Farbe, und wo nicht eine bessere, doch eben so gute, Tinte, als die mit Galläpfeln verfertigte. Das damit Geschriebene wird, wenn es einige Tage in der Luft liegt, vollkommen und dauerhaft schwarz, nachdem es anfänglich weniger schwarz gewesen ist. Die mell und weichen Früchte können roh und getrocknet verspeiset werden, und man kann sie als stärkend ansehen; auch zu gelinder Stopfung bey Bauchflüßen, wo keine Unreinigkeit mehr zurück ist, nützlich anwenden. Der Saft davon erhält und kläret den trüben Essig und Wein sehr gut. Zur Stärkung des schwachen Magens wird der Schlehenwein sehr angepriesen, wovon man mancherley Bereitungsarten bey Schriftstellern findet. Eine der besten ist diese: Zu einem halben Oxhöft nimmt man anderthalb Scheffel Schlehen, sucht sie rein aus, und zerstößt sie mit den Kernen. Ferner stößt man ein Viertelpfund bittre Mandeln, anderthalb Loth Zimmt, und fünf Viertelloth Nelken, welches alles zusammen in das Faß gethan wird; dann nagelt man ein Haarsieb, und unter den untersten Boden noch ein kleines Sieb darauf, spündet das Faß zu, gießt den Wein darauf, zapft ihn öfters wieder ab, und gießt ihn wieder darauf, bis er recht klar ist. Wenn er 8—14 Tage gelegen hat: so ist er gut.

Pflügen, oder **Ackern**, das Hauptgeschäfte des Ackermanns, den Acker mittelst des Pfluges so auf- oder umzureißen, daß selbiger den eingesäeten Saamen gut annehmen, und zur erwünschten Vermehrung oder Fruchtbarkeit empor bringen könne. Ein kluger Ackermann muß es aus Erfahrung und Nachdenken wissen, wie

wie tief er seinen Boden pflügen muß, da einige Pflanzen tief, andere seichter wurzeln. Ist der Pflug für diese oder jene Pflanzenart zu seichte geackert, daß die Wurzeln auf eine zu feste Erde stoßen: so werden sie von mehrerem Wachsthume zurückgehalten; ist aber ein im Grunde leichter oder loser Boden zu tief gepflüget worden: so wird sich die Pflanzennahrung, der Nahrungssaft, zu tief einsenken, und den Wurzeln entzogen werden. Man hat es ausgefunden, daß die Getraidewurzeln nicht über $1\frac{1}{2}$ Z. lang sind, weshalb für solche eine Tiefe von 4 Z. hinlänglich seyn kann. Nur da wird man mit dem Pfluge tiefer eingreifen, wo man eine bessere Erde oben herauf-, und eine schlechtere Erde hinunterbringen, oder beyde, z. E. Lehm mit Sande, vermischen will, da man denn bey dem ersten Aufpflügen des Ackers nur flach; in der Folge aber tiefer gehet, um das Zugvieh nicht anfänglich ohne Noth allzustark anzugreifen, oder es zu ruiniren. Bey kaltem nassem Boden kann ein tieferes Pflügen sehr nützlich seyn, damit die Nässe sich tiefer einsenken, und den Getraidewurzeln nicht schaden möge. Hat man einen von Natur festen Boden: so hält der Ackermann schmale Furchen, als wodurch der Acker mehr getrennt, und, wie man sagt, eine bessere Krume gewonnen wird. Es dient dem Zugviehe zur Erleichterung, wenn, nach Beschaffenheit des Bodens, hiemit gleich bey dem ersten Pflügen, bey dem Brachen oder der Stürzfahre, angefangen, und in den folgenden Pflugzeiten damit fortgefahren wird. Bey einem sehr leichten Sandboden, welcher nicht grusig ist, wird, da selbiger doch locker genug ist, eine Ausnahme Statt finden.

Es wird an den meisten Orten wohlgethan seyn, wenn man von einer Pflugzeit bis zur andern stufenweise tiefer pflüget, weil auf solche Weise Luft und Sonne mehr die Erde auflösen, die Pflanzennahrung darinn mehr wirksam machen; die Luft aber auch zugleich ihre düngende Kraft der Erde mittheilen kann. Soll daher der Acker nur eine Tiefe von 4 Z. erhalten: so darf bey dem ersten Pflügen der Pflug nur auf 2 Z., bey dem zweyten auf 3, und bey dem dritten auf 4 Z gestellt werden. Bey solchem Verfahren wird nur immer so viel Erde hervorkommen, als Luft und Sonne hinlänglich einwirken können. Außerdem, daß durch das allmälige Tieferpflügen dem Zugviehe Erleichterung verschafft wird, hat man besonders bey der sogenannten Dreyfelderwirthschaft bey einem grusigen oder kräutartigen Boden den Vortheil, daß die Gruse am geschwindesten stockt, wie solches bey mir und in der angränzenden ganzen Niederung der Fall ist. Pflügt man hier das erste Mal zu tief: so wird bey der Wendfahre die Gruse nicht nur unverstockt, oder der ganze zusammenhängende Rasen gefunden; sondern man kann diesen ersten Fehler in den folgenden Pflugzeiten auch nicht wieder verbessern; es wäre denn, daß man den Acker mit den allerschwersten Eggen angreifen wollte, wobey es dennoch geschehen wird, daß die nicht genug zum Trocknen zuerst hervorgebrachten Queckenwurzeln, wenn sie gleich zerrissen werden, in ihrem frischen Zustande verbleiben, und nicht hinreichend genug zu Tage gebracht werden können. Auch findet man bey obgedachtem ersten Fehler des Pflügens, daß der Pflug in der Wend- und Saatfahre sehr schwer, bald zu tief, bald zu flach, geht, und keine ordentliche Furche gemacht werden kann.

Das wiederholte Pflügen beruhet auf dem Grundsatze, daß die geöffnete Erde durch den Einfluß der Luft und der Sonne zum bessern Ertrage geschickt werde; wobey es denn auf die verschiedenen Erdarten hauptsächlich mit ankommen muß. Gemeiniglich nimmt man zur Regel an, daß zwischen der Brache und Wendfahre sechs, und zwischen dieser und der Saatfahre vier Wochen verfließen sollen. Hiebey ist denn freylich aber die Witterung während dieser Zwischenzeiten mit in Anschlag zu bringen, da man, wenn solche regnicht ist, und das Unkraut zu sehr hervorlockt, kürzere Intervallen annehmen muß, weil das Unkraut dem Acker die Pflanzennahrung zum Schaden der nachfolgenden Kornsaat zu sehr entziehen oder verringern würde. Für die Sommerfelder muß man kürzere Zwischenzeiten annehmen, weil Pflugarbeit und Saat geschwinder, als im Winterfelde, auf einander folgen. Wo aber Brachfelder sind, da ist es sehr wohlgethan, wenn die Sommerfelder noch im Herbste gestürzt werden, und der Acker, wenn er nicht leicht ist, auch noch vor dem Winter gewendet und geeget wird.

Wie oft der Acker zu pflügen sey, darüber lassen sich nicht überall anwendbare Regeln angeben, weil der Boden nicht durchgängig von einerley Beschaffenheit ist. Will man aber die verschiedenen Getraidearten zur Richtschnur annehmen: so kann es diese seyn. Waizenacker wird an den meisten Orten viermal gepflüget; beym Roggen läßt man es gemeiniglich an dreymaligem Pflügen genug seyn; ist der Acker aber zu grusig, oder wegen der nassen Witterung in den Zwischenzeiten des Pflügens nicht artbar genug geworden: so wird man durch viermaliges Pflügen die sogenannte Krume erst gewinnen können. Es giebt sehr leichte Sandfelder, die durch öfteres Pflügen zu locker werden können, weshalb sie nur zweymal, ja die allerleichtesten nur einmal, nämlich zur Saat, gepflüget werden. Die Gerste theilen wir in große und kleine. Zur letztern wird meistens nur dreymal; zur erstern aber viermal; hin und wieder aber auch nur dreymal gepflüget. Die Haberfelder werden in einem grusigen oder festen Boden dreyfährig, in einem leichten Boden nur zweyfährig bestellt. Noch ist bey dem Haber zu merken, daß der Acker dazu in manchen Gegenden, wie man sagt, auf Trift gepflüget wird; welches besonders da geschiehet, wo man in drey oder mehrere Arten säet, da man die Art und Weise, in die gedüngte Brache zu säen, in die erste Art säen nennt. In die andere Art säen heißt, ein Feld, welches im vorigen Jahre zum ersten Male im gedüngten Boden Frucht getragen hat, nun zum andern Male mit Roggen, Gerste, Hirse, u. s. f. besaamen. Werden diese Felder zum dritten Male gepflüget: so sagt man, man habe in die dritte Art gesäet. Hier lassen nun manche Wirthe diejenigen leichten Aecker andrer Art, so etwa Gerste getragen haben, und zum dritten Male Haber tragen sollen, mit der Stoppel bis ins Frühjahr liegen, da sie denn diese Stoppeln, also zur dritten Art, nur unterpflügen, und den Haber in die tiefe Furche säen, und untereggen. Die Gerstenstoppeln aber pflügen sie gleich nach der Aerndte unter, damit sie verfaulen. Im späten Herbste werden diese gestoppelten oder gestürzten Aecker zur Saat gepflüget. Dieser gepflügte Acker bleibt den Winter über so liegen, und dieses heißt nun auf Trift gepflüget. Sobald nach vergangenem Winter in die Erde zu kommen,

men, und kein Frost mehr zu besorgen ist: wird der Haber gesäet und untergeegget. Hiebey ist aber zu wissen, daß ein schmieriger Boden sich nicht zur Auftrift schickt, weil die Furchen nicht stehen bleiben, sondern von Regen und Schnee ganz platt zusammen laufen, daß daher der Saame mittelst des Eggens nicht untergebracht werden kann. Auch wird mancher Orten die Gerste in die Auftrift gesäet, welche öfters besser, als die nach der gewöhnlichen Art eingesäete Gerste, zuziehet. Es geschiehet dieses hin und wieder auf großen Güthern, wo viele Aecker und wenig Anspann oder Dienste sich befinden; nur muß man, wie vorhin gesagt worden, hierzu solche Felder haben, auf welchen die Furchen im Winter fest stehen bleiben.

Die Hülsenfrüchte, als Erbsen, Wicken, Linsen, u. s. f. gehen mit ihren Wurzeln mehr seitwärts, als in die Tiefe; weshalb man sie in vielen Gegenden nur einjährig, fast nirgends aber mehr als zweyjährig bestellt. Sie kommen fast überall in die Brache, und in der Mittelmark werden sie, da selbige sehr dünnhülsig und wohlschmeckend ausfallen, aufs stärkste angebauet. Sie machen den Boden, den sie überall bedecken, sehr rein und mürbe, daß eine Pflugart für das unmittelbar darauf folgende Winterkorn erspart werden kann. Wo aber ein frischer grusiger Boden ist, da muß selbiger, sobald die Erbsen und Wicken eingeärndtet sind, gestoppelt oder gestürzt werden, damit Gras und Unkraut den Acker nicht aussaugen mögen. Endlich hat man auch noch die verschiedenen Benennungen des Pflügens nach den verschiedenen Intervallen zu bemerken. Im Winterfelde heißt das erste Pflügen **Brachen**, oder die Brache pflügen; sodann folgt das **Wenden**, das zweyte Pflügen; **Rühren**, das dritte Pflügen; zur **Wintersaatpflügen**, auch **Aehren**, das vierte oder letzte Pflügen. Das erste Pflügen zur Sommersaat oder im nächst folgenden Sommerfelde nennen wir **Stürzen** oder **Stoppeln**; das zweyte, **Wenden**, oder auch **Rühren**; das dritte, zur **Saat pflügen**, oder **ackern**. Sonst nennt man auch das zweyte Pflügen im Winter- und Sommerfelde, die **Wendfahre pflügen**; das dritte oder vierte, die **Saatfahre pflügen**.

Noch muß man wissen, was bey der Ackerwirthschaft **Zusammenpflügen** und **Voneinanderpflügen** genannt wird. In niedrigen Feldern, oder solchen, wo die öftern Regen und Thauwasser die Saat überschwemmen können, muß man breite Beete mit hohen **Mittelrücken** halten, um das Wasser von den Saaten abzuführen. Will man dergleichen auf neu geordneten oder neu zu cultivirenden Feldern anlegen: so kann man folgendergestalt verfahren. Man steckt die Breite eines jeden Beetes unten und oben am Ende mittelst kleiner Pfähle ab. Man setze nun den Pflug in der Mitte des Beetes an, und pflüge das Stück bis ans Ende um. Nun wird der Pflug in die Höhe gehoben, die Pferde oder Ochsen werden umgelenkt, der Pflug wird dann nahe bey dieser ersten Furche eingesetzt, und gerade daneben wieder herunter gepflüget: dann bekommt man die erste Erhöhung, gegen welche die Erde der folgenden eben so geführten Furche sich anlegt, und nach geendigtem Pflügen des Beetes in der Mitte eine Erhabenheit darstellt. Wenn man die Beete bey dem andern, dritten, und, wenn es recht hoch werden soll, viermaligen Pflügen jederzeit in der Mitte zu pflügen anfängt, als welches **Zusammenpflügen**, oder

oder Zusammenackern, heißt: so wird das Beet mit einem hohen Mittelrücken erscheinen. Wo nun aber dergleichen Beete mit hohen Mittelrücken bereits vorhanden, oder bey neu angelegten Feldern, mittelst beständigen Zusammenpflügens, in Ordnung und gehörige Höhe gebracht sind: da muß künftig bey dem Pflügen oder Bestellen nicht immer so, wie gezeigt worden ist, in der Mitte angefangen, und daneben herunter gepflüget werden, weil sonst zuletzt ein hoher Berg daraus entstehen könnte; vielmehr muß man dasselbe von einander pflügen, d. i. von den Seiten zu pflügen anfangen, und in der Mitte aufhören, daß also ein dergleichen hochgerücktes Beet, wenn es in seiner Ordnung bleiben soll, wechselsweise immer von einander und wieder zusammengepflügt werden muß. Es sollte z. B. ein breites hohes Beet in der Brache viermal gepflüget, und mit Waizen, Roggen oder Winterrübsen besäet werden: so wird dieses Beet nicht in der Mitte, sondern an den Seiten oder Leisten angepflüget, und zwar an der einen Seite hinauf, und an der andern Seite wieder herunter, und hiemit fortgefahren; da denn in der Mitte des Beets oben auf dem Mittelrücken eine breite Furche erscheinen oder bleiben wird. Dieses heißt nun ein Stück oder Beet von einander pflügen. Das zweyte Pflügen, oder die Wendfahre wird in der Mitte des Beets angefangen, und also selbiges wieder zusammengepflüget. Beym Rühren oder dritten Pflügen wird dieses Beet wieder von einander gepflüget; wird aber zuletzt zur Saat geackert, oder zum vierten Male gepflüget: so wird wieder in der Mitte angefangen, und also das Stück zusammengepflüget.

Unterpflügen wird von dem Saamen gesagt, wenn selbiger bey der Saatfahre mit dem Pfluge nicht tief (bey zu tiefem Pflügen würde der Saame ersticken, und nicht aufgehen können) unter die Erde gebracht, und der Acker mit der Egge gleich gemacht wird. Diesem stehet das Obenaufsäen oder Indiefurchesäen entgegen, da der Saame über das aufgepflügte Erdreich ausgestreuet, und mit der Egge untergebracht wird. Ist das Erdreich bey nasser Witterung zu wenig trocken, und die Menge der Aussaat oder der herannahende Winter will das Zögern nicht verstatten: so findet man es rathsam, obenauf zu säen; wobey es denn gut ist, wenn nur schmale und tiefe Furchen gemacht werden, im Fall die Nässe etwa den Acker zu sehr gebunden haben könnte. Im leichten Sandboden wird das Unterpflügen bey jeder Witterung am gerathensten seyn. In Ansehung der breiten und schmalen Furchen ist noch zu gedenken, daß gedungene Pflüger, die um ein gewisses Verding nach Morgen- oder Hufenzahl Aecker zu bestellen annehmen, auch faule eigene Knechte, öfters die Pflüge dergestalt breit richten, daß der Pflugschaar fast einen ganzen Fuß breit Erdreich zu den Furchen decken muß. Hierdurch aber bleiben auf der Sohle Balken oder Rücken ungeackert, und unberührt liegen, daß daraus ungestaltete Furchen entstehen, und der Zweck des Pflügens bey zu wenig gebrochenem Erdreiche nicht erreicht wird. Da nun ein solcher Fehler alsbald in die Augen fällt: so muß den Pflügern nie ein solcher Unfug, wie auch dieser nicht, verstattet werden, daß sie, wenn der Pflug wo ausspringt, und einen Theil der Erde überhüpft (welches man Rennebalken bey uns nennt), es so lassen, wie es seyn kann. In diesem Falle muß vielmehr der Pflüger den Pflug

da,

da, wo er ausgesprungen ist, zurückziehen, und den Rennebalken umpflügen.

Wenn mehrere Pflüge, besonders bey Hofedienſten, hinter einander folgen, und es muß ein Pflug stille halten, um etwas daran zu ändern oder auszubessern: so muß der Pflüger mit einem solchen Pfluge aus seiner Furche heraus und bey Seite gehen, damit die folgenden Pflüge fortgehen, und nicht stillstehen dürfen. Ist auch ein Ackerbeet so weit herumgepflüget, daß an einem Ende noch etwas Weniges zu pflügen, oder die sogenannte Scheidfahre auszustreichen ist: so muß nur ein Pflug zu solchem Geschäffte zurückbleiben, und die übrigen müssen ohne Aufenthalt zu andern Beeten fortziehen.

Es sind Aecker, die sich weder bey zu nasser, noch bey zu trockner Witterung gut und mürbe pflügen lassen; deshalb darf der rechte Zeitpunct nicht übersehen werden. Es ist eine schlechte Ackerbestellung, wenn die nassen Furchen gleichsam wie Speckseiten bleiben, und bey der Saatfahre besonders der aufgeworfene Saame gar nicht recht eingeegget werden kann; in dem leichten Sandboden dagegen können es Roggen und Haber sehr wohl vertragen, wenn selbige naß untergepflüget werden. Und wenn von jenem von Nässe schmierig gewordenen Acker gesagt worden, daß er zur Bestellung nicht recht tüchtig sey: so finden sich auch Aecker, welche, wenn die mürbe Pflügezeit versäumt wird, so hart und fast eisenfest werden, daß bey trocknem Wetter der Pflugschaar gar nicht eingreifen und Krume gewinnen kann.

Der Acker kann durch das Pflügen noch nicht seine rechte Zubereitung erhalten, wenn die Egge dem Pfluge nicht folgt, theils die starken zusammenhängenden Erdtheile zu trennen, theils die Unkrautwurzeln hervorzuziehen, und zu vertilgen; bey der Saatfahre aber den Saamen mit Erde zu bedecken. Im starken thonigen Boden muß die mit eisernen Zinken versehene Egge dem Pfluge folgen, oder man bedient sich auch zur Zertrennung der zusammenhängenden Erde der Stachelwalze; in einem leichten sandigen Boden aber sind leichte Eggen mit hölzernen Zinken hinlänglich. Um aber dem Unkraute nicht Zeit zum Einwurzeln und Fortwuchern zu lassen, muß das Eggen nach einiger Zwischenzeit nach dem Pflügen erst geschehen, damit die Quecken- und andere Unkrautwurzeln theils erst etwas anwelken, und sich besser ausziehen lassen; theils aber das neue, aus Saamen besonders aufkeimende, Unkraut zerstöret werde; wobey aber die Witterung mit in Betracht kommen muß. Ein mit Unkraut überwachsener Boden muß nur bey trockner Witterung zur Ausrottung der Unkrautwurzeln geegget; auch zu diesem Zweck mit der Egge nach Nothdurft in die Queere überzogen werden. Bey einem starken thonigen Boden vermeidet man, so viel möglich, nasse Witterung, weil der zu nasse Boden durch das Eggen nur mehr zusammenhängend wird, und bey der Dürre kann man die Erdschollen nicht trennen. Eine solche Erdart wird man am besten bearbeiten können, nach einem zwey- bis dreytagigen Regen; auch wenn der Boden weder zu naß, noch zu trocken ist.

Es ist zuvor der Stachelwalze gedacht worden. Diese ist ein 3 Ellen langer Block, der mit 3—4 Z. langen eisernen Zinken versehen ist, und mittelst zweyer Zapfen an zwey Armen, welche sich in der Mitte an einer Deichsel vereinen, bewegt, und durch ein oder zwey Pferde gezogen wird. Diese Walze trennt alle Erdschollen,

len, welche der Egge unbezwinglich waren; eben diese Walze wird auch bey der Saatfahre gebraucht, um die Erde zu trennen, und den Saamen hineinzubringen. In einem weniger festen Boden hat man Walzen ohne Stacheln. Diese kann bey der Saatfahre auch in einem leichten sandigen Boden die Erde auf den untergepflügten Saamen anzudrücken, und das Erdreich fest zu machen, gebraucht werden, als welches der Saat sehr zuträglich ist. Eben so nützlich ist diese Walze in einem nicht schweren niedrigen Moorboden, um die den Winter über vom Froste aufgezogenen Waizen- oder Roggenpflanzen mit ihren Wurzeln wieder an das Erdreich anzudrücken.

Pflug, das Werkzeug, womit das Pflügen oder Ackern verrichtet wird. Die vorzüglichsten Theile desselben sind: 1) Das **Sech, Kolter, Vorder- oder Pflugeisen.** Dieses ist in dem Grindel befestiget, und macht die neue Furche, das Land senkrecht abzuschneiden. 2) Die **Pflugschaar.** Diese trennt die Erde horizontal vom Boden, und hebt sie auf. 3) Das **Streichbret**, wodurch die neue Furche in die Höhe genommen und zur Seite gänzlich umgekehrt wird. 4) Der **Grindel, Grengel, oder Pflugbalken**, hält die Theile des Pfluges zusammen; er ist mit vielen Löchern durchbohrt, mittelst welcher der Pflug tiefer oder seichter gestellt werden kann. 5) Der **Pflugsterz**, ist entweder einfach oder gedoppelt, und der Pflüger legt eine oder beyde Hände daran, um den Pflug zu regiren, und, wo es Noth thut, zu heben. 6) Das **Haupt**, ein Stück Holz, worauf gleichsam der ganze Pflug sich gründet; ist hinten breit, vorn aber spitz zulaufend. Dieses wird unten mit einer eisernen Sohle belegt, so die **Hauptsohle** genannt wird. Auf der Seite, da das Erdreich ausstreichet, ist das Haupt mit einer Schiene belegt, so man die **Seitenschiene** nennt. 7) Das **Pfluggestell, Pflugstöckchen, Pflugkarren**, ist das Holz, woran die Räder gemacht sind (davon an vielen Orten, und sehr richtig das eine, welches in die Furche geht, größer als das andere ist), und darauf der vordere Theil des Grengels aufliegt. 8) Die **Räder**, welche an der **Pflugspille**, welche Statt der Achse dient, festgemacht sind, so daß diese beständig umläuft; es ist aber doch besser, wenn die Achse still steht, und die Räder sich um solche bewegen; auch geht der Pflug leichter, wenn die Räder mehr groß, als klein, sind.

Weil der Erdboden von mannichfaltiger Stärke ist: so können die Pflüge auch nicht an allen Orten gleich seyn; sie müssen aber in den Haupteigenschaften alle mit einander überein kommen. Diese sind: 1) der Pflug muß so wenig, wie möglich, zusammengesetzt seyn. Jeder Bauer muß ihn haben; und sollte ihn billig selbst machen; je einfacher derselbe ist: desto besser ist er. 2) Der wohlfeilste Pflug ist daher für den gemeinen Mann der beste. 3) Auch soll der Pflug nicht wandelbar seyn; es bringt Schaden und Zeitverlust, wenn der Pflug mitten in der Arbeit zerbricht, oder jedesmal, wenn zu Felde gezogen werden soll, Flickereyen erfordert werden. 4) Ist der Pflug von festem, trocknem und zähem Holze: so ist er desto dauerhafter, auch leichter zu regiren. Man nimmt daher zu dem Grindel oder Pflugbalken gern frisches Eichenholz; zu dem Haupte aber, zur Grießsäule und Sterze Weißbüchen-, Birken- oder anderes dergleichen festes

Holz,

Holz. 5) Der Pflug muß leicht zu regiren seyn. Er muß die von ihm zu ziehende Linie selbst suchen, ohne daß er fast regirt wird; wenn er, sobald der Führer die Hand davon ziehet, ausweichet: so taugt er nicht; der Führer muß blos den Pflug richten, und zu Anfange des Ackerstücks leiten; auch Achtung geben, wenn etwa ein Stein oder anderer Widerstand den Pflug aus seiner Richtung bringt. 6) Der Pflug muß leicht zu ziehen seyn; ist dieses nicht: so wird das Zugvieh ohne Noth gemartert. 7) Ein Pflug muß die Erde leicht durchschneiden, und sich darinn nicht hindern lassen. Sind Steine oder starke Unkrautwurzeln im Wege: so muß sie der Pflug entweder aus dem Wege räumen oder durchschneiden; nicht aber gleich davon in die Höhe springen, oder sich aufhalten lassen, oder zerbrechen. 8) Eine nothwendige Eigenschaft ist ferner, daß er die umgerissene Furche recht und völlig umwerfe, so daß die Oberfläche mit allen darauf befindlichen Stoppeln ganz unten zu liegen komme. Es ist nicht hinreichend, wenn der Pflug die Furche nur losschneidet, und zur Seite legt; noch schlimmer aber ist es, wenn er die Furche im Grunde nicht einmal durchaus losschneidet, sondern gar zum Theil hängen läßt. 9) So muß auch der Pflug eine reine Furche machen, die so rein ist, als wenn sie mit einem Besen ausgekehrt wäre. Krümelt der Pflug: so ist es ein Zeichen, daß er die Furche nicht gehörig umwirft, oder daß das Streichbret zu kurz, oder zu breit ist, oder das Schaar und Sech oder Kolter nicht recht gerichtet sind, oder daß der rechte Sterz, wo zwey derselben vorhanden sind, zu weit über der Linie, die er mit der Spitze des Schaars halten soll, hinaussteht. 10) Der Pflug muß können gestellt werden. Sollen bald flache, bald tiefe, bald schmale, bald breite Furchen gemacht werden, und es wird zu jeder Veränderung eine andere Stellung des Pfluges erfordert: so muß solche leicht anzubringen seyn; sonst würde der Bauer darinn irren, oder die Stellung, falls sie Mühe machte, gar unterlassen. Ist die Veränderung durch Umsteckung eines einzigen Nagels bewirkt: so ist solches geschwinder geschehen, als wenn mehrere Keile los und wieder fest zu schlagen sind. 11) Der Pflug muß sich auch leicht wenden lassen. Er geht auf einem Ackerstücke auf und nieder, und an jedem Ende wird damit gewendet; fällt die Wendung schwer: so ist es dem Pflüger und seinem Zugviehe mehr mühsam; der Pflug wirft auch wohl gar um. Um aber das Wenden zu erleichtern, wird zu Zeiten unter dem Kloben vor der Zucht ein Knie angebracht, weil sonst in der Wendung der Kloben sinkt und in die Erde einfaßt.

Pflughaupt, im Plattdeutschen **Pflugheut**, **Ploghöft**, das Haupt des Pfluges, d. i. das unterste Holz desselben, worauf der ganze Pflug gewissermaßen gebauet ist.

Pflugreute, **Reute**, **Pflugrödel**, im Plattdeutschen **Plogröker**, ein langer, dicker, vorn mit einem breiten und scharfen Eisen beschlagener Stecken, um die Erde, welche sich an den Pflug und das Streichbret setzt, damit abzustoßen.

Pflugschaar, das Eisen am Pfluge, welches die Erde umbricht. Der Gestalt nach ist es hinten breit, und vorn spitzig zulaufend, und in der Mitte offen; in Obersachsen besonders hat es fast die

Form einer umgewandten 4. Die **Hakenschaar** aber hat eine doppelte Schneide, und sieht einer doppelten Pflugschaar ähnlich; ist aber hinten mit einer Tille versehen, womit sie an das Haupt des Hakenpfluges gesteckt wird. Die Pflugschaar muß mit Stahl belegt seyn, weil man sie dann nicht so oft darf schärfen lassen; weil sie dann besser einschneidet; auch den Koth nicht anhängen läßt, sondern spiegelglatt bleibt. Es werden überhaupt dazu nach der localen Stärke des Ackers $2\frac{1}{2}$ bis 4 Pfund Eisen erfordert; und die äußere Seite, welche die **Schneide** heißt, pflegt 10 — 13 Zoll lang zu seyn, und von der sogenannten Molderseite (ist die Seite, an welcher das dem Streichbret gegen über aufwärts stehende Bret befestigt ist, und welches **Molderbret** genannt wird) nach einem Winkel von 32 bis 45 Graden abzustehen. Die Schneide muß vorn eine gerade Linie haben, um als ein Keil desto besser ins Land zu dringen; hat sie einen Bauch: so wird die Linie, worauf das Erdreich Widerstand leistet, um so viel länger; die Schaar dringt beschwerlicher ein, und der Pflug geht schwerer. Allzuscharf muß die Schneide nicht seyn, weil sie alsdann auf einmal zu stark einschneidet, und der Pflug geht nicht gewiß. Da das Mehreste auf dem Winkel beruhet, den die Schneide nach der Molderseite macht: so wird das beste Verhältniß darinn bestehen, wenn die Schneide, aus einem Winkel von 44 bis 45 Graden, 11 — 12 Zoll lang gemacht wird, so daß alsdann die Spitze der Schneide von der Molderseite 8 — 9 Zoll absteht. Die Schaar muß vorn erhaben seyn, damit sie die losgeschnittene Erde auch in die Höhe heben, und das Streichbret leicht unterfassen kann. Dabey ist sie inwendig hohl, theils weil sie sonst zu schwer von Eisen seyn würde, theils damit sie desto bequemer an des Pfluges Haupt gehoben und befestigt werden kann.

Die Stellung der Schaar geschiehet so, daß ihre Molderseite in paralleler Linie mit der Molderseite von des Pfluges Haupt zu stehen komme. Um ein ganz Geringes muß die Molderseite von der Schaar vor dem Haupte vorstehen, und gleichsam ins Land weisen; denn auf diese Art veranlaßt das Haupt weniger Friction, und die loskrümelnde Erde kann freyer spielen. Auf gleiche Weise muß die Schärfe von der Schneide gegen die Horizontallinie von dem Haupte um ein Unmerkliches, gleich einem Keile, in die Höhe stehen, oder sie schleift sich vielmehr bald gleich einem Keile stumpf zu.

Pflugsech, Pflugeisen, Kolter,

ist das lange Messer, welches die Hauptlinie zu der neuen Furche in der Breite und Tiefe einschneidet. Die Schneide ist, gleich einem Messer, zugeschärft, und der Rücken hinten breiter. Es darf aber nicht zu scharf seyn, sonst geht der Pflug ungewiß, und das Sech greift zu leicht an einer oder der andern Seite in das Land. Die Scheide ist bey uns gleich einem Gartenmesser ausgehöhlt; anderswo hat die Schärfe vorn eine gerade Linie, weil auf diese Weise ihre Linie kürzer wird, und weniger Widerstand findet, als wenn man ihr einen Bauch giebt. Da aber das Sech die meiste Gewalt ausstehen muß, und sich leicht wegschleift: so wird die Schneide mit dem besten Stahle vorgestählt. Die Schneide sowohl, als der Griff daran werden länger gemacht, als sie anfangs nöthig waren, damit die Schneide, so wie sie sich unten abschleift, weiter herun-

heruntergelassen werden kann. Der Griff des Sechs wird vierkantig gemacht, und die Ecken werden etwas eingeschärft, damit selbiges desto besser in dem Grindel oder Pflugbalken befestigt werden könne. Das sogenannte Sechloch im Grindel muß um einen ganzen oder halben Zoll weiter, als der Griff, seyn, damit man Keile dazwischen eintreiben, und solche, wie es erforderlich seyn kann, bald nach der einen, bald nach der andern Seite verändern kann. Zwischen der Schneide des Sechs und der Schaar muß einige Zoll breit Raum seyn; sonst stopfen sich die Wurzeln vom Unkraute zwischen beyden, und der Pflug geht schwer und schleppt. Weil aber an der rechten Stellung des Sechs so viel gelegen ist: so soll der Pflüger, ehe er mit dem Pfluge zu Felde zieht, das Unterste desselben zu oben kehren; alsdann bemerkt er am besten, wo es fehlt, und ob alles in seiner rechten Ordnung sey. Es ist besser, zu Hause eine Viertelstunde mit Umkeilen zuzubringen, als ganze Tage falsch pflügen, und das Land verderben. Ist endlich das Sech zu weit weggeschliffen, und die Schneide zu kurz: so versäume man nicht, solches bey Zeiten von neuem vorstählen zu lassen.

Pflugsturz, Pflugsterz, Sturz, Sterz, der äußere oder hinterste Theil des Pflugs. Er besteht aus einem krumm gewachsenen oder so gearbeiteten Holze, welches oben hintenaus steht, und wovon der obere Theil rund, der untere etwas stärker oder vierkantig ist. Der Führer führt ihn in der Hand, und regirt damit den ganzen Pflug; er muß also so hoch seyn, daß das rückwärts aussteh-ende Ende eben in des hinterher gehenden Pflügers ausgestreckte Hand paßt. Im leichten Boden ist nur ein Sturz, und an der linken Seite nöthig; im schweren Boden ist an der rechten Seite noch ein zweyter angebracht, da man denn zum Unterschied diesen den rechten, und jenen den linken zu nennen pflegt. Die Richtung des Sturzes muß so seyn, daß er von der Seite anzusehen, unten gleich der Grießsäule ungefähr nach einem Winkel von 85 Graden etwas vorausstehe. Wird der Sturz dann oben am Ende niedergedrückt: so giebt es vorn bey der Grießsäule einen Druck, und man kann Sech und Schaar dadurch aus der Erde in die Höhe heben; zugleich aber auch, nachdem es nöthig ist, wieder hinein drücken oder darinn erhalten. Er muß so weit überstehen, daß der Pflüger, wenn er die Spitze davon in seiner linken Seite hat, bequem hinter dem Pfluge hergehen kann; aber auch die Füße nahe bey dem Pflugkasten habe, um solche, wenn es nöthig ist, gleich aufzusetzen, auch den Reitel oder Pflugstöker gemächlich zu gebrauchen. Stünde also der Sturz zu lang hintenaus: so würde es dem Pflüger beschwerlich seyn; wäre er zu sehr übergebogen: so würde ein geringer Druck darauf die Spitze von der Pflugschaar schon in die Höhe heben. Man macht auch wohl in einigen Gegenden den Sturz aus einem gerade hinauf gehenden Holze, welches eine besondere Handhabe oben am Ende hat; diese dient aber nur dem Führer, sich bequemer darauf zu legen, und den Pflug mehr zu beschweren. Es muß zwar der Sturz oben zur linken Seite etwas überhängen, damit er dem Führer desto weniger im Wege sey; unten aber soll er nicht über die Linie von der Molder überhängen, weil er sonst an der inwendigen Seite der Furche schabt, die Erde krümelt, und keine rechte Furche macht.

Pfropfen, Propfen, Impfen, Pelzen, Zweigen, diejenige Arbeit, wodurch ein wilder Stamm, vermittelst eines darauf gesetzten edlen Zweiges, verbessert oder veredelt wird. Dieses geschiehet auf mancherley Art.

1) **Das Pfropfen in den Spalt** ist die gemeinste Art zu pfropfen. Man schneidet im März und April einen hübschen glatten Zweig oder dreyjährigen Kernstamm mit einer scharfen Baumsäge ab; und zwar einen schwachen niedrig, einen starken höher, und einen wilden Stamm nahe an der Erde. Um die Rinde nicht beym Sägen zu beschädigen: so muß man in dieselbe, gegen der Säge über, mit dem Gartenmesser einen Einschnitt machen. Die Oberfläche an dem abgesetzten Ende (welches, wenn es flach, die Crone, wenn es aber schräge ist, der Rehfuß genannt wird) wird mit dem Gartenmesser glatt gemacht, der Stamm ohne Verletzung des Kerns gespalten, entweder mit dem Gartenmesser, oder mit einem Meißel, so daß der Spalt ohne Verletzung des Kerns, und also ein wenig seitwärts geht. Hierauf wird das Messer wieder herausgezogen, und in der Mitte des Spalts ein sauber geschnittenes Keilchen von Buchsbaum, Ebenholz oder Knochen gesteckt. Um mehrerer Sicherheit willen pflegt man wohl den Baum an der Stelle, bis auf welche der Riß gehen soll, fest umzubinden; allein eine geübte Hand weiß sich ohnedies zu helfen. Diejenige Seite des gespaltenen Wildlings, auf welche das Pfropfreis gesetzt werden soll, muß am füglichsten die Abendseite seyn, als woher die stärksten Stürme zu kommen pflegen; die jedoch auf diese Weise die Reiser nicht zu hart anfallen können. Ihr gegenüber, und folglich auf der Morgenseite des abgesägten Wildlings, schneidet man etwas schräg herauf durch Rinde und Holz, welcher schräge Rehfußschnitt allerdings zum frühern Verwachsen des Spaltes dient. Was den Zuschnitt des Reises anlangt: so muß er in der Form eines Keils zwar eine gehörige, dem Spalt angemessene, Länge haben; man muß ihn aber nicht zu dünn schneiden, weil blos am untersten Ende des Keils, nicht aber höher hinauf, nach dem Aufsatze zu, das Messer bis zu dem Mark des Keiles dringen darf. Der Keil muß zwar an derjenigen Seite, welche in den Spalt zu stehen kommt, dünner, als an der andern (welche heraus und mit des Wildlings äußerer Rinde in einer Gleiche steht), geschnitten, doch aber noch vollkommen so dick gelassen seyn, daß seine äußere braune Rinde, ohne sich abzulösen, sitzen bleibt, weil selbige den zum Anwachsen nöthigen Saft herbey ziehen muß. Man muß das Reis nicht zu lang, noch weniger zu kurz stutzen; 5 Augen über dem Reise ist die rechte Länge. Beym Einschieben des Reises sieht man dahin, daß die äußere Rinde desselben mit der gleichfalls äußern Schale des Wildlings in eine Gleiche komme, so daß es von außen kaum zu sehen sey, daß etwas eingeschoben ist. Bey Aepfeln und Birnen kann man eine Ausnahme machen, und das Pfropfreis ein klein wenig tiefer hineinwärts in den Spalt ziehen, damit beyde Rinden passen, weil des Wildlings Rinde dicker ist. Das unterste Auge des Reises muß gerade zwischen beyden Absätzen stehen; die Absätze aber so genau geschnitten werden, daß sie vollkommen auf das Holz des Stammes passen. Ist der Pfropfstamm klein: so läßt man dem Pfropfreise nur drey Augen; auch kommt es überhaupt auf die Stärke

des

des Stammes an, ob man ihm 5—6 Augen lassen soll. Es darf das Pfropfreis übrigens nicht über eine halbe Spanne lang bleiben; die übrigen Augen schneidet man hinweg, und verstreicht das abgeschnittene Ende mit Baumwachs. Hat man nun das edle Reis so gesetzt, daß seine Rinde mit des Stammes saftiger Rinde zutrifft: so zieht man das eingesteckte Keilchen wieder heraus; ist aber der Stamm etwas stark: so steckt man ein zartes Keilchen in den Spalt, damit das edle Reis nicht zu sehr geklemmt, und das Anwachsen verhindert werde. Wenn der zu pfropfende Stamm schon groß ist, und etwa 3 Zoll im Durchmesser hat: so kann man dem Pfropfreise noch ein anderes gegenüber setzen; denn auf diese Art wird der Schnitt desto eher überwachsen. Ist nun solches in der Folge geschehen: so wird das eine dieser Reiser weggeschnitten; ist aber der Baum schon zu groß: so ist es besser, wenn solcher zwischen die Rinde oder in den Kerb gepfropft wird; es wäre denn, daß in dessen untern nicht starken Zweigen gepfropfet, und, wenn die Reiser fortgewachsen sind, die obern wilden Zweige mit der Zeit weggenommen werden könnten. Sind die Reiser eingesetzt: so wird der Stamm sowohl oben auf seiner Fläche, als außen am Spalte mit Baumwachs verstrichen. Nach dem Verstreichen legt man auf die Fläche des Stammes ein doppeltes Papier, und verbindet die Pfropfung mit Bast oder gespaltenen Weidenruthen; aber nicht zu fest, besonders das Steinobst nicht, weil dieses eher und stärker wächst, als das Kernobst. Nach gemeiner Weise aber legt man ein Stückchen weiches Papier über den Spalt, damit nichts Fremdartiges hineinkomme. Ueber das Papier kommt zuletzt der nasse und mit Gerstenspreu und Rothgerberhaaren durchknätete Lehm (man kann auch den Lehm, mit bloßem reinem Kuhmist, worunter kein Stroh ist, vermengt, auflegen), welcher hinwiederum mit einer Bedeckung eines Stücks grober Leinwand verbunden wird, damit der Regen den Lehm nicht abwaschen möge. Kürzer, und doch vollkommen gut, kommt man, wenn sehr viele Bäume zu impfen sind, auf folgende Weise davon. Man nimmt Wachs, Terpenthin, Harz, ungesalzene Butter, Schaftalg und Baumöl, von jedem $\frac{1}{4}$ Pfund; schmelzt es in einem Kessel unter einander (wobey man sich hüten muß, daß durch Anbrennung des Terpenthins keine Feuersgefahr entstehe); gießt es vom Bodensatze ab, und läßt es kalt werden. Wäre es sodann zu dick: so wird es mit Baumöl; wäre es aber zu dünn: so wird es mit Harz umgeschmolzen. Dann breitet man einen Bogen von ziemlich starkem Papier aus, und überstreicht ihn mit gedachter Salbe ganz und gar; jedoch nur ganz dünn. Diesen bestrichenen Bogen zerschneidet man, der Länge nach, in 8 gleiche Streifen, und jeden Streif hinwiederum in 6 gleiche Vierecke, da man denn aus einem Bogen 48 Pflaster bekommt. Ein jedes von denselben schneidet man mit der Scheere von der einen Ecke bis in die Mitte ein; legt sie sodann über einander (doch so, daß sich nicht alle Ecken berühren, als wodurch man sie nicht gut wieder aus einander nehmen könnte), und hebt sie zum Gebrauche auf; bey welchem sie so angebracht werden, daß man über jeden bepfropften Wildling ein Pflaster von der schräg geschnittenen Seite desselben her aufdrücket, so daß die durch den ins Pflaster gemachten Schnitt vorhandenen zwey Lappen des Pflasters über dem Keil der andern Seite von außen zusam-

menschlagen. Hierauf bindet man noch etwas Bast oder aufgedröselten Bindfaden um das angebrachte Pflaster; doch nicht zu fest: und so ist die Verwahrung geschehen. Eine andre kurz und gut zu verrichtende Verwahrung ist diese. Man nimmt Pech, Harz und Schaftalg, von jedem gleich viel; legt es am Abend der vollbrachten Pfropfung in ein (kupfernes) Gefäß; schmelzt es über Kohlen unter einander; tunkt mit einem Hölzchen hinein, und streicht es damit über den abgesägten und gespaltenen Wildling; denn während man es von den Kohlen abhebt, und an die beimpften Stämme trägt: so erkaltet es gleich dermaßen, daß es die Bäume keinesweges brennt; sondern daß man vielmehr in einem fort ganze Reihen bepfropfter Stämmchen damit verkleben kann. Die Verwahrungsarten der beym Impfen gemachten Wunden sind nöthig; denn wenn Luft und Regen nicht abgehalten werden: so können die beimpften Bäumchen bald eingehen.

Wenn der Februar ohne Frost ist: so kann in der zweyten Hälfte desselben schon das Pfropfen der Kirschen unternommen werden, ehe selbige in den Saft gehen. Wird ein vollsaftiger Kirschbaum geimpft: so wird er mehrentheils eingehen. Aprikosen werden sicherer oculirt; wollte man sie aber impfen: so müßte es zu gleicher Zeit mit den Kirschen geschehen, weil alles Steinobst am frühesten vollsaftig wird. Nach dem Steinobste pfropft man Birnen in der ersten Hälfte des Märzes, und fährt mit den Aepfeln bis in den April fort. Quitten werden mit den Aepfeln zugleich aufgesetzt. In Ansehung der Quitten ist noch zu bemerken, daß man die Erde, so hoch als der Wildling beym Absägen gelassen worden ist, an ihn heran häufle, weil bey manchmal noch auf das Impfen erfolgender harter Winterwitterung die Quittenstämme in Gefahr kommen, zu erfrieren.

Bey Frost- und Regenwetter muß das Impfen nicht unternommen werden; es kann aber dienlich seyn, wenn bey der zuweilen überaus scharfen austrocknenden Frühlingsluft die aufgesetzten, noch nicht ausgeschlagenen, Pfropfreise mit frischem Wasser bepinselt werden, damit ihre Rinde, die noch wenig Zugang von dem Wildlinge hat, nicht vertrockne.

Ist die Pfropfung in den Spalt oder in die Rinde angeschlagen: so muß der Verband oder das Pflaster nicht eher weggenommen werden, bis die ganze Wunde gänzlich zugeheilt ist; da sonst selbige in kurzem so schworz und dürre werden kann, daß sich der Schaden immer tiefer, und öfters innerlich ganz versteckt einfrißt, und daraus mit der Zeit ein Krebsschaden entstehen, und der Baum nicht alt werden kann.

Die Pfropfreiser werden bey gelinder Witterung im Februar gebrochen, und an einem ganz schattigen Ort, wo die Sonne nicht, oder noch besser, erst gegen Abend, hinkommt, fast bis an die Spitzen, ins freye Land eingeschlagen; doch so, daß die um die Reiser geschüttete Erde wohl an sie anschließe, und solche nicht hohl liegen, als wovon sie vertrocknen könnten. Kann man zu obbesagter Zeit vor Frost noch nicht in die Erde kommen: so stecke man die Reiser so lange, bis die Erde aufgeht, in dem Keller in feuchten Sand, und dann hernach noch heraus ins Land. Hat man die Reiser von fremden Orten sich übersenden lassen, daß sie etwas eingeschrumpft ankommen: so setze man sie erst 24 Stunden lang ins frische Wasser, und verscharre

scharre sie hierauf ins frische Land. Bey weitem Versenden sollte man das abgeschnittene Ende der Reiser mit Baumwachs verstreichen, und in feuchtes Moos legen; sollen sie aber sehr weit gehen: so kann man das Ende derselben in eine Rübe oder einen Apfel stecken. Hätte man Gelegenheit, im Nachsommer noch rare Obstbäume wo zu sehen, deren Sorte man gern bey sich fortbringen möchte: so breche man bey dieser sonst ungelegenen Zeit Zweige von ihnen, und schlage sie, wenn man zu Hause gekommen ist, an einer schattigen Stelle ins Erdreich ein, wobey die Erde durch gelindes Begießen ein wenig an sie geführt werden muß. Hier bleiben sie bis zur Pfropfzeit, und werden sodann, gleich andern Reisern, die zur rechten Zeit gebrochen sind, aufgesetzt. Hat man unter den zu impfenden Bäumen schon solche Stämme, die ihrer Dicke wegen schon ein Jahr zuvor hätten gepfropft werden sollen: so breche man die Reiser dazu dergestalt, daß deren unterstes Ende (aus welchem beym Pfropfen der sogenannte Keil, der in den Spalt zu stehen kommt, geschnitten wird) nicht, wie es sonst erforderlich ist, vom Triebe des nächstvorherigen Jahres, sondern vom 2jährigen, und also von dickerm Holze sey; denn ein starker Stamm steht mit einem dünnen Pfropfreise nicht im rechten Verhältnisse, und das schwache Reis steht in dem dicken Stamme und dessen Spalte so eingeklemmt, daß der Wuchs nicht fortgehen oder bestehen kann; welches dann bey einem starken Reise nicht zu besorgen ist.

Beym Abbrechen der Reiser wählt man, außer in eben bemeldtem Falle, solche, die vom Triebe des nächstvorhergehenden Jahres, auch von gesunden, gut tragenden Bäumen, und weder Frucht- noch Wasseräste sind. Letztere wachsen zu frech und wild, und kommen sehr spät zum Fruchttragen; jene aber werden wegen ihres allzufrühen Tragens Krüppel. Das die Pfropfreiser innerlich keine schwarzen Streifen oder schwarzes Mark haben dürfen, ist von selbst klar. Zu Stämmen, welche hochstämmig werden sollen, wählt man gerade in die Höhe geschossene Reiser; zu Stämmen aber, welche Zwergbäume werden sollen, nimmt man Reiser, welche mit einer schiefen Richtung hervorgewachsen sind; ein solches Reis wächst forthin minder frech; ein frecher Wuchs ist aber den Zwergbäumen allezeit sehr hinderlich.

a) Das Pfropfen in oder zwischen die Rinde. Dieses geschieht nur an solchen Stämmen oder Aesten alter Bäume, welche 3 — 4, auch mehr Zoll im Durchschnitt halten, und nicht mehr gespaltet werden können. Das Pfropfreis wird auf folgende Art zubereitet. Vor allen Dingen untersucht man, ob des Reises ganzer Jahrtrieb unverletzt und grün sey; fehlt es hieran: so ist es untauglich. Ungefähr in der Mitte dieses Triebes erwähle man ein Auge; schneide unter demselben mit einem Federmesser ein, doch nicht bis aufs Mark; fahre mit solchem Schnitt unterwärts eines Gliedes lang, oder bisweilen etwas mehr, nur auf der einen Seite, und durchschneide auch am Ende das Mark also, daß das Reis allgemach unten zugespitzt werde. Darnach schäle man auf der andern Seite die braune oder grüne äußerste Rinde ab; doch so, daß die inwendige grüne unversehrt bleibe. Hierauf steche man mit dem knöchernen Pfropfmesser zwischen das Holz und die Rinde an einem solchen Orte, wo sie am glättesten scheint, und wo möglich gegen Morgen oder Mitternacht; doch steche man

so,

so, daß die Rinde nicht berste. Man ziehe darauf das Messer heraus, und stecke das Reischen so hinein, daß die Rinde zur Rinde, und das Holz zum Holze gekehrt werde; auch daß es gerade und aufrecht zu stehen komme. Stamm und Reiser werden hierauf mit Baumwachs verstrichen; die Rinde aber mit Bast oder gespalteten Weiden verbunden. Man nennt diese Art zu Pfropfen auch das Schneiden und Packen. Am besten wird es veranstaltet, wenn der Baum in vollem Safte ist. Da aber öfters dieses Pfropfen nicht so gelingen will, daß die Rinde des zu beimpfenden Astes nicht bersten sollte: so kann solche der Länge nach, oder in Gestalt eines T aufgeschnitten, und das untere zugeschnittene Pfropfreis zwischen die Rinde und das Holz gesteckt werden. Man muß hierbey wohl Acht haben, daß bey dem Einstecken die Rinde des Reises vom Holze nicht losgehe; bemerkt man dieses: so werfe man das Reis gleich wieder weg. Auch kann man einige Reiser rings um die Rinde des Stammes einstecken; bey jungen Aesten aber es bey einem Reise bewenden lassen.

Man kann nicht allein auf Stämme pfropfen, sondern zuweilen die Wurzel hierzu wählen. Man schneidet eine dicke Wurzel vom Baume ab, läßt solche unberührt in der Erde stehen, und pfropfet darauf einen Zweig in den Spalt.

3) Das Pfropfen mit dem Auge, oder Oculiren, ist diejenige Art zu pfropfen, da die Augen von mancherley Obstbäumen in die Schale junger Bäume eingesetzt werden. Verrichtet man es im März und April: so nennt man es das frühzeitige Oculiren, oder Oculiren in das treibende Auge; geschiehet es im Jul., Aug. und September: so heißt es das späte, oder Oculiren in das schlafende Aug., weil es den Winter über gleichsam ruhet. Man schneidet von einem gesunden, fruchtbaren Baume einen geraden, glatten, gegen Morgen oder Mittag stehenden, Zweig ab, weil ein solcher gemeiniglich zeitiger ist, als die andern. Bey der Wahl eines solchen Zweiges muß man darauf sehen, daß er 4, 5, oder mehrere gesunde, und erst in demselben Jahre getriebene, Augen habe. Nun geht man zu einem Zweige von einem jährigen Wuchse, oder einem ungefähr eines Fingers dicken saftigen Stamme, und schneidet an einem glatten, aber nicht zu niedrigen Orte, gegen Abend oder Mitternacht, damit das Auge nicht von der Sonnenhitze ausgetrocknet werde, mit dem Oculirmesser einen Schnitt durch die Rinde, aber nicht in das Holz, ungefähr einen bis anderthalb Zoll lang, und über solchen Schnitt noch einen Queerschnitt, daß es einem großen lateinischen T gleich komme, welches auch umgekehrt geschehen kann. Nach diesem nimmt man das abgeschnittene Oculirreis, und wählt unter den daran befindlichen Augen das beste, welches dick, von Farbe röthlich, und mit dabey stehendem Blatte versehen seyn muß, wovon der Stiel bis auf die Hälfte abgeschnitten wird. Hierauf macht man mit dem Oculirmesser einen Finger breit über dem ausgewählten Auge einen Queerschnitt, und zwey zugespitzte Seitenschnitte, daß es die Gestalt eines lateinischen V hat, und wie der am Stamm gemachte Schnitt lang ist. Auf die entgegengesetzte Art macht man auch einen Queerschnitt über und unter dem Auge, und auf beyden Seiten neben dem Auge wieder einen Schnitt, daß es wie ein viereckiges Schild aussieht.

Ist

Ist die Rinde des Reises eingeschnitten: so löset man selbige nebst dem im Auge befindlichen Keime behutsam ab, weil ohne denselben das Reis untauglich seyn würde. Man darf das Schildlein nur auf der inwendigen Seite betrachten; findet man daselbst ein Löchlein, daß man durchsehen kann; so ist der Keim am Holze sitzen geblieben, und das Schildlein nicht zu gebrauchen. Will man hiebey desto gewisser gehen: so nimmt man eine ungeschnittene Feder, schneidet solche vorn rund ab, hernach von obenher die Hälfte nach der Rundung schräg ab, daß sie vorn etwas breit bleibe, und legt sie zum Erweichen ins Wasser; nachdem man nun das Auge rings umher mit dem Messer abgelöset hat: so schiebt man den Federkiel oben zwischen dem Schilde und Zweige dicht, doch behutsam auf demselben nach dem Keime herunter, auf welche Weise man das Auge gut bekommt. Es kann dieses Verfahren auch bey zarten Zweigen, es mag viel oder wenig Saft darinn seyn, von Nutzen seyn; will man aber in Ansehung des Keims noch sichrer gehen: so kann man nebst der Rinde ein wenig vom Holze mit abnehmen; welches auch sogar an den Augen der Pfirschbäume geschehen kann. Hat man das Auge gut herausbekommen: so faßt man den, an den Augen befindlichen, Stiel zwischen die Lippen; doch so, daß das Auge nicht naß werde, hebt die Rinde des Stammes mit dem Nagel oder dem Hefte des Oculirmessers auf, und schiebt das Schildlein zwischen die Rinde in das Holz, so daß es auch oben an den Queerschnitt fest antrete, und das Auge zwischen den zwo Lippen der Rinde vom Stamme herausgucke. Nun bindet man mit Bast, Hanf, Flachs, langer Wolle, was man am besten zur Hand haben kann, und zwar oben fester als unten; jedoch so, daß das Auge frey bleibe. Das abgelöste Schildlein soll so geschwind, als möglich, eingeschoben werden, damit die natürliche Fruchtbarkeit nicht vertrockne.

Bey dem Oculiren im Frühlinge wird der Stamm zwey Queerfinger über dem Schildlein abgeschnitten, welches kurze Zeit hernach treiben wird. Einige pflegen den Stamm erst 8 Tage nach dem Oculiren abzuschneiden. Wenn man aber in das schlafende Auge oculirt; so wird der Stamm nicht abgeschnitten, weil man sonst einen weichern Trieb erhalten würde, der im Winter unfehlbar daraufgehen könnte. Will man aber Kirschbäume oculiren; so thut man am besten, wenn man diese Arbeit im May und Jun. unternimmt. Gegen den Herbst oculirte werfen gemeiniglich an dem Orte, wo der Einschnitt gemacht ist, zu viel Harz aus, wodurch das Treiben des Auges im Frühjahre gehindert wird. Wenn das Auge an den oculirten Stämmen angewachsen ist, welches an dem von selbst abfallenden Stengel erkannt wird: so soll man den Verband öffnen, damit es nicht an seinem Fortkommen gehindert werde. Ueber die Tiefe oder Höhe des an den Stämmen einzusetzenden Auges sind die Kunstverständigen nicht einig. Einige pflegen solches weit über der Erde einzusetzen, damit es beym Versetzen des Stammes nicht mit eingegraben werde, da denn die Wulst leicht Wurzeln schlagen kann, die in der Oberfläche der Erde hinlaufen, und verursachen können, daß die Wurzeln des Wildlings verderben, jene aber bey trockner Witterung auch absterben. Nach diesem nun soll man 5 — 6 Zoll über der Erde oculiren, wenn man Zwergbäume verlangt; bey hochstämmigen aber 9 — 10 Z. Andere pflegen so tief, als möglich, zu oculiren, und das Stämmchen sehr tief beym

Versetzen in die Erde zu bringen, damit die Wulst bedeckt werde. Hieraus aber können hochstämmige Bäume werden, wenn man Zwergbäume gewollt hat. Wenn die Wulst Wurzeln getrieben hatte: so hat dü Hamel die Stämme ausgehoben, die untern, dem alten Stamme zugehörigen, Wurzeln abgeschnitten, und wieder eingesetzt; auch durch diesen Handgriff sonderlich gute Pflaumbäume erhalten, von denen die Brut nicht veredelt werden darf. Bey mir haben die so hoch, als möglich, oculirten Aprikosen auf Pflaumenstämme immer die härtesten Winter ausgehalten; wenn dagegen die niedrig oculirten Aprikosenbäume dem Froste nicht widerstehen können. Auch habe ich nie gefunden, daß die Früchte auf hoch oculirten Pflaumbäumen, die immer freystehend und hochstämmig gezogen wurden, weniger wohlschmeckend, und die Bäume dieser Art weniger volltragend gewesen wären.

Wenn die eingesetzten Augen zu treiben anfangen: so ist der Gipfel des Stammes 7 — 8 Zoll über dem Auge abzuschneiden; hat hierauf das Auge einen Ast von 10 — 12 Z. getrieben: so muß man einen Pfahl dabey stecken, und das Reis anheften, weil es sonst leicht abbricht. Nachher, besonders wenn das neue Reis einen Schuh lang ist, soll man den noch übrigen Theil am wilden Stamme vollends, ganz nahe am Auge, mit einem geraden Schnitte wegnehmen, und den Ort mit Baumwachs bestreichen.

Der größte Vortheil bey dem Oculiren besteht darinn, daß dadurch viele Baumarten vermehrt werden, die das Pfropfen nicht vertragen. Es schickt sich dazu alles Steinobst; auch alle langsam wachsende Holzarten, als Pomeranzen, Citronen, Jesmin, u. dergl. Dieses alles aber muß man mehr durch Erfahrung zu erlernen bemühet seyn, weil auch nah verwandte Bäume zuweilen einen Unterschied zeigen. So geht z. E. bey den Birnbäumen das Oculiren gut von statten; hingegen mißlingt es öfters bey den Aepfeln; weswegen man diese auch lieber in den Spalt zu pfropfen pflegt.

4) Das Pfropfen mit dem Röhrchen (Pfeifen, Röhren, Teicheln). Man nimmt, kurz vor oder nach Johannis, von einem fruchtbaren Baume guter Art ein saftiges, gerades und in demselben Jahre gewachsenes Reis ab, schneidet die obere Spitze ab, und schneidet die Rinde mit einem oder zwo Augen ringsherum bis auf das Holz ein, drückt selbige gelinde zwischen den Fingern, und drehet solche hin und her, bis man sie mit sammt den im Auge befindlichen Reischen abschieben kann. Ist das abgezogene Röhrchen inwendig glatt; auch auf dem Holze nichts sitzen geblieben: so ist es zum Gebrauche tuchtig. Vorher muß man auf einem andern Baume sich auch schon ein anderes Reis ausgesucht haben, welches von derselben Dicke, wie das abgezogene Röhrchen, seyn muß. Von diesem zieht man die Rinde, so weit es nöthig ist, und das Röhrchen reicht, ab; steckt das vorher zubereitete Röhrchen darauf, und verstreicht es oben und unten mit Baumwachs; worauf man es verbindet, und gegen die Sonne schützt. Wenige Bäume lassen sich auf diese Weise oculiren, und man kann durch das Schildeinoculiren viel leichter davon komen.

5) Das Pfropfen durch das Copuliren, welches auch Anblatten, oder Anplacken auch Zusammenfügen genannt wird, besteht darinn, daß auf einen Stamm oder dessen Zweig, welcher wie ein Rehfuß abgeschnitten worden ist, ein

auf

auf gleiche Weise zugeschnittenes Reis solchergestalt auf einander gesetzt, und mit einander vereinigt werde, daß Rinde auf Rinde genau paßt. Der Stamm, darauf man oculiret, muß wenigstens ein Jahr gestanden, und einen Zweig eines Pfeifenstiels stark getrieben haben; hat solcher mehrere Zweige: so sucht man den besten, geradesten und stärksten aus, welcher mehrentheils der mittelste seyn wird; die andern schneidet man ab, oder wenn sie hoch an dem wilden Stamme stehen, daß sie eine Crone machen können, läßt man 2 — 4 Zweige stehen, und copuliret sie alle. Copuliret man Stämme von 2 — 3 Jahren: so muß das Reis, welches man damit verbinden will, in Ansehung der Dicke und Stärke mit dem Zweige oder Stamme des Wildlings genau übereinkommen, oder beyde gleich stark seyn, damit Rinde auf Rinde gleich passe. Die Länge des Reises soll nicht über 3 Zoll seyn, und nicht über 2, höchstens 3 Knospen haben, weil längere aus Mangel genugsamer Nahrung leicht vertrocknen. So wie bey dem Oculiren die größern und vollkommnern Augen die besten sind: so sind auch die besten Copulirreiser diejenigen, die mit Augen solcher Art besetzt sind. An Aepfeln und Birnen sind die untern Augen (jedoch nicht die allerunterstenn) die schönsten; aber bey den Pfirschen nicht, sondern die mittlern, und am Reise gegen oben stehenden Augen, als wovon man nur die doppelten und dreyfachen wählt. Allzuschwache und dünne Reiser schicken sich überhaupt nicht zum Copuliren; je stärker selbige sind: desto besser wachsen sie zusammen. Beyde Reiser, oder der Stamm und das aufzusetzende Reis, werden wie ein Rehfuß, etwa einen Zoll lang, oder ein wenig mehr, glatt zugeschnitten. Kann der Schnitt auf einmal geschehen, und man hat nicht nöthig, nachzuhelfen: so ist solches vortheilhaft. Hierauf setzt man beyde auf einander, und giebt Acht, ob Rinde auf Rinde an allen Seiten passe; trifft es nicht allenthalben zu: so muß man nachhelfen, oder einen ganz neuen Schnitt machen. Paßt alles gut: so bedeckt man das obere Ende mit etwas Baumwachs, und legt an die Stelle der Vereinigung ein schickliches Band; hierbey ist aber Acht zu haben, daß die auf einander gelegten Reiser nicht aus ihrem Lager gebracht werden. Aus Garn gewebte schmale Bänder, die man überall zum Ankauf findet, schicken sich am besten; besonders wenn sie mit Wachs äußerst wenig bestrichen worden sind, weil sie dann fest angreifen, und nicht fortglitschen. Die Zeit des Copulirens ist die nämliche mit dem Propfen in den Spalt, nämlich der März und April. Aprikosen werden zuerst, dann Kirschen, Birnen und Pflaumen, zuletzt die Aepfel vorgenommen. Wenn die Augen etwa einen halben Zoll ausgetrieben haben: so wird der Verband gelüftet; nach 14 Tagen weiter, und wiederum nach 14 Tagen wird man ihn ganz wegnehmen können. In 8 Wochen ist das Reis gemeiniglich mit dem Wildlinge verwachsen, als zu welcher Zeit man auch die Augen, die man nicht behalten will, wegschneidet. Bey hochstämmigen läßt man nur eins, bey Zwergbäumen zwey, auch wohl drey stehen. Die copulirten Bäume pflegen gemeiniglich eher, als die oculirten oder in den Spalt gepfropften, zu tragen.

Neuerlich hat uns Hr. Sickler in dem sogenannten Deutschen Obstgärtner mit der Erfindung des Wintercopulirens bekannt gemacht. Dieses hat die Gemächlichkeit und das Angenehme, daß ein Gar-

tenfreund zur Zeit, da er sonst nichts in der Baumschule zu thun hat, diesem Geschäffte, entweder im späten Herbste, sobald sich der Baum seiner phlegmatischen Säfte zur Ausdauer eines beträchtlichen Grades von Kälte vorbereitet hat, obliegen, oder sofort im November oder December, wenn nur etwas temperirte Witterung ist. Der Winterfrost schadet dem aufgesetzten Copulirreise nicht; sogar Pfirschenreiser, wie Hr. Christ versichert, vertrugen, nachdem sie zu Ende Novembers copuliret waren, eine darauf anhaltende zweymonatliche Kälte, wo Reaumürs Thermometer abwechselnd 6 — 12 Grad unter dem Gefrierpuncte stand; auch schlugen dieselben im Frühjahre, ohne daß eins zurückgeblieben wäre, mit dem besten Erfolge an. Es hat also das Wintercopuliren vor dem Frühlingscopuliren Manches voraus. Nichts ist letzterer Veredlungsart beym treibenden Safte gefährlicher, als der Nachtfrost. Solcher findet aber bey dem Copulirreise im Winter nicht Statt, als welches mehr nach und nach seinen Saft vom Wildlinge erhält; dagegen ein frisch aufgesetztes Reis, das schon seinen eigenen Saft mitbringt, und noch stärkern Zufluß vom Wildlinge dazu bekommen hat, dem Zufalle des Erfrierens mehr unterworfen ist. Ueberdies sind die Saftröhren des im Winter aufgesetzten Copulirreises schon an die Ausdehnung und Zusammenziehung von der Veränderung der Witterung gewöhnt; sie sind ihnen also weit unschädlicher, als einem Neulinge. Hieraus erhellet ferner, daß der auf solche Weise bey seiner Entstehung abgehärtete Baum viel dauerhafter, in Rücksicht auf Kälte und Frost, auf seine ganze Lebenszeit seyn müsse; auch werden sich im Winter aufgesetzte Reiser von weichlichen oder ausländischen Bäumen sehr wahrscheinlich an unsern Himmelsstrich leichter gewöhnen lassen.

Das Wurzelcopuliren ist hie und da bereits vor langer Zeit, und von Manchen nur in geheim betrieben, aber nun auch in dem Deutschen Obstgärtner mehr bekannt gemacht worden, weil es zur schnellen Vermehrung der Obstbäume sehr dienlich ist. Man nimmt von den Wurzeln erwachsener Obstbäume Stücke von der Dicke eines Daumens bis zu der eines Federkiels, etwa vier Zoll lang; die jedoch mit einigen Haarwurzeln versehen seyn müssen. Diese abgeschnittenen und aus der Erde genommenen Wurzelstücke werden mit beliebigen Reisern copuliret, und, wie gewöhnlich, verwahrt; auch hierauf so eingesetzt, daß die Copulirreiser 1 — 2 Z. tief in die Erde zu stehen kommen. Diese treiben, gleich andern Propfreisern, im Kurzen, und verwachsen mit dem untern Wurzelstücke. Das Copulirband, das im Anfange die rohe Feuchtigkeit vom unmittelbaren Eintritt in das Reis abhält, verweset in der Erde von selbst, und giebt nach; es darf also nicht abgenommen werden, ohne dem Wachsthume des neuen Baumes zu schaden. Auch können andere fremde Holzarten, die sich nur durch Saamen füglich vermehren lassen, in Ermangelung des letztern, dadurch von einem vorhandenen Exemplar vervielfältigt werden. Hat man einen zu frech wachsenden Baum, der durch Verminderung der Wurzeln nur allein zum Fruchttragen gezwungen werden kann: so wird ein solcher genug Wurzelstücke abgeben können. Auch erfrorne, oder vom Winde umgerissene, Bäume werden ihre noch lebendig bleibenden Wurzeln zu diesem Geschäffte darbieten können; wie nicht weniger die ältern Bäume, die wegen ihrer schlechten Art

aus-

ausgerottet werden. So können auch die Wurzeln, die durch das Verstutzen der zu versetzenden jungen Bäume übrig bleiben, ebenfalls zu diesem Zwecke dienen.

Es giebt noch eine Art des Copulirens, die weniger Künsteley erfordert, und doch sicher geräth. Diese wird in dem Deutschen Obstgärtner v. J. 1795 also beschrieben: Der zu veredelnde Stamm wird, mittelst eines Rehfußschnittes von unten nach oben zu, queer abgeschnitten; jedoch nicht so länglich, als bey dem gewöhnlichen Copuliren; sondern nur ungefähr in einem Winkel von 15 Graden. Man nimmt darauf an der Seite, nach welcher der Schnitt aufwärts geht, die Rinde des Stammes, in der Länge eines Zolls, gerade weg, so daß in der Mitte des Schnitts am Stamme herauf das Holz nur oberflächlich berührt wird. Das Reis wird alsdann, wie gewöhnlich, schräg niederwärts geschnitten, in die entblößte Stelle des Wildlings gelegt, und mit einem Copulirbande befestigt. Die Vorzüge dieser Methode sind sehr ins Auge fallend; es ist besonders sehr bequem, daß man Stamm und Reis nicht von gleicher Dicke zu nehmen braucht, welches sonst bey der Arbeit viel Mühe macht. Bey dieser neuen Methode muß hingegen das Reis allemal dünner seyn, als der Wildling. Weil hierdurch die Fläche, wo der Stamm von seiner äußern Rinde entblößt ist, größer wird, als der Schnitt des Reises: so muß dieses nothwendig allemal auf die unterste grüne Rinde des erstern genau passen, und damit verwachsen; auch darf man dabey nicht auf etwas mehr oder weniger Dicke desselben sehen, oder auf eine bestimmte Schräge des Schnitts Rücksicht nehmen, wodurch diese Arbeit mit dem möglichst geringen Zeitaufwande geschieht, und durch das unvermeidliche Zusammentreffen der jüngsten Rindenlage des Wildlings sowohl, als des darauf gebrachten Reises am sichersten gelingen muß. Bey den ältern Copulirarten, wo Holz auf Holz gesetzt wird, entsteht (da dieses, wie bekannt, als solches nicht wohl zusammenwächst, sondern da, wo der Abschnitt geschehen ist, verdorret) im Innern des Stamms ein schadhafter Fleck, der oft in der Folge dessen Untergang verursacht. Dies wird hier vermieden, weil kein Zusammenhang der beyden Holzwunden Statt findet, und die vornehmste derselben, der Abschnitt des Stammes, auf die Seite kommt, und daselbst, gleich einem abgeschnittenen Seitenzweige, von der nachwachsenden Rinde überwältigt wird. Wo aber, wie beym gewöhnlichen Copuliren, der abgeschnittene Stamm gerade unter dem aufgesetzten Reise zu stehen kommt, da bleibt oft zwischen den beyden Enden eine Trennung, die sich nicht verbindet; sondern durch den dahin austretenden Saft beständig feucht erhalten wird. Die dadurch veranlaßte Fäulung greift um sich, und theilt sich nach und nach dem übrigen umgebenden Holze mit. Bey dem vorhingedachten Wurzelpfropfen wird diese Methode ebenfalls gut anzuwenden seyn. Es läßt sich auch diese Copulirart dazu wohl gebrauchen, einem Baume an beliebigen Stellen fehlende Nebenäste zu verschaffen.

In dem Wittenbergischen Wochenblatte (St. 22. v. J. 1798) machte Hr. D. Hennig seine neue Oculirart im Herbste und Winter auch bekannt; sie verdient ebenfalls dem pomologischen Publikum empfohlen zu werden. Er sagt nämlich also: Ich mache mit dem Copulirmesser einen Queerschnitt etwas tief in den Wild-

ling, schneide von unten das Holz bis an den Queerschnitt 1 oder ½ Zoll lang schräge aus, so daß das ausgeschnittene Holz ungefähr einen halben Rehfuß bildet. Sodann nehme ich das Edelreis, und schneide, wie bey dem gewöhnlichen Oculiren, über einem Auge einen ebenmäßigen Queerschnitt, und schneide aus demselben das Schild des Auges von unten zu in eben der Länge, und zwar so aus, daß es auf den Ausschnitt des Wildlings genau und dergestalt paßt, daß oben und unten, und auf beyden Seiten, Rinde auf Rinde kommt, und verbinde sodann solches scharf mit einem mit Baumsalbe bestrichenen Bastbändchen. Das Auge des Edelreises muß aber in die Mitte des ausgeschnittenen Schildes zu stehen kommen, und von dem Verbande frey bleiben. Der obere Theil des Wildlings wird, wie bey oculirten Stämmchen, über dem eingesetzten Auge weggeschnitten. Damit nun das Schild weder zu lang, noch zu kurz werde: so bediene ich mich einer kleinen Gabel, die vorn am Hefte des Oculirmessers angebracht ist, messe, und bezeichne damit die Stelle des Wildlings, wo das Holz ausgeschnitten werden soll sowohl, als das einzusetzende Schild; dann ist man gewiß, daß jedes gleiche Länge erhält, und daß Holz auf Holz, Rinde auf Rinde zu stehen kommt. Dabey muß ich aber noch bemerken, daß der Ausschnitt aus dem Wildlinge nach Beschaffenheit des Reises, aus welchem ich das Edelauge nehmen will, einzurichten sey. Ist das Reis dünne, und der Wildling stark: so muß man an demselben den Ausschnitt nicht zu tief, sondern nur oberflächlich machen, damit er nicht größer, als das einzusetzende Schild, werde; auch ist der Wildling und Edelauge nicht bis auf das Mark auszuschneiden, weil dadurch im Innern leicht Fäulniß entstehen, und folglich das Anschlagen verhindert werden kann. Auf diese Weise kann man nicht nur, wie bey dem gewöhnlichen Oculiren im Frühjahre und Sommer, sondern auch von der Mitte des Novembers an, und den ganzen Winter hindurch, oculiren und copuliren. Selten wird ein Auge eingehen, wenn man mit Genauigkeit verfährt. Man kann in einer Stunde eben so viel Pflanzen veredeln, als bey dem sonstigen Oculiren; und wenn man den Ausschnitt einmal in der Uebung hat: so braucht man den Abmesser nicht mehr. Es ist auch diese Methode deshalb als vorzüglich gut anzusehen, weil man damit nicht an die Zeit, da sich das Auge gut vom Reise löset, gebunden ist, sondern zu jederzeit nach derselben verfahren kann; auch schlagen die zweyjährigen Augen gut an.

In pomologischen Schriften wird öfters des Oculirens mit Holze gedacht; um dieses zu verstehen, hat man Folgendes zu merken. Das Gewinnen oder gute Ablösen des Keimes glückt nur besonders bey Pfirschen und Kirschen; aber bey vielen Aepfeln, Birnen, u. s. w., die zumal an dem Auge Höcker haben, hält es schwer. Es gewöhnen sich daher viele daran, das Auge mit der Spitze des Messerchens abzulösen, und abzuschneiden. Man hat zwar stählerne Abschieber; aber ein stumpfer taugt nicht, er stößt nur den Keim ab. Wenn er sodann nicht von selbst, wie beym Ausbrechen, gern abgeht: so wird er losgestoßen, und aus seiner Verbindung mit dem ihn umgebenden Baste gebracht, so dem Auge zwar nicht jederzeit sichtbar ist; indessen gleichwohl die Arbeit vergeblich macht. Mit den zu solchem Behufe zugeschnittenen Federkielen ist es eben so.

Allein

Allein alle diese Umstände fallen weg, und man geht sichrer, wenn mit Holze oculiret wird, d. i. wenn man am Auge so viel Holz vom Reise mit hinwegnimmt, daß der Keim ganz damit bedeckt, und dadurch unsichtbar ist, und also das Auge mit diesem Holze eingesetzt wird. Solche Augen bekleiben nun viel sicherer, als die vom Holze entblößten; diese Methode hat auch viele Bequemlichkeit. Ist das Reis, wovon die Augen genommen werden, dünn und zart: so spaltet man es nur in der Mitte von einander, schneidet das Holz bis über das Mark heraus; und nachdem es etwas zugespitzt worden ist, wird es eingeschoben. Ist das Reis stark: so wird das Auge gleichsam aus dem Rauhen mit einem Spane vom Reise hinweggeschnitten, und dann in der Hand gehörig zu- und ausgeschnitten; oder man löset das Auge mit dem nöthigen Holze, vermittelst der Spitze des Oculirmessers, ab; oder man bedient sich dabey eines stählernen Abschiebers, der auch von Gänse- oder Puthenfedern seyn kann, besonders bey höckerigen Augen, und schiebt dann so viel Holz, als nöthig ist, zugleich mit hinweg, welches geschwinder geht. Die dabey zu beobachtende Regel ist diese. **Erstlich** darf nichts vom Marke des Holzes daran bleiben; sondern das Holz wird etwas weiter, als wo das Mark anfängt, herausgeschnitten. **Zweytens** darf das Holz, welches am Auge gelassen wird, nicht faserig seyn; sondern es muß glatt und fein zugeschnitten werden; daher auch das Messerchen scharf seyn, und öfters auf einem Zinnaschenriemen abgestrichen werden muß. **Drittens** muß das Holz im Auge, wenn es etwas stark, wie der Wildling, ist (wie denn überhaupt das genaue Verfahren lehrt, daß zu einem zarten Wildlinge oder Reise auch ein kleineres Auge gehört), seiner Stelle gemäß, etwas hohl zugeschnitten werden. **Viertens** muß man gegen die Rinde des Schildes nicht nur das Holz abschärfen, sondern auch die Rinde außen; und zwar gegenseitig etwas schräg, daß die Flügel der Rinde vom Wildlinge darüber zu liegen kommen, der Rinde wohl aufliegen, und auch der Umriß der Rinde des Schildes am Safte Antheil bekommen könne. Außer dem guten Gedeihen dieser Arbeit hat man noch verschiedene Vortheile. 1) Solche Augen sind wegen ihres Haltes oder ihrer Steifigkeit bequemer einzuschieben, als die ohne Holz, deren dünne Rinde sich oft beugt, daß man daher auch die Ablösung der Flügel stärker machen muß. Das holzige Schild macht sich selbst noch so viel Platz, als es eben nöthig haben kann. 2) Man kann auch solche Augen brauchen, die sich nicht mehr wohl lösen, und zum Ausbrechen untauglich seyn würden. Hier ist das Verhältniß, wie bey dem Spaltpfropfen. Ein etwas mattes, gleichsam hungeriges, Reis gedeihet besser auf einem Wildlinge, als ein freches saftiges, welches öfters den ihm zuströmenden Saft nicht einsaugen kann, und gleichsam darinn erstickt. 3) Es vertrocknet das einzusetzende Holz nicht so geschwind, als dergleichen ohne Holz. Das Auge kann nicht anschlagen, sobald einmal der kleberige Saft desselben ausgetrocknet ist. 4) Eingesetzte Augen mit Holz sind sicherer zu verbinden, als die mit bloßer Rinde. Bey solchen kann leicht durch allzustarkes Anschnüren des Bandes verhindert werden, daß der Saft in das Auge dringe und circulire; aber bey dem Oculiren mit Holze soll das Band absichtlich stark angezogen werden. 5) Im October, wenn das Laub abfällt, nimmt diese

Copu-

Copulirart wieder ihren Anfang, und dauert dann den Herbst und Winter durch fort.

Von dem Verfahren beym **Verbinden der Augen** ist noch zu gedenken, daß die Umwindung übers Kreuz, wie man es nennt, die sicherste und beste ist; sie gleicht einer Schnürbrust. Man legt das $1\frac{1}{2}$ Spannen lange und zwey Messerrücken breite Band in seiner Mitte über dem Auge auf der hintern Seite so an, daß die Hälfte des Bandes zuerst den Queerschnitt bedecke; alsdann wird es noch einmal über dem Auge, doch so, daß es frey bleibe und nicht bedeckt werde, umschlungen; ferner mit beyden Theilen zuerst behutsam unter dem Auge herum gefahren, und dann sofort umschlungen, bis der gerade Schnitt unten bedeckt ist. Da immer wechselsweise eine Hand der andern das Trum mittheilt: so ergiebt sich von selbst, daß es zweymal ein überschlungenes Kreuz giebt, wovon man das eine vorn auf den geraden Schnitt richtet, um ihn meist zu bedecken. Es braucht aber nicht alles umhüllt zu seyn; sondern es kann die Rinde abwechselnd hervorsehen. Man kann auch, wie oben bereits gesagt worden ist, bey dem Oculirauge mit Holz ziemlich stark anziehen; zumal beym Oculiren in altes Holz, und wenn der Höcker am Auge etwas stark ist; herunterwärts aber wird das Band immer etwas gelinder angezogen. Diese Art zu binden hat, außer der Haltbarkeit, da man zuletzt einen Knoten macht, auch diesen Vortheil, daß sowohl der rechte, als linke Flügel wohl passend gegen einander gezogen und gelegt werden, weil zu gleicher Zeit die rechte und linke Hand anzieht; da im Gegentheile, wenn nur in der Rundung oder spiralmäßig herum gewickelt wird, sich immer ein Flügel etwas zurückdrängt.

Fast alle pomologische Schriftsteller wollen, daß man die abgelöseten Augen der Oculirreiser nicht solle naß werden lassen. Das Gegentheil lehrt Hr. Reimann im Deutschen Obstgärtner Nr. II. 1797, wenn er also schreibt. Vor 6 Jahren, wo ich anfieng, mich auf das pomologische Studium zu legen, hatte man mir gesagt, daß man beym Oculiren die Augen vom Reise erst zu Hause ablegen, sie in frisch Wasser legen, oder, nach dem Ablegen vom Holze, sie so lange, bis man mit dem Stamm und Ablösen der Schale vom Holze fertig, in den Mund nehmen könne; und so oculirte ich, ohne Holz daran zu lassen, und auf diese Art schlug mir von Kirschen beynahe nichts fehl. Von den Aepfeln blieben mehrere weg, als kamen; von Birnen kamen zwey Drittel; sogar von Aprikosen auf Zwetschenstämme kamen einige. Von dieser simplern Art zu oculiren habe ich, besonders von Kirschen, vielfältige Erfahrung. Zu der Zeit, wo noch kein Deutscher Obstgärtner vorhanden war, ließ ich mir Kirschreiser aus Jena kommen, hob sie wohl 6 — 8 Tage (aber alle Tage in frisch Wasser gesetzt) auf, löste gewöhnlich die Augen zu Hause vom Reise ab; warf sie aber in frisch Wasser, gieng sogar einmal mit solchen Augen zu einem Freunde, um ihm einige Stämmchen zu veredeln, wohl zwey Stunden von hier über Land, setzte die Augen ein, und alle kamen, da noch überdies die Augen in dem Glase vom vorigen Tage übrig geblieben waren, und gegen 20 Stunden darinn gelegen hatten.

Noch hat man eine Veredelungsart der Bäume,

Bäume, die bald für eine Art des Copulirens, bald des Pfropfens, gehalten wird. Hirschfeld klagt über diese Verworrenheit der Begriffe in seinem Handbuche der Fruchtbaumzucht S. 202. Er nennt das Anplacken la greffe en bec de flute, und beschreibt davon zwey Verfahrungsarten. 1) Das Anplacken mit dem Absatze wird auf folgende Art verrichtet. Man schneidet zuvörderst den Stamm da eben, wo er eine glatte Stelle hat, die den weitern Zuschnitt am besten zuläßt. Darauf wird das Pfropfreis, das 3—4 Augen behält, am untern Ende schräg, auf anderthalb Zoll, zugeschnitten, so daß es beym Anfange des Schnitts mit einem Absatze versehen wird. Demnächst wird der Zuschnitt des Reises am Stamme angepaßt, und dieser an einer ebenen und glatten Stelle, so lang als der Zuschnitt des Reises ist, von unten aufgeschnitten, so daß die Rinde bey diesem Schnitte völlig abgenommen wird; jedoch daß er von dem Marke entfernt bleibe, und es nicht verletze. Alsdann wird das Reis aufgesetzt, so daß sein Absatz auf dem Abschnitte des Stammes ruhe, und wenigstens auf einer Seite sich Rinde an Rinde schließe. Auf der andern Seite bleibt, wenn das Reis nicht gleiche Dicke an dem Stamme hat, eine Leere zwischen Rinde und Rinde; die aber bald ohne Schaden von ihnen überwachsen wird. Bey dem Zuschneiden des Reises ist noch zu merken, daß der Absatz nicht auf der Seite, wo das unterste Auge sitzt; sondern ihm gegenüber, gemacht werde. Endlich werden Stamm und Reis mit Baste verbunden, und Pfropflehm darum geschlagen. Mit diesem wird auch der oberste Abschnitt des Reises belegt. Um Johannis, oder auch eher, wenn der zweyte Trieb früher eintritt, werden Umschlag und Verband abgenommen; der um den Absatz des Reises leer gebliebene Theil des Stammes aber wird schräg und glatt abgeschnitten, damit die Unförmlichkeit vermieden werde, und die Pfropfstelle besser überwachse. Um sowohl das Abschlagen des Reises vom Winde, als auch sein Vertrocknen von großer Sommerhitze zu verhüten, ist es oft nöthig, die Pfropfstelle leicht mit Baste wieder zu verbinden; doch muß dies vorsichtig geschehen. 2) Das Anplacken mit dem Häkchen ist mit dem ersten in allen Puncten übereinstimmig; nur unterscheidet es sich dadurch, daß kein Absatz gemacht; dagegen aber beym Anfange des Zuschnitts der Pfropfreiser oben, von unten hinauf, ein kleiner Einschnitt oder ein Häkchen geschnitten wird; eben ein solcher Einschnitt oder Widerhäkchen wird am Stamme an der aufgeschnittenen Stelle, von oben nach unten zu, angebracht. Beyde Einschnitte werden mit dem Messer etwas abgezogen, damit sie bey der Zusammenfügung genau in einander schließen. Nach der Zusammenfügung, nach welcher gleich das Reis am Stamme fest sitzt, folgt der Verband. Das Anplacken mit dem Absatze wird gewöhnlich bey den Steinobstbäumen, und das Anplacken mit dem Häkchen bey den Kernobstbäumen gebraucht; jedoch lehren hiesige Erfahrungen, das letzte Verfahrungsart auch bey jenen Bäumen sich anwenden lasse. Beyde Arten haben den Vortheil, daß sie sehr einfach und natürlich sind; daß die Arbeit leicht und geschwinder fortrückt; daß der Stamm nur wenig verwundet und beschädigt wird, und daß endlich der Erfolg diese Methode vorzüglich begünstigt.

Das Collateriren, welches Hage-

dorn empfiehlt, besteht darinn, daß man einem Baume ein Pfropfreis an einem Orte in der Rinde einsetzt, wo man will. Um die gewöhnliche Zeit des Pfropfens in die Rinde, wenn nämlich der Baum voll flüßigen Saftes ist, macht man in die Rinde, wohin man neue Aeste haben will, einen Kreuzschnitt, wie beym Oculiren; löset die Rinde mit dem Beinchen etwas ab; schneidet das einzusetzende Reis mit 3 — 4 Augen zurecht, auf folgende Weise: Anstatt eines Keils, den man gewöhnlich an das Pfropfreis schneidet, welches man in den Spalt, oder in die Rinde, setzt, wird solches im Rehfußschnitte, wie zum Copuliren, und also schräg 1½ bis 2 Zoll lang, zugeschnitten, als welches eigentlich den Keil vorstellet. Dieser wird, wie beym Rindepfropfen, von seiner äußern braunen Rinde, so weit er im Pfropfschnitte zu liegen kommt, befreyt, und solche subtil und ohne Verletzung der darunter befindlichen grünen Rinde abgezogen, damit die darüber zu liegende grüne saftige Rinde des Baums dem Pfropfreise völligen Saft mittheile. Darauf wird dieser Keil in den Kreuzschnitt der Rinde eingeschoben, bis der Anfang des schrägen Schnitts an dem obern Queerschnitte in der Rinde ansteht. Die Pfropfstelle wird dann mit Baumwachs bedeckt, ein Stückchen Schilf oder ein Lappen darüber gelegt, und fest verbunden. Kann man zum Collateriren schicklich gewachsene krumme Reiser finden: so ists gut; wo nicht: so stelle man zwischen dem Aste oder Stamme und dem Pfropfreise ein Hölzchen auf, daß das Pfropfreis sanft abgezwängt werde, und in einer gefälligen Lage wachse.

Endlich gehört auch noch zu diesem Artikel das **Umpfropfen alter Bäume.** Das beste Verfahren hiebey ist dieses. Hat man hierzu einen **alten Apfelbaum** bestimmt: so wird er zuvor verjüngt, d. i. im März werden alle alte Aeste abgehauen; man läßt ihm nur so viel vom untern Theile der Aeste stehen, als zu vermuthen ist, daß der alte Baum austreiben kann; auch muß er hin und wieder etliche Zugreiser behalten. Er wird dann viele junge Aeste hervortreiben, welche in zwey Jahren gepfropft oder lieber copuliret werden können. Kein abgeschnittener Ast aber muß ohne Bedeckung mit Pfropflehm gelassen werden. Die ersten Früchte bey einem umgepfropften Sommerapfelbaum zeigen sich im dritten Jahre; bey Winteräpfeln aber im vierten Jahre; jedoch bey sehr fruchtbaren Arten, z. E. bey Streiflingen, auch schon im dritten Jahre. Der **Birnbaum** unterscheidet sich in diesem Falle von dem Apfelbaume dadurch, daß er kurz gegriffen seyn will; auch gerathen seine Früchte besser, wenn sie auf dicken Aesten stehen. Anstatt also 2 — 3 kleine Aeste auf einem Aste zu bepfropfen, erwählt man lieber den dickern Theil des Astes selbst; sägt die obern weg, und bepfropft diesen, wenn er auf Mannes Arme Dicke hat, und setzt ihm desto mehr Reiser zwischen der Rinde auf. Da der Birnbaum früher, als der Apfelbaum in den Saft tritt: so kann er auch eher bepfropft werden. Die Sommerbirnen und die Französischen Herbstbirnen zeigen ihre Früchte im dritten; die Winterbirnen aber erst im vierten Jahre.

Pfropfen der Zimmerleute, ist diejenige Arbeit, wenn an eine stehende Säule, oder anderes Holz, das an einem Ende schadhaft geworden ist, ein frisches Stück so angepaßt, auch beyde Theile also mit

mit einander verbunden und mit Nägeln befestigt werden, daß sie an allen Seiten gleiche Stärke haben, und als ein ganzes Stück an einander halten.

Phasanenkraut, oder **Fasanenkraut, wilde Erven**, Orobus L. Dieses Geschlecht ist aus der Familie der Schmetterlingsblümchen, und begreift sehr dauerhafte, in jeder gemeiner Gartenerde fortkommende, krautartige, mit starken faserigen Wurzeln versehene, perennirende, sehr blumenreiche, zur Verzierung der Lustgärten schickliche Baumpflanzen, mit aufrechten, in jedem Herbste absterbenden, und in jedem folgenden Frühjahre zeitig wiederum hervortreibenden, 1 — 2 F. hohen Stengeln, mit gefiederten, aus 2 oder mehrern Paaren von Blättchen zusammengesetzten Blättern, und mit ansehnlichen, verzierenden, in den Winkeln der Blätter, und an den Gipfeln der Stengel entspringenden, lockern Aehren und Trauben von schmetterlingsförmigen, purpurrothen und blauen, sehr zahlreichen, schönen Blumen, welche lange runde Hülsen hinterlassen, und im Herbste eine Menge reifen Saamen geben.

1) **Frühlingserve, frühblühendes Phasanenkraut mit ungetheiltem Stengel, Walderve, rothe Waldwicke, Waldküchern**, O. vernus L. Das **Vaterland** von diesem Kraute ist das nördliche Europa; es wächst im feuchten und schattigen Grunde in Hainen. Die Blume erscheint zeitig im Frühjahre, und ist der Farbe nach veränderlich. Anfangs ist das Fähnchen purpurfarbig, die Flügel blau, und das Kielblattchen grünlichblau; wenn sie aber zu verwelken anfangen, werden sie alle blau. Man hat Sorten mit purpurrothen, hochblauen und blaßblauen Blumen. Die hochblaue Sorte blühet mit einer vortrefflich purpurrothen Farbe auf, welche sich, so bald sie aufgeblühet ist, in Blau verwandelt.

2) **Knolliges Phasanenkraut mit ungetheiltem Stengel, knollige Erve, Christwurz, Bergerbse, falsches Süßholz**, O. tuberosus L., wächst in trocknen und erhabenen Wäldern, Kienheiden und kleinen Gebüschen um die Hügel, und blühet im Jun. und Jul. Die Blumen davon gleichen der ersten Art, denn anfangs erscheinen sie rosen- oder purpurfarbig; zuletzt aber bläulich gefärbt. Die Wurzeln daran sind knollig, knopfartig und kriechend; auch schmecken sie süßlich, und die Schottländer bedienen sich derselben theils zur Sättigung, theils in Brustkrankheiten.

3) **Hohes ästiges Phasanenkraut mit sechsfach gefiederten Blättchen, schwarzes Phasanenkraut, staudige Waldküchern**, O. niger L., wächst an erhabenen grasigen Oertern, und auf blumigen Hügeln. Die purpurrothen Blumen davon stehen auf langen, gewöhnlich 5 — 6 blumigen, Stielen, und blühen im May.

4) **Hohes, gelbes Phasanenkraut**, O. luteus L., wächst in Sibirien und auf niedrigen Gebirgen Italiens und der Schweiz. Der einfache Stengel erreicht zwo Ellen Höhe und drüber; ist eckig und in viele Zweige verbreitet. Die Blumen kommen im May auf gewöhnlich 5 — 6 blumigen Stielen hervor, und sind purpurroth.

5) **Gestrecktes Phasanenkraut, Walderven**, O. sylvaticus L., wächst in Frankreich, England, und hin und wieder in Deutschland in trocknen erhabenen Wäldern; man nennt es auch

glattes Phasanenkraut oder süße Heidelküchern. Die gefiederten Blätter sind aus 6 — 7 Lappen zusammengesetzt. Der Blüthstiel entsteht aus dem Blätterwinkel, und trägt 8 — 12 ährenweise gestellte, weiße, fleisch- und purpurfarbige Blumen. Es dient diese, wie die dritte und vierte Art, zum Viehfutter. Es sind noch einige andere ausländische Arten, die hier übergangen werden. Von allen Arten aber wird der Saame im September, oder im Anfange des Octobers ins freye Land gesäet und eingeharkt. Im Jun. oder Jul., wenn die Pflanzen einige Zoll hoch sind, können sie verpflanzt werden; auch kann man die Pflanzen durch Zertheilung der Wurzeln im Herbste, wenn die Stengel abzusterben beginnen, vermehren.

Pillenkäfer, diesen Namen giebt man denjenigen Käfern, welche aus dem Miste pillenförmige Kügelchen machen, um ihre Eyer darinn zu verschließen.

Pimpernuß, Staphylea L. Die zwo diese Gattung ausmachenden Arten sind sehr dauerhafte unbelaubte Blumensträucher. Der eine ist in Europa einheimisch; und der andere aus Nordamerica. Beyde sind schickliche Gegenstände für Lustgebüsche; sie sind nämlich von ziemlich großem aufrechtem Wuchse, gewöhnlich von 8 — 10 F. Höhe; jener mit gefiederten fünfblätterigen Blumen, welche blasige Capseln hinterlassen.

1) **Gefiederte Pimpernuß, gemeiner Pimpernußstrauch, wilde Pistacien, Klapper- oder Blasennuß, Todtenkopfbaum, wilder Zirbelnußstrauch,** S. pinnata L. Die Blumen, an den Seiten der Zweige entlängs, sind weiß, in langen, herabhängenden Büscheln. In einigen Ländern werden die Nüsse gegessen; sie schmecken aber sehr schlecht.

2) **Dreyblätterige Pimpernuß, Virginischer Pimpernußstrauch,** S. trifolia L.

Die Fortpflanzung dieser Sträucher ist leicht. Der Saame wird, so bald er reif ist, gesäet, und beynahe 1 Zoll hoch mit Erde bedeckt; worauf er im Frühjahre aufgeht. Man macht aber lieber Ableger, weil solche in kurzer Zeit Wurzeln treiben; im guten Boden treiben auch bewurzelte Schößlinge hervor.

Pipe, ein Weingefäß, welches 5 Eimer, oder 315 Kannen leipziger Maaß, hält. Es werden in diesen Gebinden die Spanischen, Französischen und Italienischen Weine, Oele und Canariensect verkauft.

Pipenstäbe, die eichenen Faßdauben, welche von den sogenannten Stabschlägern gemacht, und über Danzig, Hamburg, u. s. f. nach Frankreich, Spanien, u. s. w. versandt werden. Sie werden aus fein glattspaltigem Holze schrotweise abgesägt; nach der rechten Länge, Dicke und Breite gespalten, und in sogenannte Ringe aufgesetzt, und verkauft.

Piqueur, bey der Parforcejagd ein Jäger, der zu Pferde einen Hirsch verfolgt; insonderheit aber derjenige, der den Hirsch bestätigt, und denselben aufzusprengen und zu verfolgen die Erlaubniß hat. Er muß ein erfahrner und herzhafter Mann seyn, der sich nicht scheuet, mit dem Pferde über Hecken und Graben zu springen, oder durch die mit Dornen bewachsenen Dickichte zu rennen, und bey allen solchen

chen Gelegenheiten sein Pferd wohl zu regiren weiß.

Pisse, Pisten, Spissen, wird von Haselhühnern gesagt, wenn sie einander pfeifen und rufen.

Pistacienbaum, Pistacia. Diese Gattung enthält Bäume, für welche unsre Winter zu strenge sind.

1) **Wahrer Pistacienbaum,** P. vera L., wächst im Orient. Er hat große, fast eyrunde, zurückgekrümmte Blättchen; auch Früchte in Trauben, die große eßbare Nüsse enthalten, und unter dem Namen Pistaciennüßlein, Welsche oder Syrische Pimpernüßlein in den Kramläden verkauft werden. Der Nutzen und Gebrauch kommt mit den Mandeln und Pinien überein; sie sind aber, wenn sie nicht mehr frisch, sondern alt und ranzig sind, völlig zu verwerfen.

2) **Sicilianischer Pistacienbaum mit vielerley Blättern,** P. trifolia L., ist in Sicilen zu Hause, und die Nüsse werden daselbst gespeiset.

3) **Narbonensischer Pistacienbaum mit rundlichen Blättchen,** P. Narbonensis L. Diese Art wächst um Montpellier, auch im Orient. Die Blätter sind theils gefiedert, theils drey blätterig; die Blättchen fast rund; auch wird die Frucht gespeiset.

Von allen diesen Arten, die einerley Wartung erfordern, legt man zur Fortpflanzung frisse Nüsse in Töpfe, die mit frischer, leichter Erde angefüllt sind, und die Töpfe werden sodann in ein mäßig warmes Mistbeet eingegraben. Die jungen und alten Bäume werden bey uns den Winter über vor der Kälte verwahrt, und wenigstens in ein gemeines Glashaus gesetzt. Im Sommer verlangen solche öfteres Begießen; wollen auch öfters versetzt seyn.

Plagge, abgestochener Rasen in Wäldern oder andern Oertern, um solchen, Statt des Düngers, entweder allein, oder mit Viehmist vermengt, zu gebrauchen. Diese Arbeit wird das Plaggemachen, einen Ort abplaggen, genannt. In den Heiden wird solches nicht wohl gelitten, weil die Wurzeln der Bäume zu sehr entblößt werden können.

Plane, die Leinwandbecke, welche von Fuhrleuten über die Wagen gezogen und ausgespannt wird; auch nennt man so das sehr breite leinene Tuch, welches auf die Wagenbreter und neben den Wagenleitern in die Höhe gezogen wird, damit beym Einfahren die kleinen Körner von Hirse Kümmel, Senf, u. dergl., wenn sie ausfallen, nicht verschüttet und verloren werden.

Planke, lang und etwas breit geklöbte Stücken Holz, welche zur Umzäunung eines Platzes in die Erde eingegraben, und oben durch ein langes Splitt mit einander verbunden und zusammenbefestigt werden. Zu dem Ende wird nämlich das obere Ende der Planken etwas eingeklöbet, und das Splitt in die Spalten geschoben. Auch nennt man Planken die Seitenbolen eines Schiffs, womit der ganze Körper desselben bekleidet wird. Diese werden gemeiniglich Schiffsplanken genannt, und aus unsern Seestädten stark verführt.

Plantage, Plantation, Pflanzung. 1) Ein großer alleenweise mit Obst- oder Maulbeerbäumen bepflanzter Platz. 2) Ein gewisser District, welcher mit allen möglichen Arten von wilden

Bäumen auf eine dem Auge gefällige Art besetzt ist. Der regelmäßige Geschmack will heutiges Tages nicht mehr gefallen; man vermeidet daher alles Einförmige, und sieht auf abwechselnde Aussichten, krumme, schlängelnde Gänge, ꝛc. Diese Plantagen sind das im Kleinen, was Wildnisse im Großen sind. Sie unterscheiden sich von den ehemaligen Bosquets oder Lustwäldchen, welche mit Hecken, oder im Verband (en quinconce) gesetzten Bäumen, angelegt waren. Die Engländer haben vornämlich zwey Arten von Plantagen. Entweder sie bepflanzen hie und da einen kleinen Hügel, oder runden Raum mit Bäumen, so daß in der Mitte einer oder mehrere der höchsten, umher aber etwas niedrigere, und um diese eine Reihe hoher Stauden, u. s. f. immer niedriger gepflanzt werden; der ganze Ort aber mit einem niedrigen, weiß anzumalenden, Geländer umgeben wird (dieses nennt man einen Klump Bäume); oder sie pflanzen an einem, nach Beschaffenheit des Orts, krumm oder schlangenweise anzulegenden Gang, an beyden, oder auch nur an einer Seite, allerley Arten von Stauden und Bäumen. Bey diesen Pflanzungen ist der Platz das Vornehmste. Ist er groß: so kann man eine ganze Landschaft darzu nehmen; wenn aber auch auf Küchengewächse und Obstbäume Rücksicht genommen werden muß: so wählt man darzu abgelegene Oerter von einem steilen Boden. Man bepflanzt auch nicht gern nahe am Wohnhause einen Platz, theils um der freyen Aussicht, theils um der frischen Luft, theils um der großen Ausdünstung der Bäume willen. Weil man den ganzen Garten nicht zu einer Wildniß machen kann: so muß die Plantation ein Verhältniß mit demselben haben; denn beständig zwischen Stauden und Büschen zu gehen, wird man überdrüßig; man muß deswegen nicht gleich eine freye Aussicht hemmen. Am besten schicken sie sich neben einem Flusse oder Wasser; nicht nur deswegen, weil viele Pflanzen ohne solches nicht fortkommen; sondern auch, weil das Wasser viele Annehmlichkeiten hat, und zu allerley Abwechselungen, Brücken, Cabinetten, u. dergl. Anlaß giebt. Die Anhöhen unterbrechen ohnehin die Aussicht; daher sind sie billig zu bepflanzen. Ferner kommt es auf die Kenntniß der Pflanzen, Bäume und Sträucher und deren geschickte Auswahl an. Man muß nämlich nicht die schönsten Pflanzen an Aborter setzen; auch auf den Boden muß man Rücksicht nehmen, damit man keine Pflanze, die einen guten Boden erfordert, in einen schlechten versetze, u. s. w.

Platanus, fremder Ahorn,

Platanus L. Von dieser Gattung sind nur zwo Arten bekannt.

1) Morgenländischer Platanus, oder Ahornbaum, P. orientalis L. Die Blätter sind handförmig; 6—8 Z. lang; eben so breit, und in 5 große Abschnitte getheilt, von denen die an den Seiten in 2 kleinere getheilt sind; auf der Oberfläche sind sie grün, auf der Unterfläche blaß.

2) Abendländischer, oder Nordamericanischer, oder Virginischer Platanus, oder Ahornbaum, P. occidentalis L. Die Blätter sind größer, als die der ersten Art; lappig; 7—8 Z. lang; 9—14 Z. breit, und in 3 große Lappen getheilt. Der Stamm wird in Virginien oft von 24—27 F. im Umfange angetroffen.

Der sehr hohe und gerade Wuchs, die regelmäßige ästige Crone, das majestätische

sche Ansehen, und die außerordentliche Breite der schwelgerisch reichlichen Blätter machen diese Bäume zur Verzierung der Alleen, großer Rasenstücke, der Parks und der Luſtwälder höchst beliebt. Man kann sie theils in Reihen, theils ganz einzeln, theils zu Gruppen, theils zu Hainen pflanzen. Sie schicken sich im heißen Sommer zur Beschattung aufs beste, weil sie die Sonnenhitze mit ihren schönen Blättern abhalten; hingegen können die Sonnenstrahlen in andern Jahreszeiten frey hindurch fallen, da ihre Zweige weiter von einander entfernt stehen. Man kann sie auch als Forstbäume anpflanzen, weil sie in wenig Jahren zum Zimmerholze heranwachsen, und ihr Stamm, in einer gleichförmigen Dicke, sehr hoch in die Höhe geht; ihr Holz auch auf mancherley Art genutzt werden kann. Die Türken gebrauchen dasselbe sogar zum Schiffbau. Sie lieben einen feuchten Boden; besonders aber P. occidentalis, welcher auf feuchten Plätzen, an kleinen Bächen und Teichen, ꝛc. einen so bewundernswürdigen Fortgang hat, daß man ihn beynahe zu den Wasserbäumen rechnen kann. Beyde Arten werden fortgepflanzt durch Saamen, die bey uns nicht alle Jahre reif werden; am besten wird selbiger schon im Herbste, sobald er reif ist, gesäet. Die Vermehrung kann auch durch Absenker geschehen; doch besser noch durch gesteckte junge starke Schösse, und zwar hauptsächlich von dem P. occidentalis, weil Zweige von dem P. orientalis nicht so gern Wurzeln schlagen; hingegen die von jenem schlagen selten fehl, wenn sie im Herbste, sobald sie ihre Blätter abgeworfen haben, in einen guten feuchten Boden gesteckt werden. Man steckt sie gewöhnlich dicht neben einander, und versetzt sie im folgenden Herbste in die Pflanzschule; man kann sie aber auch bis zur förmlichen Verpflanzung auf ein gehörig zubereitetes Land in einer solchen Entfernung von einander stecken, daß sie daselbst bis zur förmlichen Verpflanzung stehen bleiben können. Sie müssen im März und April verpflanzt werden, weil sie, im Herbste und im Winter verpflanzt, bey strenger Kälte leicht Schaden leiden. P. orientalis ist etwas weichlich, und muß einen, gegen strenge und kalte Winde bedeckten, Stand haben.

Platelonge, ist bey der Reitkunst ein 2 Finger breiter Gurt, ungefähr 4 Ellen lang, dessen man sich bedient zum Passagiren oder Spanischen Tritt, da der Reiter des Pferdes vordere Schenkel, anfänglich einen um den andern, in die Höhe zieht, und wieder zur Erde niedertreten läßt, damit das Pferd solches gewohnt werde, und hernach von selbst die Schenkel hoch erhebe und passagire. Man braucht diesen Gurt auch bey den jungen Pferden, die Operation des Schmiedes zu erleichtern.

Platina, Halbsilber, ein neues besonderes americanisches Metall. Den Namen des Halbsilbers führt es deswegen, weil es die Farbe des Silbers hat; allein seiner Eigenschaft nach kommt es dem Golde noch näher, als dem Silber.

Plattbaum. In dicken Wäldern wird ein Baum ausgeschnitten; auch umher etwas Luft gemacht, und alsdann mit Leimspindeln besteckt, und unten eine Hütte, nur mit dünnem Grase belegt, angerichtet. In dieselbe setzt sich der Vogelsteller, und lockt mit einer Wachtelpfeife in dem Laute, wie solchen das Geschrey des Käuzleins giebt, die Vögel herbey, die

sich

sich auf den Baum setzen, und von demselben in die Hütte herabfallen.

Plattblankes Holländisches Leder. Es wird aus Brandsohlleder von Rindshäuten zugerichtet. Oefters nimmt man auch Roßleder dazu. Es wird von den Sattlern zu dem Pferdegeschirre, zu dem Reitzeuge, und zu den äußern Bekleidungen der Kutschen gebraucht.

Plattdecke, die platte ebene Decke eines Zimmers, zum Unterschiede von einer Felder- oder Spiegeldecke.

Platte Bande, das äußerste etwas schmale Stück Erdreich, welches um das ganze Blumenfeld in einem Garten herumgeht, und gemeiniglich mit Blumen oder kleinen Bäumen besetzt ist. Die Deutschen Gärtner nennen es auch eine Kante.

Platte Bande von Eisen, die eiserne Schiene, welche man unter gewölbte Fensterstürze, oder andere Oeffnungen legt, um die Steine tragen zu helfen.

Platten, Anplatten, ist bey den Zimmerleuten so viel, als ein Stück Holz an ein anderes ohne Verzapfung oder Einlassung platt anfallen lassen, und nur mit Nägeln oder Bolzen verfestigen.

Poley, Pulegium Rivini. Da der Name Poley nicht allein dem Pulegio, sondern auch einigen andern Pflanzen, die man Polium nennt, und zum Gamander gerechnet werden, beygelegt wird: so kann man die ersten Arten **Münzpoley,** die andern **Gamanderpoley** nennen. Von der Münzpoley sind zwo Arten bekannt:

1) **Stumpfblättrige Münzpoley, Herzpoley, Flöhkraut,** Mentha Pulegium L., wächst und blühet bey uns in gutem feuchtem Grunde, auf Triften, Wiesen, und in ausgetrockneten Gräben in den Sommermonaten. Die gegen einander überstehenden Blätter sind fast ungestielt, etwas haarig, eyförmig, stumpf, und schwach ausgezahnt. Aus dem Blätterwinkel treiben schwache, aber mehr aufgerichtete Zweige, und an diesen sitzen viele, von einander entfernte, Blumenwirtel. Das bläulich purpurfarbige Blumenblatt ist in 4 Lappen getheilt.

2) **Spitzblättrige Münzpoley, Hirschmünze,** oder **Hirschpoley,** Mentha cervina L. Die Blumenwirtel mit ihren purpurfarbigen Blumen gleichen denen der vorhergehenden Art; nur die Lappen des Blumenblattes sind schmäler, und der obere Lappen völlig ganz. Man unterhält beyde im freyen Lande im Garten, und man kann sie durch eingesteckte Zweige, oder durch Zertheilung, am besten aber durch den Saamen fortpflanzen. Beyde Pflanzen muß man wegen des starken Geruchs und scharfen bitterlichen Geschmacks unter die gewürzhaften Mittel setzen, und mit der Dosten, Majoran, Saturey, u. dergl., in eine Classe setzen. Die erste Art wird besonders bey der Brustbeschwerung und in Brustkankheiten empfohlen, wenn solche eine schleimige Feuchtigkeit zum Grunde haben; auch kann man selbige als Thee trinken. Palmer, ein Englischer Arzt, versichert, daß man durch die frische Pflanze die Flöhe vertreiben könne, wenn solche in das Bette gelegt würde. Der Name Pulegium scheint auch von dieser Kraft entlehnt zu seyn.

Gamanderpoley, das Geschlecht Polium, welches von den neuern Schriftstellern mit dem Gamander vereinigt worden ist, weil beyde Gattungen in Ansehung der einlippigen Blume übereinkommen, und die Arten des Polii nur wegen der

mehr wolligen Blätter, und der, in einem Köpfchen am Ende der Zweige vereinigten, Blumen unterschieden sind.

1) Gestreckter Gamanderpoley mit lanzettförmigen Blättern, Lavendelblätteriger Bergpoley, P. Lavendulae folio C. B., wächst an sonnenreichen Hügeln. Die Stengel sind etwas holzig, schwach, darnieder liegend; die Blätter auf der Unterfläche filzig, auf der Oberfläche hochgrün, gegenüber stehend; die Blumen auf den Enden der Zweige in Sträußern, weiß, im Jun. und Jul.

2) Gestreckter Gamanderpoley mit wolligen Blüthköpfchen und dergleichen eingekerbten Blättern, P. Teucrium, ein niedriges immer grünendes Pflänzchen in Creta, Italien und Spanien. Der eckige Kelch ist weißwollig, und das Blumenblatt weiß.

3) Wolliger Gamanderpoley mit vorragenden Deckblättern, P. maritimum supinum venetum C. B., wächst an dem Ufer des Adriatischen Meeres, und ist gleichfalls immergrünend. Der Stengel ist ganz weiß von anhängender Wolle, und das Blumenblatt purpurfarbig.

Die dritte Art, welche Linnäus zu seinem Teucrio Polium rechnet, ist der

4) Wollige gelbblumige Gamanderpoley, P. montanum luteum C. B., wächst in Spanien und Syrien; ist strauchartig, und blühet im Jun. Die schwachen und wolligen Stengel stehen anfangs aufgerichtet, biegen sich hernach unterwärts, und treiben aufgerichtete Zweige. Der Kelch ist haarig, und das Blumenblatt gelb. Wenn die Pflanze im Schatten steht, verliert dieses viel von der gelben Farbe, und wird fast weiß. In der Arzney ist keine Art gebräuchlich, ob schon die meisten Arten einen starken gewürzhaften Geruch, und gewiß wirksame Bestandtheile haben. Man muß aber die ausländischen Arten dieser Pflanzen bey uns im Scherbel und in lockerer Erde unterhalten; öfters versetzen, im Sommer fleißig begießen, den Winter über trocken halten, und in ein gemeines Glashaus setzen. Die Saamen werden bey uns selten reif; die Vermehrung aber geschiehet leicht durch Zweige. Nicht wegen der Blüthe, sondern wegen des wolligen weißen Ansehens verdienen sie einen Platz in den Blumengärten.

Pontac, ein Französischer Wein, welcher seinen Namen von einem Städtchen in der ehemaligen Provinz Bearn hat, woselbst er am besten wächst. Er ist blutroth, hat einen herben, zusammenziehenden Geschmack, und wird für einen guten Magenwein gehalten. Da aber der Bezirk nicht groß ist, wo er wächst: so wird der mehreste nachgemacht, als wozu die Heidelbeeren einen sehr gesunden Saft hergeben; weiter aber sollte man nicht gehen. Wenn Bolus und Röthelstein pulverisiret, oder eine Alaunsolution beygemischt wird, um die rothe Farbe zu vermehren, und den Pontacgeschmack hervor zu bringen: so ist ein so verfälschter Wein sehr verwerflich; er verräth sich aber theils dadurch selbst, daß derselbe gar stark an dem Glase anhängt, theils ist die Unrichtigkeit desselben durch Solution des Alauns darzustellen.

Porcellan, eine im Feuer halb verglasete Masse, woraus allerley Geschirr, nach Art der Töpferwaaren, verfertigt wird. Die Eigenschaften eines ächten Porcellans sind folgende: 1) Unschmelzbarkeit im heftigsten Ofenfeuer; 2) Unveränderlichkeit bey der schnellsten Verände-

rung der stärksten Hitze und Kälte; 3) die Fähigkeit, am Stahl Feuer zu geben; 4) Feinheit, Dichtheit und Glätte auf dem Bruch, fast wie Taffent oder Email; 5) reiner glockenartiger Klang beym Zerschlagen; 6) reine, glatte, glänzende Oberfläche; 7) eine eigenthümliche Halbdurchsichtigkeit, die weder dem Glase, noch dem Opale gleicht; 8) vollkommene blendende Weiße; 9) lebhafte, wohlgeflossene Farben; 10) Glasur, die sich durch nichts, als durch größere Glätte und höhern Glanz, von der Porcellanmasse unterscheidet; 11) zierliche, richtige Malerey; 12) edle oder modige Bildung; 13) gleichförmige dauerhafte Vergoldung.

Porcellanerde, eine harte, weiße, oder grauliche Mergelart, die sehr dicht ist, und sich etwas lose anfühlt; doch ist sie zuweilen hart, daß sie geschliffen werden kann; auch glänzt sie, wie feiner Sand.

Porphyr, ein rothbrauner Stein mit weißen, auch bisweilen mit schwarzen, oder auch gelblichen Flecken, oder mit Flecken von unterschiedener Farbe. Gemeiniglich wird derselbe unter die Jaspisarten gerechnet.

Portal, 1) der Haupteingang in eine Kirche, Palast oder anderes öffentliches Gebäude, welcher viel schöner und zierlicher, als die andern Eingänge, auch mit architectonischen Verzierungen versehen ist; 2) ein Bindewerk, wie solches in den Lustgärten nach Art einer Triumph- oder Ehrenpforte aus Pfählen, Latten, oder Nagewerk aufgerichtet, und der steinernen Architectur so genau, als möglich, gleich gemacht wird. Diese Portale werden erstlich aus Holzwerk gebildet und aufgerichtet, hernach pflegt man allerley in die Höhe laufende Gewächse daran zu pflanzen.

Portulak, Portulaca oleracea L. Ein bey uns sehr gemeines Küchengewächse, welches da, wo es einmal steht, sich von selbst und öfters häufiger besaamet, als es einem lieb ist. Der Saame wird im April auf eine gedüngte Rabatte gesäet; fängt er nun an zu reifen: so soll man die Stengel abschneiden, auf ein Tuch legen, und vollends abtrocknen lassen. Wartet man mit der Einsammlung zu lange: so wird der Saame meistens alle ausgefallen seyn. Die frischen Blätter werden von vielen als Salat oder unter demselben gespeiset; oder mit Brühe abgekocht; oder auch der ausgepreßte Saft beym Blutspeyen, Scharbocke, Entzündungs- und andern hitzigen Fiebern, bey mancherley Fehlern der Uringänge, auch wider die Würmer gebraucht. Wir haben von diesem Gewächse zwey Spielarten, die mit gelben und die mit grünen Blättern; sie sind beyde zum Gebrauche gleich gut; es wird aber doch die gelbe Sorte wegen ihres schönern Ansehens, sowohl unter dem Salate, als in Suppen und zum Einmachen, vorgezogen.

Possekel, ein großer schwerer Hammer mit einer doppelten Bahn, womit der Grobschmied das Eisen aus dem Groben ausschmiedet. Bey dem Stellmacher ist der Possekel ein gleichfalls großer Hammer, mit welchem derselbe die Speichen in die Naben des Wagenrades schlägt.

Pottasche, Cineres clavellati, ein bläulichweißes Salz, welches aus der Asche verbrannter Hölzer, durch Auslaugen, Einsieden und Calciniren, bereitet wird. Es wird selbige nur da, wo den Holzungen kein Schade und Abgang geschie-

schlehet, verfertigt; doch hin und wieder auch bey uns; in Polen und Lithauen aber in großer Menge.

Prachtlilie, Glorioſa L. Von dieſer Blume ſind zwo Arten bekannt.

1) **Prachtlilie mit gabelförmigen Blättern,** ſtolze Prachtlilie, G. ſuperba L. Sie wächſt in Malabar und Zeylon. Die Blumen ſitzen am obern Theile des Stengels auf kurzen, ſchwachen Stielen, ſtehen beym Aufbrechen aufwärts, und die Blumenblätter ſind gelblich; wenn ſie aber völlig aufgeblühet ſind: hängen ſie unterwärts. Die Blumenblätter erhalten eine ſchöne rothe Farbe, und ſchlagen ſich rückwärts. Man vermehrt dieſe vortreffliche Pflanze durch die Theilung der Wurzel, welche man im Herbſte, wenn der Stengel verwelkt, aus der Erde nimmt, und den Winter über bloß läßt, oder, mit Sande bedeckt, an einem warmen Orte aufbewahren, und im Frühlinge wieder in Töpfe, die mit leichter Erde erfüllt ſind, pflanzen, und auf das Lohbeet ſetzen muß. Die Töpfe ſollen nicht zu groß ſeyn; denn ehe die Wurzel ſelbige nicht ausgefüllt hat, wird der Stengel nicht hervortreiben. Im Sommer muß das Begießen öfters, aber mäßig, geſchehen. Die Wurzel iſt ekelhaft bitter, und wird für giftig gehalten.

2) **Prachtlilie mit ſpitzigen Blättern,** G. ſimplex L. Die Blätter ſind glatt, riechen unangenehm; ſie laufen zwar ſpitzig aus; verwandeln ſich aber nicht in ein Gäbelchen. Die Blumen ſind blau; Wartung und Vermehrung geſchehen, wie bey der erſten Art. Ihr Vaterland iſt Senegal.

Preſſe, an der Windmühle, ein Cranz aus lauter Krümmlingen oder krumm gewachſenen Hölzern gemacht, und nach der Rundung des Rades zuſammengeſetzt. Sie dient, die Mühle zum Stillſtehen zu bringen; und dieſes geſchieht, wenn der Preßbaum durch das Loch niedergelaſſen wird, daß hernach die Preſſe um das Kammrad herumgezwungen wird, und ſolches ſtill ſtehen muß.

Preßkeil, der Keil, welcher zwiſchen die Näpfe in der Oellade hineingetrieben wird, wenn das Oel aus dem Saamen gepreßt werden ſoll.

Preßplatten, die Platten der Näpfe in einer Oelmühle, zwiſchen welche der gequetſchte Saame in Haartüchern zum Auspreſſen gelegt wird.

Preſſung, iſt bey den Böttchern, wenn die Fuge eines Tonnenſtabes eine geringe Abſchüſſigkeit erhält, ſo daß die Stäbe auf ihrer innern Fläche ſich berühren; die Abſchüſſigkeit aber die beyden Oberflächen von einander entfernt, und auf dem ſichtbaren Theil der Tonne zwiſchen dem einen Stab und dem, der zunächſt an ihn ſtößt, einen Raum läßt. Dieſer Raum, der eigentlich die Preſſung heißt, iſt nöthig, damit das Holz gezwungen werde, ſich zuſammen zu preſſen.

Primel, Schlüſſelblume, Primula veris, macht mit der Auricula nur ein Geſchlecht aus. Unter Primula werden vom Linnäus folgende Arten beſchrieben.

1) **Einblumige Primel mit runzlichen Blättern,** P. acaulis, iſt häufig in den Gärten zu finden. Auf jedem Stiele iſt gewöhnlich nur eine Blume von verſchiedenen Farben, ſowohl einfach, als gefüllt. Die einfache gelbe Sorte findet man in den Wäldern wild; die übrigen

aber sind durch die Cultur in den Gärten zufälligerweise aus dem Saamen entsprungen. Die gefüllten Blumen sind groß und vollkommen gefüllt, haben ein schönes Ansehen, und verdienen daher unter den besten Frühlingsblumen eine Stelle.

2) **Vielblumige geruchlose Primel mit runzlichen Blättern**, P. elatior, inodora. Diese wächst auf Wiesen und in Wäldern, wird mit der folgenden öfters verwechselt, und erhält auch gleiche Beynamen. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden Art durch den nackenden Stengel, der fast 1 F. Höhe erreicht, und endiget sich mit vielen kurz gestielten Blumen, davon die äußerlichen unterwärts, die übrigen aufwärts gerichtet sind. Das blaßgelbe Blumenblatt ist beym Anfange der Einschnitte dunkler, und der Rand ausgebreitet. Die Blüthen sind ohne Geruch.

3) **Vielblumige wohlriechende Primel mit runzlichen Blättern, Schlüsselblume, Himmelschlüssel, Fasten- auch Lerchenblume**, P. veris odorata. Diese blühet fast 14 Tage später, als die vorige, und wächst auf trocknen Wiesen, erhabnen Triften, in Gärten und Hecken. Sie unterscheidet sich von der vorhergehenden Art dadurch, daß die Stöckchen niedriger, und weniger rauh anzufühlen sind; daß die Zähne der Blätter stumpf und sparsamer, bey der zweyten aber häufiger und spitziger sind; daß alle Blüthen, welche die Dolden ausmachen, unterwärts hängen; daß der Kelch blässer, und so lang, als die Röhre des Blumenblatts, ist; daß das Blumenblatt klein, dunkelgelb, nicht gefleckt, sondern mit safranfarbigen Linien gestrichelt, und der Rand mehr aufgerichtet, als ausgebreitet, ist; daß die Einschnitte kürzer sind, und die Blüthe einen angenehmen Geruch von sich giebt. Diese Unterscheidungszeichen werden im Garten durch verschiedene Wartung nicht verändert; obgleich jede in Ansehung der Blume andere Veränderungen leidet. Daher kommen viele Spielarten in den Gärten vor; und zwar sowohl einfache, als gefüllte von mancherley Farbe, welche alle aus dem Saamen entstanden sind; auch wird man jährlich neue erhalten, wenn man sich mit der Aussaat abgeben will; nur Schade, daß die schönsten, welche zu der ersten Art gehören, keinen Geruch haben. Der Saame von den schönsten, sonderlich bunt gefärbten, Blumen wird entweder, sobald er reif ist, gesäet, oder auch, im März des folgenden Jahres, in Kästen oder ins freye Land, und zwar nur oben auf das Erdreich; wird solcher auch nur einen halben Finger breit mit Erde bedeckt: so wird das Auskeimen nicht erfolgen. Die Kästen, worinn die Herbstaussaat geschehen ist, kann man den Winter über im freyen Garten stehen lassen; oder auch in einen Keller stellen. Im Frühjahre, wenn die alten Primelstöcke zu blühen anfangen, kann man sie wieder in den Garten tragen, und nur der Vormittagssonne daselbst frey stellen, weil dieses Gewächs einen allzuwarmen Stand nicht verträgt. Die jungen Pflänzchen muß man im Jun. auf wohl zubereitete Beetchen, 6 Zoll weit von einander, versetzen, sie fleißig begießen, und vom Unkraute rein halten. Die Frühlingssaat muß man mit Moos bedecken, bis das Auskeimen erfolgt. Im folgenden Jahre werden sie schon blühen. Die Vermehrung der schon vorhandenen Sorten geschiehet im Herbste leicht durch Theilung der Stöcke. Wenn diese einige Zeit an einem Orte gestanden haben: arten sie leicht aus; daher man

solche öfters, auch wohl jährlich, ausheben, von einander theilen, und in frische Beete versetzen, oder die alten Beete mit neuer Erde anfüllen soll. Die Primeln lieben mehr ein lockeres, als schweres, fettes Erdreich, und einen etwas schattigen Standort. Im Frühjahre muß das Laub von den Beeten zeitig abgeräumt, und die Stöcke mit durchgesiebtem faulem Miste, oder anderer fruchtbarer Erde, erfrischt und bedeckt werden; zumal wenn solche der Frost in die Höhe gezogen hat. Sie blühen, gleich den Aurikeln, im Herbste öfters zum zweytenmale. Die dritte Art wurde ehedem in der Arzneykunst als ein nervenstärkendes und schmerzstillendes Mittel gebraucht; in neuern Zeiten aber wird wenig Gebrauch davon gemacht. In England bedient man sich der Blätter zum Salat.

4) **Einblumige Primel mit keilförmigen Blättern, kleinste Schlüsselblume**, P. minima L., wächst in der Schweiz. Das Blumenblatt ist gelb, oder fleischfarbig; inwendig haarig.

5) **Glattblätterige Primel**, P. integrifolia L., wächst auf den Alpen. Der Blumenschaft ist nur einige Zoll hoch, und trägt eine, oder zwo Blumen. Die Lappen des röthlichen Blumenblattes sind tief gespalten.

6) **Vielblumige Primel mit bestäubten Blättern, mehlige Primel**, P. farinosa L. Die Schweiz ist ihr eigenes Vaterland. Die untere Fläche der Blätter ist mit Mehl bestreuet; das Blumenblatt aber purpurfarbig, oder mehr blau, und die Lappen desselben sind ganz flach und herzförmig.

Prinzmetall, ein aus Kupfer und Zinn zusammengeschmolzenes Metall, welches an Farbe dem Golde gleicht. Da aber zu dessen Zusammensetzung auch Arsenik kommt: so ist es für Sachen zum Speisebrauch als schädlich anzusehen.

Pritschen, sind beym Wasserbau 1 F. dicke Hölzer, womit man die Oberfläche eines Wasserwehrs, wenn der Fluß stark und reißend ist, dadurch unterbricht, daß man sie auf die stufenweise gesetzten Pfähle legt, damit das Wasser allmälig gebrochen werde.

Probebänder, starke, rund oder oval gebogene, Reifen von allerley Größe, welche man anfänglich um die Stöcke legt, wenn eine Tonne oder ein Faß zusammengesetzt wird. Wenn diese haften: so nimmt man sie wieder ab, und legt die gemeinen Bänder oder Reifen um. Sie dienen also dazu, dem Faß oder der Tonne, nach dem bestimmten Landmaaße, die gehörige Weite abzustecken oder zu bestimmen.

Probedreschen, geschiehet gleich nach der Aerndte, wenn der Hauswirth von dreyerley Acker, gutem, mittelmäßigem und schlechtem, etliche Garben rein ausdreschen läßt, um einen ungefähren Ueberschlag zu machen, was im gegenwärtigen Jahre gewonnen, und wie viel, nach Abzug des Hausbedarfs und der Aussaat, zum Verkauf, oder anderm Gebrauche, übrig seyn könne.

Probesilber, der in jedem Lande festgesetzte Gehalt des Silbers, woraus allerley Geschirre gemacht werden. In Frankreich, England, Holland und Italien ist z. B. das Probesilber 15löthig, d. i. 15 Theile Silber und 1 Theil Kupfer; in Wien, Strasburg, Königsberg, Augsburg, Nürnberg, Prag, Kopenhagen 13

löthig; in Hamburg, Berlin, Danzig und Niedersachsen 12 löthig, und in Breslau 11 löthig. Bey allen Probesilbern aber fehlen bey jeder Mark einige Gran Silber, z. B. die Berliner Probe ist 11 Loth 13 Gran.

Probezinn, das mit dem Zusatze eines andern Metalls verarbeitete Zinn. Die fremden Theile heißen bey den Zinngießern **Versatz**. In Berlin findet nur eine doppelte Vermischung Statt: 1) das sogenannte **Englische Zinn**; 2) das eigentliche **Probezinn**. Man nimmt hiezu reines Englisches Zinn, und giebt ihm einen Versatz von Bley. Sie nehmen nämlich zu 10 Pfund Zinn 1 Pfund Bley; weswegen es auch das zehnpfündige Zinn heißt. Der Professionist ist gehalten, jederzeit das verarbeitete Zinn mit dem Stempel seiner Stadt, und mit seinem Namen zu bezeichnen, damit beydes ihn verrathe, wenn er wider die Gesetze zu viel Bley hinzugesetzt hätte.

Prone, Brahne, die äußerste Gränze eines Waldes, welche an das Feld stößt, oder mit andern Hölzern gränzt. In den Forstordnungen ist es gemeiniglich verboten, solche wegzuhauen, oder abzutreiben.

Proportion, ist in der Baukunst das Verhältniß der Maaße bey den Theilen eines Gebäudes unter einander, daß selbige sich wohl zusammen schicken, der Natur gemäß sind, und so genommen werden, daß man sie mit ganzen Zahlen, ohne Brüche, aussprechen kann. Z. B. wenn bey einer Thüre die Höhe zur Breite sich verhält, wie 2 zu 1: so sagt man, es sey eine gute Proportion, welche der Natur gemäß ist, weil die Thür eine solche Oeffnung ist, wodurch ein Mensch gehen muß; es wird auch ein Mensch, welcher ungezwungen einhergeht, seine Arme nicht mit Fleiß andrücken, sondern solche frey fliegen lassen, wenn er durch eine Thüre geht. Man wird daher finden, daß in solcher Freyheit die Höhe des Mannes zur Breite sich beynahe, wie 2 zu 1, verhalten wird.

Prudel, Prude, ein kleiner Sumpf, darinn der Hirsch sich abkühlt, oder auch die Sauen sich wälzen.

Psyllienkraut, Psyllium Tourn. und Coronopus Tourn., werden von den neuern Kräuterlehrern mit der Wegebreite oder Plantago billig vereinigt, weil das erste nur wegen der zerschnittenen Wurzelblätter von der Wegebreite, welche nackende Stengel und ganze Blätter zeigt, unterschieden ist. Von den Arten, welche Linnäus unter Plantago angeführt hat, gehören, nach Tourneforts Abtheilung, vier zu dem Psyllio, als welche blätterige und mit Zweigen besetzte Stengel haben.

1) **Krautartiges Psyllienkraut mit nackenden Blüthköpfchen, Flöhkraut, Flöhsaame**, Psyllium vulgare et offic., Plantago Psyllium L., wächst im mittägen Europa; auch hin und wieder in Deutschland; treibt aus der jährigen, faserigen, weißen Wurzel einen, von unten bis oben, mit röthlichen ausgebreiteten Zweigen besetzten, ungefähr 2 F. hohen, krautartigen, wolligen Stengel. Aus dem Blätterwinkel kommen einzelne, lange, kahle Stiele, welche sich mit einem kleinen Blüthknöpfchen endigen. Die Blumen sind klein und weißlichgrün; der Saame platt, länglich, braunglänzend. Man erzieht diese Art ohne Kunst jährlich aus dem Saamen.

2) Kraut-

2) **Krautartiges Psyllienkraut mit umhüllten Blüthköpfchen**, Plantago Indica L., wächst in Aegypten; ist auch ein Sommergewächs, und der ersten Art fast ähnlich; die langen, rückwärtsgebogenen Blätter aber sind völlig ganz, hinterwärts mehr haarig, und oben an den Zweigen stehen gemeiniglich drey bey einander. Man erzieht diese Art aus dem Saamen auf dem Mistbeete.

3) **Strauchartiges Psyllienkraut mit umhüllten Blüthköpfchen, staudiger Wegerich**, Plantago Cynops L., wächst in der Provence und in Italien. Die Stengel sind staudig, holzig, zähe, hart, ästig, 8—10 Z. hoch, mit purpurröthlicher Rinde; die Blätter aber dünn, pfriemenförmig, glattrandig, starrend, nahe an der Grundfläche ein wenig haarig.

4) **Strauchartiges Psyllienkraut mit nackenden Blüthköpfchen, Indianischer Wegerich**, Psyllum Indicum, Plantago atra L.

Beyde erste Arten erhalten sich in der Wurzel und im Stengel mehrere Jahre, und die dritte dauert im freyen Lande; die letzte aber scheint zärtlicher zu seyn. Der Saame von der dritten, vielleicht auch von der ersten Art, wird in den Apotheken aufbehalten. Es enthalten selbige viel Schleim, welcher sich leicht mit Wasser auflösen läßt, und hat, wie der Quittenschleim und das Arabische Gummi, innerlich gebraucht, eine lindernde Kraft. Aeußerlich bedient man sich dessen bey Entzündung der Augen, Brandschäden, aufgerissenen Lippen; auch in Clystiren bey der schmerzhaften güldnen Ader.

Pudeln, das Brodt pudelt, wenn es bey dem Backen entweder stark aufgelaufen ist, und alsdann zerreißt oft die Krume einmal oder kreuzweise; oder wenn die Krume seitwärts in krausen, knolligen Auswüchsen ausläuft, und zu weich zugleich ausgebacken ist. Dieses entsteht gemeiniglich aus der zu wenigen Gahre, die der Teig erhalten hat, und alsdann wird das Brodt auch oft wasserschlissig.

Pultdach, Taschendach, ein Dach, welches von einer Seite abhängig ist, und gleichsam die Gestalt eines Schreibepults hat.

Pulverprobe, ein Versuch über die Güte des Pulvers. Eine der leichtesten Proben ist diese: Es wird Pulver auf ein weißes Papier gestreuet; man zündet es mit einer Kohle an, und giebt Acht; wenn das angezündete Pulver plötzlich auffährt, einen kleinen Schall von sich giebt, und das Papier anbrennt, oder nicht viel Kohlenstaub nach sich läßt: so ist es gut; wenn es aber Unreinigkeit zurücklaßt; langsam aufgeht; hin und her sprißt, und einen dicken Rauch macht: so taugt es nichts. Gutes Pulver muß feinkörnig seyn, etwas grünlich aussehen, sich auch nicht alsbald mit den Fingern zu Mehl reiben lassen, hartkörnig bleiben, und, in den Mund oder auf die Zunge genommen, am Geschmacke kalt und salzig seyn. Dieses ist ein Kennzeichen, daß es eine gute Quantität Salpeter bey sich hat, und nicht gar zu viel Kohlen dazu vermischt sind; dergleichen Pulver hat die meiste Stärke.

Pürschen, das Wild, sowohl großes als kleines, durch gezogene Röhre, auch Jagdflinten, erlegen. Das Pürschen erfordert unter dem ganzen Weidwerke die wenigsten Kosten, weil es eine Person mit dem Schießgewehre und einem Hunde ver-

verrichten kann. Es gehören aber dazu Erfahrung und Kenntniß aller Vortheile: ein scharfes Gesicht, eine feste oder stäte Hand, ein leiser Tritt, ein gutes, weder blankes, noch glänzendes Rohr, rohrgerechte Kugeln und Schuß. Auf das hohe Wildpret werden Sulzen geschlagen, oder an gelegenen Orten, in Wäldern, Gehegen und Zäunen, Stände und Schirme gemacht, dabey aufzupassen; den Füchsen wird bey den Vorhölzern, so wie den Hasen in Saatfeldern, aufgepaßt. Der Wind muß niemals von dem Jäger auf das Wild, sondern umgekehrt gehen; denn alsdann ist die Luft und Spurwitterung dem Hunde benommen. Morgens und Abends ist die beste Zeit, dem Wilde aufzupassen.

Pürschrohr, Pürschbüchse, diejenige Büchse, die zum Pürschen gebraucht wird. Es ist solche gemeiniglich ein gezogenes Rohr, oder Kugelbüchse mit einem Deutschen Schlosse und tüchtigem Schaft, welcher einen kurzen und hohlen, nach dem Backen ausgeschnittenen, Anschlag, und in demselben auch wohl ein Beykästchen hat, worinn Ladenmaaß, Kratzer und etliche Kugeln mit Pflaster liegen können. Alles Eisenwerk an selbigem darf nicht blank und glänzend, sondern bläulich, oder matt im Feuer angelaufen seyn.

Pürschstatt, der Ort, wo das Wildpret liegt, wenn es die Bauern aus dem Walde abfahren müssen.

Pürzel, Wedel, Rink, der Schwanz der wilden Sauen.

Pürzel, ein Hirschzeichen. Wenn nämlich der Hirsch mit dem hintern Lauft genau in den vordern eintritt, daß man es für einen Tritt ansieht: so findet man in gutem Boden, wo Ballen und Schalen zusammenstoßen, ein kleines Hügelchen; es muß aber genau beobachtet werden, weil es sich bey keinem Thiere befindet.

Pütten, Gruben, aus welchen die Erde zum Deich- oder Dammbau ausgestochen worden ist. Wenn die Arbeiter eine Quadratruthe von 20 F. lang und breit, und 4 F. tief ausgegraben haben: so ist solches eine Pütte von 1600 Cubic-Fußen, als wornach die Arbeiter gelohnt werden.

Pumpernickel, Pompernickel, ein aus geschrotenem Roggenmehl gebackenes grobes und schwarzes Brodt, in großen, langen, vierkantigen Laiben, mit einer harten Kruste und derben Krume; aber von einer angenehmen Säure, die einem gesunden Magen wohl bekommt. Es wird in Westphalen durchgehends gebacken, und in fremde Länder, als etwas Besonderes, verführt; wiewohl es in Berlin für vornehme Tafeln auch gebacken wird. Ein einziges Brodt ist öfters über 50 Pfund schwer. Der Teig dazu wird recht derb geknätet, und muß 24 Stunden im Ofen, der überall verwahrt ist, bleiben, damit es gut durchgebacken und recht derb werde.

Punctationen, sind nur als Tractaten anzusehen, wenn darinn wesentliche Bestimmungen fehlen, oder die Parteyen sich darinn die Verabredung gewisser Nebenbedingungen ausdrücklich vorbehalten haben. Eine von beyden Theilen unterschriebene Punctation aber, aus welcher die gegenseitige Einwilligung derselben in alle wesentliche Bedingungen des Geschäffts erhellt, ist mit einem förmlichen Contract

von gleicher Gültigkeit; es kann also auf Erfüllung derselben geklagt werden. Das von Gerichten oder von einem Justizcommissarius aufgenommene Protocoll, über einen zu errichtenden Vertrag, hat mit einer Punctation gleiche Wirkung. A. L. R. Th. I. Tit. V. §. 120 ff.

Puppe, ein auf dem Wasser schwimmender Quast oder Büschel, woran man den Köder zum Fangen der Fische zu binden pfleget.

Putzel, der in kleine Klöße gemachte Sauerteig, der zum künftigen Einsäuren aufbewahrt wird. Man reibt zu diesem Behuf die Putzeln gut mit Mehl ein, und legt sie in ein Gefäß mit Mehl.

Putzen, eine Arbeit der Maurer, wenn sie ein fertiges Gebäude vorn an der Stirnwand, und inwendig in den Zimmern die Wände glatt und eben machen; auch ist dieses Wort in den Ziegeleyen gebräuchlich. Wenn sich an den Ziegeln einiger Unflath ansetzt, der an den Ecken der Ziegel bey dem Brennen Blasen verursachen, und die parallele Figur des Ziegels ein wenig verderben würde: so muß der gestrichene Ziegel davon gesäubert und geputzt werden.

Q.

Quaderstein, Werkstück, ein Sand- oder Marmorstein, der nach einer gegebenen Größe nach rechten Winkeln zugehauen, und wie ein Parallopipedum gestaltet wird. Und wenn er auch eine andere prismatische Gestalt erhält, welche sich zu einer vorhandenen Mauer oder Gewölbe schickt: so wird er doch ein Quader- oder Werkstück genannt. Wird ein Quaderstein so in die Mauer gelegt, daß seine lange Seite sichtbar ist: so nennen ihn die Franzosen Carreau (Läufer); wie auch ein Backstein also heißt, wenn dessen lange Seite sichtbar ist; wenn aber seine kurze Seite sichtbar ist: so heißt er Boutille (Strecker).

Quadratmaaß, wenn man die Länge und Breite mißt, und mit einander multiplicirt; daher hat ein Quadratfuß nicht 12 Zoll; sondern 12mal 12 oder 144 Zoll.

Quadratruthe, ein Quadrat, dessen Seiten eine Ruthe lang sind.

Quart, ein Maaß zu flüßigen Dingen, das ungefähr 2 Pfund wiegt, weil es nicht überall von gleichem Inhalt ist. Z. B. in Berlin und Hamburg ist das Quart das gewöhnliche Maaß flüßiger Dinge; in Sachsen ist es eine Kanne. Dieses Quart hält 2 Nößel, und 4 Quart machen ein Stübchen.

Quartier oder **Quartierchen**, der vierte Theil von einem Nößel, oder der achte Theil von einem Maaß oder einer Kanne. Indessen heißt auch an manchen Orten ein Quartier so viel, als ein Quart oder eine Kanne.

Quarz, ein fester, glänzender, meist undurchsichtiger, insgemein weißer; bisweilen aber roth-, gelb-, schwarzgefärbter, schlackenartiger Stein. Er läßt sich polirren;

ren; doch selten so glatt, wie ein Jaspis; jedoch findet man Stückchen, welche durchsichtig sind wie Crystall, und daher geschliffen, und in Ringe gefaßt werden. Er ist eine Gangart und Erzmutter; denn man findet alle Arten von Metallen und Halbmetallen, auch die meisten Mineralien, von der Natur darinn erzeugt.

Quecken, Hundsgras, Rech- oder Padengras, Triticum repens L., findet sich überall auf den Aeckern und andern angebaueten Stellen. Es ist ein so beschwerliches, und jedem Ackerwirthe so bekanntes Unkraut, daß eine nähere Beschreibung desselben unnöthig ist. Eine gänzliche Ausrottung ist nicht zu erwarten; wohl aber eine solche Verminderung, daß die zu erbauenden Früchte nicht sonderlich davon beschwert werden. Das Aufpflügen des Ackers in den Sommermonaten, und zwar an heißen und dürren Tagen; nicht weniger das darauf folgende Ausziehen mit der Egge ist das gewöhnlichste Mittel, es zu vermindern; selbst der Anbau solcher Früchte, die mit der Hacke, z. B. Kartoffeln, Weißkohl, u. s. f. bearbeitet, und vom Unkraute gereinigt werden, ist dem Fortwuchern der Quecken sehr hinderlich; auch breitblätterige Früchte, z. B. Rübsen, Erbsen, u. dergl. ersticken dieses Unkraut unter sich. Ob aber gleich mehrere Feldfrüchte dem Fortkommen der Quecken hinderlich sind: so ist es doch der Hanf vorzüglich, weil der Acker dazu sehr oft gepflüget, und der Hanf selbst, der gemeiniglich erst zu Ausgange des Maymonats, oder in den ersten Wochen des Brachmonats gesäet wird, schnell empor wächst, und keine Art von Unkraut aufkommen läßt. Die kleine Gerste thut ebenfalls nicht wenig zur Verminderung der Quecken, weil auch zu solcher gemeiniglich 2 — 3mal gepflüget, geegget, und die Einsaat erst zu Anfange des Jun. unternommen wird. Keine Erdart begünstigt aber mehr die Quecken, als feuchter, tiefliegender Moorboden, welcher meistens mit Waizen bestellt wird. Fällt die Bestellungszeit in nasse Sommer und Herbste: so kann die Egge wenige, oder gar keine Queckenwurzeln herausziehen. Ist die Witterung des Winters mehr naß, als trocken; oder werden die Saatpflanzen durch solche Witterung verdünnt: so bekommen die Quecken die Oberhand, und die aufs häufigste emporkommenden Halme, die man bey uns Windhalme zu nennen pflegt, verursachen ein gänzliches Mißrathen des Waizens. (S. den Artikel **Waizen.**) Man nennt die von Quecken sehr angefüllten Aecker gemeiniglich **verqueckte Aecker**; und sie sind es fast immer, wenn der Ackersmann dergleichen Aecker entweder nicht gedüngt, oder nicht vorsichtig genug mit Pflügen und Eggen zu rechter Zeit bearbeitet hat. In Ansehung des unterlassenen Düngens ist es erfahrungsmäßig, daß die gut gedüngten Aecker den wenigsten Windhalm bekommen, weil die Saat von dem Dünger schnell in die Höhe getrieben wird, daß die Quecken nicht den Vorsprung bekommen, sondern später nachkommen, und kraftlos bleiben müssen. Hiebey ist noch zu merken, daß man in queckigen, oder zum Queckenunterhalt geneigten, Feldern nicht müsse zweymal hinter einander Winterfrucht, z. E. auf Waizen Roggen, sondern vielmehr Sommergetraide folgen lassen, weil die Quecken zu den Winterfrüchten gehören; weshalb auch Linnäus dieses Gewächse Triticum repens (kriechenden Waizen) genannt hat. Auf den Brachfeldern

dern geben die Quecken, wenn das Gewächs jung abgeweidet wird, dem Viehe gute Nahrung; wenn es aber zu alt geworden ist, und die Halme schon in Aehren stehen: so will sich das Weidevieh nicht mehr daran vergreifen, weil die steifen Grannen das Zahnfleisch stechen, und darinn sitzen bleiben. Macht das Queckengras den meisten Theil der Wiesen aus: so müssen diese dann, wenn das Gras vor oder in der Blüthe steht, gemähet werden; wofern der gedachte Zufall nicht auch eintreten, und das Heu dem Viehe nicht unangenehm werden soll. Die frisch mit der Egge hervorgebrachten Quecken, wenn sie auf der Häckselladе klein zerschnitten werden, können auf dem Flugsand ausgestreuet, und untergepflüget werden, damit sie daselbst aufgehen, und einen festen begruseten Boden verschaffen. Unzerschnitten aber werden sie in tiefe nasse Wege gefahren, um solche damit zu erhöhen. Getrocknet, und in der Scheune durch ein leichtes Ueberdreschen von der anklebenden Erde oder dem Sande befreyet und ausgeschüttelt, geben sie, zu Häcksel geschnitten, ein vorzüglich kräftiges Futter für Schaf- und Rindvieh. Eben diese getrockneten Quecken, Statt des Strohes, zu Lehm- oder Wellerwänden gebraucht machen solche ungleich fester und dauerhafter, als das dazu gemeiniglich gebrauchte lange Stroh. Zum Einstreuen in die Ställe läßt man die Quecken zuvor recht trocken werden, damit sie nicht noch lebendig mit dem Miste wieder aufkeimen, und in den Acker kommen. Sind sie noch nicht recht trocken: so kann man sie den Schafen unterstreuen, wo sie, wenn nach und nach Stroh aufgestreuet wird, ersterben.

Queckſilber, ein mineralischer fliessender Körper, der sich in unendliche Theile zertheilen läßt, und wieder in eins zusammenfließt. Es zieht alle Metalle an sich, und löset sie auf; und zwar Gold am liebsten; Eisen aber am schwersten. Auflösen läßt es sich an und für sich selbst in Scheidewasser; sublimirt aber in Königswasser; auch wird es überhaupt zu vielen Dingen gebraucht, als zum Reinigen der Metalle, zum Vergolden, eben so häufig in der Arzney.

Quendel, Feldkümmel oder **wilder Thymian**, Thymus Serpillum L., ein gemeines Kraut auf magern Triften und sandigen Hügeln. Es hat harte, röthliche, gestreckte, an dem obern Theile aufgerichtete Stengel, runde Blätter, röthliche, selten weiße Blüthen, worauf eine Hülse mit schwarzem Saamen folgt. Dieses Kraut hat einen starken, angenehmen Geruch, eine zertheilende und reinigende Kraft; Linnäus empfiehlt daher von demselben den wäßerigen Aufguß bey Kopfschmerzen, welche nach einem Schmause erfolgen, weil dadurch der Magen gestärkt, und die Blähungen ausgetrieben werden. Zum äußerlichen Gebrauche bereitet man daraus Bäder und Umschläge. Die Blüthe im Jun. und Jul. giebt den Bienen gute Ausbeute. In der Hauswirthschaft pflegt man das getrocknete Kraut mit unter die Quarkkäse zu thun, welche davon einen angenehmen Geschmack bekommen. Im Garten unterhält man eine Spielart mit scheckigen, oder weißen und grünen Blättern. Die schönste Abänderung auf erhabenen Feldwiesen ist der **Citronenquendel**, welcher sich durch seinen Citronengeruch gar sehr unterscheidet.

Queerart, eine Art der Zimmerente, die an jeder Seite ihres Gehäuses ein

Blatt hat. Das eine Blatt läuft mit dem Gehäuse in gleicher Richtung fort; das andere steht nach der Queere. Mit dem ersten hauet der Zimmermann nach der Queere ein Loch vor (locket); mit dem letztern hauet er nach der Breite vor, und hohlet hiemit das Zapfenloch aus. Jedes Blatt ist 1 F. 3 Z.; das Gehäuse aber 2½ Z. lang.

Queerbalken, ein Balken, welcher in die Queere geht.

Queerbänder, diejenigen Hölzer, welche bey hölzernen Brücken zu beyden Seiten um die Jochpfähle gemacht werden, um sie zusammen zu halten, damit sie nicht ausweichen können.

Querder, die Lockspeise oder Köder, womit man Fische fängt. Zu Hechten braucht man Kaulhaupte oder Frösche. Man zieht von dem Hintertheile der Frösche die Haut ab; läßt sie im Rindertalg braun braten: dann beißen die Hechte gut an. Alle Raubfische müssen mit Fischen, die nicht von ihrer Art sind, gefangen werden.

Quinconce, die Figur einer Fläche, auf welcher mehrere Reihen von parallel gesetzten Bäumen, sowohl nach der Länge als der Breite, dergestalt stehen, daß der erste Baum in dem Mittel des Vierecks ist, welches die zwey ersten Bäume der ersten Reihe, und die zwey ersten der dritten Reihe machen, und welches die Figur eines Fünfers im Chartenspiele vorstellet. Bey Anlegung eines Obstgartens beobachtet man gern diese Figur.

Quittenbaum, ein kurz stämmiger Baum, auf welchem die Quitten wachsen. Der **Apfelquittenbaum** hat kleine wollige Blätter, verworrene Zweige, und eine graue Rinde; da hingegen der **Birnquittenbaum** größere Blätter, geradere Zweige, und eine schwärzliche Rinde hat. Der Quittenbaum liebt einen guten, etwas frischen Boden; trägt auch desto besser, wenn er fleißig behackt, und zuweilen mit kurzem Mist bestreuet wird. Er trägt häufig, wenn er nicht sehr beschnitten wird; daher solcher lieber hochstämmig, als in Hecken und Pyramiden, zu ziehen ist. Die Vermehrung geschiehet durch die Kerne, Wurzelschößlinge, Ableger, in die Erde gesetzte Schnittlinge; und am gewöhnlichsten durch das Pfropfen der Zweige auf Birnstämme; so wie die aus Saamen erzeugten Quittenstämme oder Schößlinge zum Oculiren und Pfropfen der Birn- und Aepfelzweige gebraucht werden. Wenn die Quitten recht reif sind, und man selbige im frischen Zustande eine Zeit lang aufbewahren will: so werden die Kelchblättchen oben am Auge nebst dem Stiele weggeschnitten, die Wolle rein abgewischt, und dann schichtweise in einen steinernen Topf gelegt; hierauf werden andere und schlechtere Früchte klein zerschnitten oder zerrieben; davon wird ein Saft gekocht, und dieser, wenn er mehrentheils kalt ist, doch ehe er gerinnt, über die Quitten im Topfe gegossen, daß sie damit bedeckt sind, und zuletzt etwas schweres aufgelegt, damit die Quitten nicht in die Höhe steigen können. Nachher wird der Topf zugebunden, und an einem trocknen Orte aufbewahret. Wenn man davon Gebrauch machen will: so nimmt man von den Früchten so viel, als nöthig ist, heraus; schälet und schmoret sie, gleich den frischen Früchten, mit dem Safte; man darf sie aber nicht eher herausnehmen, als bis sie gekocht werden sollen, weil sie gleich schwarz werden, wenn sie an der Luft liegen.

gen. Wenn man gleich anfangs viel Wasser mit etwas Wein dazu setzt, und sie langsam kochen läßt, damit sie Brühe behalten: so werden sie schönroth. Der **Quittenwein** ist am leichtesten zu verfertigen. Man preßt geriebene Quitten durch ein Tuch; thut den Saft in ein Glas; läßt ihn eine Nacht über darinn stehen; seiget ihn hierauf durch ein Haartuch; gießt das Klare in Bouteillen, oben auf ein wenig Baum- oder Mandelöl; stöpselt die Flaschen zu, verpicht sie, und setzt sie in den Keller. Es hält sich dieser Wein einige Jahre bey gutem Geschmacke, und bekommt bey mäßigem Genusse dem schwachen Magen ausnehmend gut. Ein Kelchglas davon, unter eine Flasche mit anderm Wein gegossen, giebt solchem einen vortrefflichen Geschmack und Geruch; auch reines Quellwasser damit gemischt, macht einen guten Kühltrank im Sommer. Die vornehmste Kraft der Quitten besteht überhaupt in Stärkung der festen Theile; sonderlich der ersten Wege; sie werden daher bey geschwächter Verdauung, Durchfällen und dergleichen Krankheiten nützliche Dienste leisten. Diejenigen, welche das Gemüse von frischem oder getrocknetem Obste gern essen, müssen, wenn sie davon zur Diarrhöe oder Bauchgrimmen geneigt werden, frische oder getrocknete Quitten nur in geringer Maaße darunter mit kochen lassen, als wodurch sie sich solches Unfalles leicht überheben, und zugleich den Geschmack des Obstes gar merklich erhöhen werden.

Außer obgedachten beyden Arten der Quittenbäume, hat man noch den **Portugiesischen**. Dieser wächst am höchsten; hat auch weit größere Blätter, die dick und lang, über 3 Z. hoch, und 3½ Z. im Durchschnitt sind. Sie können zur Noth roh gegessen werden, weil ihr Fleisch weit zarter, und weniger herbe ist. Im Kochen bekommen sie eine röthere Farbe; können folglich dazu, und zum Einmachen, besser gebraucht werden, als die gemeinen Quitten; doch sind die Bäume weniger fruchtbar.

R.

Rabe, ein besonderes Vögelgeschlecht, unter der weitläuftigen Familie derjenigen Vögel, die mit 3 bloßen Zehen vorn und einen hintern begabt sind. Allgemein genommen gehören Krähen und Dohlen auch zum Rabengeschlechte, da der eigentliche Rabe die größte, die Krähe die mittlere, und die Dohle die kleinste Gattung dieses Geschlechts ist. Der gemeine Rabe ist ganz schwarz an Füßen, am Schnabel und an Federn, die eine glänzende Schwärze haben. Man findet auch eine kleinere Gattung der wirklichen Raben, die zwar, gleich den großen, auch gern aufs Aas fallen; aber nebenher auch Getraidekörner fressen, und im Herbste die besäeten Aecker stark verwüsten. Die Raben sind insgesammt Raubvögel; sie brüten frühzeitig auf hohen Waldbäumen; haben 3—4 Junge, die sie mit allerley Gewürme aufziehen. Wenn diese Jungen im Hause erzogen werden: so lernen sie

reden; haben aber eine unangenehme grobe Sprache.

Rabenschnabel, ein Hufeisen bey solchen Pferden, die nicht gerade auftreten; sondern Stelzfüße haben, und nur auf den Zehen gehen. Dieses Hufeisen muß bey den Zehen länger seyn, als sonsten. Man muß hiebey die Ferse des Hufs sehr niedrig abnehmen; doch die Seitenwände nicht aushöhlen, um den Fuß nicht zu schwächen. Das Eisen muß, wenn es Noth thut, wohl 2 Finger breit noch vor der Fußzehe vorstehen; daselbst auch dicker, als hinten, seyn, damit das Pferd auf diese Art gezwungen sey, die Kehle beym Auftreten hinabzubiegen, daß der Nerve sich wieder ausdehne.

Radärme, sind bey oder in den Mühlen die Holzstücke, welche durch die Welle, oder den Grindel hindurch gehen, und so lang sind, als es die Höhe des Rades erfordert.

Radebohrer, ein Löffelbohrer, womit von dem Stellmacher das Loch der Nabe, nachdem es mit dem Lochbohrer erweitert worden ist, völlig ausgebohrt wird. Es werden gemeiniglich 2 — 3 solcher Bohrer erfordert, um eine Nabe völlig auszubohren, wovon einer immer größer ist, als der andere, damit die Nabe nicht Gefahr laufe zu zerspringen, wenn sie gleich mit dem großen Bohrer ausgebohrt wird.

Radekopf, Radeschere, in der Mühle das ausgescherte, oder mit einem Einschnitt versehene Holz, in welchem die Radeschiene vermittelst ihrer Löcher mit einem hölzernen Nagel vereinigt wird, und dazu dient, in dem Sichtzeuge sowohl dem Beutel seine gehörige Spannung zu geben, als auch ihn erschüttern zu helfen.

Radenagel, ein starker kuppiger, mit einer breiten viereckigen Platte versehener, Nagel, womit der Schmied die eisernen Radeschienen auf den Felgen der Wagenräder befestigt.

Radeschiene, Rädeschiene, ein durchlöchertes Bret an dem Sichtzeuge einer Mahlmühle, welches mit der langen Seite des Mehlkastens parallel läuft, und vermittelst des Radekopfs an einer Spitze der Sichtwelle befestigt ist. Dieses Bret dient, den Beutel, wodurch das Mehl gesichtet wird, stärker oder schlaffer auszuspannen, nachdem er sich schnell oder langsam bewegen soll.

Radestock, ein Gestelle, worauf mehrentheils das Rad ruhet, wenn es von dem Stellmacher verfertigt wird.

Radestößer, sind an den Ecken der Häuser, oder an den Thorwegen aufgestellte, oder in das Gebäude etwas eingemauerte, Steine, Pfähle, rc. welche verhindern, daß die Wagen im Vorbeyfahren die Mauern oder Aufziehungen des Hauses nicht verderben. Die Seite, wo das Wagenrad anstoßen kann, muß schräge ablaufen; daher sie auch wohl konisch oder pyramidenmäßig gemacht sind. Bey den Häusern großer Herren sind oft Canonenläufte in dieser Absicht eingegraben. Wenn aber die Radestößer einen Platz vor dem Gebäude auf der öffentlichen Straße einschließen: so zeigen sie an, daß der Besitz dieses Platzes demjenigen gehöre, welcher die Radestößer hat setzen lassen, ohne welche sonst der Platz zu der öffentlichen Straße gehört.

Radezange, eine große Zange, mit welcher beym Beschlagen die Radeschienen

auf

auf die Felgen eines Rades gehalten werden.

Radezirkel, ein Stangenzirkel, womit der Bogen der Felge beschrieben wird, wornach der Stellmacher die innere Rundung einer Felge aushauet.

Rahm, eine Holzverbindung von vier starken gevierten Zimmerstücken, welche eine Oeffnung in der Tiefe einer Laterne macht, um in einem Saal oder auf einer Treppe, und dergl. ein einfallendes Licht zu erlangen.

Rahmen, überhaupt nicht nur an eingefaßten Thüren die 2 aufrecht stehenden Stücke, woran der Thürbeschlag und das Schloß befestigt sind; sondern auch die Vierpasse, oder nach rechtem Winkel zusammengesetzten Gestelle, auch die so achteckig sind. Es giebt Fensterrahmen, Schubrahmen, u. s. f.

Rahmholz, bey den Tischlern die aufrechtstehenden und überzwerch gehenden Hölzer, welche eine oder mehrere Füllungen einschließen; bey den Zimmerleuten aber wird dadurch ein vierkantiges Holz verstanden, welches mit Einschnitten versehen, und bey Ständerstielen über den obern Balken zu besserer Zusammenhaltung angebracht wird.

Rahmenschenkel, sind an den Thüren die langen heraufgehenden Rahmenhölzer. Man nennt sie öfters aufrechtstehende Stücke; auch Rahmen.

Rahmenschirme vor den Fenstern, werden gebraucht, um die Zimmer vor der großen Sonnenhitze im Sommer, und im Winter vor der Kalte zu bewahren.

Rahmstücke, diejenigen viereckigen Balken, welche auf die Schwellen eines Gebäudes, sowohl der Umfassungswände, als auch der Scheidewände, gelegt werden. Jedes Rahmstück muß genau so lang seyn, als die Schwellen, worauf es zu liegen kommt; denn in beyde werden die Stiele und Bänder einer Wand eingezapft. Es wird auf jedem Rahmstücke bemerkt, wo eine Scheidewand neben den Rahmstücken zu stehen komme, damit nach Maaßgabe dieser Zeichen die Balken vertheilt werden können.

Rain, Rainung, Reen, Rein, ein schmaler, zwischen den Ackerstücken befindlicher, Strich Landes, welcher ungepflüget bleibt, und theils zur Gränze oder zum Mahl, theils zur Gräserey oder zu Baumpflanzungen gehalten wird. Das Wort anrainen ist in Ansehung der Aecker eben so viel, als anränzen. Die Raine sind an manchen Orten ungetheilt, da nämlich ein jeder Feldnachbar seinen Rain, es sey zur rechten oder zur linken, besitzt, und solchen für sich allein nutzt.

Rainbalken, Rennebalken, fehlerhafte Streifen oder Raine, da der Pflug über der Erde wegrutschet, und solche ungepflüget oder ungewendet läßt. Der Pflüger muß dergleichen Balken nicht stehen lassen; sondern den Pflug alsbald zurückziehen, und ihn da wieder einsetzen, wo der Anfang des Rennebalkens geschehen ist.

Raiserbäume, die vordern, mittlern und hintern Bäume, sowohl über den Brückhölzern, als auch bey den Faschinen bey einem Strudelbaue.

Ram-

Ramme, eine Maschine, mit welcher die Pfähle in den Grund, wo ein Rost zum Bauen gelegt werden soll, eingeschlagen oder eingerammet werden. Das Gestell einer solchen Ramme pflegt 20 — 70 F. hoch zu seyn, nachdem man die Pfähle mehr oder weniger einrammen will. Der Läufer, eine senkrechte Säule, woran sich die Ramme selbst bewegt, wird mit Bändern und Streben befestigt. Der Bär ist mit 2 hölzernen, mit Eisen beschlagenen, Klauen an dem Läufer befestigt, und läßt sich an demselben auf- und abbewegen.

Rammlen, die Stampfen, mit welcher in den Holländischen Oelmühlen, so wie in den Deutschen mit den Schlegeln, die Keile, womit die Oelkuchen zusammengepreßt werden, in die Oellade eingetrieben werden.

Rampe par Ressaut, ein Französisches, im Bauwesen beybehaltenes, Wort, womit die Treppenwange bedeutet wird, welche durch den Ruheplatz oder die Statt dessen befindlichen Wendelstufen unterbrochen wird.

Randpfähle, die Pfähle, welche vor einem Strudel, oder anderm Wasserbaue, vorgeschlagen werden, damit selbiger nicht gegen das Wasser überkippen kann.

Ranunkel, Hahnenfuß Ranunculus, eine Pflanzengattung, die mehr als 40 Arten unter sich begreift; wovon wir aber allein die vornehmsten anführen wollen.

A. Ranunkeln mit ganzen Blättern.

1) Gestreckter Ranunkel mit lanzerförmigen Blättern, Egelkraut, Speer- Gicht- Brennkraut, Wasserhahnenfuß, R. Flammula L., ist an feuchten Oertern sehr gemein. Der Stengel ist ungefähr 1 F. lang, gemeiniglich gestreckt; richtet sich aber bisweilen, besonders mit dem obern Theile, in die Höhe, ist mit Knoten versehen, und einigermaaßen eckig. Die Blätter sind lanzerförmig; die Wurzelblätter aber zeigen einen längern gefurchten Stiel, und laufen an beyden Enden spitzig zu. Die Kelchblättchen sind gelblich, grün gestreift, und die glänzenden kleinen Blumenblätter unterwärts mit einem dunklern Flecke bezeichnet. Schafen und Pferden ist die Pflanze ein Gift; unter dem Heue von nassen Wiesen aber unschädlich, weil das scharfe flüchtige Wesen bey dem Austrocknen vergeht, oder doch vermindert wird. Der Name Egelkraut bezieht sich auf die Egel oder Blutigel, welche sich in dem faulen Wasser unter diesem Kraute gern aufhalten.

2) Kriechender Ranunkel mit gepaarten schmalen Blättern, R. reptans L., wächst in sumpfigen Oertern, und um die Landseen. Der schwache Stengel treibt überall aus den Knoten unterwärts zarte Wurzelfäserchen; die gelben Blumen stehen einzeln, gestielt und klein.

3) Aufrechtstehender Ranunkel mit lanzerförmigen Blättern, langer Wasserhahnenfuß, Speerkraut, R. Lingua L., wächst häufig in den Wassergräben, und um die Teiche. Der Stengel ist dick, gegliedert, hohl, 2 — 3 F. hoch, theilt sich nahe unter dem Gipfel in einige wenige Zweige, und die Blumen sind groß, schöngelb, im May und Jun. Was bey der ersten Art angemerkt worden ist, gilt auch von dieser; ja diese übertrifft an Schärfe noch jene.

4) **Weißer herzblätteriger Ranunkel mit knolligen Wurzeln**, R. amplexicaulis L., findet sich auf den Alpen und Pyrenäen. Der Kelch ist weiß oder purpurfarbig; die Blumenblätter groß, weiß und gestreift. Diese Pflanze erhält man in hiesigen Gärten im freyen Lande, und zwar in einem schattigen Orte und leimigen Boden.

5) **Einblumiger Ranunkel mit verschiedentlich gestalteten Blättern, Schweizerischer Hahnenfuß, Wolfswurz, Leopardenwurzel**, R. Thora L., hat mit der vorhergehenden Art einerley Vaterland. Der Stiel ist etwa 9 Z. hoch; trägt eine, selten 2 Blumen, die klein, glänzend, gelb, gestreift und unterwärts gefleckt sind. Diese ist eine der schärfsten Arten, welche auch in hiesigen Gärten ihre schädliche Eigenschaft behält.

B. **Getheilte und zusammengesetzte Blätter** haben folgende:

6) **Vielblühender gelber Ranunkel, goldgelber oder wohlriechender Waldhahnenfuß**, R. auricomus L., wächst häufig in niedrigen fruchtbaren Wäldern, und blühet im März und April. Die Blätter sind breit, rundlich, nierenförmig, gekerbt, viel eingeschnitten, und bisweilen so tief, als ob sie beynahe in Lappen zertheilt wären. Der etwa 1 F. hohe Stengel theilt sich, so wie er zunimmt, in kleinere Stengel mit Einer Blume; ist also vielblumig, und mit sehr kleinen strich-fingerförmigen Blättern besetzt. Die gelben Blumen sind mit einem großen Büschel von Staubfäden ausgefüllet, und überaus angenehm wohlriechend. Diese Art soll keine Schärfe besitzen; auch als Zugemüse gekocht und gespeiset werden können; doch aber lassen die Schafe dieselbe unberührt stehen.

7) **Vielblumiger gelber Ranunkel mit verschiedentlich gestalteten Blättern und länglichen Fruchtköpfen, Wassereppich, Feigblättereppich, Froschpfeffer, Gift- auch Wasserhahnenfuß**, R. sceleratus L., wächst überall an Wassergräben und Sümpfen. Die Wurzel besteht aus vielen, dünnen, langen, weißen, senkrecht laufenden Fasern, und dauert nur einen Sommer. Der Stengel ist dick, nach der Wurzel zu schwammig, aufgerichtet, ungefähr 2 F. hoch, in Zweige verbreitet, und eckig. Alle Blätter sind glatt, die untersten lang gestielt, halbtellerförmig, und in 3 Lappen getheilt; von welchen die beyden äußerlichen in 2, der mittlere in 3 kleinere Einschnitte abgesondert, die obern schmäler, aber gleichfalls in 3 Lappen zerschnitten, und fingerförmig gestellt sind; die obersten aber sind ungetheilt und eyförmig. Der Kelch der im Frühlinge hervorkommenden Blumen ist klein, blaßgelb, und das Honiggrübchen ist mit einem Rande umgeben. Das Fruchtköpfchen ist mehr lang, als rund, und besteht aus mehr als hunderterley Saamen. Diese Art übertrifft alle die übrigen an Schärfe; welche sich auch in allen ihren Theilen äußert. Ihr Gift ist gefährlicher, weil die gewöhnlichen Gegengifte, als Essig und Honig, wenig oder nichts dagegen vermögen; Milch, Oel und Wasser in großer Menge genossen, um dadurch ein Erbrechen zu verursachen, werden die Gefahr vielleicht abwenden. Von den Oertern, wo diese Pflanze häufig wächst, muß man das Weidevieh abhalten. Die Schafe bekommen davon das kalte Feuer, und sterben leichtlich davon. Getrocknet und

unter das Heu gemischt, schadet auch dieser Ranunkel dem Viehe gar nichts.

8) **Vielblumiger weißer Ranunkel mit fünflappigen, spitzigen Blättern, Berghahnenfuß mit weißen Blumen**, R. aconitifolius L., hat sein Vaterland auf den Alpen. Im Garten wird die Spielart mit weißen gefüllten Blumen ohne besondere Wartung unterhalten.

9) **Knolliger, oder zwiebeliger, auch rundwurzeliger Ranunkel mit dreylappigen Blättern und zurückgeschlagenem Kelche**, R. bulbosus L., wird auf Wiesen und Triften gefunden. Der dünne, aufrechte, vielblumige Stengel ist etwa 1 F. hoch. Die Blumenblätter sind gelb, glänzend, beym Anfange grünlich gefleckt, und am Rande zuweilen etwas ausgeschweift. In den Gärten findet man eine Spielart mit gefüllten Blumen. Die ganze Pflanze besitzt viel Schärfe, und übertrifft fast Nr. 7. Die alte Wurzel wird milder, wenn sie mit Wasser abgekocht wird, und könnte wohl ohne Schaden gespeiset werden. Die Landleute kennen diese Pflanze vorzüglich als ein blasenziehendes Mittel.

10) **Rankender Ranunkel, kriechender Hahnenfuß**, R. repens L., wächst in den Hecken, um die Wälder und an angebaueten Oertern häufig, und blühet vom April bis Ende des Jun. Die Blätter sind zusammengesetzt, und die gestreckten kriechenden Ranken schlagen, so wie sie auf der Erde fortlaufen, an jedem Gelenke Wurzeln. Die Blumen sind glänzendgelb, die Stiele gefurcht, die Kelche ausgebreitet, im May und Jun. In den Gärten hat man die Abart mit sehr stark gefüllten Blumen; sie muß, weil sie bald alle neben ihr stehende Pflanzen überläuft, mit Fleiß in Schranken gehalten, und ihre Ausläufe mit Fleiß abgekniffen werden.

11) **Aufrechtstehender vielblumiger Ranunkel mit gefurchten Blüthstielen und viellappigen Blättern**, R. polyanthemos L., wächst in der Schweiz; auch in der Pfalz. Haller vermuthet, wie diese von der folgenden Art nicht genug verschieden sey.

12) **Aufrechtstehender vielblumiger Ranunkel mit rundlichen Blüthstielen und dreylappigen Blättern, brennender oder gemeiner Hahnenfuß, Butterblume, Schmalzblümlein**, R. acris L., wächst auf Wiesen und Weiden. Die Wurzel ist zaserig, dicht, oben mit einander verbunden. Die Blätter sind dreytheilig, vielspaltig, dunkler grün, als die kriechenden Arten, und lang gestielt. Der aufrechte Stengel wächst 1 F. hoch, oben ästig; die obern Blätter sind in strichförmige Abschnitte zerschnitten. Die Blumen stehen auf den Spitzen aller Zweige, auf runden Stielen, glänzendgelb, zeigen hinterwärts einen grünlichen Flecken, und die Kelchblättchen stehen ausgebreitet, sind rauch, und durch einen schwarzen Strich der Länge nach getheilt. Diese Art besitzt ebenfalls in allen Theilen eine große Schärfe; welche aber, wie bey den meisten andern Arten, sehr gemildert wird, wenn solche in Gärten oder andern angebaueten Oertern wächst, oder ausgetrocknet wird. Die Roßärzte sollen sich dieser Art vorzüglich bey dem Rotze der Pferde bedienen, und, frisch zerquetscht, 24 Stunden hinter die Ohren legen. Der Anblick der Weide ergötzt das Auge, wenn Pferde oder Rindvieh fast alle Gräser abgefressen haben, und dieser Ranunkel fast allein übrig geblieben ist.

Man

Man unterhält in den Gärten zwo Abarten: 1) mit gefüllten Blumen, welche 4 — 6 Wochen in ununterbrochenem Flor fortfahren; 2) mit proliferirenden Blumen, da sich aus dem Mittelpuncte der einen eine andere eben so gefüllte, jedoch kleinere Blume, erhebt.

13) **Aufrechtstehender vielblumiger Ranunkel mit dreylappigen Blättern, knolliger Hahnenfuß, Großbirkhahnenfuß**, R. lanuginosus L., wächst in gutem feuchtem Boden, an schattigen Waldungen und unter den Stäuchern. Die Blätter sind, wie bey der vorhergehenden Art, beschaffen; auch öfters gefleckt; die Blumenblätter aber gelbglänzend. Diese will Haller lieber für eine Spielart von Nr. 10. halten, welche auch, wie diese, ohne Schärfe seyn soll.

14) **Aufrechtstehender vielblumiger Ranunkel mit stacheligem Saamen und zusammengesetzten Blättern, Ackerhahnenfuß**, R. arvensis L., ist ein Sommergewächs auf den Aeckern, und blühet im May und Jun. Die Blumenblätter sind klein, blaßgelb; Wurzel und Saamen sollen ohne Schärfe seyn; Blätter und Blumen aber, vorzüglich auch die Staubwege, sollen dergleichen in starkem Grade besitzen.

15) **Weißer Wasserranunkel, Wasserleberkraut**, R. aquatilis L., wächst überall in Teichen und Wassergräben; blühet im May und Aug., und bedeckt seinen Standort ganz mit weißen Blumen. Diese haben hintermärts einen gelben Fleck. Kraut und Blumen sind scharf; doch auch nach dem Geburtsorte verschieden.

16) **Einblumiger großer Ranunkel mit knolliger Wurzel**, R. rutaefolius L., wächst auf den Alpen und in Oesterreich. Die wenigen Blätter sind groß; gleich denen der Raute mehr als zweymal zusammengesetzt, sehr zierlich, weich, glatt. Die Blumen sind glänzendgelb, groß, hübsch, aus 12 und mehrern Blättern zusammengesetzt. Die im Garten unterhaltenen Sorten sind: 1) mit einfachen Blumen, eine wegen ihrer schönen Blätter und Blumen schätzbare Pflanze; 2) mit gefüllten Blumen, groß, stark gefüllt; 3) mit auswendig blauen oder rothen, und inwendig weißen Blumen; eine nicht weniger schätzbare Sorte. Diese etwas zärtliche Pflanzenart erfordert einen warmen und gut gedeckten Platz; wenn aber sehr starker Frost eintritt: so muß sie mit ein wenig lockerer Streu, oder dergl., bedeckt werden.

17) **Asiatischer oder Persischer Hahnenfuß, insgemein Ranunkel** genannt, R. Asiaticus L. Asien und Mauritanien sind das Vaterland, und wir haben in unsern Blumengärten erstaunlich viele Sorten. Sie werden in 2 Classen getheilt: in **alte Türkische und in Persische Ranunkeln**; welche letztere, wegen ihrer mannichfaltigen reichen Zeichnung und Farben, vor jenen erstern einen beträchtlichen Vorzug haben.

a) **Alte Türkische Ranunkeln.** Diese treiben einen starken, gewöhnlich einfachen, 1 F. hohen Stengel, mit Einer, großen, gefüllten Blume, und bisweilen mit 1 — 2 kleinern Blumen an den Seiten. Die Blumen sind einfarbigroth, scharlachroth, gelb, scharlachrothturbanblumig, u. s. w.; auch sind sie selten mit mehrern Farben zugleich gezeichnet. Weil sie aber vortreffliche Blumen sind: so sind sie doch würdig, daß man 1 — 2 Beeten derselben unterhalte; zumal da sie dauerhaf-

ter sind, als die Persischen Sorten, und keine weitere Wartung erfordern, als daß sie im Febr. oder März gepflanzt, und etwa 1 Z. hoch mit Erde bedeckt werden.

b) **Persische Ranunkeln.** Diese treiben einen 8 — 9 Z. hohen, gewöhnlich von unten auf ästigen Stengel, und eine jede Pflanze giebt 5 — 10 — 20 — 30 Blumen, welche entweder einfache, oder halbgefüllte, oder ganz gefüllte, und letztere, wie eine gefüllte Rose, bis in den Mittelpunct mit Blättern ausgefüllte, und große, regelmäßige kugeliche, bewundernswürdige vortreffliche Blumen sind. Von diesen dreyerley Ranunkeln giebt es unzählich viele höchst schöne Sorten, die in Ansehung ihrer entweder höhern, oder lichtern Farben, ihrer Streifen und ihrer Farbenmischung von einander unterschieden sind, und eine höchst bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit machen; daher man in den Verkaufsverzeichnissen berühmter Blumenhändler über 1000 unterschiedene Sorten antrifft; es können auch durch die Erziehung aus Saamen von Jahr zu Jahr noch immerfort neue Sorten gewonnen werden. Alle diese Sorten blühen im Apr. und May; ihr Flor kann jedoch bis in den Jun. verlängert werden; wiewohl der im Apr. und May der vollkommenste ist. Nur die halbgefüllten und einfachen geben Saamen, und zwar in großer Menge; den man jedoch nur von den halbgefüllten aufnimmt, weil aus demselben gewöhnlich mehr gefüllte Sorten entspringen. Ihre Wurzeln können, wenn sie nach dem Flor aufgenommen werden, und die Feuchtigkeit abgetrocknet ist, so lange außer der Erde aufbehalten werden, bis sie im Herbste oder Frühjahre wiederum gepflanzt werden. Sie sind so dauerhaft, daß sie im freyen Lande in gemeiner leichter Gartenerde fortkommen. Die edelsten Sorten pflanzt man gewöhnlich, damit der Flor ein desto größeres Ansehen mache, und man die schon im Herbste gepflanzten Sorten im Winter bedecken könne, auf besondere Beete; die geringern aber vertheilt man tripelweise auf die Blumenrabatten. In Ansehung des Einsetzens im Herbste scheint es nach Beschaffenheit der kältern Erdstriche sicherer zu seyn, solches in der Mitte, oder zu Ende des Oct. vorzunehmen. Geschiehet es früher: so treibt die Wurzel noch vor dem Winter Blätter, und leidet leicht Schaden; will man solches später vornehmen: so kann die Kälte leicht früher eintreten, ehe die Wurzel sich festgesetzt hat. Ist unsre Winterkälte allzustrenge, und das Land nicht mit Schnee bedeckt: so kann man über das Beet Moos, Baumlaub, Stroh oder Reisholz legen.

Es ist wohl zu bemerken, daß man die aus der Erde genommenen Wurzeln abtrocknen muß, wobey zugleich selbige von den anhängenden Blättern, Stielen und Fäserchen gereinigt, und an einem trocknen Orte bis zur Zeit, da solche wieder eingelegt werden sollen, aufbehalten werden. Will man diese theilen und vermehren: so geschiehet es am füglichsten, wenn sie aus der Erde genommen werden; sind sie getrocknet: so zerbrechen sie leicht, und viele Knöllchen gehen verloren. Durch die Fortpflanzung der Wurzel vermehrt man aber nur, wie bey vielen andern Gewächsen, seine vorräthigen Sorten; erhält aber keine neuen. Wer nun dergleichen haben will, der muß schlechterdings von den halbgefüllten Blumen den Saamen wählen, und auch von diesem erhält man öfters keinen, weil solcher gar leicht durch Sonnenhitze und anhaltenden Regen verdorben werden kann, ehe er zu seiner Reife gelangt. Hat man

man aber dergleichen: so wird solcher im März in Kästen, oder auf ein zugerichtetes und mit Sand vermischtes Beet ausgestreuet, und solches feucht erhalten, da denn solcher, wenn die Witterung nur warm ist, bald hervorkommt. Im ersten Jahre erhält die Wurzel etwa 2 — 3 Knöllchen. Wenn das Kraut welk geworden: so werden diese ausgehoben, und im künftigen Frühjahre wieder eingesetzt; da denn schon im zweyten Jahre einige ihre Blumen zeigen. Diese Erstlinge aber geben gemeiniglich nur schlechte und einfache Blumen; die schönen und gefüllten kommen erst im dritten Jahre zur Blüthe.

Die Eigenschaften eines guten Ranunkels sind folgende: 1) der Blumenstengel muß gerade, und so stark seyn, daß er die Blumen in einer aufrechten Stellung tragen kann; 2) die Blumen müssen groß, hübsch, und sehr stark gefüllt seyn, wiewohl auch halbgefüllte Blumen mit hübschen Farben ihre Liebhaber haben, und um des von ihnen aufzunehmenden Saamens willen geachtet werden; 3) die Farben der Blumen müssen von möglichst entgegengesetzter Natur, klar, deutlich, und in kleinen, gleichförmigen, geraden Linien aufgetragen seyn; 4) die Blumenblätter müssen so geordnet und gekrümmt seyn, daß die Blumen eine regelmäßige und gleichförmige Form haben. Ein Ranunkel, der alle die Eigenschaften hat, ist eine ganz vollkommene Blume; man muß jedoch in ihrer Beurtheilung nicht zu streng seyn, weil es viele Sorten giebt, die, ungeachtet sie dieselben nicht alle haben, dennoch schätzbare Sorten sind. Um aber ein gutes Ranunkelsortiment zu behalten, und solches noch immer mehr zu veredeln: muß man jährlich eine Aussaat machen; doch da der Saame in einerley Terrain nach 2 bis 3 Jahren auszuarten, und nicht mehr so gut zu seyn pflegt, als frischer, an einem entfernten Orte erzeugter: so muß man zuverläßige Freunde haben, mit denen man denselben vertauscht.

Rasen, Wasen, überhaupt mit Gras und andern niedrigen Pflanzen dicht bewachsene Flächen der Erde, dergleichen man auf Angern und Triften findet; besonders aber werden viereckige, in einer beliebigen Tiefe ausgestochene, Stücke einer solchen grünen Erdfläche mit diesem Namen belegt, und verschiedentlich angewandt. Man gebraucht dergleichen in den Gärten, grüne Plätze oder sogenannte Rasenstücke, Boulingrins, damit anzulegen, Stufen oder Treppen, auch wohl Tische, Bänke u. dergl. zu machen, und diesen eine Haltbarkeit zu geben. Nach Beschaffenheit der Umstände müssen die Rasen recht dicht an und über einander gelegt, auch öfters begossen werden, damit solche durch die auslaufenden Wurzeln eine Verbindung erhalten, und nicht vertrocknen. Um das Gras und andere darauf wachsende Pflanzen kurz zu erhalten: pflegt man schwere Walzen darauf hin und her zu rollen; solche auch bey mehrerm Wachsthume mit der Sichel abzuschneiden. Einen andern und wichtigern Nutzen giebt der ausgestochene Rasen, wenn man solchen über einander legt, ein Jahr, auch noch länger, also liegen läßt, und, nachdem solcher in der Luft verwittert, und alles in Erde verwandelt worden ist, auf die Aecker bringt, und diesen dadurch eine neue Fruchtbarkeit mittheilt. Dergleichen Rasendüngung dient besonders auch den Hopfgärten und Weinbergen; sonderlich wo zu oberst in den Bergen die Weinstöcke sehr entblößt werden. Auch die Erde zu Zwiebelgewächsen

und mancherley ausländischen Gewächsen wird durch Zusatz des Rasens geschickt gemacht, nachdem alles einige Zeit an der freyen Luft gelegen, und sich gehörig verändert hat. Kann man kurzen Viehmist darunter mengen: so wird davon ein so kräftiger Dünger, daß er, auf magere Wiesen ausgestreuet, den Graswuchs ungemein vermehrt; auch kann man die getrockneten Rasen in den Schafställen, mit Stroh vermengt, zum Unterstreuen gebrauchen, und davon eine der besten Düngererden gewinnen. Wo das Rasenplaggen, oder Ausstechen des Rasens, üblich ist, daselbst kann ein fleißiger Arbeiter täglich 6—7 Schock mit besonders dazu gemachten Haue liefern, wenn der Boden nicht steinig ist. Je mehr die Rasen Wurzeln haben: desto besser düngen sie. Man muß aber auch dabey auf den Nachwuchs Bedacht nehmen, und den Rasen nicht zu tief ausstechen, damit noch Wurzeln zur neuen Keimung übrig bleiben, oder die nackende Fläche mit Heusaamen bestreuen.

Rasenstück, eine Gattung der Parterres und Luststücke in ansehnlichen Lustgärten. Es sind Figuren, aus grünem Rasen dergestalt zusammengesetzt, daß nicht nur gewisse Gänge daran befindlich sind, welche hernach, nebst dem andern Zwischenraum, mit schönem farbigem Sande oder Muscheln ausgefüllt werden; sondern auch wohl in die Figuren selbst zierlich geschnittene Bäume nach gewisser Ordnung gesetzt werden. Auf diesem ausgeschnittenen Rasen pflegt man das Gras durch schwere eiserne Walzen immer kurz zu erhalten.

Rasenstücke zum Decken des Meilers, sind 4—5 Z. dicke Rasen, die auf dem Platz, wo der Kohlenmeiler zu stehen kommen soll, ausgestochen werden, um den fertigen Meiler damit zu bekleiden. Diese Rasenstücke können so fest in einander geschlagen werden, daß nirgends Rauch, als nur da, durchkommen kann, wo es die Absicht des Köhlers erfordert. Da auch durch solche alle nöthige Regirung des Feuers in dem Meiler bewerkstelligt werden kann: so ist die Bedeckung mit Rasenstücken unter allen andern die beste.

Raspel, ein gut gehärtetes eisernes oder stählernes Werkzeug, fast wie eine Feile gestaltet; nur daß die Raspel, anstatt der schrägen Feilenhiebe, spitze Hiebe erhält, so daß ihre Oberfläche scharfe vorspringende Spitzen bildet. Sie ist für Holzarbeiter und andere Handwerker ein sehr nützliches Werkzeug; man hat sie auch von allerley Gestalten, je nachdem die Arbeit ist, die damit gefertigt werden soll. Deswegen giebt es gerade, gleichseitige, halbrunde, dreyeckige, gebogene, runde und andere Gattungen.

Ratte, Ratze, Mus domesticus maior, Mus Rattus L. Dieses bekannte Thier hält sich, wie die Mäuse, gern in bewohnten Häusern, Scheunen, Kornböden und Ställen auf, und unterscheidet sich von selbigen vorzüglich durch die Größe und Anzahl der Zehen. Die Nahrung der Hausratzen besteht in Getraide, Obst, Fleisch und andern eßbaren Dingen. Sie zernagen auch gern das wollene und lederne Hausgeräthe, und durchlöchern sogar, vermittelst ihrer langen und starken Vorderzähne, die dicksten Breter und Mauern. Wenn es ihnen an der nöthigen Nahrung fehlt: so fressen sie einander selbst auf. Wenn sie sich mit

ein-

einander begatten: erheben sie ein durchdringendes Geschrey; welches auch geschiehet, wenn sie unter einander Streit haben. Sie hecken oft in einem Jahre, und bringen gemeiniglich 5 — 6 Junge auf einmal zur Welt. Wenn sie sich an einem Orte häufig einnisteln: so richten sie großen Schaden an, und pflegen in den Pferdeställen den Pferden in der Krippe in die Nase zu beißen, daß die Pferde vom Futter zurückbleiben müssen. Man muß mit Giftlegen zur Vertilgung der Ratten sich sehr in Acht nehmen, weil sie solches gar leicht in den Krippen ausbrechen; dann kommt es, wie man verschiedene Exempel hat, den Pferden unter das Futter, und wird ihnen tödtlich. Läusekraut (Staphysagria), Krähenaugen (Nux vomica), beydes zusammen, oder nur eins von beyden allein, fein gestoßen, mit Mehl und Honig zu Pillen gemacht, und in die Löcher der Ratten gelegt, ist sichrer zu gebrauchen; nur das von Krähenaugen auch Hunde und Katzen sterben; auch kann man ein Paar frische, vorher gut ausgesottene, Wasch- oder Badeschwämme, die von Materialisten und Apothekern verkauft werden, in kleine Stücke, so groß wie Haselnüsse, zerschneiden, und gut in Butter braten, doch so, daß jene zwar bräunlichgelb werden, und in der Butter klein zusammenlaufen, aber ja nicht verbrennen. Dann setzt man von jenen klein zerstückelten und in Butter gebratenen Schwämmen an allen Orten herum, wo Ratten und Mäuse sind; und zwar nicht wenig, weil darauf, daß sie sich recht satt fressen können, alles ankommt. Daneben muß man ein Gefäß mit Wasser stellen, und einen Stein hineinlegen, damit sie dasselbe nicht umstoßen können. Sobald Ratten und Mäuse von dieser Zurichtung gefressen haben: so fängt die braune, salzige Butter an in ihrem Magen so zu brennen, daß sie alsbald nach dem Wasser laufen, und sich recht satt saufen; hierauf quillt der Schwamm, der seine Schwammart behalten hat (denn wie oben erinnert worden ist, darf er nicht zu braun werden, sondern nur zusammenschrumpfen), dermaaßen von dem Wasser auf, daß die Thiere davon platzen. Kann man aber Hunde und Katzen auch von dem Orte dieser Zurichtung nicht abhalten: so darf man nur Mehl, es sey von welchem Korn es wolle, mit ungelöschtem fein zerstoßenem Kalk vermischen, und in einem andern Gefäße kaltes Brunnenwasser daneben setzen, daß die Ratzen nach gehaltener Mahlzeit davon saufen, und hierauf sterben; auch rühmt man die, im Augustmonat auf den Brachfeldern häufig wachsenden, Königskerzen (Verbascum) wider Ratzen und Mäuse. Man legt solche mit Blättern und Wurzeln, wie man sie aus der Erde gräbt, in alle Ecken und Winkel der Gemächer; auch zwischen jede Schicht des Getraides. Gute Katzen ergreifen zwar auch gern die Ratzen; fressen ihnen aber allenfalls nur den Kopf ab, und lassen den Rumpf liegen. Doch fressen schlecht gefütterte Katzen wohl den ganzen Körper auf; sie bekommen aber gern die Auszehrung davon, und sterben. Hiewider giebt man solchen Katzen, wenn man weiß, daß sie Ratzenfänger sind, fettes Butterbrodt; denn zu aller Zeit hat man keine, zur andern Zeit recht viele Ratzen. Sie stellen ordentliche Wanderungen an; wie ich sie denn einigemale am hellen Tage darüber betroffen habe, daß sie zu Hunderten, alle mit und hinter einander, von einem Dorfe zu einem andern liefen; wodurch jenes auf lange Zeit ohne Ratzen, und dieses desto länger damit angefüllt blieb.

blieb. Das gemeine Wiesel ist für die Ratzen noch ein gefährlicherer Feind, als die Katzen; ungeachtet dasselbe ungleich kleiner ist.

Rattenkönig. Unter diesem Namen wird gemeiniglich ein Monstrum verstanden, welches aus verschiedenen zusammengewachsenen Ratzen bestehen soll. Findet man aber dergleichen: so ist es kein einzelnes, für sich allein bestehendes, Thier; sondern es sind viele einzelne Ratzen, die sich zur Zeit ihrer Begattung mit den Schwänzen so zusammenwickeln, daß sie einem großen runden Balle ähnlich sehen, den man, ohne daß er aus einander geht, vor sich herstoßen und herumwälzen kann.

Raubfliege, Asilus L. Das Kennzeichen dieses Fliegengeschlechts ist ein Maul, welches aus einer hervorragenden geraden, hornartigen, zweyklappigen Schnauze zusammengesetzt ist. Mit diesem Werkzeuge pflegen die Raubfliegen andere Insecten, vornämlich die zweyflügeligen, zu ermorden; daher man sie auch Habichts- und Wolfsfliegen zu nennen pflegt, obgleich diese Benennung nicht auf alle Arten paßt. Unter den Europäischen Arten giebt es eine, die beynahe die Länge eines Zolls erreicht. Diese Art, die man häufig antrifft, hat rauchwollige Füße, und einen rauchwolligen Hinterleib.

Raubkäfer, Staphylinus L. Dieses Geschlecht, welches Linnäus in die erste Ordnung, nämlich unter die Insecten mit ganzen Flügeldecken, setzt, hat mehr eine wurmförmige, als käfercartige Gestalt, paternosterförmige Fühlhörner, und sehr kurze, bis zur Hälfte abgestutzte, Flügeldecken; unter denen aber doch die Flügel noch bedeckt sind. Die Insecten dieses Geschlechts, zu welchem man 26 Arten, von mancherley Größe und Farbe, rechnet, haben die Gewohnheit, andere Insecten anzufallen, und sie als einen Raub zu verzehren; wodurch die Benennung Raubkäfer veranlaßt worden ist.

Raubpfahl, der Name des Grundpfahls bey denjenigen Schiffmühlen, welche auf den Flüssen auf- und niederrücken, und an dem Orte, wo die Mühle stehen bleiben soll, eingeschlagen werden.

Rauchfang, Kutte, der Mantel, oder Kutte über einem Feuerheerd oder Kamin, welcher einer abgestutzten Pyramide, oder einem Trichter gleicht.

Rauchfangsstange, Kuttenei-sen, Franz. barre de trémie, eine platte eiserne Stange, welche unter einem Rauchfange in die Queere liegt, um ihn zu stützen; oder man heißt auch Kuttenei-sen dasjenige, woran das Kuttenholz hängt.

Rauchholz, ein noch, mit seinem Laub und seinen Blättern versehenes, auf dem Stamme stehendes Holz.

Rauchschwalbe, eine Art der Hausschwalben, die in den Häusern, und besonders in den Schornsteinen nistet; da die andere Art, oder sogenannte gemeine Haus- und Giebelschwalbe auswendig, außerhalb den Gebäuden, bauet. Diese macht ihr Nest auch von Lehm; befestigt es aber mit Stroh. Sie ist kleiner, als die bekannte Mauerschwalbe; schwarz über dem ganzen Rücken und Schwanze, dessen Federn weiße Spiegel haben, und er selbst gabelicht ist. Mit dem breitlichen Schnabel

und

und weiten Rachen kann sie die Fliegen, von denen sie lebt, in der Luft wegschnappen. Sie brütet zweymal im Jahre, hat 4—6 Jungen, und kann mit diesen immerwährenden Rauch vertragen, wenn auch ein beständiger Rauch in den Schornsteinen von dem darunter befindlichen Feuer aufsteigt.

Rauke. Mit diesem Namen belegen die meisten Deutschen Kräuterlehrer das Pflanzengeschlecht Sisymbrium, von dem man beym Linnäus 27 Arten zählt, welche 5 Ordnungen ausmachen. Es gehören zu der Ordnung

a) **mit abhängenden kürzern Schoten**

1) **Die gefiederte Rauke mit herzförmigen Blättern**, oder die sogenannte **Brunnenkresse**, S. Nasturtium L., welche bereits unter dem Artikel **Kresse** beschrieben worden ist.

2) **Gefiederte Rauke mit lanzetförmigen eingekerbten Blättchen, wilde Rauke, weißer, auch Wassersenf**, S. sylvestre L., wächst an ungebaueten und meistentheils sumpfigen Oertern. Die Blätter sind lang, gefiedert; die Blättchen stehen meistentheils wechselsweise an der breiten Ribbe, sind schmal, lang, sägeförmig, eingekerbt, auch federartig zerschnitten, und am Ende steht ein einzelnes, breiteres, zuweilen in 3 Lappen zertheiltes. Kelch und Blumenblätter sind ausgebreitet, und gelb. Die Pflanze leidet Veränderungen, nachdem sie auf trocknen oder feuchten Stellen steht.

3) **Kurzschotige Rauke mit veränderlichen Blättern, Wasserrettig**, S. amphibium L., wächst gemeiniglich an feuchten, zuweilen auch mehr trocknen Oertern, und wechselt zugleich mit den Blättern. Der Stengel ist aufrecht eckig, 2—3 F. hoch, in viele Zweige verbreitet, mit glatten, glänzenden Blättern, und ganz kurzen, dicken, eyförmigen Schoten. Die Pflanze besitzt viel Schärfe, und kann füglich Statt des Rettigs und Senfs gebraucht werden.

b) **Mit Schoten an dem Blätterwinkel**

4) **Gehäufte Rauke, mit ausgeschweiften Blättern, vielschotige Rauke**, S. polyceration L., wächst in Italien und in der Schweiz.

c) **Mit nackendem Stengel**

5) **Rauchhaarige Rauke, Heidesenf**, S. arenosum L., wächst in dem Brandenburgischen und der Niederlausitz auf hügelichten Kienheiden; besonders um die hohlen Wege, und wo die Wasser ablaufen. Die Wurzel ist jährig. Auf der Erde liegen viele, wegen der steifen Haare rauch anzufühlende, gefiederte Blätter. Die Schote ist lang, und durch den Saamen ausgedehnt. Das Kraut wird von den Schafen geliebt, und ist ihnen ein gesundes Futter. Es hat einen gemäßigten Geschmack; der Saame aber ist scharf.

d) **Mit gefiederten Blättern**

6) **Die hohe Rauke mit rückwärts gerichteten Blätterlappen**, S. altissimum L. Die obern Blätter an Stengel und Zweigen sind schlechtweg ausgeschweift, und spadenförmig; die langen Schoten stehen gemeiniglich gerade in die Höhe; die Pflanze vermehrt sich durch den ausfallen Saamen häufig.

e) **Mit ganzen Blättern**

7) **Lanzetblätterige Rauke**, S. strictissimum L., wächst auf den Gebirgen in Italien und der Schweiz.

Einige Kräuterlehrer vereinigen noch Sisymbrium und die Erucam mit einander;

welche letztere man zum Unterschiede von der vorhergehenden Bastard- oder Afterrauke nennen kann. Nach der Linnäischen Abtheilung kommen 3 Arten von der Eruca vor, als:

1) Bastardrauke mit glatter kurzgehörnter Schote, großer weißer, oder wilder Senf, Raukein, Brassica Erucastrum L. Die Schoten stehen weit vom Stengel ab; sie sind einigermaaßen viereckig, dick, und endigen sich mit einem kurzen, stumpfen Fortsatze. Es wird diese Pflanze, die aus dem Saamen leicht zu erziehen ist, von einigen als Salat gebraucht. Ihr Vaterland ist das mittägige Europa.

2) Bastardrauke mit haariger langgehörnter Schote, Brassica Eruca L., wächst als ein Sommergewächs in der Schweiz. Der eckige, mit wenig Borsten besetzte, Stengel erreicht 2—3 F. Höhe, und verbreitet sich in viele Zweige. Die Schoten stehen aufgerichtet; sie sind viereckig, und mehr rauch, als glatt; sie endigen sich mit einem starken dreyeckigen und am Ende gespaltenen Fortsatze. Die Pflanze wird, wie Senf, Rettig, Meerrettig und andre nah verwandte Pflanzen, die zähen, stockenden Säfte auflösen, und durch diese Wirkung bey der Wassersucht, und andern dergleichen langwierigen Krankheiten, nicht ohne Nutzen gebraucht werden können.

3) Bastardrauke mit haariger aufgeblasener Schote, Brassica vesicaria L., wächst in Spanien, und ist ein Sommergewächs.

Raupe, Eruca L. Da dieses Insect überall bekannt ist: so bedarf es keiner umständlichen Beschreibung desselben. Wenn man auf die Füße der Raupen siehet: so trifft man eine große Verschiedenheit an; doch haben die eigentlichen Raupen niemals mehr als 16, und niemals weniger als 8 Füße. Diejenigen Insecten, welche zwar sonst den Raupen ähnlich sehen, aber entweder mehr als 16, oder weniger als 8 Füße haben, verwandeln sich in Wespen, Fliegen, und andere dergleichen Insecten; aber niemals in Schmetterlinge; daher sie von den Naturforschern Afterraupen genannt werden.

Es sehen aber die meisten Naturforscher bey der Eintheilung der Raupen nicht auf ihren unvollkommenen Larvenstand; sondern auf die Beschaffenheit ihres Körpers nach ihrer Verwandlung in Schmetterlinge. Daß aber die Raupen in Ansehung der Größe, der Farbe, der Lebensart und übrigen Umstände sehr verschieden sind, wird allen Lesern längst bekannt seyn. Der Körper ist bey einigen glatt; bey andern aber auf verschiedene Art mit Dornen, Stacheln oder Haaren besetzt; daher die von der Steife oder Lage der Haare hergenommenen Benennungen der Dornraupen, Stachelraupen, Bärenraupen, Büschelraupen und Bürstenraupen entstanden sind, die ein jeder auch ohne weitläufige Erklärung verstehen wird. Bey vielen Arten ist der Körper fast überall gleich dick; bey einigen aber an dem einen Ende dünner, als an dem andern. Verschiedene haben einen Gabelschwanz; oder ein einfaches gebogenes Horn; oder eine scharfe Stachelspitze auf dem Schwanze. Diese letztern nennt man Pfeilschwänze.

Viele Arten leben als Einsiedler; verschiedene aber allemal in großer Gesellschaft von ihres Gleichen. Einige von den letztern stellen auch gern Wanderungen an, wobey sie einen ordentlichen Heerführer vor

vor sich haben; daher man sie **Wanderraupen** zu nennen pflegt. Ihre Nahrung besteht meistens in den Blättern, oder den übrigen Theilen der Pflanzen. Nur einige Gattungen von Motten pflegen ihre Speise aus dem Thierreiche zu nehmen. Viele Raupen bleiben bey einer einzigen Speise; andere aber fressen von allerhand Gewächsen. Einige Arten haben die Gewohnheit, sich zur Beschützung gegen die rauhe Witterung eine Wohnung von dem feinsten Gespinnste zu machen, oder Baumblätter auf eine künstliche Art zusammen zu wickeln; die letztern haben daher den Namen der **Blattwickler, Blattraupen** und **Roller** bekommen. Es giebt auch Raupen, welche zwischen der obern und untern Haut der Blätter wohnen, und daher **Minirer** genannt werden.

Raupenkraut, Scorpionkraut, Scorpioides Tourn., Scorpiurus L. Die Pflanzen dieses Geschlechts werden wegen des Sonderbaren ihrer raupenähnlichen Hülsen unter die Verzierungspflanzen der Lustgärten aufgenommen, und machen auf den Rabatten, tripelweise umher vertheilt, eine vortreffliche Mannichfaltigkeit; bringen auch im Sept. eine Menge reifen Saamen, welcher im Herbste oder im Frühjahre auf den Rabatten tripelweise umher gesäet wird, weil die Pflanzen sich nicht wohl versetzen lassen. Die bekannten Arten sind:

1) **Wurmförmiges, oder einblumiges, oder gemeines Raupenkraut, oder Raupenklee,** Scorpiurus vermiculata L. Die Hülsen sind überall mit stumpfen Schuppen bedeckt, größer, ansehnlicher, und raupenähnlicher, als bey den übrigen Arten.

2) **Zackiges, oder zweyblumiges,** rc. S. muricata L. Auf den Streifen der Frucht sitzen steife Haare, oder Borsten.

3) **Dreyblumiges,** oder **gefurchtes mit abstehenden Stacheln,** S. sulcata L.

4) **Vierblumiges mit dicht an einander gestellten Stacheln,** S. subvillosa L.

Raupentödter, Ichneumon L. Ein wespenartiges Insectengeschlecht, welches sogenannt wird, weil die Insecten dieses Geschlechts, welche unter dem Namen **Schlupfwespen** bekannt sind, die Gewohnheit haben, in die Larven der andern Insecten, vorzüglich in die Raupen der Schmetterlinge hineinzustechen, und ihre Eyer unter derselben Haut zu legen; wodurch dann viele Raupen getödtet werden. Die allgemeinen Kennzeichen dieses Insects sind folgende. Das Maul hat Kiefer, aber keine Zunge. Die Fühlhörner bestehen aus 30 Gelenken, und der hervorragende Stachel steckt in einer zweyklappigen Scheide. Bey den meisten sitzt der Hinterkörper, vermittelst eines langen Halses, am Bruststücke fest. Sie haben meistentheils einen krummen, sichelförmigen Hinterleib, und sind der Farbe nach gemeiniglich schwarz und gelb; es giebt aber auch einige, welche einen Goldglanz haben, und mit andern schönen Farben prangen.

Die unter die Haut der Raupen gelegten Eyer werden darunter ausgebrütet, weil die Raupe noch lebt. Die jungen Raupentödter, welches anfänglich kleine weißliche Maden sind, nähren sich von dem Fleische der Raupen, bis selbige sterben. Die kleinern Arten verwandeln sich auch sogar innerhalb der Haut der Raupen; die größern aber machen sich, wenn

die Zeit ihrer Verwandlung herannahet, Tönnchen außerhalb der Raupen.

Außer diesem jetzt beschriebenen Geschlechte giebt es noch andere wespenartige Insecten, welche mit den Raupentödtern eine große Aehnlichkeit haben; jedoch in einigen Stücken von ihnen unterschieden sind. Deshalb nennt man sie auch Raupentödter; ob man sie gleich auch Bastardwespen nennen kann Das Maul dieser Afterraupentödter, wovon Linnäus 38 Arten angegeben hat, hat Kiefer ohne Zunge, und Fühlhörner mit 10 Gelenken. Der Stechangel ist verborgen. Die Flügel liegen flach, und sind nicht gefalten. Einige dieser wespenartigen Insecten machen sich zu ihrem Neste eine längliche Höhle in der Erde, worein sie Raupen, Fliegen, Spinnen, und andere dergleichen Insecten tragen, um ihre Jungen damit zu füttern. Andere hingegen wählen hierzu lieber die Spalten in den Bäumen, oder die Löcher in den Wänden, welche sie zuvor auf das genaueste reinigen, und, nachdem sie eine Raupe, Fliege oder Spinne hinein gelegt haben, worein sie ihre Eyer stecken, wieder mit Thon oder einer ähnlichen Materie verkleistern. Die aus den Eyern hervorkommenden Larven, welche den Bienenlarven sehr gleichen, nähren sich von der Spinne oder Fliege, in welche das Ey gelegt worden ist; und wenn sie diese Speise verzehrt haben: verwandeln sie sich, in einem hierzu verfertigten Gespinnste, in Puppen.

Räusche, derjenige Fall an einer Wassermühle, welcher einem Mühlgraben, oberhalb der Mühle, zum Zufluß, und unter derselben zum Abfluß des Wassers gegeben wird. Man pflegt gemeiniglich auf 20 Ruthen Länge 2 Zoll Fall zur Räusche zu rechnen. Man findet zwar im flachen Lande viele Mühlgräben, welche auf besagte Distanz nur 1 Zoll haben; andere bekommen, gewisser Ursachen wegen, auch mehr. Wo z. B. Winterszeit viel Grundeis entsteht, daselbst ist es sehr dienlich, wenn auf 20 zehnfüßige Ruthen, oder 100 Ellen, 4 Zoll Räusche gegeben wird, weil ein schneller Graben sich nicht so leicht von Eis verschützt, als ein solcher, der sehr langsam läuft.

Rauschflügel, sind Buhnen, die an den Seiten des Ufers eines Flusses angelegt werden, um den Lauf des Stroms zu verstärken, und den Sand, der von den abreißenden Ufern in den Strom hinabgestürzt wird, fortzuführen, damit seine Mündung nicht versandet werde, und liegen bleibe, als wodurch seine Einfahrt erspart werden würde.

Raute, Ruta L. Man findet diese Pflanze überall in den Gärten, und erzieht solche aus Saamen, Zweigen und durch Wurzelvertheilung in einem trocknen Boden. Die Spielart mit vergoldeten Blättern setzt man gern in Töpfe, und gegen den Winter, wider das Verfrieren, in ein gemeines Glashaus. Die gemeine Raute kann auch zum Einfassen der Steige und Rabatten gebraucht werden, weil sie die Scheere gut verträgt. Es enthält aber die Raute reizende, zertheilende, schweißtreibende, magenstärkende Kräfte; wird zuweilen auch wider die Mutterbeschwerung, Mangel der monatlichen Reinigung, fallende Sucht und Würmer gebraucht. Die Schäfer bedienen sich derselben bey manchen innerlichen Gebrechen der Schafe. Die Landleute halten die Raute für ein allgemeines Verwahrungsmittel und Gegengift; und bedienen sich daher

daher der frischen Blätter nüchtern auf Butterbrodt. Frische Raute, mit Salz, Wein oder Essig vermischt, wird bey Quetschungen und andern Schäden, wobey die festen Theile abgestorben sind, empfohlen.

Rebendolde, Oenanthe L. Hiervon sind folgende Arten zu merken:

1) **Rebendolde mit röhrenförmigen Blättern, Wasserfilipendel, Wasserraute, rother Steinbrech,** O. aquatica, fistulosa L., wächst bey uns an den Wassergräben und Sümpfen. **Wurzel:** faserig, mit vielen eyrunden fleischigen Knollen, die an ihren Enden hängen. **Stengel:** rund, gestreift, hohl, ästig, etwa 2 F. hoch. **Wurzelblätter:** groß, aus sehr vielen feinen Abschnitten zusammengesetzt. **Stengelblätter:** gefiedert, walzenförmig, hohl (fadenförmig, röhrig Linn.). **Blumen:** auf den Enden der Stengel und der Zweige, in Dolden, mäßig groß, dicht beysammenstehend, weiß, im Jul. Das Vieh läßt diese Pflanze unberührt stehen, und der scharfe, ekelhafte Geschmack derselben macht sie leicht verdächtig. Der unvorsichtige Genuß dieser Pflanze hat schon manchen Menschen das Leben gekostet.

2) **Saffranfarbige Rebendolde, Schierlingsfilipendel,** O. crocata L., wächst gleichfalls in Sümpfen, und ist noch giftiger, als die vorhergehende Art. Die länglich runden Knollen der Wurzel, welche einigermaaßen den Pastinakwurzeln gleichen, enthalten einen saffrangelben Saft. Die Blätter haben eine Aehnlichkeit mit den Schierlingsblättern; sind aber blässer grün. Der gelbliche, stinkende, unerträglich saure Saft, mit welchem die ganze Pflanze angefüllt ist, ist ein so tödtliches Gift, daß nur sehr weniges davon sofort die schrecklichsten Entzündungen verursacht, und bald nachher den Tod befördert. Die drey übrigen Arten dieses Pflanzengeschlechts werden, weil sie nicht einheimisch sind, hier übergangen.

Rebhuhn, eine wilde Hühnerart. Das graue Rebhuhn ist bey uns die gemeine Art. Es heißt auch sonst das Feldhuhn, weil es sich in Feldern, auch in Weinbergen und Grasgärten aufhält. Es ist kleiner, als das Haselhuhn. Der Hahn hat am Kopfe, über und unter dem bläulichen Schnabel, gelbrothe Federchen, und um die Augendeckel eine hochrothe Farbe auf der Haut; auch unterscheidet er sich von der Henne durch die dunkelrothen langen Federn zu beyden Seiten der graulichten Brust. Die Rebhühner haben viel gesellige Triebe. Sie leben beständig in Gesellschaft, welche man ein Volk oder Kitt nennt; halten sich auch gern auf Saatfeldern auf, wo sie sich von allerley Körnern, auch grünen Sachen, nähren. Sie gehen nicht gern in dichte Gebüsche, sie müßten denn dahin verscheucht seyn; bringen auch nicht leicht die Nacht im Gehölze zu. Sie paaren sich im ersten Frühlinge, und alsdann hält sich jedes Paar zusammen. Die Weibchen legen 15—20 Eyer, und brüten auf der Erde in ihren Nestern fast drey Wochen, während welcher Zeit sich das Männchen nahe beym Neste, wachsam und besorgt für sein Weibchen, hält. Die Jungen picken sich ohne Mühe durch die Schale, und laufen gleich nach dem Auskriechen herum; was doch bey wenig Vögeln so gefunden wird. Die Alten führen dann ihre junge Brut aus, und lehren sie ihre Nahrung an Insecten und Ameisenyern aus der Erde suchen. Männchen und Weibchen nehmen die Jungen unter

ihre Flügel, und bebrüten sie, weil letzteres eine so große Menge unmöglich allein bedecken könnte. Die jungen Rebhühner haben anfangs gelbe Füße, die hernach weißlich, dann bräunlich, endlich nach 3 — 4 Jahren schwarz werden. Diese gemeinen Rebhühner sind bleibende Vögel, die nicht allein in ihrem Vaterlande aushalten, sondern auch sich nicht allzuweit von ihrem Geburtsreviere entfernen. Außer dieser Art ist noch das rothe Rebhuhn in den gemäßigten Gegenden von Europa zu finden. In vielen Theilen von Deutschland ist es selten, und in England fast gar nicht zu sehen. Ihr Naturell und Sitten sind von den grauen etwas unterschieden. Sie halten sich zwar auch volksweise beysammen; es herrschet aber unter ihnen keine so genaue Vereinigung; fliegen nicht so gemeinschaftlich auf, auch nicht nach einer Seite. Uebrigens ist nicht der ganze Körper dieses Rebhuhns roth; sondern nur die Füße, der Schnabel und der Unterleib etwas. Ungeachtet sich nun alle Rebhühner stark vermehren: so thun sie es doch in der Gefangenschaft und in den Thiergärten nicht so leicht. Will man sie hier in Menge haben: so muß man die Eyer der wilden Rebhühner auf dem Felde aufsuchen, und von gemeinen Haushühnern ausbrüten lassen. Eine Henne kann deren zwey Dutzend auf einmal ausbrüten, und eben so viel ausgekrochene Rebhühnerchen führen. Sie folgen ihr so treulich, als wenn es ihre wahre Mutter wäre; nur kennen sie die Stimme der Mutter nicht so genau. Die Jungen der grauen Rebhühner lassen sich gleichwohl viel leichter, als der rothen, erziehen; sind auch in den Europäischen Gegenden, vornämlich in Frankreich, nicht so vielen Krankheiten, als diese, unterworfen.

Recepißzettel, Recepisse, ein Schein, welchen man ausstellt, wenn man für einen andern Geld, Waaren, Pakete, u. s. f. in Empfang nimmt. Von diesem Recepißzettel unterscheidet sich eine Quittung dadurch, daß diese von demjenigen ausgestellt wird, der für sich selbst dergleichen empfängt.

Rechen, ein hölzernes Wassergebäude an großen Teichen, welches aus vielen dicht an einander stehenden, oben und unten in eichene Blattstücken und Schwellen eingezapften, starken eichenen Sprossen verfertigt, und in die Oeffnung des Dammes vor ein Fluthbette gesetzt wird, damit die, von großem Zugange, starken Feldgüssen oder durchfließenden Bächen entstehenden, Oberwasser ohne Schaden des Dammes ihren Ausfluß gewinnen, und weder große, noch kleine Fische mit durchgehen.

Rechnungsmünze, eine Münze, die nicht wirklich geprägt vorhanden, sondern nur zur Erleichterung der Rechnungen angenommen ist, z. E. die Pfunde.

Regenwurm, Lumbricus terrestris L. Dieser Wurm hält sich gemeiniglich in der Erde auf; und je fetter und feuchter diese ist: desto häufiger wird man dergleichen finden; deswegen halten sie sich auch gern unter Bretern, Blumentöpfen und an solchen Orten auf, wo die Erde selten, oder gar nicht austrocknet. Bey Regen und Thau kommen sie gern zum Vorschein. Will man solche herauslocken: so darf man nur einen Spaden in die Erde stecken, und an den Stiel schlagen; da denn, wegen der zitternden Bewegung, welche dadurch in der Erde gemacht wird, selbige zu entfliehen suchen. Des Nachts suchen sie einander zur Begat-

gattung auf. Man giebt diesen Würmern Schuld, daß sie, sonderlich zur Nachtzeit, die jungen Pflänzchen mit sich in ihre Löcher ziehen, und dadurch ihren Untergang ebenfalls befördern. Reichhart hat vorgeschlagen, die Beete mit kleinem, ganz verfaultem Pferdemiste zu bestreuen; doch so, daß er nur ganz dünn darauf zu liegen komme. Es sollen damit die Würmer spielen, und dadurch, daß sie den Mist in ihre Löcher ziehen, die kleinen Pflänzchen verschont bleiben. Will man sie ganz vertreiben: so kann man die Blätter vom Wallnußbaume, oder die grüne Schale der Früchte, mit Wasser abkochen, und, wenn dieser Trank kalt geworden, damit das Beet begießen; es werden dadurch die Würmer hervorgelockt, daß man sie leicht sammlen und tödten kann. Wenn man eine neue Dreschtenne da anlegt, wo sich viel Regenwürmer aufhalten: so werden selbige die Tenne zerwühlen, und sich lange darinn aufhalten, ehe sie sterben; wenn man aber, mittelst eines kleinen Trichters, etwa einen Löffel voll von nur besagtem Tranke in jedes Loch bringt: so werden sie alle herauskriechen. Uebrigens dienen diese Würmer den Angelfängern zur Lockspeise für die Fische, und den Eidechsen, Maulwürfen, Igeln, Hühnern und Vögeln zur Nahrung. In der Arzneykunst wird heutiges Tages selten mehr von diesen Würmern und den daraus bereiteten Mitteln Gebrauch gemacht.

Reh, Cervus Capreolus L. Dieses bekannte Thier aus dem Hirschgeschlechte gleicht in Ansehung der Gestalt und Farbe dem Hirsche; welchen es aber an Schönheit und Zierlichkeit in vielen Stücken noch übertrifft; es zeigt auch in seinem ganzen Betragen sowohl mehr Gewandtheit, als auch mehr Verschlagenheit. Im Kampfe mit jungen Hirschen behauptet das Reh immer den Sieg. Das gehörnte Männchen heißt der Rehbock oder Bock; das Weibchen nennt man Reh, Rieke, Hille, Geiß und Ziege. Der Rehbock wirft, wie der Hirsch, alle Jahre sein Gehörn nach vollendeter Brunft, im Dec. und Januar, ab, welches ihm bereits im dritten Monate völlig ausgereckt oder ausgewachsen ist. Gute gesunde Böcke schlagen oder fegen sich hierauf im Februar und März an den Saalweiden, Birken, Tannen und Kiefern das rauhe Bast oder die behaarte Haut ab. In der Regel sollte sich das Geweihe in zwey Spitzen endigen; allein da der Rehbock seinen noch weichen Putz nicht so sorgfältig schont, und sehr unvorsichtig und muthwillig damit an Sträuchern und Bäumen anstößt: so trifft man beym Rehbocke selten ein regelmäßiges, sondern häufig sonderbar geformtes Gehörne an. Wenn die Bockkälber 6 Monate alt sind: so setzen sie ihren ersten Kopfputz auf, der aus 2 kurzen Spießen besteht, welche bey den folgenden Wechselungen länger werden, und im vierten Jahre regelmäßig mit zwey Zacken erscheinen. Diese werden nun jährlich mit neuen so lange vermehrt, bis der Bock 6 oder 8 Enden hat; denn selten erreicht er 10 — 12 Enden. Das vorzüglichste Merkmal, woran die Jäger den Rehbock schon von fern kennen, ist ein ziemlich langer herunter hängender Haarzopf unter dem Bauche, in der Gegend des Pinsels oder Zeugungsgliedes; bey der Rieke hingegen ist der Kopf schmäler, der Hals dünner und länger, die Brust schmäler und der Leib schlanker. In der Entfernung kann man selbige leicht an ihrem niedrig tragenden Halse, und besonders an dem lan-

langen gelben Haarbüschel am Eichenblatte oder Geburtsgliede erkennen. Wenn den Rehen kein Unglück begegnet, oder wenn sie durch Krankheiten nicht hingerissen werden: so erreichen sie gewöhnlich ein Alter von 16 Jahren

Die Schnelligkeit im Laufen und die Geschicklichkeit im Schwimmen ist bey beyden Geschlechtern gleich groß; wegen ihres scharfen Gesichts und feinen Geruchs entgehen sie sehr oft ihren Feinden. Wegen des letztern richten sie den Kopf beständig in die Höhe, und zwar nach dem Winde zu, wo sie alsdann einen Menschen, auf mehr als 300 Schritte, im Winde vernehmen oder riechen, und ihm entfliehen. Dies geschieht besonders während der Hauptpürschzeit; denn zur Schonzeit lassen sich die Rehe wohl bis auf 20 Schritte nahe kommen, worauf sie erst langsam zu entfliehen beginnen.

Wenn die Rehe in der Brunst stehen, oder in dieselbe treten wollen, oder wenn sie unvermuthet einen ihnen ungewohnten Gegenstand wahrnehmen: lassen sie ein helles, weit schallendes, ein- bis dreymaliges sogenanntes Schmählen oder Bellen hören, welches sie in einiger Entfernung, langsam und schüchtern schleichend, so lange fortsetzen, bis sie den Gegenstand, der sie stutzig machte, deutlich sehen. War dieser ein Mensch, oder ein Hund: so rennen sie mit der größten Schnelligkeit davon.

Der Aufenthalt dieser Thiere ist meistentheils in den Wäldern, jedoch nicht gern in großen Forsten; sondern lieber in dem jungen lichten Gehaue, und zwar vorzüglich bey Saatfeldern. Sie lieben das feine Gras, das zarte Moos, und das Laub vom jungen Holze; vornämlich von Weiden, Pappeln und Haselsträuchern. Im Winter suchen sie die Brombeersträucher auf, um sich an ihren noch fest sitzenden Blättern zu äßen. Sie vereinigen sich ordentlicherweise nicht, wie die Hirsche, in starke Rudel, sondern leben nur in Gesellschaften von 3 — 7 Stücken, die meistens von ihrer Familie sind. Der Bock bleibt immer um seine Geiß, deren er regelmäßig nur eine, selten aber drey hat; er lebt unter denselben wie ein Hausvater, der sie auch vertheidigt. Diese Rehfamilie hält sich so lange beysammen, bis die Jungen wieder neue Familien zu errichten im Stande sind. Im Sommer suchen sie den alten Standort wieder, den sie einmal zu ihrem Aufenthalte sich gewählt haben, wenn sie durch die Härte des Winters in niedrige dicke Laub- und Nadelholzwälder getrieben worden waren. Ehe sich die Rehe nieder legen: scharren sie jederzeit mit ihren Vorderläufen kreisförmig einen runden Platz im Sommer, um auf der frischen kühlen Erde zu liegen, und im Winter, um den Schnee wegzubringen, der ihnen sonst die Haare naß und schmutzig machen würde.

Ihre gewöhnliche Brunftzeit beginnt zu Ende des Novembers und zu Anfange des Decembers. Der Bock wählt sich nur ein Weibchen, und bleibt demselben treu; wenn ihn nicht andere wollüstige Rieken durch ihre Liebkosungen verführen; besonders in Revieren, wo nur allein die Böcke weggeschossen werden, und daher an solchen ein Mangel ist. Der Bock wird selten mehr als drey Rieken annehmen. Da er äußerst selten in seiner Brunst durch einen Nebenbuhler gestört wird: so brunstet er nur immer gegen 3 Wochen; mithin nicht so lange, als der wankelmüthige und veränderliche Hirsch. Der Bock jagt während der Brunftzeit aus Eifersucht oder

Schaam

Schaam seine Jungen von sich weg, und schmähit zuweilen mit dumpfiger und abgebrochener Stimme, wovon ihm der Hals aufschwillt. Gewöhnlich begattet er sich nur einmal jährlich mit der Rieke, und blos die Schmalrieke läßt sich bisweilen aus Geilheit im August von einem jungen hitzigen Bocke beschlagen; jedoch wird sie davon äußerst selten befruchtet.

Die Rieken tragen $5\frac{1}{2}$ Monat, oder 21 — 23 Wochen, und setzen darauf an einem düstern einsamen Orte auf Bergen, in einem Dickichte, an nassen Wiesen im May oder Jun. mehrentheils zwey buntgefleckte Junge, ein Bockkalb und ein Rehzickel; selten nur eins, und noch seltner drey. Bereits 4 — 5 Tage zuvor, ehe die Geiß setzt: sucht sie sich unbemerkt von ihrem Gatten zu entfernen, nämlich den ersten Tag nur etliche Stunden, den andern längere Zeit, u. s. f., bis sie am letzten, oder am Tage ihrer Niederkunft, gar unsichtbar wird, und ihre Jungen gebärt. Wahrscheinlich geschieht diese anfängliche Verheimlichung von der Rehziege deswegen, weil ihr der Naturtrieb sagt, der Vater würde seine neugebornen Kinder auffressen; wie dies zuweilen auch geschiehet. Nach Verlauf von 8 — 12 Tagen aber sucht die Geiß den Bock auf seinem alten Stande wieder auf, und führt denselben freudig und unter Liebkosungen zu seinen Kindern. Diese blöken ihn nun, wie die jungen Lämmer, liebreich an, und die zärtliche Rieke macht ihm unterdessen so lange aufs neue allerhand Liebkosungen, bis der erstaunte Vater seine Verwunderung und sein Stampfen mit den Läufen gegen die Erde einstellt, so wie solches Hr. Leonhardi mit seinem Freunde, Hrn. Heydenreich, mehrmals gesehen zu haben in seinem beliebten Forst- und Jagdcalender versichert. Zehn oder zwölf Tage nach der Geburt haben die jungen Rehe (die man auch Rehkälber, Rehkützlein und Rehkätzel, und ausschlußweise die männlichen Bockkälber, die weiblichen aber Reckzicklein nennt) schon Stärke genug, der Mutter zu folgen, welche so viel Liebe zu ihren Jungen trägt, daß sie sich sogar im Nothfalle ihren Verfolgern freywillig darstellt, und sich von ihnen jagen läßt, um sie dadurch von ihren Jungen zu entfernen. In den ersten 4 Wochen lassen sich letztere sehr leicht fangen; aber nur mit großer Mühe so zahm machen, daß sie, wie ein Lamm oder Hund, hinten nach, und mit in den Wald laufen; wohin man sie doch bey der Brunftzeit nicht recht sicher mitnehmen darf, weil sie alsdann gern flüchtig werden, und ausbleiben. Bey ihrer Erziehung im Hause muß man dahin sehen, daß sie keine Bänder, Schnüre oder längliche Lappen finden, weil sie solche gern einfressen, und dann davon sterben müssen. Im Anfange werden die jungen Rehe mit etwas warmer, aber nicht heißer, Kuhmilch getränkt, und nach und nach an Brodt, Haber und grünen Kohl gewöhnt. Hat man sodann einen verschlossenen Grasgarten: so läßt man sie darinn weiden, und sich die ihnen gefälligen Gräser selbst auswählen. Die zahm gemachten Böcke werden leicht zuletzt arg und stößig, und gehen zur Brunftzeit gern auf weibliche Personen los. Die Rehkälber bleiben gemeiniglich 8 — 9 Monate bey den Alten; nach welcher Zeit das Gehörn der Bockkälber hervorzukommen pflegt, das anfangs wie 2 Spieße hervorragt; die aber viel kleiner sind, als die Spieße der jungen Hirsche. Sind erstere ein Jahr alt: so heißt man sie Spießer oder Spießböcke; die weiblichen aber

Schmalrieken, Schmalrehe oder Schmalthiere.

Da die Rehe ihr Geäße oder ihre Nahrung gern des Morgens und Abends auf trocknen Wiesen, in jungen Gehegen und Holzschlägen suchen: so tritt der Bock allemal zuerst aus dem Holze, und kundschaftet die Gegend aus, ob sie sicher ist, und dann folgt ihm die Rieke nach; allein wenn sie verjagt werden, oder aus Furcht fliehen: so geht die Rieke voran, und der Bock folgt ihr nach, um sie zuerst in Sicherheit zu bringen.

Die Feinde der jungen Rehe sind die Füchse, Wiesel, wilden Katzen, Adler und Geyer; der alten aber die Wölfe, Luchse und Hunde; jedoch fängt der Fuchs im Winter, wenn der Schnee eine Rinde oder Kruste vom Froste hat, die das Wild im Laufen hindert, auch alte Rehe. Beym Anblicke des Wolfes und Luchses gerathen sie in die größte Furcht, und ergeben sich freywillig; allein dem Fuchse und Hunde entgehen sie meistens durch eine listige Flucht. Denn wenn sie sich nicht durch eine schnelle ununterbrochene Flucht retten können: so verwirren sie entweder die Spur durch Seitensprünge, oder drücken sich plötzlich auf die Erde nieder, und lassen ihren Feind theils über sich wegsetzen, theils ruhig vorbeylaufen. Auf glattem Eise, in Lachen oder Brüchern, oder nassen Wiesen sind sie übel daran, weil sie leicht daselbst ausglitschen oder sich mit den Hinterläuften verschränken, und dann von gemeinen Bauerhunden ergriffen werden können. Die Hauptjagd der Rehe geschieht entweder durchs Treibjagen, oder durch das einzelne Pürschen auf dem Anstande. Noch ein besonderes Jagen ist das Rehblatten oder aufs Blatt Schießen in der Brunftzeit, und im May oder Jun., wo der Jäger mit einem Apfel- oder Birnblatte, oder einem Stückchen Birkenschale den zweystimmigen Ton der Rieke nachahmt, mit welchem sie nach dem Bocke, oder zur Setzzeit ängstlich nach ihren Jungen ruft, worauf der Bock schnell nach dem Orte, wo der Schall herkommt, zuläuft, und auf diese Weise erlegt wird.

Das Rehwildpret ist das ganze Jahr hindurch eine sehr niedliche Speise; besonders leckerhaft ist außer der Rehzunge das Fleisch der Kälber von 12 — 18 Monaten. Das Fell oder die Haut wird roh gahr gemacht, und zu Stühlen, Polstern und Satteldecken gebraucht. Viele dieser Felle gehen nach Frankreich, wo sie zu Niört den Namen von Gemsenfellen erhalten. Ein langhaariges roh gahrgemachtes Rehbockfell ist auch das beste Mittel bey langwierigen Krankheiten wider das Wundliegen, indem man die glatte Seite unten auf die Betten, und die rauhe nach oben hingekehrt legt, ein mit Hirschunschlitt (fehlt es an diesem: so wird Schöpsenunschlitt zu nehmen seyn) stark bestrichenes leinen Tuch darauf breitet, worein man den Kranken nackend wickelt. Das aus Rehhäuten weißgegärbte Leder ist feiner als das Hirschleder, und wird von den Beutlern oder Handschuhmachern, wenn es die Engerlinge nicht zu stark durchlöchert haben, zu Beinkleidern, Handschuhen, Bruchbändern, ꝛc. verarbeitet. Die Rehhaare dienen zu Fütterungen der Polster und Stühle, und sind theurer als die Hirschhaare, weil sie sich nicht so leicht zusammenballen. Die Geweihe nagelt man in Förstereyen und in Landwohnungen als Haken an; die Drechsler verarbeiten sie zu Pfeifenröhren und Tabaksstopfern, und die Messerschmiede machen Messerschalen daraus.

Rehe, Verfangen, eine Pferdekrankheit, die mit der Erkältungsgicht bey Menschen viel Aehnlichkeit hat. Sie macht das Pferd lahm, oder steif an einem oder mehrern Gliedern, oder an dem ganzen Leibe, so daß es Mühe hat zu gehen, oder den verfangenen Theil zu bewegen. Dieser Zufall rührt von Erkältung, von übertriebener Arbeit, von zu jählingem Saufen nach der Erhitzung, von übermäßiger Kornfütterung oder geilen Futtergräsern, von zu vieler Ruhe und Mangel an Bewegung, bey starker und überflüßiger Fütterung, her. Zuweilen, und besonders wenn ein großer Theil des Körpers, z. E. der ganze Vorder- oder Hintertheil, oder der ganze Körper vom Verfangen steif geworden ist: so ist ein mehr oder weniger heftiges Fieber zugegen. Die von dieser Krankheit angegriffenen Gliedmaaßen sind schmerzhaft, wenn man sie anrührt, oder mit der Hand gegen die Haare streicht. Weniger oder gar keine Zeichen des Schmerzens giebt das Pferd, wenn man den verfangenen Theil hart und stark angreift. Hieran erkennt man ebenfalls, wenn ein Pferd hüftlahm ist, ob der Zufall von der Rehe oder von Verstreckung in den Muskeln oder Sehnen herrührt; in welchem Falle das Pferd lieber eine gelinde Berührung, als ein hartes Angreifen der schmerzhaften Theile leidet. In einem verfangenen Gliede ist mehr Kälte, und in einem verstreckten mehr Hitze. Sind die Beine eines Pferdes verfangen: so ist es mehr steif, und hinkt weniger, wenn es eben aus dem Stalle kommt, und erst etwas getrabet hat. Das Gegentheil findet bey einer Verrenkung Statt; denn hier nimmt das Hinken zu, je mehr das Pferd geht. Die Rehe wird gehoben, wenn man die ins Stocken gerathene Ausdünstung oder den unsichtbaren Schweiß des verfangenen Theils wieder in Gang bringt, und Bewegung und Wirksamkeit der Theile und Adern wieder herstellt, welche durch die Rehe steif und unwirksam geworden sind. Hat das Pferd mit der Rehe zugleich das Fieber, ist das Maul heiß, die Ohren und der ganze Körper bald kalt, bald heiß; der Athem aber geschwinder, als natürlich: so muß zur Ader gelassen, und einem großen Pferde 3 — 4 Pfund Blut abgelassen werden. Das Geblüte wird in diesem Falle eine graue, ziemlich durchsichtige, harte, zähe Haut haben, welche in einem, mehr tiefen als flachen, Gefäße wohl die Dicke einer Hand breit haben kann. Nach dem Aderlassen sucht man das Pferd dadurch in Schweiß zu bringen, daß man es mit einem Strohwische langsam und egal reibt, hierauf mit einer warmen Decke zudeckt, Stroh bis unter den Bauch hinauf streuet, und ihm einen Trank von 2 Loth Hirschhornspiritus, mit etwas Honig und ein Viertelpfund Branntwein, eingiebt. Man läßt es ferner fleißig Wasser, dem die Kälte benommen ist, und worein man etwas Roggenmehl gemischt hat, trinken. Hat das Pferd geschwitzt: so muß es wiederum wohl abgetrocknet und gerieben, wie auch mit trocknen Decken bedeckt werden. Ist nun das Fieber durch solche Behandlungsart gestillt worden, und das Pferd wieder zum Fressen gekommen; hat aber gleichwohl eine Steifigkeit in einem Gliede behalten: so hebt man solche nach der Rehe durch Reiben des Gliedes mit einem Strohwisch drey- bis viermal des Tages. Ist das trockne Reiben nicht hinlänglich: so bedient man sich des Seifenbranntweins zum Reiben. (S. unter dem

Artikel Vieharzneyen Nr. 1.) Ist auch dieser nicht hinlänglich: so badet man das verfangene Glied mit Spanischem Fliegenspiritus. (S. unter demselben Artikel Nr. 9.) Dieser Spiritus erregt Hitze und Schwerz in dem Theile; macht die Haut wund und die Haare ausfallend; damit aber hierauf keine weißen Haare erfolgen, oder wohl gar keine Haare wieder wachsend werden: so bestreicht man den Ort zuletzt mit Leinöl. Bleibt der Theil noch steif, nachdem die wund gewesene Haut geheilt ist: so muß man dasselbe Mittel wiederholen. Mit eben diesen äußerlichen Mitteln und auf eben besagte Art hebt man die Rehe eines einzelnen Theils ohne Fieber. Die Schlaffheit, welche in einem mit der Rehe behaftet gewesenen Theile zurückbleibt, hebt man durch fleißiges Begießen des steifen Theiles mit kaltem Wasser drey- bis viermal des Tages. Wenn wir hier zu Lande Pferde haben, welche vom Verfangen steif gewordene Füße bekommen: so bringen wir solche zur Hütung oder Weide dahin, wo die Pferde den Sommer über bis über die Knie im Wasser oder Morast gehen müssen, wovon denn gegen Ende des Sommers die steif gewesenen Pferde völlig gelenksame Füße wieder erhalten.

Reibebret, das größere, der Maurer, ist 3—4 F. lang, 6 Z. breit, womit die Wand im Ganzen, besonders aber an den Kanten, mit einem starken und gleichen Zuge geebnet und geputzt wird. Das kleinere gewöhnliche Reibebret reißt Löcher in die Ecken. Man nennt dieses Reibebret auch **Karretsche.**

Reiber, Strohseil oder Wisch, welchen der Dreschr zwischen die Zähne oder Zacken einer Harke hängt, und damit die auf der Scheunteune ausgedroschene Frucht, nachdem solche zuvor mit der Harke aufgeworfen oder gewendet worden ist, von einer Seite zur andern aufreibt oder aufrüschelt. Dieses geschiehet nach jedesmaligem Aufwerfen; und nach diesem wird das Gröbste mit dem Fledermisch so rein, als es seyn kann, abgekehrt, und unter dem Namen der Ueberkehr oder Abkehrung bey Seite gethan.

Reichsfuß, Reichswerth, eine von Kaiser und Ständen des Reichs i. J. 1667 wegen der auszuprägenden Silbermünzen getroffene Anordnung, nach welcher die feine Mark zu 9 Thlr. ausgemünzt worden ist. Hierauf folgte der **Zinnaische,** auf diesen der **Leipziger,** und zuletzt, i. J. 1763, der **Conventionsfuß,** welcher auf 13 Thlr. 16 Gr. bis 14 Thlr. gesetzt ist.

Reif des Rades, das eiserne Band um die Felgen des Rades. Das Eisen wird aus zwey gleich großen Hälften geschmiedet, wozu das stärkste Schabloneisen genommen wird. Jeder Theil wird, wie eine Radschiene, ausgeschmiedet, auf dem Rade rund geschlagen, gehörig abgemessen, und endlich beyde Stücke auf dem Sperrhorn zusammengeschweißt. Alsdann wird der Reif glühend auf das Rad gelegt, und mit dem Reifhaken völlig aufgepreßt. Das kurze Ende der Stange des Reifhakens setzt der Schmied gegen die Felge, mit dem Haken ergreift er den Reif, und mit dem langen Ende zieht er ihn nach sich. Das Ganze wird überhaupt nur mit 12 Nägeln befestigt.

Reifhaken, eine Art von Haken oder Zangen, welche gebraucht wird, wenn ein Rad mit einem ganzen Reif beschlagen wird.

Reifmeißel, ein Werkzeug, womit Parallellinien zum Zierrath auf die Bänder und Ringe eines Wagenbeschlags gemacht werden.

Reifmesser, Schneidemesser, ein Schneidemesser mit 2 Heften, womit die Faßreifen von dem Böttcher auf der Schneidebank zugeschnitten werden.

Reiger, Reiher, ein Geschlecht, wovon es viele Arten giebt. Bey uns ist der graue, aschfarbige, blaue Reiger sehr gemein. Dieser hält sich nur an fischreichen Flüssen, Seen und Teichen auf, nährt sich allein von Fischen, Krebsen und Fröschen, und horstet auf hohen Eichen und Fichten. Die Reigerbaize ist kostbar, und eine Lust nur für große Herren; sie lassen nämlich die Reiger mit abgerichteten Falken, welche sehr theuer sind, und aus Norwegen oder Island kommen, fangen. Die bläulichen Federn des Kopfs vom Reiger, auch noch andere Federn, die hin und wieder bey ihm zerstreuet zu finden sind, werden gebraucht, um Federbüschel, oder sogenannte Reiherfedern zum Kopfputz der Frauenzimmer zu verfertigen. Das Fleisch des Vogels ist unschmackhaft, und wird nicht gegessen; die noch unbebrüteten Eyer aber werden für eine Delicatesse geachtet, und schmecken wie die Kibitzeyer. Um sie mit leichter Mühe zu erlangen: klopft man mit 2 Prügeln, in jeder Hand einen, stark an dem Baume, wo der Reiher sein Nest hat. Dieses Klappern am Baume verscheucht den Vogel; die Krähen kommen dann gleich herzu, nehmen die Eyer zwischen ihre Krallen, fliegen damit zur Erde, um sie aufzupicken, und aufzufressen; da man denn nach den Krähen mit Prügeln wirft, daß sie davon fliegen, und das Ey unverletzt an der Erde liegen lassen.

Reihensetzer, ein Arbeiter, der die gestrichenen und zum Trocknen aufgestellten Ziegel bey heißem Sonnenscheine mit Sand überstreuet, damit die Ausdünstung ihrer Feuchtigkeit verlängert, und ihr Aufbersten verhindert werde. Auch dann, wenn heftiger Regen einfällt, muß er solche mit Strohdecken verwahren. Wenn sie aber bereits hart geworden sind, so daß von dem Fingerdruck keine Spuren zurückbleiben: so fängt er an, den Ziegeln ein Ansehen zu geben, und sie in Reihen zu setzen. Weil die untern Flächen der gestrichenen Ziegel einige Schrammen oder Beschädigungen erhalten können, wenn sie mit den Formen von dem Werktische weggenommen werden, und auf der Erde sich einiger Unflath ansetzt, der nach dem Brennen Blasen an den Ecken der Ziegel verursachen kann, welches die parallele Figur der Ziegel ein wenig verdirbt: so müssen sie geputzt werden. Der Reihensetzer stellt sich vor die platt liegenden Reihen Ziegel, die ihm am nächsten sind, und schneidet alle entstandene Ungleichheiten weg; worauf er jeden Ziegel auf seine Rückseite setzt, und auch diese reinigt.

Reisehalter, ist in Absicht der Gestalt und Beschaffenheit mit den gewöhnlichen Halftern einerley; nur daß die Riemen von Alaunleder nicht doppelt, sondern, der Leichtigkeit wegen, nur einfach sind, und durch zwey Ringe vereinigt werden.

Reisewagen, im weitläufigen Verstande ein jeder auf Reisen zu gebrauchender Wagen; im besondern Verstande aber ein solcher Wagen, der eigentlich zu einer weiten Reise mit aller Bequemlichkeit eingerichtet ist; denn bey einem solchen Wagen kommt es darauf an, daß er leicht, und doch dauerhaft, und dabey noch mit

aller Bequemlichkeit versehen sey. Man hat dergleichen auf mancherley Art ausgedacht, z. B. die Russischen Schlafwagen. Sie sind aber schwer, und erfordern in tiefen Wegen viel Pferde. Wenn man Kosten sparen, auf allen Wegen gut fortkommen; dennoch aber ziemliche Bequemlichkeit haben will: so sind die Wiener Wagen, die in großen Städten bey uns überall gut gemacht werden, die besten. Das Wesentliche an solchen Wagen ist, daß das Gestelle nicht durch zwey Bäume, sondern nur durch einen Baum zusammengehalten wird, den man das Langholz nennt. Dieses wird aus einem jungen gesunden Birkenbaume gemacht, und mit starken eisernen Schienen beschlagen. Es hält weit besser, als die gewöhnlichen zwey Bäume, und bey dem Umwerfen in den schlimmsten Wegen wird er so leicht nicht brechen. Der Kasten ruhet auf der Vorderachse; hinten aber hängt er in Riemen; auch, wenn man will, in Ketten. Ein solcher Wagen geht leicht, weil die Vorderräder hoch sind; diese können zwar, wenn kein sogenannter Schwanenhals angebracht worden ist, beym Lenken unter dem Wagen nicht durchgehen; man darf aber nur etwas weiter lenken. Es ist sehr nützlich, an den Achsen eines Reisewagens dreyerley Geleise anzubringen. Dieses läßt sich auch besser an einem Wagen, der nur einen Baum hat, bewerkstelligen, weil sie an einem Wagen mit zwey Bäumen zu viel Raum einnehmen. Die Achsen selbst haben die Länge des breiten Geleises; auf jeder Seite aber ist ein besonderer Stoß oder Stück Holz, einige Zoll breit, angebracht. Dieses ist mit einem eisernen Ringe um die Achse fest gemacht, und kann weggenommen werden. Wenn man beyde abnimmt: so hat man das engste Geleis; läßt man aber eins darauf: so erhält man dadurch das mittlere Geleis; wenn aber beyde darauf sind: so hat man das breiteste Geleis. Ob man schon an einigen Reisewagen eiserne Achsen antrifft: so muß man doch wissen, daß Eisen eher, als gutes gesundes Holz, in der Achse bricht; da ferner Eisen gewöhnlich queer und kurz durchbricht; Holz hingegen, wenn es auch bricht, doch gemeiniglich in etwas der Länge nach spaltet: so kann bey einem Unfall eine hölzerne Achse doch noch weit leichter gebunden werden, als eine eiserne. Der Kasten eines solchen Wagens geht, wie gedacht, bis zur Vorderachse; welches nicht seyn könnte, wenn er vorn in Riemen hienge. Es können darinn zwey geräumige Sitzkasten stehen, welche herausgehoben werden können, und die Last weit weniger vermehren, als zwey vorn und hinten aufgepackte Koffer. Man hat darinn hinlänglichen Raum für 4 Personen. Außer den gedachten Sitzkasten kann ein solcher Wagen noch verschlossene Kästchen, Magazine, Taschen, u. dergl. haben. Es ist aber ein solcher Wagen gemeiniglich nur halb bedeckt. Diese Bedeckung, die von gutem Leder seyn muß, hat vorn einen Ausfall, der durch das Drücken einer Feder vorfällt, und Statt eines Sonnenschirms dient, wenn man gegen die Sonne fährt. Man kann diese Bedeckung fest machen lassen; man kann es aber auch so einrichten, daß die ganze Bedeckung zurückgeschlagen werden kann, wenn man der freyen Luft und des schönen Wetters genießen will. Die Füße der Reisenden und der Rücksitz sind mit einem großen Leder bedeckt, welches der Fußsack heißt. Wenn mehr als 2 Personen in solchem Wagen fahren: so hat man vor einigen Jahren noch die bequeme Erfindung gemacht, auch

den

den Rückstiß zu bedecken. Vermittelst 4 mit Gewinden versehenen, und mit feinem Leder überzogenen eisernen Stäben, und 3 ledernen Mänteln, die durch 4 kleine Scheiben Licht einlassen, und vermittelst des großen Leders, oder des Fußsacks, der über den Mänteln festgeschnallt wird, kann er in 2 Minuten bezogen, und alle 4 Sitze bedeckt werden; ist es aber wieder schön Wetter: so kann die ganze Bedeckung, die nicht 15 Pfund wiegt, zusammengerollt, und zwischen dem Kutscher- und Rückstiß angeschnallt werden, wo es kaum zu bemerken ist. Man hat also an einem solchen Wagen alle Bequemlichkeit eines offenen und ganz bedeckten Reisewagens.

Reißen, werfen, wird von Wölfen und Luchsen gesagt, wenn sie als Raubthiere ein anderes Thier niederziehen, und würgen.

Reißer, ein Werkzeug, womit der Böttcher Fässer und Tonnen zeichnet, oder reißt. Ein jeder Böttcher hat und reißt sein eigenes und besonderes Zeichen, woran ein jeder seine Arbeit erkennt. Das Zeichen wird gewöhnlich auf dem Boden angebracht.

Reißer, Vorreißer, der Pinsel, womit die Maurer bey dem Ausweißen oder Anstreichen der Zimmer und Gebäude eine scharfe Linie ziehen, welches an einer Reißschiene, damit der Strich gerade werde, geschiehet. Zu diesem Ende ist der Pinsel in die Breite gefaßt, und die Borsten sind kurz abgeschnitten, damit sie steif sind.

Reißlatten, sind Latten, die gespalten oder gerissen werden, zum Unterschiede von den geschnittenen Latten; auch wird ein Stamm Nadelholz, 20 Ellen hoch und 5 Zoll im Durchmesser, woraus Latten gerissen werden, so genannt.

Reißmodel, ein Werkzeug des Böttchers, womit die Tiefe der Kimme auf der hohen Kante der Daube abgezeichnet wird.

Reitel, Packstock, ein kurzer, starker Stock oder Knüttel, womit die Stricke an einem Ballen Waare oder an Säcken zum Verfahren zusammengezogen werden; daher er auch Packreitel heißt.

Reiten. Wenn dieses schulgerecht seyn soll: so ist dabey Folgendes zu beobachten. Sitzt der Reiter zu Pferde: so muß er den rechten Caveçonzügel nebst der Ruthe in der rechten Hand; in der linken aber den linken Caveçonzügel, und beyde Zaumzügel, den kleinen Finger zwischen den Zaumzügeln haltend, haben. Die Stellung auf dem Pferde muß so seyn, als wenn ein Mensch mit Wohlstand ungezwungen gerade steht. Der Leib nämlich muß gerade seyn; die beyden Ellbogen schließen an den Leib an; die Schultern sind rückwärts gezogen; die Brust wird hervorgerückt; der Rücken ist hohl, und der Kopf gerade, um dem Pferde gerade zwischen den Ohren durchzusehen. Beyde Hände werden einige Zoll hoch über dem Sattelknopfe und vom Leibe abgehalten, um den Zügel nachzulassen oder anzuziehen. Im Sattel muß man halb sitzen, und halb stehen; die Füße müssen gerade herabgehen; die Zehen und das Auge des Reiters machen eine gerade Linie; die Knie werden gegen einander gewandt, um sich mit der ganzen Fläche des Knies halten zu können; die Füße und Knie bleiben indessen gestreckt. Die Zehe sind weder aus-

noch

noch einwärts gekehrt; sondern es muß der Fuß im Biegel natürlich gerade stehen, und die Spitzen der Zehen höchstens nur um zwey Zoll vor dem Biegel vorragen. Der Fußballen muß im Biegel aufstehen; denn man hat solchergestalt den stärksten Auftritt, und den Biegel in seiner Gewalt. Die Stiefelspitzen müssen, des bessern Wohlstandes und bessern Auftritts wegen, etwas höher stehen, als die Ferse, damit der Fuß im Ritte niemals wanke. Um die rechte Länge des Biegels zu finden: muß ein Raum von 4 Zollen zwischen dem Sattel und dem Gesäße des Reiters übrig seyn, wenn dieser in beyden Biegeln gerade aufsteht; folglich muß der Reiter halb sitzen und halb stehen. Der Fuß muß im Biegel frey spielen, weil man sonst in Gefahren darinn hängen bleiben kann. Ueberhaupt muß sich ein Reiter jederzeit in der Biegelfreyheit zu erhalten wissen. Erfahrne Stallmeister lassen die Anfänger ohne Steigbiegel reiten, weil man sich auf diese nur gar zu gern verläßt; ohne Biegel aber gewöhnt man sich zu einem festen Schlusse, und man macht sich die Weise, wohl zu Pferde zu sitzen, desto mehr eigen. Wenn man mit Versicherung sitzt: so werden zuletzt die Spornen angewandt. Reitet man nun von der Stelle: so kann man die Waden zu beyden Seiten gelinde anlegen, oder sie bey empfindlichen Pferden zu nähern Mine machen, oder man klatscht mit der Zunge, oder bewegt die Ruthe ein wenig. Schon stärker werden die sogenannten Hülfen gebraucht, wenn man bey faulen Pferden die Schenkel an die Schultern schlägt, die Waden anstrengt, und den Sporn gebraucht, ohne ein Pferd zu erschrecken, oder es unwillig zu machen. Es muß einen Schritt gehen, wenn man den Zügel gelinde nachläßt; ist dieser Schritt kriechend: so berührt man das Pferd mit den Waden; oder schlägt die beyden Beine vorn an die Brust; oder nimmt die Spornen zu Hülfe. Alle diese Hülfen müssen beym Schritte, Trabe, Galop, u. s. w. steigen.

Reitgurt, Schmachtriemen, ein breiter Gurt, den Unterleib damit zu gurten, wenn man weit zu Pferde reiset.

Reitkunst, die Kunst, wohl zu Pferde zu sitzen, und auf selbigem zu reiten. Alle Bewegungen der Pferde und des Reiters haben auf der Schule die Absicht, dem Pferde die vollkommenste Erziehung zu geben, und es gehorcht ein abgerichtetes Pferd der Hand und dem Schenkel so genau, daß es nach dem Willen des Reiters geht; sich in einer Schlangenlinie windet; sich auf dem Hintereisen drehet, und allen Gegenständen ohne alles Schrecken entgegengeht. Selbst die Sprünge der Schule und andere große Bewegungen verschaffen dem Pferde die Leichtigkeit, sich auf die Hüften zu setzen; denn wenn sich ein Pferd auf die Schultern setzt, und zurückprallt: so ist diese Gegenwirkung der Schultern so gewaltig, daß der Reiter in Gefahr geräth, ungesund zu werden.

Reitscheiden, sind an einem Pferdegeschirre diejenigen hohlen Leder, wodurch die Stränge oder Zugstricke eines Geschirres gehen, damit das Pferd nicht so sehr am Leibe berührt und gescheuert werde, oder die Haare an den Seiten abgeschabt werden. Die Bauern haben gemeiniglich an ihren Geschirren Seitenblätter, welche dieselben Dienste thun.

Reitschemmel, in den Sägemühlen das Gerüst, worauf der Sägeblock liegt, und vorwärts zur Säge gerückt wird.

Reit-

Reitstange, das wichtigste Stück an einem Reitzeuge. Die Hauptheile bestehen aus den beyden **Stangen** selbst, dem **Mundstücke**, der **Kinn-** und **Schaumkette**.

Man hat **Deutsche**, **Englische**, **Französische** und **Polnische** Reitstangen.

Die **Deutschen** haben ein flaches Hauptgestelle, und insgemein ein hohles Mundstück, nebst einem birnförmigen Ueberwurf mit einem Wirbel und Zügelring. Bey einigen ist der Schenkel stark gebogen; bey andern nur wenig; noch andere haben gerade Schenkel, die eben so flach sind, als das Hauptgestelle, und auch mit diesem in gerader Linie fortgehen. Die letztern nennt man **Wallachcandaren**. Ueberhaupt ist bey den gebogenen Schenkeln zu merken, daß sie entweder vor der Linie des Hauptgestelles nicht vorspringen, und dann sagt man, **sie gehen nach dem Lineal**; oder sie springen vor, und dann sagt man, es sind **vorgeschossene Schenkel**; oder ihre Biegung reicht nicht bis an die ganze Linie des Hauptgestelles, und alsdann nennt man sie **zurückgeschossene Schenkel**.

An den **Englischen Reitstangen** ist das Hauptgestelle nebst den Schenkeln nur dünn und rund. Der Ring für den Zaum ist plattrund, und der Ueberwurf halbrund. Das Mundstück ist massiv, an der Stange beweglich, und hat keine Schaumkette.

Die **Französischen Reitstangen** gleichen den Wallachcandaren; denn die Stangen sind flach, und gehen nach dem Lineal. Blos das Mundstück wird nicht so befestigt, wie an den übrigen Stangen; sondern der zertheilte Kopf jeder Hälfte des Mundstücks ist nur so hoch, als der Mundstückring, außer daß auf jeder Seite des Kopfs noch ein schmales Stück gleich einem Zapfen steht. Auf jeder Seite eines Blechs, das man den **Boden** nennt, und so breit ist, als der Abstand beyder Hälften des Kopfs an dem Mundstücke, ist nach dem nur gedachten Zapfen ein Einschnitt ausgefeilt. Die Einschnitte des Bodens sind in den Zapfen eingepaßt, und beyde Theile aufs beste zusammengetrieben.

Die **Polnischen Reitstangen** weichen von den Deutschen nur darinn ab, daß ihre Schenkel stark gebogen sind, und zwischen beyden Hälften des Mundstücks ein Galgen, mit einer Niete an jedem Ende des Galgens, befestigt ist; oder daß auch nur die beyden Hälften des Mundstücks sehr stark gekrümmt sind.

Reizen, Räzen, geschiehet zum Locken der Hasen so, daß man die Spitze des Daumens, oder den Zeigefinger, queer an den Mund, zwischen die Lippen, hält, und den Athem rückwärts scharf an sich ziehet, welches einen Laut giebt, wie ein junger Hase schreyet; desgleichen auch so, daß man die zugemachte Hand vor den Mund hält, und zwischen den Daumen und Zeigefinger in die hohle Hand bläset. Hasen und Füchse kommen hierauf hinzu gelaufen; auch kann man auf einer **Klüter** oder Vogelpfeife einen Laut von sich geben, wie ein Vogel, der sich in den Dohnen gefangen hat; wornach die Füchse gelaufen kommen.

Reprise, in der Reitkunst die Wiederholung für das Pferd, da es öfters still gehalten und wieder von neuem angesprengt wird, damit es darzwischen Athem schöpfen könne.

Reseda, Reseda L., eine Pflanzengattung, wovon wir nur diejenige Art hier bemerken, welche die ganzblätterige oder wohlriechende Reseda genannt wird. Die Gärtner nennen solche, wegen des angenehmen sanften Geruchs Himbeer- auch Erdbeerkraut, auch Mignonnette von Aegypten, wo sie zu Hause gehört, R. odorata L. Sie dauert einen Sommer über; zuweilen auch länger. Der Geruch der Blüthen ist zwar jederzeit stark und angenehm; doch vornämlich des Abends. In Töpfen dauern dieselben auch den Winter über, und treiben immerfort neue Blüthähren; besonders wenn man die alten verblüheten Zweige abschneidet. Man kann auch den Saamen im Sommer und Herbst aussäen, und die jungen Stöckchen gegen den Winter in die Stube oder das Glashaus setzen, und dadurch den angenehmen Geruch das ganze Jahr durch genießen. Die übrigen Arten unterhält man blos der Abwechselung wegen, da ein nützlicher Gebrauch davon eben nicht bekannt ist.

Retour, wenn man mit dem Pferde auf die gerade Linie wieder zurückreitet, nachdem man mit demselben Passaden gemacht hat.

Retter, ein Windspiel, welches die andern Hunde bey einer Hasenhetze, wenn ein Hase gefangen worden ist, abhält, daß sie solchen nicht zerreißen. Gewöhnlich ist unter einer Koppel von drey Windhunden ein Retter vorhanden. Man wählt hierzu gemeiniglich einen jungen herzhaften Hund, der nach dem vorgeworfenen Brodte am schärfsten greift, und die andern abweisen will; diesem sieht man auch hierinn bey, und läßt ihm allezeit die Oberhand, damit er dadurch so angeführt werde, daß die andern Hunde sich vor ihm fürchten.

Rettig, Raphanus sativus L., ein zum Verspeisen bey uns sehr gemeines Wurzelgewächs, welches in Ansehung der Wurzeln vornehmlich in 2 Sorten getheilt wird. Diese sind die kleinen, zarten Radieschen, und die größern, welche gemeiniglich den Namen Rettig erhalten.

Die Radieschen verlangen ein gut gedüngtes Erdreich und einen sonnenreichen Ort im Garten. Den Saamen kann man in kleinen Furchen, die 1 Z tief sind, und 3—4 Z. von einander abstehen, 1 Z. weit aus einander säen, die Körner etwas eindrücken, und die kleinen Furchen wieder mit Erde zufüllen. Bey trocknem Wetter muß man die Pflänzchen, die in wenig Tagen hervorkommen, häufig begießen, damit sie schnell fortwachsen. Sie werden auf solche Weise am besten vor den Erdflöhen und andern ihnen schädlichen Insecten verwahrt, und gerathen zugleich viel zarter und werden wohlschmeckender, als wenn sie langsam wachsen, und solchemfalls leicht pelzig werden. Wenn man einige Saamenkörner unter Kohlpflanzen, Salat und andere Gewächse streuet, und sie mit dem Finger einen Zoll tief in die Erde drückt: so kann man, da das Eine dem Andern nicht schadet (denn die Radieschen werden schon weggenommen, ehe die andern Gewächse recht wachsen), von einem Beete einen doppelten Vortheil ziehen, und Zeit und Raum ersparen. Man kann den Saamen vom März an bis in den Jul. von 14 zu 14 Tagen aussäen, und besonders im ersten Frühlinge hierzu sich der Mistbeete bedienen. Ist der Saame ächt: so können sie, wenn sie das vierte Blatt getrieben haben, bereits verspeiset werden;

werden; ist hingegen der Saame nicht gut gewesen: so wachsen sie wohl einige Zoll mit ihren Blättern in die Höhe, ehe man sie brauchen kann. Wenn die Wurzeln recht helle, glänzendweiß und rund sind, und ganz kleine Schwänzchen haben: so werden sie für recht gut gehalten, und von einigen Gärtnern Goldradiese genannt. Wer einmal eine gute Art erlangt hat, soll den Saamen davon selbst erziehen, und diesen nicht mit andern vermischen. Die langen oder Holländischen Radieschen werden in heißen Tagen viel eher pelzig, als die runden; weshalb man sie zweymal täglich reichlich begießen muß. So weit diese über die Erde herauswachsen, werden sie roth; das Uebrige, welches in der Erde steht, ist ganz weiß; wenn sie die Dicke eines kleinen Fingers erlangt haben: sind sie am angenehmsten zu essen. Zur Saamenziehung lese man im Frühlinge die schönsten und besten Wurzeln von der ersten Aerndte, ehe sie noch in die Höhe schießen, aus; setze sie zu Ende des Aprils, oder mit Anfange des Mays reihenweise, 2 F. weit ins Gevierte, an einen im Schutz gelegenen Ort, wo sie von andern zu gleicher Zeit blühenden Pflanzen weit genug entfernt stehen. Damit die Stauden nicht umfallen: so werden Stäbe beygesteckt, die reifgewordenen Saamenschoten ausgeklopft, und der Saame wird gereinigt.

Der gemeine Rettig wird in Sommer- und Winterrettig eingetheilt. Der Sommerrettig, oder harte Rettig, wird vom März an bis gegen den Jul., von 14 zu 14 Tagen, je nachdem man mehr oder weniger haben will, entweder in eigene Beete, oder auch an den Seiten solcher Beete, die schon mit andern Gewächsen besetzt sind, reihenweise, 3 — 4 Z. weit aus einander, 1 Z. tief eingesteckt. Man soll, weil er sich zum Wintergebrauche nicht hält, niemals mehr davon säen, als man von einer Zeit zur andern gebraucht. Obgleich diese Sorte zeitiger gesäet wird, und ihre Vollkommenheit zeitiger erreicht: so schießt sie doch niemals im ersten Sommer in den Stengel, wie die Winterrettige; sondern man muß die Wurzeln ausheben, den Winter über verwahren, und im Frühlinge wieder einsetzen, um den Saamen davon zu erlangen.

Der Winterrettig oder schwarze Rettig steht wegen seiner Güte in einem allgemein guten Rufe. Man hat ihn sowohl mit runden, als langen Wurzeln. Er heißt Winterrettig, weil man seine Wurzeln, von Bartholomäi an bis zum Frühlinge, sowohl roh, in Scheibchen geschnitten, und mit Salz zum Butterbrodt essen, als auch unter verschiedenen Salatkräutern gebrauchen kann. Der Saame kann von Pfingsten bis Johannis, wenn es vorher einen Tag geregnet, auf ein wohl gegrabenes fruchtbares, aber nicht neu gedüngtes Land (im frisch gedüngten Lande werden die Wurzeln gern zackig, wurmstichig, auch schlecht schmeckend) gebracht werden. Wird der Saame früher in die Erde gebracht: so schießen die Wurzeln gern in die Saamenstengel; besonders wenn mehrere warme Regen erfolgen. Die Aussaat geschieht also: Mit einem kleinern Jätehäklein werden kleine Grübchen, 1 Z. tief, nach der Gartenschnur, und 2 F. weit von einander ins Gevierte gemacht, und in jedes einige Körner, etwa so viel, als man mit 2 Fingern fassen kann, gelegt, und diese wieder mit Erde bedeckt. Wenn sie aufgegangen, und ihre Blätter 3 Z. in die Höhe gewachsen sind: so zieht

man die schwächsten heraus, und läßt nur eins, und zwar das beste Pflänzchen, stehen. Sollte es binnen der Zeit, wenn man den Saamen legen soll, nicht regnen: so muß man die Grübchen voll Wasser gießen; sobald sich nur dieses eingesogen hat: so muß man den Saamen hineinlegen, und sogleich mit der aufgeworfenen Erde wieder zudecken; auch kann man den Saamen an die Seiten andrer Beete legen. Will man die Wurzeln recht groß haben: so legt man bald nach Pfingsten den Saamen 3 F. weit von einander, und begießt zuweilen die Pflanzen bey trocknem und warmem Wetter. Wenn die Wurzel bey dem Wachsthume etwas über die Erde herauswächst: so muß man die Erde öfters anhäufen, und wieder begießen. Diese großen Rettige aber müssen im Herbste zeitig verbraucht werden; denn wenn sie lange liegen: werden sie pelzig; sie schießen auch zuweilen in Saamen, welcher aber nicht zu gebrauchen ist.

Wenn man vom Rettig **Saamen** ziehen will: so muß man 8 — 14 Tage vor Michaelis die schönsten und gleichsten Wurzeln, welche keinen Höcker und Nebenzacken haben, dazu auslesen; auch bey den schwarzen die Schwänze genau betrachten, damit nicht ein weißes oder graues Fleckchen sich daran befinde, weil dergleichen leicht in weiße ausarten. Von diesen ausgehobenen Wurzeln schneidet man nichts weiter ab, als die größten Blätter bis aufs Herz; blieben die größern Blätter daran: so würde dadurch beym Aufbewahren eine Fäulniß entstehen. Man verwahrt aber diese Saamen- und andere Wurzeln den Winter über vor der starken Kälte entweder in einem trockenen luftigen Keller in sandiger Erde, oder auch in einer dazu gemachten, gegen die Strasse gesicherten, Sandgrube. Sobald man im Frühjahre in die Erde kommen kann: so werden die Saamenrettige, an einem in Schutz gelegenen, von andern, zu gleicher Zeit blühenden, Pflanzen weit genug entfernten Orte, 1 F. weit auf allen Seiten aus einander, eingegraben, und, wenn sie nachher in die Höhe gegangen sind, zur Beschützung vor dem Winde, an starken Stäben angebunden. In der Blüthzeit begieße man sie öfters ziemlich stark; welches hauptsächlich den Nutzen hat, daß sodann die Nessen und Erdflöhe die eben angesetzten Saamenschoten nicht so leicht verderben können. Wenn diese gelb und reif zu werden beginnen: so schneide man die ganze Staude nahe über der Wurzel ab, binde sie zusammen, und stelle sie einige Tage an einer Wand gegen die Sonne auf. Weil sich der Saame nicht gern ausdreschen läßt; sondern gewöhnlich dabey nur zerschlagen und breit geklopft wird: so muß man lieber die Schoten abpflücken, und sie entweder zwischen den Fingern zerreiben, oder auch mit den Füßen in einem Kübel zertreten, und alsdann den Saamen reinigen.

Der **Chinesische Rettig**, welcher unter dem Namen: **Oelsaamen**, auch in hiesigen Gegenden bekannt geworden ist, wird für eine Abänderung des gemeinen Rettigs gehalten. Die Wurzel ist ganz klein; der Stengel aber trägt viele Schoten, deren Saame so ölreich ist, daß man daraus gegen die Hälfte seines Gewichts ausgepreßtes Oel erhält.

Der Genuß des Rettigs verursacht zwar gemeiniglich, auch bey gesunden Personen, Blähungen; diese aber werden weniger beschwerlich fallen, wenn man solchen roh gespeiset hat, weil alsdann die Gedärme zugleich gereizt werden, und der Abgang

der

der Blähungen gefördert wird; hingegen blähet der gekochte, und die Ausleerung darauf erfolgt sparsam, oder gar nicht. Anders verhält es sich, wenn man den Rettig zur Arzney gebraucht. Der frisch ausgepreßte Saft ist ein wirksames Mittel zur Auflösung des dicken zähen Schleims, welcher sich im Magen der schwachen Körper aufzuhalten pflegt; auch können die in andern Theilen des Leibes stockenden und schleimigen Säfte dadurch aufgelöset, und es kann hauptsächlich der Abgang des Urins befördert werden. Aeußerlich bedient man sich frischer Rettigscheibchen, als eines abziehenden und die Haut roth machenden Mittels; am gewöhnlichsten bindet man dergleichen auf die Fußsohlen der Wassersüchtigen. Die Pferde fressen den Rettig sehr gern; er ist ihnen auch, besonders wenn sie den Kropf oder die Drüsen haben, ungemein dienlich; weshalb der Rettig von Landwirthen zu solchem Zwecke hauptsächlich angebauet werden sollte.

Rheinblume, Ruhrkraut, Gnaphalium. Unter den Arten dieser Gattung sind verschiedene für die Gärten schickliche; theils einjährige und perennirende krautartige; theils kleine strauchartige Pflanzen, von denen die entweder einige Zoll, oder einige Fuß hohen Stengel, meistens mit weißen filzigen Blättern besetzt sind, und sich nebst ihren Zweigen, in straußförmige Büschel von zusammengesetzten Blumen endigen, deren Kelche die eigentliche Schönheit dieser Pflanzen ausmachen, da solche fortdauernd und glänzend sind, und wenn man sie, ehe sie aufblühen, an einem trocknen Tage abpflückt, ihre Schönheit oft Jahre lang behalten.

1) Rankende **Rheinblume mit getrennten Blumen, Bergruhrkraut, Mausöhrlein, Katzenpförchen, Engelblümlein, Bergsonnengoldblume,** G. dioicum L., wächst bey uns häufig in den trocknen Sandheiden und hohen Triften. Das röthliche Blumenblatt ist sechs- bis siebenfach eingekerbt, und die Blumen stehen in einfachen Sträußern, im May und Jun., und oft nochmals im Herbste. Es giebt Sorten mit weißen, purpurrothen und scheckigen Blumen. Die ganze Pflanze hat eine austrocknende und stopfende Eigenschaft.

2) **Wollige aufrechtstehende Rheinblume mit vielen seitwärts gestellten Blumenähren, großes Ruhrkraut mit schmalen Blättern,** G. sylvaticum L., hat mit der ersten gleichen Stand; kommt aber später zur Blüthe. Sie wird selten in Gärten aufgenommen.

3) **Wollige gestreckte Rheinblume, deren Zweige sich mit dichten, schwärzlichen Blüthköpfchen endigen, Sumpfruhrkraut,** G. uliginosum L., wächst in Sümpfen, wo das Wasser ausgetreten ist.

4) **Wollige Rheinblume, deren Blüthstrauß den einfachen Stengel endiget, Flußblume, Mottenkraut, ewige Blume, Heidelblume, Güldenhaar,** G. arenarium L., ist auf sandigen Feldern zu finden. Sie blühet eben so schön, als andere, in Töpfen zu unterhaltende, Arten; läuft wie die gelbe Schafgarbe aus, und ist eine recht schöngelb, in großen Häuptern blühende, perennirende Pflanze. Die getrockneten Blumen werden vom gemeinen Manne zum Räuchern gebraucht, um dadurch das Reißen in den Gliedern zu vertreiben.

5) **Strauchartige schmalblätterige Rheinblume mit dichten erhabenen Blüthsträußern,** G. Stoechas.

Ihr Vaterland sind Deutschland, Frankreich, Spanien, und der Orient; sie wächst auf dürren Hügeln. Dieser immergrünende Strauch theilt sich in viele, dünne, lange, ruthenförmige, mit einer weißen Rinde überzogene, weiße Zweige. Die Blumen sind klein, gelb, und stellen einen dichten, gewölbten Strauß oder dergleichen Dolde vor; sie stehen einzeln oder gepaart auf ihren Stielen. Die Vermehrung geschieht leicht durch Zweige.

6) **Perlenartige Rheinblume mit grünen unterwärts wolligen Blättern, Perlenruhrkraut, Wiesenwolle**, G. margaritaceum L. Diese Pflanze wächst in Nordamerica; ist aber auch in der Schweiz einheimisch geworden. Sie blühet in stufenweise aufsteigenden Sträußern, gelblich, in mäßig großen, sehr verzierenden, stacheligen, silberweißen Kelchen, im Jun. und Jul. Die Pflanze hat einen starken Geruch. Kalm meldet von ihr in seiner Reisebeschreibung, daß die getrockneten Blumen zur Zierde in den Stuben von den Engländern aufgestellt werden. Die Pflanze vermehrt sich durch ihre kriechende Wurzel außerordentlich stark, dauert aus, und kann füglich im freyen Lande unterhalten werden. Auch im Topfe verlangt sie keine besondere Wartung; nur muß sie jährlich versetzt werden.

7) **Stinkende Rheinblume mit herzförmigen unterwärts wolligen Blumen, Bockskraut**, G. foetidum L., stammt aus Aethiopien her, und ist bey uns eine zweyjährige Pflanze. Die Blümchen sind gelblich und sehr klein. Die Saamen fallen häufig aus; weshalb eine neue Aussaat überflüßig ist. Diese Pflanze würde ein beschwerliches Unkraut werden, wenn sie der Winter nicht tödtete. Man muß die jungen Stöckchen im Glashause unterhalten, und im Sommer fleißig begießen.

Rheinfarn, Weinfarn, Wurmfarn, Wurmsaamen, Tanacetum vulgare officin. et L. Diese Pflanze ist bey uns häufig an den Dämmen, Gräben und Hecken zu finden. Der steife, 3—4 F. hohe, Stengel hat viele große, breite, wechselsweise stehende Blätter, welche dunkelgrün, glänzend, gefiedert, und die paarweise gestellten Blättchen auf gleiche Art in kleinere, sägeförmig eingerbte, Blättchen abgetheilt sind. Die Blüthzeit fällt in den Jul. und Aug., und die Blümchen sind gelblich. Im Garten unterhält man die Spielart mit krausen Blättern, crispum, woran die Blättchen häufiger, dicht an- und übereinander gestellt sind, und ein recht artiges Ansehen haben. Oberwärts treibt der Stengel einige Zweige; diese wieder andere, welche alle eine gleiche Höhe erlangen. Jeder endigt sich mit einer gelblichen Blume, und diese alle bilden unter sich einen flachen Strauß oder eine unächte Dolde. Der Geruch der Pflanze ist stark und widerwärtig; der Geschmack heftig bitter. Blätter und Saamen sind in der Arzneykunst gebräuchlich; besonders wird der Saame unter die besten Mittel wider die Würmer gerechnet. Das Kraut kann unter die Mutterkräuter gerechnet, und als ein nervenstärkendes, beruhigendes, und den Krämpfen widerstehendes Mittel angesehen werden; vornehmlich wird das Kraut in Bädern zur Beförderung der Geburt gerühmt. Es wird nämlich in Wein gekocht, den Schwangern warm auf den Leib gelegt, um das schwache Kind im Mutterleibe zu stärken, und die wilden

Wehen

Wehen zu hintertreiben. Der Dampf, von dem abgekochten warmen Tranke an die Schaam gerichtet, beweiset sich in Beförderung der monatlichen Reinigung kräftig. Linnäus hat angemerkt, daß die Leichen nicht von Würmern verunreinigt würden, wenn man selbige mit dem Rheinfarn abgerieben hätte. Den Trank hat man auch vorzüglich wider die reißende Gicht empfohlen, und das Kraut soll man, seiner Bitterkeit wegen, auch Statt des Hopfens zum Bierbrauen gebrauchen können.

Rheinweide, Rheinbeerbaum, Rheinbeisingbeerstrauch, Rheinwunder, Spanische Weide, unächter od. **weißer Hartriegel, Härtern, Heckholz, Zaunriegel, grüner Faulbaum,** Liguſtrum. Die zwo Sorten sind:

1) **Rheinweide, die im Winter unbelaubt ist,** L. vulgare L., ist bey uns nicht selten. Der Stamm ist strauchig, und geht mit seinen Zweigen 10—12 F. gerade in die Höhe. Man hat Abarten mit gelb- und weißgescheckten Blättern.

2) **Immergrüne, oder Italienische Rheinweide,** L. Italicum L., der strauchige Stamm geht mit seinen Zweigen noch gerader in die Höhe, 12—15 F. hoch; treibt ganz von unten auf zahlreiche biegsame, zähe Zweige. Beyde Sorten blühen im May und Jun. Ihre Blumen sind zwar an sich selbst nur klein; nehmen sich aber doch, weil sie in dichten Aehren beysammen stehen, sehr gut aus, und hinterlassen schwarze Beeren, die oft durch den größten Theil des Winters sitzen bleiben, und daher eine sonderbare Zierde sind. Sie schicken sich sehr gut zur Verzierung der gemeinen Abtheilungen der Lustgebüsche, zwischen andere Sträucher. Die immergrüne Sorte verdient daher die größte Achtung; beyde aber kommen nicht nur in einer freyen Lage, sondern auch auf schattigen Plätzen, und sogar unter dem Schatten und Tropfenfalle anderer Bäume gut fort. Auch geben sie schöne Hecken in oder um die Gärten ab, als wozu auch die immergrüne Sorte sich vorzüglich empfiehlet, obschon ihre Blätter im Winter braungrün werden.

Die Vermehrung kann durch den Saamen, die Wurzelsprossen, Ableger, und durch abgeschnittene Zweige geschehen. Diese schlagen leicht Wurzeln. Wenn man sie in Menge verlangt: so brauchen sie nur 2—3 Z. von einander gesteckt zu werden. Im Herbste des folgenden Jahres pflegen sie genugsam bewurzelt zu seyn, daß man sie sodann weiter verpflanzen kann. Mit den Beeren werden zuweilen die rothen sauren Weine gefärbt, wovon sie dunkler und auch zugleich herber werden. Man kann auch daraus eine schwarze Dinte machen. Vermischt man den Saft mit einem sauern Salze: so erhält man eine schwarze, durch das Glauberische Salz und den Salmiakgeist eine rothe, durch Urin purpurartige, und durch Eisenvitriol eine grüne Farbe.

Ribbenschnallen, die Schnallen an einem Pferdegeschirre auf dem Rücken eines Pferdes, deren es zu einem vollständigen Geschirre 24 giebt.

Richtbaum, bey den Zimmerleuten ein Baum, der höher, als die Stockwerke, seyn muß, die bey einem Gebäude aufgerichtet werden, und dazu dient, die Hölzer des zweyten, dritten, ꝛc. Stockwerks in die Höhe zu ziehen, wenn ein Gebäude gerich-

gerichtet wird. Er ist oben 9 — 9½ Zoll, und unten 11 Zoll breit; unten 10, oben aber 9 Z. dick. Er wird in einem Abstand von 4 — 5 F. vor dem Gebäude einige F. tief in die Erde eingegraben. Man stellt zwischen ihn und die Wand des untersten Stockwerks einige Steifen, und bindet ihn an den Stielen des Gebäudes mit starken Tauen fest an. Ueber jedem Stockwerke erhält er ein Kreuz, das mit zwey Bändern befestigt ist, und über diesem Kreuze wird ein Schnabel in dem Richtbaum eingezapft, den gleichfalls ein Band unterstützt. An dem Schnabel sowohl, als auch an dem Bauholze, welches man in die Höhe ziehen will, wird ein Kloben mit zwey Rollen befestigt. Durch die Kloben beyder Rollen geht ein Tau. Das unbefestigte Ende dieses Taues lenkt sich über eine starke Rolle weg, und man spannt an diesem Ende ein Paar Pferde an, die das an dem untern Kloben befestigte Bauholz in die Höhe ziehen.

Richten, ein Haus, heißt ein Gebäude, welches von hölzernem Fachwerke errichtet, und ausgemauert, oder ausgelehmt wird, in die Höhe richten. Das ganze Gebäude ist schon auf dem Zimmerplatze abgebunden; und nunmehr sollen alle Balken, Schwellen, Stiele, Ständer, Riegel, und dergleichen an ihrem Orte aufgerichtet, und ein Ganzes daraus gemacht werden. Zu diesem Behufe streckt der Zimmermann bey dem Richten die Schwellen auf der Grundmauer, und kämmt sie zusammen. Die Wände richtet er jederzeit von der Rechten zur Linken, nämlich wenn man vor der Facade des Hauses steht. Wie er die Queerwände zuerst verbindet: so werden sie auch zuerst gerichtet. Er bemühet sich daher, zuerst den vordern Eckstiel des Gebäudes aufzurichten, in die Schwelle einzuzapfen, und die Verzapfung zu vernageln; um ihm aber zugleich mehrere Haltbarkeit zu geben: so richtet er auch zugleich den nächsten Stiel, sowohl auf der langen als auf der Queerwand, auf, vereinigt beyde mit dem Eckstiel durch die Riegel, und vernagelt diese in den Stielen. Ist neben dem Eckstiel ein Band angebracht: so wird er auch zugleich mit den Riegeln eingezapft, und vernagelt. Auf diese Art wird nun die ganze äußere Queerwand zur Rechten des Gebäudes gerichtet. Hierauf werden alle Umfassungs- und Scheidewände zugleich gerichtet; aber jedesmal nur bis zu einem Binder, oder, deutlicher zu reden, bis zur nächsten Queerwand; und auch diese wird zugleich mit den Bindestielen aller langen Wände gerichtet. So richtet der Zimmermann das unterste Stockwerk von einer Queerwand bis zur andern, und zuletzt die äußerste Queerwand zur Linken des Gebäudes. Auf die Zapfen der Stiele und Bänder werden endlich die sämmtlichen Rahmstücke aufgezapft und vernagelt, und auf die Rahmstücken die Balken aufgekämmt. Nach eben dieser Ordnung richtet der Zimmermann auch die übrigen Stockwerke; nur mit dem Unterschiede, daß ihre Hölzer durch einen Richtbaum (s. diesen) aufgezogen werden. Hat der Zimmermann das oberste Stockwerk gerichtet: so richtet er endlich auf diesem auch das Dach. Er macht damit den Anfang, daß er den Dachstuhl der sämmtlichen Binder (s. diese) aufrichtet. Dieser giebt ihm einen sichern Stand in der Höhe, und er kann nun auch die Sparren der Bänder und die leeren Sparren in die Balken einzapfen, und jedes Paar oben mit einander vereinigen und vernageln.

Allein

Allein das Dach würde das Gebäude merklich an einer Seite beschweren; auch würde sich dieses sacken, wenn der Zimmermann blos an einer Seite dieses Gebäudes das Dach richten wollte; daher theilen sich die Arbeiter in zwey Haufen. Der eine richtet das Dach an der einen; der andere aber an der andern Seite des Gebäudes. Zuletzt wird auf jeder Sparre, auf dem Balken, wo sie steht, und dem Gesimse noch ein Knaggen (s. diesen), aufgenagelt, und eben deswegen steht eine jede Sparre etwas von dem Balkenkopf ab. Die Länge eines Knaggens hängt von der Ausladung des Gesimses ab. Die Knaggen befördern das Ablaufen des Regens von dem Dache. Damit der Zimmermann bey der großen Anzahl der Hölzer einem jeden, ohne viele Versuche anzustellen, seinen Platz anweisen kann: so sondert er gleich die Hölzer des Stockwerks von einander, und legt jedes Stockwerk an einen besondern Ort, wenn es völlig abgebunden ist. Ueberdies hat er gewisse Zeichen, wodurch er die einzelnen Theile leicht von einander unterscheiden kann; und diese Zeichen sind allgemein eingeführt. Die gewöhnlichen Zeichen sind die Striche und die Ruthe. Der Stich bezeichnet den Ort, wo die einzelnen Theile in jedem Stockwerke hingehören; die Ruthe aber das Stockwerk, in welches alle diese Theile hingehören. Die Balken werden insgemein nur mit Rothstein numerirt.

Richtkorn, das kleine, längliche, messingene Abbätzchen, welches bey Flinten eine Hand breit, bey Büchsen aber nur einen Daumen weit von der Mündung abzustehen kommt. Es dient dazu, das Ziel, wornach man schießen will, mit dem Auge dadurch zu fassen.

Richtscheid, ein Werkzeug, vermittelst dessen eine gerade Linie abgenommen werden kann. Es verrichtet eben das an einer Mauer, einem Balken, einer Diele, u. dergl., was sonst das Lineal auf dem Papiere thut.

Richtstange, eine Stange über dem Mühlsteine in einer Windmühle, die eine herabhängende eiserne Stange hat. Wenn das Ende dieser Stange oder Hebels am Stricke herabdrückt: so hebt sich die eiserne Stange am andern Ende in die Höhe. Dadurch wird nämlich der obere Mühlstein, zum gröbern oder feinern Mahlen, wenn das Korn schon einigemal die Mühlsteine passirt ist, näher gegen den untern herabgelassen. Indessen berühren sich die Mühlsteine niemals ganz; sondern der Läufer bleibt immer in einiger Entfernung von dem Bodensteine auf dem Mühleisen.

Richtstock, der Maaßstock der Zimmerleute, welcher nach Fußen und Zollen eingetheilt ist.

Riedgras, Carex L. Ein sehr weitläufiges Geschlecht, welches nicht mit dem Cypergrase, Cyperus, zu verwechseln ist, das lauter vollkommne oder Zwitterblumen, und zweyzeilige Aehren zeigt. Die meisten Arten des Riedgrases haben keinen besondern Nutzen; weshalb wir sie hier nur mit Wenigem berühren.

a) Mit einzelnen Aehren:

1) Einähriges Riedgras mit zurückgebogenen grannigen Früchten, Flohriedgras, C. pulicaris L., wächst in leihmigen Sümpfen; sonderlich wo Torf zugegen ist.

b) Mit mehrern Aehren, welche

che zugleich aus weiblichen und männlichen Blumen bestehen:

2) Sandriedgras, dessen unterste Aehren mit Blättern umgeben sind, kriechender Sandried, Eiserpäthen, C. arenaria L. Die Wurzel kriecht, und treibt in einer Entfernung, ungefähr von einer Viertelelle, einen neuen Stengel, auch Blätter hervor, so daß es scheint, als wenn es nach der Schnure gepflanzt worden sey. Der Halm erreicht gegen 2 F. Höhe; ist dreyeckig, und, wie die Blätter, rauh anzufühlen, wenn man sie von oben nach unten zu streicht. Die Aehren sind kurz, dicht, rundlich, dünne; die Schuppen gelblich, mit weißen Rändern.

3) Riedgras mit vielen rundlichen, nackenden, nahe bey einander stehenden Blüthähren, Hasenriedgras, C. leporina L., wächst auf feuchten Wiesen, und blühet im Jun.

4) Glattes Riedgras mit stacheligen und gespaltenen Früchten, C. vulpina L., daher Fuchsriedgras genannt, blühet im May in sumpfigen Wäldern. Halm und Blätter sind nicht scharf anzufühlen. Jener ist dreyeckig, 1 — 2 F. hoch, und größtentheils nackend; diese sind sehr lang.

5) Scharfes Riedgras mit stacheligen Früchten, Wald- oder Buschgras, C. muricata L., blühet im May in feuchten Wäldern.

c) Mit weiblichen und einer männlichen Aehre, davon aber die weiblichen platt aufsitzen:

6) Stacheliges Riedgras mit einer zärtlichen männlichen Blüthähre, gelbes Riedgras, C. flava L., blühet im May in Sümpfen.

7) Niedriges Riedgras, dessen weibliche Blüthähren fast länger als die männlichen sind, Nägeleingras, C. digitata L., wächst in den Wäldern. Die Bälglein sind gleichsam abgestutzt, eingekerbt, und bräunlich.

d) Mit einer männlichen und mehrern weiblichen Aehren, davon die letztern gestielt sind:

8) Gelbes Riedgras mit hängenden glatten Fruchtähren, gelbe Segge mit kurzen hängenden Saamenspitzen, C. pallescens L., wächst in grasigen feuchten Wäldern, und um die sumpfigen Triften. Der dreyeckige Halm ist 1 F. hoch; die Frucht ey- oder kegelförmig.

9) Riedgras mit hängenden rauhen Fruchtähren, hohes Riedgras mit kurzen hängenden gedoppelten Aehren, C. pseudocyperus L., wächst in den Ellernbrüchern, Torf- und andern Wiesen häufig; blühet im Jun. und Jul.; hat laufende starke Wurzeln, und ist schwer auszurotten. Die Frucht ist lang, geschnabelt und umgebogen.

e) Mit vielen männlichen und weiblichen Aehren:

10) Scharfes Riedgras mit männlichen und aufgerichteten kurz gestielten weiblichen Blüthähren, wildes Galgantgras, hohe Wintersegge, Nickisch oder Nimbsch, Minkschen, Berstgras, Berstschilf, Schnittgras, Plaggras, Ochsenbeutel, C. acuta L., wächst in stehenden Wässern, tiefen Gräben und Morästen 3 — 4 F. hoch; niedriger und kleiner bleibt es, wenn das Wasser abgelassen worden ist. Es findet sich auch um die Wälder, wo es das übrige Gras, wegen seiner starken, dunkelbraunen, und sehr um sich greifenden, zähen Wurzel, leicht verdrängt.

Nach

Nach diesem verschiedenen Standorte leidet auch die Pflanze in den Blüthähren einige Veränderung; daher haben die Schriftsteller die schwarze und gelbrothe Sorte unterschieden. Der dreyeckige Halm treibt zeitig im Frühjahre hervor, erreicht gegen 2 F. Höhe, und ist, so weit er im Wasser steht, scharf; er blühet im May und Jun. Die Blätter an demselben sind sehr scharf. Zuweilen bildet diese Art, wenn solche durch den Torf mit andern Gräsern in einen dichten Filz verflochten ist, sehr feste und große schwimmende Rasenstücke.

11) **Blasenriedgras, Blasensegge**, C. vesicaria L., wächst in feuchten Wäldern und um dieselben an den Ufern, Dämmen und um die nassen Triften. Die Frucht ist blasenförmig aufgetrieben.

f) **Mit männlichen Aehren und einzeln abgesonderten weiblichen Blüthen:**

12) **Perlenartiges Riedgras, Geißel der Schwarzen**, C. lichosperma L., wächst in beyden Indien, und ist wegen der Stacheln eine große Plage der nackenden Neger, wenn sie durch dicke Wälder reisen müssen.

Sämmtliche Riedgrasarten sind schwer auf Wiesen auszurotten; außer durch veränderte Cultur des Bodens. Sie geben ein sehr schlechtes Heu; weshalb die damit bewachsenen Wiesen nicht wohl mit der Frühjahrsbehütung zu verschonen sind, weil die Riedgräser, so lange sie jung und noch zart sind, allein vom Viehe abgefressen werden. Zu altes und zu grob gewordenes Riedgras giebt ein theils unkräftiges, theils ein solches Heufutter, welches vom Viehe sehr ungern und gar nicht, oder Statt dessen fast lieber reines, langes Stroh gefressen wird.

Das unter Nr. 2. benannte Sandriedgras bindet mehr, als andere Gewächse, den fliegenden todten Sand, weil es ganz flach und fast oben auf dem bloßen Sande wächst, ohne daß die Wurzeln von der brennenden Sonnenhitze Schaden leiden. Die Wurzeln haben Arzneykräfte; schmecken süßlich und balsamisch; ihr Geruch ist noch balsamischer, und soll die Sassaparille an Kräften weit übertreffen. Die langen Blätter vieler Riedgräser können Statt des gefärbten Strohes und der Binsen zum Flechten allerhand kleiner Hausgeräthe, als der Strohhüte, Teller, u. dergl., angewandt werden; auch kann man die längsten und stärksten Arten zu Dämmen über die Moräste gebrauchen, zu welchem Zwecke die im Herbste frisch ausgestochenen Rasenstücke dienen, die eine hornartige Festigkeit erlangen. Mit dem unter Nr. 11. angegebenen Blasenriedgrase schützen sich die Lappländer gegen die strengste Kälte; sie sammeln solches im Sommer, und trocknen es. Wenn der kalte Winter einbricht, und sie sich in der freyen Luft aufhalten müssen: so zerschneiden und zerreiben sie das Gras ganz klein, und füllen ihre Schuhe und Handschuhe damit aus, daß Hände und Füße völlig damit bedeckt sind; hiedurch werden diese in beständiger Wärme erhalten.

Riegel, sind 3 Z. dicke und etwas breitere Stücken Holz oder Stäbe, wovon 3 auswärts auf dem Boden eines Bottigs befestigt werden, damit derselbe eine bessere Haltbarkeit bekomme.

Riegel, sind bey dem Zimmermanne alle horizontale Hölzer, welche zwey Stiele oder Ständer mit einander verbinden. Alle Riegel werden aus fünfzolligem Kreuzholze gemacht, und, wenn es verlangt

wird, auch wohl aus Halbhölze, welches dem Gebäude große Festigkeit giebt. Es giebt der Riegel nach ihrem Gebrauche verschiedene, als Brust-, Spann-, Ruhe-, Achsen-, Stoß-, Schwanz- und Stirnriegel welcher letztere auch der Hauptriegel heißt.

Riegelbohrer, ein 4 F. langer Bohrer mit einer 6 Z. langen Schneide. Seine Schneide bildet einen Löffel; weshalb er zu den Löffelbohrern gehört. Der Zimmermann bohrt bey der Verzapfung mit diesem Bohrer diejenigen Löcher, wodurch er bey dem Richten einen hölzernen Nagel zieht, und Stiele, Riegel oder Bänder dadurch in der Vereinigung befestigt.

Riegelschloß, ein mit mehrern Riegeln und einem ungewöhnlichen Eingerichte versehenes Schloß, zum Unterschiede von den gewöhnlichen Schlössern; obgleich diese auch Riegel haben.

Riegelwand, hölzerne Wand, eine Verbindung von Zimmerstücken, welche einem Gebäude zur Vorwand dient, und nach verschiedenen Arten gemacht wird. Die gemeinste besteht aus Schwellen, Blattstücken und Ständern oder Säulen, welche senkrecht in die Schwellen und Räh me oder Blattstücke eingezapft, und mit Riegeln und Streben zusammengehalten werden. Eine andere Art ist, welche von kleinen Pfosten über das Kreuz mit Zapfen und Löchern in die senkrechten Ständer verbunden ist. Noch eine andere Art ist, da die Hölzer Rauten vorstellen; sie werden auf halbe Holzdicke überschnitten, und mit hölzernen Nägeln genagelt. Die Fächer oder Felder werden mit Ziegelsteinen, oder auch Bruchsteinen, ausgemauert, oder bey schlechten Gebäuden mit Staakholz ausgestaakt, und verkleibet.

Riegel zum Bodenstein, diejenigen Queerhölzer oder Riegel des Mühlengerüstes, womit der Bodenstein befestigt wird, so daß er in dem Boden des Mahlgerüstes fest liege. Sie sind 9 Zoll breit und 6 Z. dick; die Länge beträgt bis $2\frac{1}{2}$ Ellen; die Weite im Lichten der zusammengefügten Riegel sind 2 Ellen.

Riemen, ein Flächenmaaß, der 10te Theil und die Zwischenabtheilung bey dem Quadrat- oder Kreuzmaaße. Besteht nun dieser in einer Fläche, die 1 Ruthe lang und 1 F. breit ist: so heißt er eine Riemenruthe, von welcher 10 auf eine Quadratruthe gehen; da in den übrigen Landesruthen eben so viel auf eine Quadratruthe gerechnet werden, als die Ruthe Fuße hat; folglich hält eine Rheinländische Quadratruthe 12 Riemenruthen. Ist die Fläche 1 F. lang und 1 Z. breit: so wird diese ein Riemenfuß genannt; von welchem 10 auf 1 Quadratfuß, und 1000 auf eine Quadratruthe gehen. Dieselbige Bewandtniß hat es auch mit den Riemenzollen. Diese Berechnung aber ist schon alt, und die heut zu Tage eingeführte Decimalart ist weit bequemer, weil dadurch alle 3 Dimensionen, als Ruthen, Schuhe und Zoll, auf einander folgend, ausgesprochen werden können; wenn auch schon die letzte Stelle mit keiner Einheit versehen wäre. Wenn z B. die Zahl 5,243615, wie es ehedem gebräuchlich gewesen ist, nach dem Zwischenflächenmaaße, ausgesprochen werden soll: so heißt es 5 Ruthen, 2 Riemenruthen, 4 Schuh, 3 Riemenschuh, 6 Zoll, 1 Riemenzoll. Nach der neuen bequemern Art (weil ein Riemenzoll so

so viel ist, als 10 Linien) vermehrt man das Bruchzeichen um 1, fügt der Zahl ein 0 hinzu, und spricht die ganze Zahl nach Ruthen, Schuhen und Zollen also aus: 5 Ruthen, 24 Schuh, 36 Zoll und 10 Linien.

Riemen des Beutels, in der Mühle die Riemen des Sichtbeutels, welche an den Seiten desselben angenähet werden, und an dessen beyden Enden die Ringe angenähet sind, mit welchen er in den Beutelkasten eingehängt wird.

Riemernadel, eine zweyschneidige, gemeiniglich etwas gekrümmte, Nadel der Riemer und Sattler, mit welcher das Leder genähet wird.

Riemerschallen, vierkantige Schnallen von starkem Eisendraht, welche von den Sattlern und Riemern zu den Zäumen, Leinen, u. s. w. gebraucht werden.

Riempferd, Riemenpferd, dasjenige Pferd, welches vor die Deichselpferde angespannt wird. Wenn man dreyspännig fährt: so hat man nur ein Riempferd; wenn man aber vierspännig fährt: so hat man deren zwey.

Rigale, Rinne, ein kleiner Graben, das Wasser ab- oder zuzuleiten, wie bey der Zu- und Abwässerung geschiehet. Sie werden in 2 Gattungen eingetheilt. Einige werden Hauptrinnen genannt, und deren sind vier; die andern heißen schlechtweg Rinnen, und deren sind sechs.

Die 4 Hauptrinnen sind: 1) Anführungs- oder Anleitungscanal; 2) Einführungscanal; 3) Ableitungscanal; 4) Abhaltungscanal.

Die 6 einfachen Rinnen sind: 1) Rinne der Wässerung; 2) Ausladungsrinne; 3) Röhrrinne; 4) Wiedereinnehmungs- oder Sammlungsrinne; 5) Abzugsrinne; 6) Abtrocknungsrinne.

Rindertalg, Inschlitt, Unschlitt, Talg von Stieren, Ochsen und Kühen. Der Fleischer trocknet es im Sommer in der freyen Luft; im Winter in geheizten Stuben. Man unterscheidet es in Nieren- und in Gedärmetalg; doch wird beydes oft zusammengeschmolzen, und heißt das Nierentalg im Gegensatze von demjenigen Talg, welches von dem Fleische beym Kochen abgeschöpft wird. Rindertalg, mit Schöpsentalg vermischt, giebt die besten Lichter.

Rindschätzung, das Angeben des Gewichts und des Talges eines zu verkaufenden oder zu schlachtenden Rindes. Diese Schätzung, die mit als ein Meisterstück eines angehenden Schlächtermeisters angesehen wird, muß bis auf 10 Pfunde zutreffen; auch der Landwirth muß sich darauf verstehen, um sich mit dem Mästen, und Ein- oder Verkauf eines Rindes darnach zu richten. Aus folgenden Griffen beurtheilt der Schlächter, ob ein Ochse fett ist. Er greift erstlich dem Ochsen vorn an die Brust; wenn diese fett und fleischig ist: so ist dies schon ein gutes Zeichen, daß der Ochse fett ist. Hierauf greift er an den Bug, das ist, an das Vorderblatt zwischen der Keule und der Brust; ferner an das Schild, das ist, hinter das Vorderblatt. Ein fetter und fleischiger Bug läßt vermuthen, daß der Ochse überhaupt fett ist; so wie der Schlächter auch aus der Güte des Schildes auf das Fett der Ribben schließt. Hierauf greift er an die Hinterribbe; je stärker er nun diese findet: desto schwerer pflegt der Ochse zu seyn. Aus dem Griffe an das Nierenstück, an den Schleim, das ist, an das Fleischige des

Vorderfußes, und endlich an den Sack, das ist, an das männliche Glied, schätzt der Schlächter nicht nur überhaupt, ob der Ochse Fett hat; sondern auch insbesondere, ob er viel Talg von ihm erwarten kann. Außerdem beurtheilt nun auch der Schlächter noch, ob der Ochse fleischig ist; dieses nun ersieht er insbesondere aus den stärkern Keulen. Wenn diese gut bewachsen sind: so ist es ein gutes Zeichen. Außer diesem Keulenfleische richtet er endlich noch seine Griffe auf das Buckelfleisch, oder auf das Halsfleisch. Diese Dinge zusammengenommen, nebst einem breiten Kreuze, lassen vermuthen, daß der Ochse fleischig sey; nach allem diesem nun und nach seiner langen Erfahrung schätzt der Schlächter die Schwere des Rindes.

Rindschlachten. Dieses geschiehet, wenn das Rind entweder in das Genick, oder vor den Kopf, in die Zusammenfügung der Knochen des Hirnschädels, mit einer Axt oder dem Schlächterbeile geschlagen wird. Nachdem der Ochse von den Schlägen gesunken ist: wird mit dem Schlachtmesser dergestalt in die Brust gestoßen, daß die Herzadern getroffen werden. Hat der Ochse ausgeblutet: so wird die Haut abgeschlachtet. Man macht nämlich vorn in das Leder mit dem Schlachtmesser einen Einschnitt, und schlachtet es von der Brust, von den Vorder- und Hinterfüßen ab. Alsdann wird durch jede Hesse (Schenkel) der Hinterbeine ein Loch geschnitten, der Hängestock durchgesteckt, das Rind mittelst eines Taues oder einer Winde in die Höhe gezogen, daselbst befestigt, und hierauf das Leder völlig abgeschlachtet. Hierauf wird es vorn mit einem Schlachtmesser aufgeschnitten, und in folgender Ordnung ausgenommen. Erst nimmt man den Wanst, das ist, Magen und die großen Gedärme, heraus, wovon man zugleich das Netz absondert; hierauf den sogenannten Mieker, das ist, das fette kleine Gedärme, und endlich das Geschlinge. Der ganze Ochse wird inwendig ausgewaschen, und, nachdem er einige Zeit gehangen hat, und ausgekühlet ist, mit dem Schlächterbeil zerhauen, und in folgende Stücke eingetheilt. Der vordere Theil besteht aus dem Genicke; diesem folgt der Kamm, der Bug, der Brustkern, welches eins der besten Stücke ist. Unter diesem befindet sich das Bruststück, nebst der dünnen Brust, welche vorn am Bauche vor den Ribben ist; endlich die dicke Ribbe, welche zunächst am Buge gewachsen, und zuletzt die falsche Ribbe, welche das abgehauene Fleisch bedeutet, das sich zwischen zwey Ribben an der Vorderbrust befindet, und bey gemästeten Rindern ein gutes Stück ausmacht. Der hintere Theil besteht: aus der dünnen Ribbe; dem Bauchstücke; den Lappen; dem Hestenstücke und Blumenstücke (welche beyden Stücke für die niedlichsten gehalten werden); aus dem braunen Zämer- oder Zämelstück; dem Schwanzstück oder Zämel selbst; aus dem Oberstich; der Lende, welche zum Kochen und Braten ebenfalls ein gutes Stück ist; der Kugel und Hesse, welche beyden letzten Stücke aber keinen sonderlichen Werth haben.

Rindviehzucht, das Auferziehen, die Wartung und Nutzung des Rindviehes in der Landwirthschaft. Dieses ist sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts. Von der ersten Auferziehung dieses Viehes ist bereits unter dem Artikel: Absetzkälber, das Nöthigste gesagt worden. Wie man aber im ersten Jahre schon

das

das junge Hornvieh gut pflegen soll: so muß man auch in beyden folgenden Jahren selbiges in der Fütterung so wohl halten, daß es nicht dann noch gleichsam verkrüppele, und sonach die Pflege des ersten Jahres vergeblich sey.

Will man größeres Vieh, als das gewöhnliche seines Orts, haben, und man besorgt hierzu mehr und besseres Futter, als ohne welche Vorsorge mehr Schade als Gewinnst herauskommen würde: so hat man gar nicht nöthig, sich nach größeren Saamenrindern (Stieren oder Bullen) umzusehen, oder, wie in manchen Wirthschaftsbüchern verlangt wird, Schweizerische, Ostfriesische, Ungarische Bullen zur Vergrößerung des Rindviehes herbeyzuschaffen. Dieses ist vielmehr schädlich, als nützlich. Kleine Kühe werden von großen Stieren öfters zu Boden gedrückt, oder im Creuze oder Rückgrade eingebrochen. Die von großen Stieren erzeugten Kälber gerathen zu groß köpfig, daß die Kühe davon eine allzuschwere Geburt bekommen, und darüber zum fernern Tragen untüchtig werden, oder wohl gar bey der Geburt sterben, wenn keine geschickte Geburtshelfer zur Hand seyn können. Man pflege nur die Kälber beyderley Geschlechts gut: so wird man schon in der ersten Generation größere Kühe und Ochsen; in der dritten Generation aber so großes Vieh haben, als die Weide oder Stallfütterung dazu proportioniret ist. Noch ist hiebey in Acht zu nehmen, daß die jungen Kühe oder Farsen nicht eher, als im vierten Jahre, bezogen werden müssen. Ihr Wachsthum leidet, wenn es früher geschiehet; daher lassen manche Landwirthe selbige wohl gar erst nach Endigung des vierten Jahres zum Bullen, welcher letztere ebenfalls erst im vierten oder fünften Jahre zum Bespringen gebraucht wird, damit er theils mehr wachse, theils länger ausdauere. Die Ochsenkälber, wenn sie zum Zuge munter, und im Leibe stärker werden sollen, werden erst im zweyten oder dritten Jahre entmannt oder geschnitten; vor dem vierten Jahre aber nicht zum Ziehen gebraucht. Manche Wirthe lassen diese Kälber bereits noch vor dem Absetzen oder Spänen schon schneiden; allein sie werden dann gern hochbeinig, und nicht niederbäuchig oder ausgelegt genug; werden auch zuletzt von den Schlächtern als Mastochsen geringer bezahlt, weil sie weniger Fleisch, besonders aber weniger Talg, haben.

In vielen Gegenden hat man Gelegenheit, Kühe und Ochsen mit Nutzen anzukaufen; dabey aber kommt darauf gar sehr an, sich in dem Alter der Thiere nicht zu irren oder betrügen zu lassen. Man erkennt das Alter derselben am besten an den Zähnen. Alle wiederkäuende Thiere haben oben im Maule keine Vorderzähne; der Gaumen hat nur einen harten Rand. Sie haben 12 Kinnbackenzähne oben und unten, und 8 Vorderzähne im Unterkiefer. Diese Vorderzähne sind bey einem Kalbe schmal, und fallen zu einer bestimmten Zeit aus, um andern Platz zu machen, die größer und breiter sind und eine Furche in der Mitte haben. Ist das Thier über ein Jahr alt: so fallen die beyden vordersten Kälberzähne aus, und machen zween andern Platz, welche breiter, weißer und größer sind; sind sie über zwey Jahre: so fallen diejenigen, welche den mittelsten zunächst stehen, aus, und an ihre Stelle kommen gleichfalls andere. Im vierten Jahre wechseln sie die zwey, welche diesen zunächst sind; im fünften die äußersten oder Winkelzähne; im sechsten sind diese

den übrigen gleich, und der obere Rand der Zähne fängt an, abzuschleißen. Ungewisser ist die Bestimmung des Alters dieser Thiere nach der Anzahl der Ringe an den Hörnern. Man hält dafür, daß das Thier im vierten Jahre ist, wenn sich der erste Ring an der Wurzel des Horns zeigt; und so rechnet man nachher auf jeden neuen Ring ein Jahr. Sonst will man auch bey den Kühen die Länge der Klauen mit in Rechnung bringen. Je länger diese sind, und je gröber die Stimme der Thiere ist: desto älter sind sie. Bey den Zugochsen kommen die Klauen weniger in Rechnung, weil sie sich solche beym Ziehen mehr ablaufen, und daher kürzer bleiben.

Ring, eine Art zu zählen, welche so so viel bedeutet, als 4 Schock, oder 240 Stücke. Fünf Ringe machen ein groß Tausend oder 1200. Das Faß Dauben- und Stabholz wird nach diesen Ringen verkauft.

Ringdeich, ein Deich um eine niedrige Gegend, so trocken gemahlen wird.

Ringe am Beutel, in der Mühle die eisernen Ringe, welche an die beyden Enden des Beutelriemens angenähet sind, und mit welchen man den Sichtbeutel in den Beutelkasten einhängt.

Ringelblume, ein Pflanzengeschlecht, welches Tournefort Caltha, Linnäus aber Calendula genannt hat. Im Deutschen heißt die Ringelblume auch **Calendel**, **Goldblume**, **Goldecke** und **Warzenkraut**. Die folgenden Arten kommen fast alle in hiesigen Gärten vor.

1) **Gelbe kleine Ringelblume mit geradem und krummem stacheligem Saamen**, C. arvensis L., wächst bey uns auf den Aeckern, und ist ein Saamengewächs. Die Blumen sind durchaus von einerley blaßgelben Farbe, und, an sich betrachtet, zwar ziemlich groß; jedoch in Ansehung der folgenden Art klein zu nennen. Die Pflanze endigt in wenig Wochen ihren Wachsthum, und bringt häufig reifen Saamen, welcher in Menge ausfällt, und bald wieder hervorkeimt; daher man den ganzen Sommer über blühende Pflanzen haben kann, welche auch keiner Wartung bedürfen.

2) **Gelbe große Ringelblume mit lauter gekrümmtem Saamen**, C. officinalis L. Es ist zweifelhaft, ob diese Art von der ersten wirklich, oder nur als eine Spielart, verschieden sey. Die Stöcke dieser zweyten Art sind aber in allen Theilen größer; auch liebericht anzufühlen. Der Stengel ist höher und dicker; die Zweige stehen mehr aufgerichtet; die Blätter sind breiter; die Blumen viel größer; die Randblumen dunkler gefärbt, als die auf der Scheibe, und der Saamen einander ähnlich, nachenförmig stachelig und gekrümmt. Die Stöcke dauern und blühen viele Monate über, auch noch spät im Herbste; zumal wenn solche im Schatten stehen. Diese Art verlangt ebenfalls keine Wartung, und säet sich selbst aus; nur muß man bey anhaltender Wärme die Stöcke begießen. Die Blumen werden in den Apotheken aufbewahret; von den neuern Aerzten aber ganz außer Acht gelassen. Es kann damit gelb gefärbt werden; auch wird zuweilen der Saffran damit verfälscht.

3) **Gelbe Ringelblume mit glattem Saamen**, C. fancta L., ist der ersten Art ganz ähnlich, und auch jährig. Sie soll aus dem gelobten Lande herstammen,

men; sie ist mehr glatt, als haarig, und der Rand der Blätter scharf anzufühlen.

4) **Weißlichblaue Ringelblume mit dünnen Blattstielen**, C. pluvialis L., wächst in Aethiopien; die Randblümchen sind lang, dreyzackig, innerlich weiß, äußerlich oder unterwärts mit breiten violetnen Streifen durchzogen, und da, wo sie mit dem Fruchtkeime aufsitzen, mit weißer Wolle umgeben. Die Blumen öffnen sich beym Sonnenscheine; bey trübem Wetter, wie auch die Nacht über, bleiben sie geschlossen. Man unterhält diese Pflanze auf Beeten, welche fruchtbares Erdreich und viel Sonne haben.

5) **Weißlichblaue Ringelblume mit verdickten Blüthstielen**, C. hybrida L., hat gleiches Vaterland mit der vorhergehenden, und ist überhaupt derselben sehr ähnlich. Blätter und Stengel sind länger; die Blumen aber kleiner.

6) **Weißlichblaue Ringelblume mit rauhen Blättern**, C. nudicaulis L., wächst auch in Aethiopien. Die Zweige stellen lange, haarige; aber rauhe Blüthstiele vor. Diese kann man aus Zweigen vermehren, und muß die Stöcke den Winter über in einem warmen Glashause unterhalten. Sie verlangt mit den Ficoiden gleiche Wartung.

7) **Grasblätterige Ringelblume**, C. graminifolia L. Ihr Vaterland ist gleichfalls Aethiopien. Die Blüthen auf der Scheibe scheinen schwarz; die Randblümchen aber oberwärts weiß, unterwärts gelblich mit braunen Spitzen. Die Wartung ist mit der vorhergehenden Art einerley.

8) **Staudichartige immergrünende Ringelblume**, C. fruticosa L. Der Stengel scheint zwar holzig; bleibt aber schwach, und verlangt eine Stütze; zumal da solcher viele Fuß Höhe erlangt. Die Spitzen der Zweige tragen einzelne Blumen; die Randblümchen sind oben weiß, unterwärts bräunlich; die Stöcke blühen fast das ganze Jahr hindurch, und kommen in der Wartung und Vermehrung mit der sechsten Art überein.

Ringelschlange, Ringelnatter, Coluber Natrix L. Eine in unsern Gegenden unschädliche Schlange, die ihren Namen deswegen erhalten hat, weil sie zu beyden Seiten des Halses mit einem weißen oder gelben Flecken bezeichnet ist, der bisweilen um den ganzen Hals geht, so daß es scheint, als ob sie ein Halsband umhätte. In Ansehung der Farbe trifft man in vielen Europäischen Gegenden bey dieser Art eine große Verschiedenheit an. Einige sind auf dem Rücken schwarz oder bläulich; andere braunroth, und noch andere zierlich gefleckt oder gestreift. Der Bauch ist bey den meisten weiß; bey denjenigen aber, welche einen bläulichen Rücken haben, gemeiniglich ganz schwarz. Diese Schlange hat keine Giftzähne; aber wohl eine Reihe feiner Zähnchen, welche den Kiefern das Ansehen einer feinen Säge geben. Sie pflegt aber nicht zu beißen; sondern nur zu zischen und zu blasen. Sie bewegt sich in einem schlängelnden Schleichen; und dieses mit Mühe auf einem sandigen Boden; sehr geschwind aber auf einem glatten oder feuchten oder grasigen Boden; am allergeschwindesten, gleich einem abgeschossenen Pfeile, aber im Wasser, worinn sie schwimmend den Kopf über dasselbe in die Höhe hält, und einen Strich auf der Oberfläche des Wassers gleich einer Spur zurückläßt. Ihr Aufenthalt ist in den Heiden und Morästen; theils auch in den Häusern und Ställen; daher auch die

Meinung entstanden ist, daß sie den Kühen die Milch aussauge. So viel ist gewiß, daß sie mit Milch in den Häusern angelockt wird, und ordentlicher Weise da sich einfindet, wo welche hingesetzt wird. Ihre vorzüglichste Nahrung sind Gras, Kräuter, Ratten, Mäuse, und allerley Insecten. Ihre Länge beträgt bisweilen 2—3 Schuh. Sie bringt ihre Jungen nicht, wie die giftigen Nattern, lebendig zur Welt; sondern legt Eyer, wozu sie sich gemeiniglich Löcher an den Ufern der Gewässer, in den Misthaufen; besonders im Miste der Kuhställe, auch in den Sägespänen unter den Sägemühlen zu machen pflegt. Die Eyer hängen, gleichsam wie eine Schnur, meistens zusammen. Wenn sich diese Schlangen begatten: so findet man sie sehr zahlreich in einem großen runden Knauel zusammengewickelt. Ihre größten Feinde haben sie an den Störchen und Wieseln, welche ihre Jungen damit äßen. In einigen Gegenden wird das Fleisch dieser Schlangen nicht nur für eine gesunde Speise; sondern auch für eine Arzney gehalten, wodurch Personen, die an einem Verfalle der Kräfte krank liegen, gestärkt werden. Das Fett derselben wird auf den Dörfern als eine gute Wundsalbe gebraucht. Will man die Köpfe dieser Schlangen als ein Zierrath zur Besetzung der Pferdezäume gebrauchen: so wirft man sie in einen Ameisenhaufen, wo sie von den Ameisen bald vom Fleische entblößt werden; auch gräbt man solche in feuchte Erde, wo das Fleisch abfaulen muß. Die Schlangenköpfe an den Zäumen der Husarencavallerie sind von Elfenbein oder andern Thierknochen künstlich ausgearbeitet.

Ringelstuten, diejenigen Stuten oder Mutterpferde, welchen man die beyden Lefzen der Geburtsglieder mit kupfernen Ringen gerade gegenüber also durchstochen, und auf beyden Seiten festgemacht hat, daß sie den Hengst nicht zulassen können.

Ringkohlen, in Sachsen so viel Kohlen, als aus 10 Klaftern $\frac{7}{4}$ langen Holzes gebrannt werden können.

Ringtorf, in den Marschländern eine Menge Torf von 8 bis 9 Stücken; ingleichen ein Stück Landes, welches so viel Torf giebt. In Bremen, ein Ringel Torf, ein Hause von 8 Sohden.

Rinken, ein eiserner Beschlag um hölzerne Sachen, damit sie besser halten. Diese Rinken bekommen, in Absicht auf ihren verschiedenen Gebrauch, mancherley Beynamen, z. B. Nabenrink, der um die Nabe eines Rades gelegt wird; ferner Speichenrinken, Stoßrinken, Deichselrinken, Tragerinken, Schnabelrinken, u. dergl. Auch wird um den obersten Kopf eines einzurammenden Pfahls, damit derselbe nicht spalte, sondern den Schlägen der Ramme widerstehen könne, ein Rinken gelegt.

Rinne, ein schmales Stück Holz der Länge nach schräge ausgehauen oder ausgehöhlet, welches oben breiter ist, als unten. Es dienet diese Rinne dazu, das Wasser von einem Ort zum andern zu leiten.

Ablaßrinnen, durch die Deichdämme zur Abführung des Wassers gelegt, sind am besten von Eichenholz, und bleiben am Teichende, welches das Haupt genannt wird, ganz. Die offene Seite derselben muß mit Pfosten gut verwahrt, und vertheert seyn. Das Ablaßende dieser

ser Rinne muß, bessern Ablaufes des Wassers wegen, um ein Paar Zoll tiefer liegen, als das Haupt, auf welches entweder ein ordentlicher Ständer aufgesetzt, oder ein starker Spund oder Zapfen genau eingepaßt ist.

Rinneisen, ein starker eiserner nach einem Kreis gebogener Haken, welcher die Dachrinnen trägt.

Rinnen, leichte Garnnetze, womit die Raubvögel gefangen werden.

Rinnenknecht, in den Brauhäusern das Gestelle, worauf die Rinnen bey dem Bierablassen (Ueberschlagen) gelegt werden. Sie sind mit Haken von Holz oder Eisen versehen, womit sie an den Bierbottig angehängt werden.

Rinnenzirkel, ein Bretchen, durch welches eine Schraube mit einem hölzernen Fuße, in Gestalt eines kleinen Beils, gehet, die Rinne in den Böden der Fässer auszuhöhlen.

Rippengeschirr, ein Kutschgeschirr der Pferde, welches viele Rückriemen hat, die wie Rippen aussehen.

Risalit, ein Theil eines Gebäudes, der durch alle Stockwerke durchgeht, etwas vor den übrigen Theilen des Gebäudes heraustritt, und gewöhnlich mit einem Fronton, oder niedrigen Italienischen Dach, bedeckt wird. Solche Risaliten werden in der Mitte des Hauses, oder, wenn das Gebäude lang ist, auch wohl an den Ecken, oder, bey ziemlicher Tiefe des Gebäudes, gar an den Giebelseiten angelegt. Wenn die hervortretenden Theile an den Ecken oder Enden des Gebäudes weit hervor laufen: so nennt man sie Flügel, und den übrigen oder mittlern Theil des Gebäudes corps de logis.

Rischräthig, ist im Forstwesen, wenn die Streifen des Holzes, oder die Adern desselben, parallel mit seiner Länge sind, und sich nicht nach der Seite werfen oder drehen; man nennt es dann: überspännig, fließig werden; oder absplittern, sich krummziehen.

Rispe, Raspe, Riffe, ist diejenige Stellung der Blumen, wo der Hauptstiel in verschiedene Nebenstiele, und diese wieder in kleinere, nach einem gewissen Verhältnisse, abgetheilt werden. Es kommt solche mit einer zusammengesetzten und lockern Aehre oder einem Strauße überein. Da man aber gewohnt ist, bey den Gräsern öfters andere und neue Benennungen zu gebrauchen: so hat man dergleichen auch in Ansehung des Blüthstandes erwählt, und das Wort Rispe (panicula) erwählt, und solches allein von diesen Gewächsen gebraucht. Man unterscheidet daher auch diese Gräser in spicata und paniculata; oder in solche, welche eine einfache Aehre tragen, als Korn und Gerste, und in solche, bey welchen diese aus locker gestellten vielfachen Zweigen besteht, dergleichen man an dem Haber und dem Hirse siehet. Insbesondere hat von dieser Art zu blühen das gleich folgende Grasgeschlecht seinen Namen erhalten.

Rispengras, Viehgras, Poa L. Von den beym Linné befindlichen 24 Arten bemerken wir folgende:

1) **Vielblumiges Wasserrispengras, hohes Wasserviehgras, großer Miliz**, Poa aquatica L. Dieses ist eines der höchsten Gräser in unsern Gegenden, welches in sumpfigen Wiesen, an

den Dämmen, Ufern, Seen und Teichen gemein ist. In der Mark Brandenburg findet man es an dem Ufer der Havel; auch in kleinern Gewässern hin und wieder sehr häufig, wo es für das kräftigste Heufutter für großes und kleines Vieh gehalten wird. Es hat das Ansehen eines jungen Rohrs, wenn es nicht die Farbe und Gestalt schon in der Ferne unterschiede. Die Wurzel ist ausdauernd, und die Blüthe erscheint im Brachmonate. Der Halm erreicht auf 6 F. Höhe. Die im Wasser schwimmenden Blätter sind fast 1 Z. breit; werden aber getrocknet viel schmäler, und sind am Rande und auf der erhabenen Rückenlinie scharf anzufühlen. Die Rispe ist fast 1 F. lang, und in sehr viele Zweige verbreitet. Die Aehrchen sind, in Ansehung der übrigen Arten, groß, zweyzeilig, durchaus von gleicher Breite, bräunlich mit Grün vermischt, und bestehen nicht immer aus 6, sondern auch nur 3, 5, auch wohl 8 Blüthchen. Es läßt sich dieses Gras durch den Saamen und die Wurzel da erbauen, wo es noch nicht zu finden ist. Wenn es abgemähet und getrocknet wird: muß es zuletzt, gleich den Korngarben, eingebunden werden, weil es seiner Länge halber nicht wie gemeines Grasheu zusammengebracht, und aufgeladen werden kann; eben dieser Länge wegen wird es auch mit der wenigsten Mühe und ohne Verlust eines Halmes zusammengebracht. Sollte hohes Wasser das Trocknen an Ort und Stelle nicht verstatten: so muß es gleich nach dem Abmähen zusammengeharkt, eingebunden, auf trocknen Boden hingeschafft, und daselbst zu Heu getrocknet werden. Weil dieses Heu sehr begierig von dem Viehe gefressen wird: so muß man dahin sehen, daß selbigem nicht auf einmal zu viel vorgelegt werde, weil es sich in solchem Falle gar leicht überfressen, und davon krank werden kann. Eine sehr sparsame, sichere und doch kräftige Fütterungsart ist diese, wenn es, zur Hälfte mit gemeinem Strohe vermischt, zu Häcksel geschnitten, und so verfüttert wird.

2) **Dreyblumiges wolliges Rispengras, mittleres Viehgras, kleines gemeines Gras**, Gramen pratense paniculatum medium C. B., Poa trivialis L. Dieses gemeine Gras findet man zwar in allerley Boden; besonders aber in einem solchen, welcher eine etwas höhere Lage hat. Der Halm ist rund, aufgerichtet, und eine Spanne, selten 1 F. hoch. Die Blätter sitzen in mehrerer Zahl bey einander auf der Wurzel, sind kurz, sehr spitzig, am Rande scharf. Die Rispe ist mehr dicht, als locker, etwa 2 Finger lang; gemeiniglich gehen 2, selten 3 Zweige aus einem gemeinschaftlichen Puncte ab. Die Aehrchen sind grün, purpurfarbig, glänzend, unterwärts wollig, und bestehen aus 3, zuweilen auch aus mehrern Blüthchen. Alles Vieh frißt es, als ein süßes und nahrhaftes Gras, sehr gern.

3) **Vierblüthiges wolliges Rispengras, schmalblätteriges Viehgras**, Gramen pratens. panicul. maius angustiore folio C. B., Poa angustifolia L. Man findet dieses Gras überall auf trockenen Wiesen und Aeckern; es blühet im May. Die kriechende Wurzel treibt viele Sprossen; der Halm ist stark, rundlich, und wird nach Beschaffenheit des Landes 3 F. hoch; die Blätter sind steif, schmal, aber zusammengerollt. Die Rispe steht immer aus einander gebreitet; die kleinen grünen, braunrothen und weiß eingefaßten, unterwärts welligen, Aehrchen bestehen gemeiniglich aus 3—4—5 Blättchen.

chen. Diese ist mit der vorhergehenden Art genau verwandt; beyde sind auch von gleicher Güte; ja man will diese für noch besser halten.

4) **Fünfblätteriges glattes Rispengras, Wasserrispengras, gemeines Viehgras,** Gramen pratense paniculatum maius latiore folio C. B., Poa pratensis L., ist von der zweyten und dritten Art schwer zu unterscheiden. Die kriechende Wurzel treibt häufig Sprossen; der rundliche Halm erreicht gegen 3 Fuß Höhe, und ist am untern Theile niederwärts gebogen; richtet sich aber von da gleich aufwärts. Er fühlt sich etwas rauh an. Die Blätter sind der Länge nach vertieft; die Rispe ist sehr ausgebreitet, und die Blüthen sind grünlich und klein. Es ist dieses Gras in allerhand Boden auf Triften, Wiesen und Feldern gemein; aber in den fetten und fruchtbaren viel weicher und saftiger; auch höher, als sonst. Sein Geschmack ist süß und ein wenig zusammenziehend. Der Saame wird im Jun. reif, und macht den eigentlichen guten Antheil des Heusaamens mit aus.

5) **Jähriges Rispengras, Sommerviehgras, kleines weißes Straußgras,** P. annua L., ist auf den meisten Triften gemein, wenn sie nicht zu hoch und zu trocken liegen; daher man es vorzüglich auf solchen Wiesen antrifft, wo im Winter das Wasser steht. Die Wurzel dauert nur einen Sommer; der nichtrunde Halm steht schief, und ist mehr zusammengedrückt; die Blätter sind kurz und glatt; die Rispe ist unter geraden Winkeln weitschweifig ausgebreitet; die Aehrchen sind grün, an der Spitze röthlich, am Rande weiß, und bestehen aus 3 — 4 Blüthchen. Dieses Gras ist ebenfalls ein gutes Viehfutter.

6) **Sechsblüthiges Rispengras mit breitem gestrecktem Halme, Bergviehgras,** P. compressa L., wächst auf den Wegen, trockenen Dämmen, Mauern und Dächern, und blühet im May und Jun. Die Wurzel ist ausdauernd; der Halm ist nicht rundlich, sondern breit gedrückt; auch bis zur Hälfte gestreckt; die Rispe ist dicht, auf eine Seite gerichtet; die Aehrchen sind braunroth, und gemeiniglich aus 6 Blüthen zusammengesetzt. Die jungen Blätter sind weich und nahrhaft.

7) **Zweyblüthiges granniges Rispengras, Waldviehgras,** P. nemoralis L., wächst auf schattigen Grasflecken in den Wäldern, und blühet im Jun. Die kriechende Wurzel ist ausdauernd; der Halm ist schwach, liegt größtentheils gestreckt, und wird ungefähr 2 F. lang; die Blätter sind glatt; die Rispe ist flatterig, und hängt unterwärts; die Kelchbälglein sind weiß eingefaßt, und das äußere und größere läuft in eine Spitze oder Granne aus; jedes Aehrchen besteht gemeiniglich nur aus 2 Blüthen; die Spelzen sind auch grün und weiß eingefaßt, und die äußerlichen etwas haarig. Oefters sitzen an dem Knoten des Halms rauhe Schwämmchen, welche von einem Insect herrühren.

8) **Vierblüthiges bollenartiges Rispengras, kleines Zwiebelgras, Echalottengras, Läuchelgras,** P. bulbosa L., ist auch bey uns, in den Heiden, um die Landstraßen und Dörfer im Flugsande, häufig zu finden. Es kommt frühzeitig, und vergeht im Sommer. Im März, auch wohl schon im Februar, gleich nach Abgange des Eises, findet man es auf den Triften; es zeigt sich anfangs als feine dunkle Nadelspitzen, und bezieht zu

der Zeit die Grasplätze häufig, ehe sich das andere Gras erhebt. Diese Oerter zeigen sich in der Ferne als grüne Saat; auch könnte dieses Gras füglich mit der Waizensaat verglichen werden, wenn es nicht viel feiner wäre. Die Blätter stehen büschelweise gedrängt bey einander auf der Wurzel, und scheinen daher den Zwiebeln oder Bollen ähnlich. Der Halm ist rundlich, und gegen 1 F. hoch; die Rispe ist ausgebreitet und meergrün, oder bläulich angelaufen. Die Bälglein sind grannig, und enthalten 3—4 ebenfalls grannige, grüne, weiß eingefaßte Blüthchen. Einige von diesen arten zuweilen aus; erhalten fast das Ansehen des Mutterkornes, und stellen lange, krumme, bläuliche Kegel vor. Dieses Gras füttert gut, und vermehrt sich stark.

Riß, Abriß, Zeichnung, ein nach geometrischen Regeln und Zeichnerhandgriffen verfertigter Entwurf eines Gebäudes nach allen seinen Theilen. Es wird aber derselbe auf verschiedene Art, allermeist in seiner Aehnlichkeit im Kleinen, und also nach dem verjüngten Maaßstabe, vorgestellt: theils in einem Hauptrisse; theils in einem Grundrisse; theils in einem Aufrisse; theils in einem Durchschnitte. Oder der Riß ist, wie man zu sagen pflegt, entweder orthographisch oder ichnographisch, oder scenographisch. Die beyden ersten Arten werden auch geometrisch; und die letzte perspectivisch genannt. Diese Risse bringen uns deutliche Begriffe von der Sache, deren Abbildung sie im Kleinen sind, bey.

Rittersporn, Delphinium. Dieser gewöhnliche Deutsche Name ist recht schicklich, weil hinterwärts in der Blume ein ansehnlicher Fortsatz oder Sporn hervorragt. Die Arten

A) mit einfachem Fruchtbalge sind folgende:

1) Feldrittersporn mit ausschweifendem Stengel, St. Otilienkraut, Lerchenklaue, D. consolida L. Vaterland: Europa, auf Kornfeldern; Stengel: rund, zähe, etwas getheilt, 2—3 F. hoch; Blätter: aus langen schmalen Abschnitten zusammengesetzt, abwechselnd; Blumen: auf den Enden der Zweige, in Aehren, von schönem Ansehen. Man hat Sorten mit einfachen, halbgefüllten und ganzgefüllten Blumen, am gewöhnlichsten blau und weiß; ausserdem aber fast von allen Farben. Die Bienen tragen Honig aus allen Arten. Die neuern Aerzte machen keinen Gebrauch davon, weil sie keine Erfahrungen von ihren etwanigen Arzneykräften haben.

2) Gartenrittersporn mit geradem, einfachem Stengel, große Spornblume, D. Ajacis L. Stengel: aufrecht, steif, einfach, 2—3 Fuß hoch, und drüber; Blätter: glatt, in lange, schmale Abschnitte fein getheilt, an den Stengeln abwechselnd stehend; Blumen: auf den Enden der Stengel, einfach und gefüllt, von mancherley Farben, in aufrechten Aehren, die oft über 1 F. lang sind, groß, zahlreich, dicht zusammenstehend, im Jun., Jul. u. Aug., sehr verzierend. Man unterhält diese Art, nebst ihren Spielarten, in den Gärten, und sie würden mit den Levcojen um den Vorzug streiten, wenn sie nicht ohne Geruch wären. Sie besaamen sich von selbst; da man aber durch Nebenzufälle leicht um die schönsten Sorten kommen kann: so pflegt man den gesammelten Saamen lieber im Herbst, als im Frühjahre, auszustreuen, weil

weil solcher gewisser aufgeht, und die Stöcke mehrere Blumen, auch gewisser wieder reifen Saamen geben. Das Versetzen leiden diese Pflanzen nicht gern; doch muß man solche durchziehen, wenn sie etwa zu dicht bey einander stehen.

B) Mit dreyfachem Fruchtbalge:

3) Jähriger Rittersporn, in England einjähriger ästiger, oder Mauritanischer Rittersporn, D. ambiguum L. Vaterland: Mauritanien; Stengel: aufrecht, zähe, sehr ästig, mit wagerechten Zweigen, welche sich gegen ihre Spitze zu aufwärts kehren, 3 Fuß hoch; Blätter: abwechselnd, in lange, schmale, Abschnitte fein getheilt; Blumen: auf den Enden aller Zweige, in langen aufsteigenden Aehren, zwar groß, in den Aehren aber nur dünn beysammen stehend, gewöhnlich blau, und an der Außenseite roth oder grün, mit einblätterigen Honigbehältnissen, und 6 Blumenblättern. Sie machen im Jul. und Aug. auf den Rabatten, ꝛc. eine sehr verzierende Mannichfaltigkeit. Die Vermehrung kommt mit der von der vorhergehenden überein.

4) Jähriger Rittersporn mit vielblätterigem Honigbehältnisse, breitblätteriger Rittersporn mit kleiner Blume, D. peregrinum L. Vaterl.: Italien, Palästina; Stengel: sehr ästig, etwa 2 F. hoch; Blätter: die obern einfach, die untern in viele, breite, stumpfe Abschnitte getheilt; Blumen: an den obern Theilen der Zweige, nur sparsam, klein, hochblau, mit 9 Blumenblättern. Die Vermehrung geschieht, wie bey der zweyten Art.

5) Großblumiger, oder Sibirischer Rittersporn, D. grandiflorum L. Vaterland: Siberien; Stengel: aufrecht, steif, 1½ F. hoch, oder etwas niediger, ästig: Blätter: zusammengesetzt, in viele strichförmige Stücke zertheilt, die sich in verschiedenen Spitzen endigen, glatt, weißgrau, abwechselnd; Blumen: an den obern Theilen der Stengel, einzeln, selten mehr als zwey beysammen, lang gestielt, zieren die Stengel ziemlich weit herunterwärts, himmelblau, mit zweyblätterigen Honigbehältnissen, deren Läppchen unzertheilt sind, im Jun. und Jul. Die Pflanze verdient so viel Achtung, daß man sie im Winter in ein Glashaus bringe, weil ihre schöne Blüthe in der Farbe alle andere Arten übertrifft. Man erhält von derselben sehr selten Saamen. Sind die Stöcke stark: so kann man solche leicht theilen; die jungen aber lasse man unberührt stehen; sonst blühen sie nicht, oder doch nur schwach. Sie verlangen im freyen Garten einen lockern Boden und sonnenreichen Stand.

6) Beständiger haariger Bergrittersporn mit Wolfswurzblättern, D. elatum L. Vaterland: Siberien, Schlesien, die Schweiz; Stengel: mehrere, aufrecht, haarig, 4—6 Fuß hoch; Blätter: lang, gestielt, in zahlreiche, breite, sich gleich einer Hand ausbreitende, große, haarige, am Ende in einige wenige scharfe Spitzen zerschnittene, Abschnitte getheilt; Blumen: auf den Enden aller Stengel und Zweige, in langen aufrechten Aehren, blau, mit zweyblätterigen Honigbehältnissen, deren Läppchen zweyspaltig, und an der Spitze mit einem Barte versehen sind, im Jul. und August. Unterhaltung und Vermehrung kommt mit der vorhergehenden überein; doch ist diese noch dauerhafter, als jene.

Robi-

Robinie. Unter diesem Namen begreift man theils Bäume, theils Sträucher, welche alle Schotengewächse mit papillonsförmigen Blumen sind.

1) **Stacheliger Robinienbaum mit weißen Blumenähren, unächter Akacienbaum,** Robinia Pseudo-Acacia L., ist aus Nordamerica zu uns gekommen, und wird wegen seines geschwinden Wachsthums zur Abhelfung des einreißenden Brennholzes jetzt überall bey uns stark angepflanzt; weshalb solcher nach seinen Kennzeichen nicht weitläufig beschrieben werden darf. Die Vermehrung kann so leicht durch die bewurzelten Schößlinge, als den Saamen geschehen. Man hat aber bemerkt, daß die aus den Schößlingen erzogenen Stämme nicht so hoch, als die aus dem Saamen erzogenen aufwachsen; auch beständig aus der Wurzel wieder Schößlinge hervortreiben. Der Saame wird im Herbst, wenn die Blätter abgefallen sind, gesammelt, und um die Mitte des Aprils gesäet. Man kann solches auch früher thun; es können aber die bald aufgehenden sehr weichlichen Pflanzen leicht erfrieren, wenn sie nicht bey einem einfallenden Froste bedeckt werden. Hat man hievon in der Baumschule, welche wider den Hasenfraß gesichert werden muß, die jungen Akacienbäume im dritten oder vierten Jahre so weit gebracht: so werden sie, wenn sie sich selbst ohne beygesteckte Pfähle erhalten können, ins Freye versetzt; der Boden aber muß weder zu naß, noch zu mager seyn. In einem dürren hohen Boden wollen sie nicht fort, wie man aus eigner Erfahrung versichern kann; und ob sie auch gleich in demselben nicht ganz ausgehen: so bleiben sie doch, ohne fortzuwachsen, stehen. Ein Mittelboden ist ihnen mehr geeignet; auch muß man sie auf einem solchen nicht tief, sondern nur flach setzen, da es ihre Natur mit sich bringt, mit ihren Wurzeln in der obern Erde weit umher zu kriechen. Keinem jungen Baume wird von den Hasen so zugesetzt, als der Akacie; weshalb solche mit Stroh, Moos oder Strauchwerk so lange bewunden werden muß, bis die Rinde dick und hart genug geworden ist. Eben deswegen darf man auch im Freyen den Baum nicht glatt an der Erde weghauen, um hierauf Stangen zu mancherley Bedürfnissen zu gewinnen. Außer den Hasen und Rehen fressen auch Schafe und Rindvieh die jungen hervorkommenden Sprößlinge ab, ohne sich an deren Stacheln zu kehren. Wo man nun solchen Beschädigungen ausgesetzt seyn kann, da müssen die Akacien mit so hohen Stämmen angesetzt werden, daß man sie in der Folge, gleich den Weiden, alle 4 — 6 Jahre köpfen oder kappen kann. Die davon erhaltenen geraden Stangen übertreffen in der Dauer alle andere Holzarten, wenn sie zu Zaunstaken angewendet werden. Aus den starken Stämmen kann man allerley Geschirr- oder Nutzholz gewinnen; denn es werden daraus Tische, Schränke, Stühle und dergleichen verfertigt, welche ihre Farbe unverändert behalten, und immer schöner werden. Man hat noch zu bemerken, daß das Akacienholz bald nach dem Fällen reißt; diesem kommt man aber zuvor, wenn dasselbe, bevor es trocknet, in der Mitte von einander gesägt, und hierauf getrocknet und verarbeitet wird.

Hin und wieder hat man gefragt, ob der Akacienbaum, wenn nicht für sich allein, doch unter andere Forstbäume vermischt, angebauet werden solle oder könne? Jener

Baum

Baum bleibt mit seinen Wurzeln in der Oberfläche, und geht darinn mit der Zeit wohl mehr als 20 F. vom Stamme hinweg; er wird sich also mit andern in der Oberfläche fortwurzelnden Bäumen nicht wohl vertragen. Unsre Eichen würden allein mit ihm bestehen, da jene mit ihren Wurzeln tief in die Erde hineingehen; bey zunehmendem Alter der Eichen aber würden die Akacien doch von jenen unterdrückt werden; daher die Akacien zu seiner Zeit als Schlagholz zu behandeln seyn würden.

2) **Steifborstige Robinie**, insgemein **rothblühender Schotendorn** genannt, kommt mit der vorhergehenden Art völlig überein; außer daß er zwar ohne Stacheln, an den jungen Zweigen aber und an den Blumenstielen und Blumenkelchen überall mit steifen Borsten besetzt ist. Die Blumen erscheinen etwas früher, sind größer, haben eine sehr schöne Rosenfarbe, und zwar keinen sonderlichen Geruch; jedoch ein edles Ansehen. Weil er nun auf eine sehr schöne Weise die Mannichfaltigkeit vermehrt: so verdient er auf den vornehmsten Plätzen der Lustgebüsche eine Stelle. In Ermangelung des Saamens muß man Zweige auf Stämmchen der ersten Art impfen, welche öfters im ersten Jahre blühen; bey starkem Froste aber leidet er zuweilen an den Zweigen etwas Beschädigung.

3) **Caragana**, insgemein **Siberischer Erbsenbaum, Taubenerbsen**, R. Caragana L. Der Stamm ist strauchig, und die Blätter abgebrochen gefiedert. Die Zweige sind gelbgrünlich; die Blumen an den Seiten derselben klein, gelblich, und hinterlassen platte zusammengedrückte Schoten.

4) **Strauchige Robinie, vierblätteriger kleiner Siberischer Erbsenbaum**, R. frutescens L. Der strauchige, 6—8 F. hohe Stamm hat eine glatte und gelbliche Rinde; die der jüngsten Zweige aber ist auf der einen Seite oft auf purpurröthlich, und auf der andern Seite lichtgrün, auf Gelb ziehend. Die Blumen sind schön gelb. Ein schöner Blumenstrauch, welchen seine Blumen so zieren, daß er wenig andern Blumensträuchern den Rang läßt.

5) **Zwergrobinie, vierblätteriger kleinster Siberischer Erbsenbaum**, R. pygmaea L. Der etwa 3 Fuß hohe Stamm treibt dünne goldgelbe Zweige. Die keilförmigen stumpfen Blätter bleiben bey nicht zu strenger Witterung den größten Theil des Winters hindurch. Die kleinen Blumen sind gelb.

Rödelbreter, diejenigen Breter, welche der Brunnenmacher um die Mauer des ausgegrabenen Brunnenlochs bis auf die erste Quelle außerhalb der Mauer, von 6 Zoll zu 6 Zoll, legt, und welche nach der ganzen Höhe der Mauer hinab gehen. Um diese Rödelbreter, und zugleich um die oberste Lage der Mauer wird das **Rödeltau** (ein starkes Tau oder starker Strick) gewunden, welches man fest anziehet. Die Breter und das Tau müssen also fest anliegen, und diese in der Folge gegen alle Beschädigung sichern. Der Brunnenmacher giebt hiedurch der Mauer, wenn sie gesenkt wird, Haltbarkeit.

Rödelkraut. Unter diesem Namen versteht man das Geschlecht Pedicularis, **Läusekraut**, wovon 2 Arten zu bemerken sind.

1) **Purpurfarbiges Rödelkraut mit zweyspaltigem Kelche, Sumpfläusekraut, Rödel, brauner Rödel,**

P. palustris L., wächst auf sumpfigen Wiesen, und blühet im May und Jun. Die weiße, dicke, fäserige Wurzel dauert nur einen Sommer. Der aufgerichtete, röthliche, glatte, mehr eckig als rundliche Stengel erreicht ungefähr 1 F. Höhe, und verbreitet sich in wechselsweise gestellte Zweige. Stengel und Zweige endigen sich mit dichten Blumenähren. Die Röhre des Blumenblatts ist weiß; die Lippen sind purpurfarbig; die Frucht ist glatt und spitzig. Die Gegenwart dieser Pflanze ist ein Zeichen von schlechter Beschaffenheit der Wiesen, und Gleditsch zählt selbige unter die scharfen und ätzenden Gewächse. Alles Vieh, die Ziegen ausgenommen, läßt sie stehen.

2) **Purpurfarbiges Rödelkraut mit eckigem fünfzackigem Blumenkelche, Waldläusekraut**, P. sylvatica L., wächst in den Wäldern, und hat eine dicke, faserige, jährige Wurzel. Die Blätter sind grün, unterwärts weiß getüpfelt, gefiedert, und die Blättchen eyförmig ausgezahnt; das Blumenblatt ist purpurfarbig, weiß gestreift, selten ganz weiß; die obere Lippe eingekerbt, die untere zeigt ey- oder herzförmige Lippen; den Fruchtkeim umgiebt ein Honigbehältniß.

Rödeln, die in dem Brunnenloch aufgeführte Mauer mit den Rödelbretern und dem Rödeltau belegen und umwinden.

Röhrbrunnen, Brunnen, aus welchen das Wasser zu Wasserkünsten oder Leitungen durch Schöpfräder, Paternoster oder Püschelwerke, am besten aber Druckwerke zu einer bestimmten Höhe gehoben, und zu einem erhabenen Wasserbehälter geleitet wird. Aus diesem fällt es vermittelst der Röhren durch seine eigene Schwere herab, und kann nach Belieben vertheilt, oder zu einem springenden Wasser angewandt werden.

Röhrbüchse, breite und dünne eiserne Ringe, vermittelst welcher der Brunnenmacher 2 Röhren verbindet.

Röhre, ein Dachs- oder Fuchsloch, worinn diese Thiere sich einlagern.

Röhre, eine gemauerte vierkantige Röhre, die auf dem Feuerheerde angebracht ist, etwa 2½ F. hoch und breit, und 3 F. lang. Es wird darinn das Zuckergebackene und anderes feines Backwerk gebacken.

Röhre am Stein, die Röhre, die mit einer Diagonalrichtung an dem Loche der Mühlsteine einer Windmühle angesetzt ist, und das gemahlne Mehl von den Steinen nach dem Beutel zuführt.

Röhre der Dachrinnen, die Röhrenden von Kupfer, Blech oder Bley, welche das Regenwasser, das sich in den Dachrinnen sammlet, durch Drachenköpfe oder andere Köpfe ausgießen.

Röhrenholz, gerades und von Aesten befreyetes Holz, welches zu Röhren, besonders zu Wasserröhren, tauglich ist; besonders pflegt man Stämme des Nadelholzes, welche 10 Z. im Durchmesser halten, und 30 Ellen lang sind, Röhrenholz zu nennen.

Röhrenkitt kalter. Dieser Kitt, womit die thönernen Röhren, wie bey den folgenden warmen, zusammengesetzt werden, wird von denselben Materien verfertigt, außer daß man ihn mit Nußöl ziemlich dünn anmacht, und mit einem Rührholze wohl unter einander rührt. Alsdann mischt man darunter kleingeschittenes Hanfwerg,

werg, oder auch wohl Baumwolle, ein wenig Bocks- oder Ziegentalg (sollte Schaftalg nicht eben so gut seyn?) klein geschnitten, und durchgesiebten ungelöschten Kalk, nur so viel, bis sich der Kitt weder an das Geschirr, noch an das Rührholz, noch an die Hände mehr anlegt, so daß man damit, wie mit Wachs, handthieren kann. Wenn man mit diesem Kitt die thönernen Röhren zusammenvereinigt: so kann man das Wasser gleich durchlaufen lassen, wenn der Kitt auch noch nicht trocken geworden ist; doch ist es besser, wenn sie einige Tage in freyer Luft stehen, und trocknen können. Man macht auch einen dergleichen Kitt von Mastix, Weihrauch, Colophonium, klein geschnittener Baumwolle, eins so viel als das andere, ungelöschtem Kalk, so viel als die vorigen Materien alle zusammen, und macht es mit Nußöl zu einer Masse. Je länger es im Wasser liegt: desto besser es wird; man kann auch mit diesem Kitt eiserne und steinerne Röhren und mehr dergleichen verschmieren.

Röhrenkitt, warmer, Kitt zum Zusammenkitten der Röhren. Er wird aus Bolus, Flußsand, Glas und Eisenschlacken, von jedem gleich viel, wohl pulverisirtem Ziegelmehl von alten Ziegeln, so viel als das vorige zusammen, und mit den vorigen Materien wohl vermischt, gemacht. Nachher zerläßt man zweymal so viel Pech, als die andern Materien sind, in einem eisernen Haf oder Tiegel mit ein wenig Nußöl, oder auch nur Leinöl, oder mit etwas Fett oder Schmeer; während dieses nun siedet: wird das Pulver nach und nach mit beständigem Rühren eingeschüttet, bis es sich am Rührholze fadenweise, wie Terpenthin, aufzieht, welches, wenn es ins Wasser geschüttet wird, gleich erhärtet; dann wird es in ein Geschirr mit Wasser gegossen, und, wenn es hart geworden ist, aufbewahrt. Will man es gebrauchen: so wird es mit starken Hämmern zerschlagen, dann zerlassen und warm gemacht. Will man mit diesem Kitt die Röhren verschmieren: so muß man die Röhren auch warm machen, und beydes heiß zusammensetzen; sonst hat es keine Haltung. Es können aber allezeit 4 — 6 Stück außer dem Graben über dem Feuer zusammengekittet, und hernach mit dem kalt gewordenen Kitt an die andern gesetzt werden.

Röhricht, das Mehl, welches durch die Ritzen bey dem Mahlen fällt, und welches sich die Müller zueignen.

Röhrkasten, ein großer Wasserbehälter, worein sich ein Röhrwasser ergießt, und öfters einen schönen und wohlgebildeten Aufsatz hat, z. B. eine Säule oder Säulenstuhl, worauf ein Bild oder dergleichen steht, und mit sitzenden Bildern, die auf dem Rande des Kastens angebracht sind, ꝛc. Ein solcher Röhrkasten oder Springbrunnen wird gemeiniglich zur Zierde einer Stadt auf öffentlichen Marktplätzen erbauet; es giebt auch viele, die nur aus hölzernen Säulen bestehen, aus welchen sich das Wasser blos in einen hölzernen Kasten ergießt.

Röhrnägel, kleine Schloßnägel mit stumpfen Spitzen, womit die Rohrsprügel einer Zimmerdecke befestigt werden.

Römische Art zu wölben. Die Römer liebten das Starke und Dauerhafte; da ihnen nun der Zirkelbogen stärker als alle übrige vorkam: so wölbten sie alle ihre Gewölbe zirkelförmig.

Römischer Vitriol, guter Kupfer- oder blauer Vitriol. Jeder Vitriol, wenn er genug Kupfer und Blaue hat, er sey gesotten, wo er will, wird jetzt unter dem Namen, Römischer oder Cyprischer Vitriol, verkauft.

Rösten des Flachses. Der von den Saamencapseln befreyete Flachs wird in kleinen Gebinden ins Wasser gelegt, und mit Stroh und Steinen oberhalb so beschwert, daß sämmtliche Gebinde überall mit Wasser bedeckt sind, um die holzigen Theile der Flachsstengel so mürbe zu machen, daß sie den Bast oder die Schilfe los, und hiemit zur folgenden Bearbeitung geschickt machen. Je weicher und wärmer das Wasser ist: desto besser geht das Rösten von Statten. Hat man daher stillstehende Gewässer, als Seen, Teiche, Feldgräben, Sümpfe von zusammengelaufenem Regenwasser: so wählt man dieses Wasser vorzüglich zum Rösten. Hat man Quell- oder solches Wasser, welches in kleinen Bächen noch nahe am Quell, und daher zu kalt ist: so muß solches in eigends dazu gemachte Gräben geleitet, und darinn der Sonnenwärme ausgesetzt werden; wie denn überhaupt solche Ableitungen von Wässern erfordert werden, worin keine Fische stehen, weil sie vom Röstwasser sterben. Ist die Witterung nicht zu kühl: so wird der Flachs kaum 8 Tage zum Rösten erfordern. Man muß daher selbigen mehreremale dadurch probiren, daß man einige Stengel am Feuer dörret, dann zwischen den Händen reibt, und sieht, ob sich der Bast leicht löset. Geschiehet dieses: so wird der Flachs aus dem Wasser genommen, abgespült, und auf den Kornstoppeln lieber, als auf den Wiesen, ausgebreitet, wo er noch einige Wochen gelassen, zuletzt gewandt, und hierauf, gut getrocknet, wieder aufgenommen, und nach Bequemlichkeit durch Klopfen oder Bläueln, Schwingen und Hecheln zum Verspinnen geschickt gemacht wird. Jene Art, den Flachs im Wasser zu rösten, nennt man die **Wasserröste,** im Gegensatz der **Thauröste.** Diese besteht darinn, daß der Flachs mehrere Wochen hindurch auf Wiesen und andern Grasplätzen ausgebreitet liegt, um durch den Thau und Regen allmälig geröstet zu werden. Diejenigen, welche gutes Röstwasser haben, wollen sich nie zur Thauröste bequemen, weil sie mit der Wasserröste ungemein geschwind von der Arbeit kommen; auch finden, daß sich der Flachs aus der Wasserröste besser in der Folge bearbeiten läßt, und ihnen ganz untadelhaften Spinnflachs verschafft.

Röthe, Färberröthe, Grapp, Krapp, Rubia tinctorum L., wächst in Italien, der Schweiz und um Montpellier wild; eine Pflanze, deren Wurzel mit großem Nutzen zur Färberey gebraucht wird. Die Güte der Wurzel und der daraus bereiteten Farbe hängt, nächst der rothen Cultur, hauptsächlich von der guten Beschaffenheit des Bodens ab. Ein schwärzliches, lockeres, mit etwas Sand vermischtes, und sonst fruchtbares Erdreich wird für das schicklichste dazu gehalten; da hingegen thoniger und lettiger Boden dazu nicht taugt. Ein Acker, worauf weißer Kohl, Mohrrüben und allerley Wurzeln gut gerathen, wird sich sicher zur Färberröthe gut schicken. Ohne Düngung muß das Erdreich hierzu nicht gelassen werden, als worzu sich kurzer, fetter Kuhmist, der auch mit Pferdemist vermischt werden kann, am besten schickt. Auf einem

nem stark gedüngten Acker, der mit weißem Kohl bepflanzt wird, kann im zweyten Jahre Krapp sehr vortheilhaft gepflanzt, und hierauf mit Getreide bestellt werden. Besser aber wird es doch befunden, wenn die Röthe gleich auf frisch gedüngtes Land gepflanzt, und nach Aufziehung derselben zum Kornbau angewandt wird. Gegrabenes Land wird auch bessere Dienste thun, als gepflügtes. Das wohl zugerichtete Land wird in Beete abgetheilt, deren Breite so beschaffen seyn muß, daß man von beyden Seiten füglich mit der Hand die Mitte berühren könne. Weil die Röthe die Feuchtigkeit liebt: so pflegt man die mit der Harke auf gewöhnliche Weise zubereiteten Beete mit aufgelegten Bretern etwas einzudrücken, damit sich die Feuchtigkeit desto länger darinn erhalten möge; wie man denn auch nicht gern eher das Pflanzen unternimmt, bis ein Regen eingefallen ist, oder doch wahrscheinlich vermuthet wird. Sollte aber dieser bis in die Mitte des May außenbleiben: so muß man die Furchen, worein die Wurzeln gelegt werden sollen, vorher begießen. Man könnte die Erziehung aus dem Saamen unternehmen; allein es werden 3 Jahre erfordert, bis die daraus erzogenen Pflanzen so stark sind, als die Schößlinge, welche bereits Wurzeln geschlagen haben. Fehlt es aber hieran, und man muß diesen Weg erwählen: so säet man den Saamen vom Anfange des Aprils bis zum Ende des May, hält die Felder vom Unkraute rein, und verpflanzt nach 2 Jahren die Stöcke auf die gewöhnliche Weise. Viel kürzer gelangt man zu den jungen Pflanzen durch die Keime oder Nebenwurzeln. Die Stengel werden nämlich im October oder November niedergebogen, und etwa 1 Z. hoch so mit Erde bedeckt, daß nur die Spitzen hervorragen. An diesen schlagen Keime oder Nebenwurzeln aus, welche künftiges Jahr zur Fortpflanzung dienen können. Wenn solche etwa 3 Z. lang sind: so werden sie zum Fortpflanzen für am besten gehalten, und zu Ausgang des Aprils oder Anfange des May abgepflückt, und auf die neuen Beete eingelegt. Man zieht hierzu auf den Beeten 8 Z. bis einen Fuß von einander 4 Z. tiefe Furchen, und legt darinn die Keime 3 — 4 Z. dergestalt von einander, daß sie an die Seite der Furchen anliegen, und das daran sitzende Kraut herausstehe. Man bedeckt die Keime mit der zuvor herausgeworfenen Erde, und drückt diese mit der Hand oder dem Fuße fest an; einige setzen die Pflanzen weiter von einander, und lassen die Furchen 2 — 3 F., und die eingelegten Keime 1 oder 1½ F. von einander abstehen. Sind die Keime klein, und kaum 1 Z. lang: so legt man 2 auch 3 neben einander, weil sie alsdann gemeiniglich nicht alle fortkommen. Fällt nach dem Verpflanzen trockene Witterung ein: so ist das Begießen sehr dienlich; vertrocknet das alte Kraut aus Mangel an Nässe, und die Wurzel muß neues hervortreiben: so wird diese selbst in ihrem Wachsthume zurück bleiben, und im folgenden Herbste keine starken Wurzeln geben. Nach dem Verpflanzen, und den Sommer über, hat man 2 Arbeiten zu übernehmen. Die erste ist diese, daß man 3 — 4 Wochen nach dem Einlegen der Keime die obere Erde mit einer Harke etwas auflockert, und die Beete vom Unkraute reiniget; die andere aber, daß man im Jul. oder Anfange des Augusts die Stengel umbiegt, und dergestalt mit Erde bedeckt, daß nur die obersten Spitzen herausragen. Die Erde hierzu wird von der andern Furche behutsam herüber gezogen,

daß die Wurzeln nicht entblößt werden. Da aus diesen niedergebogenen Stengeln Wurzeln ausschlagen, die sich bis zum Herbste ansehnlich vergrößern: so wird man dadurch mehr Röthe und Vortheil gewinnen. Einige rathen, das Kraut um diese Zeit abzuschneiden, und auf andere Art zu nützen; da aber die Güte der Wurzel größtentheils von den Blättern abhängt: so wird man dabey mehr verlieren, als gewinnen. Auf den Herbst, nach Michaelis, auch noch später, nach Beschaffenheit der Witterung, werden die Wurzeln ausgegraben. Es kann dieses im ersten; aber auch im zweyten Jahre geschehen. Wenn es wahr ist, daß diese Wurzel mehrere Jahre ausdauert, und desto stärker wird, je länger sie in der Erde bleibt: so ist es eine andere Frage, ob die längere oder ältere zum Färben besser sey. Der Brand stellt sich mit der Zeit ein, und dabey vermindert sich das innerliche Wesen; mithin ist es sicherer, solche zeitiger auszuheben. Von der ausgegrabenen Wurzel wird das Kraut abgeschnitten, und dieses kann grün und getrocknet zum Futter für das Vieh angewandt werden; doch soll die Milch, wenn viel davon gefüttert wird, röthlich gefärbt werden. Geschieht das Ausgraben bey trockner Witterung, da das Erdreich dürre ist: so werden die Wurzeln rein genug seyn; ist aber der Boden feucht: so muß man sie waschen. Durch das letzte Verfahren kann die Wurzel leicht Schaden leiden, da sie sich ohnedies schwer trocknen läßt. In Holland bedient man sich hierzu besonders eingerichteter Oefen. Hr. Beckmann hat die Wurzeln in den gemeinen Backöfen dörren lassen, und angemerkt, daß, wenn dieselben auf einmal nicht genug ausgetrocknet worden wären, sie nach einigen Tagen ohne Schaden noch einmal in den Ofen geworfen werden könnten; auch kann das Trocknen in freyer Luft und im Schatten geschehen. Wenn die Wurzel nicht recht trocken ist: kann sie leicht verderben; bricht sie leicht: so ist es ein Kennzeichen, daß sie trocken genug ist. Die getrockneten Wurzeln soll man, wie Einige anrathen, mit einem Dreschflegel gelinde überschlagen, oder in einen groben Sack von roher und grober Leinwand stecken, und stark schütteln, damit die anhängende Erde, die feinen Fäserchen, und die äußerliche Haut davon abgesondert werden. In Seeland geschieht dieses durch besondere Stampfmühlen, welche auf verschiedene Weise eingerichtet sind, um dadurch verschiedene Sorten von Krapp zu verfertigen, welche man auch im Kleinen durch den Mörsel und auf andere Weise bereiten kann. Man pflegt gemeiniglich 4 Sorten in Seeland zu machen. Die erste wird von den Zasern oder dünnen Haarwurzeln und von der äußern, dünnen, braunen Schale gemacht; diese dienet nur zu schlechten Farben, und wird öfters unter andere gemischt, oder auch weggeworfen. Die zweyte Sorte besteht aus dem rothen, fleischigen Wesen, welches gleich unter der Schale liegt; diese wird mehr zum Blau-, Braun- und Schwarzfärben, als Rothfärben gebraucht. Zur letzten Farbe gebraucht man vornehmlich die dritte Sorte, die von der innerlichen gelben Rinde, welche das eigentliche Mark umgiebt, gemacht wird. Die vierte erhält man von dem Marke selbst. Die Verschiedenheit des Krapps gründet sich aber nicht allein auf diese Zubereitung; sondern auch auf die Beschaffenheit der Wurzeln. Schlechte, dünne, magere Wurzeln, welche weder stark vom Fleische sind, noch vielen Kern haben, geben in allen Sorten, die daraus

aus bereitet werden, einen schlechten Krapp; hingegen solche, die viel röthlich Fleisch, und einen dicken gelben Kern enthalten, werden ungleich bessern liefern; man läßt daher in Seeland die Wurzeln 18 Monate hindurch in der Erde liegen, ehe man sie herausnimmt und Krapp davon bereitet. In andern Orten verfertigt man nur 2 Sorten, als die geschälte und ungeschälte. Die erste, welche sonderlich Krapp heißt, wird aus dem Kerne der Wurzel, mit Absonderung der Schale und der kleinen Haarwurzeln, verfertigt. Mit der ungeschälten wird nicht viel Weitläuftigkeit gemacht; sondern alles, was die Wurzel ausmacht, mit einander gestampft. Vielleicht ist diese Art nicht zu verwerfen, und jede Absonderung der Theile unnöthig, da nach des berühmten Hrn. Beckmanns Unterrichte diejenigen irren, welche dem äußerlichen Häutchen der Wurzel die Kraft zu färben absprechen. Einige Wurzeln bestehen fast ganz aus der fleischigen Schale und wenigem Holze, welches sich leicht zerdrücken läßt, auch noch kein Mark zwischen sich hat; bey andern zeigt sich das Mark bereits, welches an Farbe fast ganz der Schale gleichet. Dergleichen Wurzeln sind an Farbe die reichsten; ungeachtet mancher Landmann bey dem Gebrauche der getrockneten Wurzel am wenigsten darauf achtet, weil sie bey dem Dörren am meisten am Gewichte verlieren. Das Mark der Wurzeln wird geschwind schwarz, und verliert sich in den ältern gänzlich, so daß selbige hohl werden, oder Statt des Markes ein vermodertes schwarzes Wesen enthalten. Dergleichen alte Wurzeln verlieren zwar durch das Dörren weniger; sind aber auch ärmer an färbenden Theilen, und das Mark färbt gar nicht, wenn es schwarz geworden ist; mithin ist alle Sorge dahin zu richten, die Wurzeln in dem besten Zustande auszugraben. Ob nun eben hiezu 18 Monate, nicht mehr, auch nicht weniger, erforderlich seyen, wird den Erfahrungen der Röthebauer überlassen. Wenn man aber doch auf den Einfluß der Blätter in die Wurzel sieht: so muß es doch wohl besser seyn, die Wurzel erst im zweyten Frühjahre, als im ersten Herbste, auszugraben. Die frische Wurzel enthält einen gelben Saft, und der holzige Theil nimmt nach dem Dörren eine gelbe Farbe an. Im Orient wird der Handel mit der ganzen Wurzel getrieben; auch unsre Färber möchten besser thun, wenn sie die Wurzeln gleichfalls ungemahlen kaufen, und entweder selbst im Mörser zerstoßen, oder auf gemeinen Mahlmühlen mahlen lassen wollten, wodurch sie eine weit kräftigere, auch, wegen der dadurch verhüteten Verfälschung, weit reinere Farbe erhalten würden, als wenn sie solche gemahlen einkaufen. Beym Einkaufen muß man diejenige wählen, welche recht trocken, nicht verstockt, noch braunschwarz, sondern schön helle und blutroth, in den festesten Klumpen, und von einem starken nicht unangenehmen Geruche ist. Mit dem getrockneten und zerstoßenen, auch, wo es bequem angehen will, mit dem frischen Krapp werden Wolle, Tuch und andere Zeuge gemeinroth gefärbt; nicht weniger werden die sogenannten Halbscharlache, Purpurfarbe, u. s. m. damit bereitet. Ueberdies wird ein jedes Metall, und fast ein jedes von den verschiedenen Auflösungsmitteln der Metalle, auch ein jedes Salz, das zur Beize gebraucht wird, die Röthe verändern, und dadurch eine andere oder neue Farbe erzeugt werden. Auf solche Weise hat man über 50 Farben aus der einzigen Röthe hervorgebracht, davon die meisten

schön

schön und dauerhaft gefunden werden. Zu der gemeinen rothen Farbe pflegt man Weinstein und Alaun mit der Röthe zu versetzen. Die Scharlachfarbe erhält man von der Färberröthe mit Cochenille. Es wird solche auch zu den Ingredienzien gesetzt, um die Farbe des Indigs fester zu machen, und dadurch eine mehr violetere Farbe zu erhalten.

Die Färberröthe hat eine besondere Wirkung auf die Knochen der damit gefütterten Thiere, weil die Knochen davon eine rothe Farbe bekommen; man hat daher den Schluß gemacht, daß diese Pflanze auch in der Arzneykunst nützlich zu gebrauchen sey. Schon die ältern Aerzte haben dieselbe unter die kräftigsten, eröffnenden und auflösenden Mittel gesetzt, und vorzüglich in der gelben Sucht empfohlen. Börhave rühmt solche, den dicken Schleim, welcher sich zuweilen in den Nieren und der Blase aufhält, oder auch den Grieß und Sand auszuführen. Eben derselbe giebt den Rath, daß die damit gefärbten Zeuge den mit der Gicht beschwerten Personen zuträglich seyen. Man hat die Röthe ebenfalls schon längstens in der Englischen Krankheit angerühmt, so wie solches auch von neuern Aerzten bestätigt worden ist. Mit den Stengeln und den Blättern kann man silberne und stählerne Geschirre recht gut reinigen, und ihnen den schönsten Glanz geben.

Rohr, Schilf, Arundo. Die hier folgenden Arten sind krautartig und perennirend, mit 3—12 F. hohen Halmen; sie gehören zu den Gräsern, und ihre Blumen erscheinen in Rispen.

1) **Gemeines Rohr, Schilf,** A. phragmites L., wächst auf Wiesen, in stehenden Seen, Gräben und Flüssen. Die Blumen stehen auf den Enden der Halme, in lockern schlaffen Rispen. Es ist bekannt, daß aus diesem Rohre Matten, Horden, und Pfeifen für die Weber gemacht, auch Häuser und Wirthschaftsgebäude damit dauerhafter, als mit Stroh, gedeckt werden. Die hölzernen Wände und Decken in den Stuben werden damit überzogen, oder berohrt. Mit den Blumenbüscheln kann man auf Wolle grün färben. Wenn dieses Rohr jung ist: so wird es besonders von den Pferden gern gefressen, und ihnen mit Stroh vermengt zu Häckel geschnitten. Man duldet aber nicht wohl das Abschneiden des jungen grünen Rohres, weil es theils nicht so lang und dick nachwächst, wenn es zu vorgedachten wirthschaftlichen Zwecken dienen soll; theils aber auch wohl gar ausgeht. Wenn es auf Wiesen steht, und mit dem Grase erst abgemähet und getrocknet wird: so ist es kein gutes Viehfutter mehr; man sollte es daher auf den Wiesen über dem Grase noch in ganz jungem Zustande abmähen, und, wenn es nicht grün verfüttert werden kann, zu Heu trocknen. Die Vermehrung geschiehet durch die Wurzel.

2) **Zahmes Rohr, Spanisches** oder **Schalmeyenrohr,** A. Donax L., wächst in Spanien, der Schweiz und Carniol. Der Stengel ist strauchig, groß, gegliedert, rund, aufrecht, 10—14 F. hoch, und stirbt im Herbste ab, und dann, oder besser noch im Frühjahre, kann man die Wurzel zur Vermehrung theilen. Man unterhält auch in den Gärten eine Sorte mit weißgestreiften Blättern; welche aber in Töpfe gepflanzt werden muß. In der Schweiz werden die Stengel zu den Dächern, und in Italien zu Weinpfählen gebraucht. Nicht weniger werden die in jedem Herbste über der Erde abgeschnit-

geschnittenen Stengel zu leichten Spazirstöckchen, Angelruthen, u. s. f. gebraucht; damit sie aber nicht krumm laufen: so muß man sie, wenn sie noch grün sind, an ein Stück Holz binden, und nicht eher abnehmen, bis sie völlig trocken sind. Man verschönert diese Röhre auf mancherley Weise.

3) **Einblumiges Sandrohr mit umgerollten Blättern, Sandschilf, Sandhalm**, A. arenaria. Es unterscheidet sich von den vorherstehenden Arten durch die einblüthigen Kelche, und von den folgenden durch die am Rande umgebogenen und mit einer steifen stachelartigen Spitze geendigten Blätter. Man findet diese Art auch hin und wieder bey uns im unfruchtbarsten Sande staudenweise; die Wurzel geht sehr tief in die Erde, und ist kaum zu ergründen. Wenn die Blätter unter dem darüber vom Winde gewehten Sande vertrocknen und vergehen: so sieht es darunter wie eine Bürste aus, durch welche der Sand befestigt wird; man kann daher den Flugsand damit befestigen, oder stehend machen.

4) **Einblumiges Rohr mit ästigem Halme, Wiesenschilf, Röhrgras**, A. calamagrostis, wächst in grasigen Sümpfen. Die Halme sind aufgerichtet, gegen 3 F. hoch, dünne, treiben gemeiniglich Nebenzweige. Die Blätterscheiden sind bläulich angelaufen, gestreift; die Blätter platt, spitzig, bläulich angelaufen, glatt, und unterwärts etwas rauh anzufühlen. Ist dem Viehe nur gedeihlich, wenn es noch jung ist.

5) **Einblüthiges Rohr mit glatten Blättern, Bergschilf**, A. epigeios L., wächst auf trocknen Hügeln, hat fingerbreite und unterwärts glatte Blätter, und eine dichte, aufgerichtete Rispe, welche fast einer Aehre gleicht. Der Halm erreichet ungefähr 2 F. Höhe.

Rohrdommel, Rohrpompe, Moosvogel, Moosochse, Ardea stellaris, paluſtris, Butaurus, gehört zum Reigergeschlechte. Der Schnabel ist lang, bauchicht und schwärzlich; die Schienbeine halb nackend und blaßgrün; die Nägel wenig umgebogen, scharf und sehr spitzig, und die hintern etwas länger; der Körper röthlich mit langlichen Flecken in die Queere, unten am Bauche etwas blässer mit Flecken, die der Länge nach hinlaufen. Seinen Namen hat er von der einem Brüllen gleichenden Stimme. Dieser Vogel hält sich überhaupt in den mit Rohr bewachsenen Gewässern auf, bauet sein Nest von Binsen und Schilf, legt 3 — 5 ins Aschgraue und ins Grüne fallende Eyer. Im Aufsteigen macht er eine Schneckenlinie, und nährt sich, wie die Reiger, von Fischen und Fröschen. Das Fleisch hat einen starken Wildbretgeschmack.

Rohrmeve, sonst auch Rothschwalbe, Larus minor cinereus, ist eine Art kleiner Meven. Der Schnabel roth, am Ende schwarz, Kopf oben schwarz, Rücken und Flügel aschgrau, Bauch nebst dem gespaltenen Schwanze weiß, Füße roth.

Rohrsperling, Turdus canorus arundinum, ist fast an Größe und Ansehen der Weindrossel gleich. Kopf, Hals und Brust sind schwärzlich; Rücken, Flügel und Schwanz fallen an Farbe, wie bey der Weindrossel; unter dem Flügel ein wenig röthlich. Man muß diese Drosselart nicht mit der Bruch- oder Weiden-

drossel verwechseln, Turdus musicus palustris, welche auch Linnäus Turdus arundinaceus nennt, und welche sich in Brüchern und Schilfen aufhält, und an Farbe schlecht ziegelbraun, und am Bauche schmutzig weiß ist. Diese Bruchdrossel ist nicht der Rohrsperling, wovon hier die Rede ist, und welcher fast Tag und Nacht, auch eben nicht unangenehm, singt. Sein Nest bauet er sehr künstlich zwischen 4 und mehr Rohrstengel, welche er, gleichsam wie Säulen, darein zu verflechten weiß.

Rose, Rosa. Diese berühmte Gattung enthält eine starke Anzahl von dauerhaften Blumensträuchern, welche, wegen ihrer sehr wohlriechenden, vortrefflichen, zum Theile aber sonderbar schön gefüllten Blumen, die ganze Gattung über alle andere Blumensträucher zum höchsten Range emporheben. Linnäus theilt dieselben in zwo Ordnungen, nämlich in solche, welche **kugelrunde**, und in solche, welche **eyförmige** oder **längliche** Früchte haben. Wir bemerken zuerst diejenigen

A. **Rosen, welche längliche Früchte tragen:**

1) **Gemeine wilde Rose, Hundsrose, Heckenrose, Hag- oder Feldrose, Hainbuttenrose**, u. s. f., R. canina L., ist bey uns sehr häufig anzutreffen. Diese und andere wildwachsende Rosen blühen sehr häufig, deswegen ihre Hauptstengel öfters zeitig vergehen; daher muß man diese Sträucher alle 5 — 6 Jahre behauen, wenn sie viel Blumen geben sollen. Man erhält davon mancherley Nutzen. Es werden freystehende Bäume mit den langen Stengeln verbunden, und wider das große und kleine Vieh geschützt. Man kann auch, wie Rammelt lehrt, Hecken, mit Hollundersträuchern vermengt, davon anlegen, weil die starken Stacheln dieses Rosenstrauchs das etwa durchbrechen wollende Vieh verwundet, und somit solches zurückhalten kann. Wenn der Strauch im Freyen steht: wird er nicht so stark, als unter andern Bäumen, wo er öfters die Höhe von 12 — 18 F., auch einen geraden Stamm von 4 — 6 Daumen Stärke erlangt. Man muß aber die Wurzelbrut oder die Ausschößlinge in Zeiten wegnehmen. Die Blumen von dieser gemeinen und andern wohlriechenden Arten haben eine nervenstärkende Kraft; können aber auch wegen ihres starken Geruchs bey empfindlichen Nerven den Kopf einnehmen, und wohl gar Ohnmachten verursachen. Die weißen Rosen riechen gemeiniglich stärker, als die rothen; daher man auch diese vorzüglich zum Stärken der Nerven zu wählen, und zu dem Ende davon ein abgezogenes Wasser und Oel zu verfertigen pflegt. Beydes bereitet man allein aus den Blumenblättern; und zwar besser, ehe solche sich öffnen, als wenn sie bald abfallen wollen. Es ist auch kein Zweifel, daß von dieser ersten Art ein eben so kräftiges Wasser zu erlangen ist, als von den gefüllten oder weißen Blumen; einige wollen sogar das von den wilden rothen bereitete Wasser noch für kräftiger halten. Ehedem nahm man zum Wasser die ganze Blüthe, wenigstens behielt man den Kelch; es ist aber dieses nicht schicklich. Man muß hierzu die frischen Blumenblätter nehmen, oder diese mit Salz vermischen, fest in einen irdenen Topf eindrücken, und so aufbewahren, bis man das Wasser davon abzieht; doch ist das von den eingesalzenen Blättern bereitete Wasser nicht allenthalben zu gebrauchen, wo das von den frischen abgezogene Statt findet; nur das letzte allein schickt sich bey Entzündungen äußer-

äußerlich aufzulegen. Sonst wird dieses Wasser zu Julepen und andern stärkenden Arzneymitteln gesetzt; auch bey allerley feinem Backwerke gebraucht. Das wesentliche abgezogene Oel ist sehr rar. Man erhält von einem Pfunde Rosenblätter ungefähr nur 3 Grane Oel. Die Unze dieses wahren Rosenöls kostet gegen 50 Thaler, und ist daher noch theurer, als das Zimmetöl; es ist aber wohl das angenehmste von allen dergleichen Oelen. Man bereitet auch ein Oel per infusionem, da man die Rosenblätter in ein anderes ausgepreßtes Oel einweicht, welches freylich viel schlechter ist; jedoch ist es von den ältern Aerzten zu Zertheilung der Entzündungen, auch wider die Mutterbeschwerung, gebraucht worden. Die Rosensalbe oder Rosenpomade ist auch bekannt; sie wird aus reinem Schweinefett und Rosenwasser, auch mit Zusatz von einigen Tropfen Cedro- oder Jasminöl durch das Reiben verfertigt. Diese Pomade dient nicht allein zu den Haaren; sondern auch wider die aufgerissenen Lippen, Warzen und andere äußerliche Hautschäden, und überhaupt als eine unschädliche Schminke.

Von den Früchten gebraucht man entweder den saftigen Kelch, als das Gehäuse der Saamen, oder die Saamen selbst. Wenn die frischen Hahnebutten zerschnitten, und von dem Saamen, wie auch dem innerlich aufsitzenden Filze gereinigt worden sind: macht man solche, sowohl ganz als auch das ausgepreßte Mark, mit Zucker ein. Hierzu schickt sich aber die Frucht von der Rosa villosa, die weiter unten angeführt worden ist, noch besser. Auch pflegt man beyde Arten von Hahnebutten innerlich zu reinigen, an der Sonne oder in einem warmen, nicht aber zu heißen Ofen zu trocknen, und daraus wohlschmeckende Suppen und Compotes zu bereiten, wie dazu in der Germershausenschen Hausmutter Anleitung gegeben wird. Man kann davon eine gelinde, anhaltende und stärkende Wirkung hoffen; auch soll davon der Abgang des Urins befördert, Sand und Gries abgeführt, auch wohl gar der Stein selbst aufgelöset werden. Der berühmte Hr. D. Böhmer in Wittenberg sagt, daß ihn untrügliche Erfahrungen gelehrt, daß die Hahnebutten wirklich wider und bey dem Steine ein kräftiges Mittel abgeben. Er hat die im späten Herbste, oder auch im Winter gesammelten ganzen Früchte, ohne solche zu öffnen und zu reinigen, auf dem Ofen trocknen, und hernach im Mörsel klar zerstoßen, durchsieben, das Mehl in einer Büchse aufbewahren, und zum Gebrauch davon einen oder zwey Theelöffelchen voll in einer Viertel- oder halben Kanne Wasser gelinde abkochen, und diesen Trank einnehmen lassen. Es gleicht solcher Trank einer gemeinen Mehlsuppe; hat auch fast gleichen Geschmack. Das Hahnebuttenmehl quillt stark, worauf man bey Bereitung dieser Suppe Bedacht nehmen muß, damit sie nicht zu dick werde. Vorgedachter Arzt behauptet aber nicht, daß dadurch der Stein zermalmt werde; nur dieses, daß dadurch die kleinen Steine, der Sand und Gries ausgeführt, und der Abgang des Urins merklich befördert werde.

An verschiedenen Arten von Rosenstöcken, vornämlich von dieser gemeinen Art, werden die Blüthzweige öfters an den zarten, weichen Spitzen von einer Gallenfliege, Cynops Rosae, gestochen, und die Eyer dahin gelegt. Hieraus entsteht ein Mißgewächse, oder ein rauher, haariger, braunrother Ballen, welcher Rosen-

schwamm, Schlafapfel oder Schlafkunz, Bedegoar, Fungus Cynosbati, genannt wird. Diesen brauchen manche Landleute bey ihren kröpfenden Pferden; andere aber auch wohl anders wozu. Es hat solcher eine zusammenziehende Kraft; da es aber an andern ähnlichen Mitteln nicht fehlt: so wird davon selten mehr Gebrauch gemacht. In ältern Zeiten war dieser Auswuchs ein bewährtes Mittel wider die Zauberey. Die alten Weiber pflegten auch solchen den Kindern unter den Kopf zu legen, oder ließen sie davon trinken, um den Schlaf zu befördern.

2) Weiße Rose, R. alba. Man findet hievon verschiedene Sorten. a) Große gefüllte weiße Rose, hat große gefüllte Blumen in der Mitte des Brachmonats, und einen lieblichen Geruch; der jedoch von den meisten andern Rosen unterschieden ist. Wenn sie in der Blüthe steht: so übertrifft sie, weil sie überall mit Blumen bedeckt ist, alle andere Sträucher an erhabenem oder schönem Ansehen. b) Halbgefüllte weiße Rose, eine obgleich nur halbgefüllte, dennoch herrliche Rose. Die Blumen sind rein weiß, und haben große Blumenblätter, welche um die in der Mitte stehenden, zahlreichen, mit schwärzlichen Staubbeuteln versehenen Staubfäden in einer doppelten Reihe stehen, und der Blume eine ungezwungene und schöne Gestalt geben; pflegen auch Hagebutten zu hinterlassen, welche oft reifen Saamen geben. c) Niedrige einfache weiße Rose. Sie pflegt nur 3 — 4 F. hoch zu wachsen. Ihre Blumen sind nur einfach, und man pflegt einige Stück nur zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in eine Strauchpflanzung aufzunehmen. d) Röthliche weiße Rose. Sie thut lebhafte Schösse; jedoch eben nicht über 7 F. hoch. Ihre Rinde ist außerordentlich glatt, und der Dornen sind im Verhältniß gegen einige andere Sorten nur wenige. Ihre Zweige pflegen auf der einen Seite braun, und auf der andern grün zu seyn. So viele edle Rosensorten es auch giebt: so kann man von dieser sagen, daß sie von keiner derselben übertroffen werde. Ihre Blumen erscheinen in sehr großen Büscheln; auch ist jede einzelne Blume eben so groß und eben so gefüllt, und von eben demselben Geruche, als eine gemeine gefüllte große weiße Rose. Sie wird sehr treffend jungfräulich-röthliche weiße Rose genannt, weil sie, so lange sie der Luft noch nicht zu lange bloß gestellt gewesen ist, dieselbe Farbe hat, welche die Bescheidenheit auf den Wangen einer recht vollkommenen jungfräulichen Schönheit zu erregen pflegt.

3) Französische Rose, Zucker- oder Essigrose, R. Gallica L. Die Blumenblätter sind blaßroth, von mittler Größe, breiten sich stark aus, und fallen daher zeitig ab. Frucht und Blüthstiele sind mit braunen borstigen Haaren besetzt. Man hat davon verschiedene Sorten; die aber doch von vielen andern an Schönheit übertroffen werden.

4) Centifolienrose mit gefiedertem Kelche, mit unbewehrten drüsigen Blätterstielen und unterwärts haarigen Blättern, R. centifolia L. Die Blätter bestehen aus 3 — 5, in Ansehung andrer Arten großen, eyförmigen, am Rande doppelt ausgezahnten, oberwärts hellgrünen und fast runzeligen, unterwärts weißlichen und mit feinen Haaren besetzten Blättchen. Die Blumenblätter sind dunkelroth, kurz, dicht an einandergepreßt, und ohne merklichen Geruch. Wegen der großen Anzahl ihrer Blumenblätter

ter heißt diese Rose die **hundertblätterige.**

5) **Unbewehrte Alpenrose, Rose ohne Dornen, Jungfernrose,** R. alpina L. Die Blumen sind hochroth, einfach; erscheinen im May, und also früher, als die der andern Rosen; hinterlassen schmale Hagebutten, welche ein sonderbares Ansehen haben, und wegen welcher diese Rose, so wie auch wegen ihrer frühen Blüthe und ihrer schönen unbewehrten Zweige, sehr geschätzt wird. Man nennt sie aber auch oft Jungfernrose, weil sie keine Dornen hat.

6) **Niederländische Rose, blasse niederländische Rose,** R. Belgica Mill. u. du Roi. Die Blumenblätter sind auswärts weißlich, inwärts fleischfarbig; zuweilen auch dunkler. Sie öffnen sich im Jun.; doch selten völlig; auch sind sie nicht stark gefüllt, und geben einen süßlichen Geruch von sich.

7) **Bisamrose mit gefiedertem drüsigem Kelche, und büschelweise gestellten Blumen, Muskrose,** R. moschata Mill. und du Roi, auch Linn. Die Zweige und Stämme sind zwar schwach; sie erhebt sich aber doch an einer Unterstützung 6 — 10 F. hoch, und darüber. Die Blumen sind auf den Enden aller Zweige in großen doldenförmigen Büscheln, in welchen man oft mehr als 200 Blumen und Knospen zählt, rein weiß, fangen im Aug. an mit einem Bisamgeruche zu blühen, und blühen so lange fort, bis der Frost der Flor ein Ende macht; es bleibt aber diese Rose gegen die Kälte empfindlicher, als die mehresten übrigen.

8) **Moosrose mit kleberigen Blättern, Kelche und Früchten,** R. muscosa Mill. und du Roi. Die Blume ist wie die Centifolienrose gefüllt, und von ähnlicher Farbe. Die Kelcheinschnitte sind zurückgebogen, und mit Nebenabtheilungen versehen. Ihre Kennzeichen sind noch besonders die Haare, welche mit vielen grünen, kleberigen und riechenden drüsenartigen Knöpfen besetzt sind, wodurch die Rose gleichsam mit Moos überzogen scheint. Diese Art gehört unter die weichlichen, und muß aufgebunden werden, wenn man häufige Blumen erwarten will.

9) **Damascener Rose mit gefiedertem Kelche, dicken stacheligen Früchten, Stengel, Blätter- und Blüthstielen,** R. Damascena Mill. und du Roi. Die grünlichen Zweige und wolligen Blätterstiele tragen kurze krumme Stacheln. Die Blumen sind mäßig gefüllt, von schöner zart-rother Farbe, und sehr wohlriechend; haben auch eine laxirende Kraft; da hingegen die der Essigrose adstringirend sind. Man hat weiße und röthliche Sorten.

B) **Rosen mit kugelförmigen Früchten:**

10) **Röthliche Weinrose mit wohlriechenden unterwärts rostigen Blättern, wohlriechende Rose, Dünenrose, Eglanterrose, Engelthierrose,** R. Eglanteria L., wächst hin und wieder bey uns, und scheint mehr eine freye und trockene, als tiefe, nasse, schattige Lage zu lieben. Der angenehme weinsäuerliche Apfelgeruch, welcher in den Frühlingsmonaten stark, nach einem warmen Regen am stärksten ist, unterscheidet diese Art leicht von den übrigen, besonders hiesigen Landrosen. Die Blätter geben diesen Geruch von sich; wenn man aber das Laub zerreibt: so riecht es etwas harzicht. Die wohlriechenden Blumen

stehen einzeln; auch zwo bey einander. Man hat hievon verschiedene Sorten.

11) Gelbe Rose mit wohlriechenden, ganz grünen Blättern, gelbe einfache Rose, R. lutea Mill. und du Roi. Die Frucht ist glatt, und die Blumen haben einen schwachen Geruch; desto stärker riechen aber die Blätter, sonderlich, wenn es geregnet hat. Man verwechsele, dieses Umstandes wegen, diese Art nicht mit der vorhergehenden.

12) Balsamrose, R. chlorophylla. Die Blättchen sind umgekehrt eyrund, doppelt-sägeförmig, drüsig, mit einer schleimigen Feuchtigkeit überzogen, glänzendgrün, die Blattstiele dornig, die Fruchtknoten aber fast kugelicht, glatt. Die Spielarten sind: a) einfarbige Balsamrose, gelbe östreichische, oder gelbe einfache Rose. Sie ist eine der schönsten Rosen, die einem jeden gefällt, der sie in der Flor sieht. Die Blumen haben eine reine glänzende goldgelbe Farbe. Eine jede Blume hat zwar nur eine kurze Dauer; dagegen öffnen sich aber in ununterbrochener Folge immerfort frische Blumen, und die Flor dauert einen Monat lang; b) zweyfarbige Balsamrose, östreichische, auch türkische Rose. Diese unterscheidet sich von der vorhergehenden Sorte beynahe nur durch die Farbe ihrer Blumen. Letztere sind inwendig röthlich-kupferartig, auswärts aber gelb; auch haben sie ebendenselben wilden Rosengeruch, wie die vorhergehende, und wenn sie in voller Blüthe stehen, ist ihr Ansehen bezaubernd.

13) Stacheligste Rose, in England Schottische Zwergrose, R. spinosissima L. Sie wächst nur 2—3 F. hoch, und ist sehr dicht mit Dornen besetzt. Ihre jungen Knospen pflegen im Winter bey milder Witterung zeitig aufzuschwellen, und dann an dem Strauche überall als so viele rothe Augen zu erscheinen, welches ein artiges Ansehen macht. Die Blätter sind überaus zierlich, von grüner Farbe, klein. Die Blumen sind zahlreich, klein, einfach, hinterlassen runde dunkelpurpurrothe Hagebutten, die im Winter ein Ansehen wie die Brombeeren haben. Man hat Sorten mit weißen, rothen, weiß- und fleischfarbig gescheckten und mit Purpurroth und Roth gemarmelten Blumen.

14) Große Hagebuttenrose, äpfeltragende Rose, R. villosa L., wird wegen ihrer Frucht zum ökonomischen bekannten Gebrauche in den Gärten häufig angebauet, und dieserhalb auch wohl oculiret, um desto größere Früchte, die man Rosenäpfel zu nennen pflegt, zu gewinnen. Die Blätter sind kleberig; haben einen angenehmen Geruch, und geben, nachdem sie, besonders wenn sie noch jung sind, getrocknet worden sind, einen sehr wohlschmeckenden Thee, der mit dem orientalischen um den Vorzug streitet.

15) Zimmetrose, May- oder Zuckerrose, R. cinnamomea. Ihre Zweige sind purpurröthlich, die Blumen klein, purpurröthlich-roth, von zimmetartigem Geruch, im May. Man hat diese Rose auch gefüllt.

16) Immergrüne Rose, R. sempervirens L. Die Blumen sind auf den Enden der Zweige zahlreich, in fast doldenförmigen Büscheln, einfach, reinweiß, von Bisamgeruche, am Ende des Jul., im August, und in ununterbrochener Folge bis zum Oct. oder November. Weil dieser Strauch immergrün ist: so nimmt er sich unter den andern Sorten sehr sonderbar aus. Man pflanzt ihn am besten

gegen

gegen Wände, oder doch so, daß er eine Unterstützung habe. Wenn man ihn einzeln in immergrüne Quartiere pflanzt: so treibt er seine dünnen Zweige anfangs dem Boden entlängs; diese treiben wiederum andere Zweige, und so pflegt er nach und nach einen Busch von 6 F. hoch und darüber zu bilden. Wenn er aber ein angenehmes, wildes, buschiges Ansehen behalten soll: so müssen diejenigen Zweige, welche über die ihm bestimmte Gränze ausschweifen, sorgfältig verstutzt werden.

17) Pimpinellblätterige Rose, R. pimpinellifolia L. Sie wird, ungeachtet sie in England einheimisch ist, doch daselbst in die Lustgebüsche aufgenommen. Die Blumen sind klein, einfach, von keinem besondern Ansehen; sie sind aber schätzbar wegen der der Pimpinelle ähnlichen gefiederten Blätter, welche ihr auch ihre Benennung gegeben haben.

18) Provinzrose mit gefiedertem Kelche, borstigen Früchten, Blättern und Blüthstielen und unterwärts wolligen Blättern, R. provincialis Mill. und du Roi. Die Blume ist einfach, die Blumenblätter sind hochroth und groß. Vor dem Aufblühen schließen sie sich fest über einander gleich einem Kohlkopfe; daher sie die Englische Benennung: Cabbagerose, oder Kohlrose, erhalten hat. Ihr Geruch ist stark und angenehm. Du Roi rechnet auch hieher; Miller aber zur Damascener Rose die roth- und weißgestreifte Rose, oder die bunte Rose, R. basilica ex albo colore et rubello varia des du Hamel. Münchhausen rechnet hieher auch die May- oder kleine Provinzrose, R. maialis Boerh.

19) Sammetrose, R. holosericea du Roi. Miller vereinigt sie mit der Provinzrose; von welcher sie aber durch die runden Blättchen und die mehr stacheligen Blätterstiele verschieden ist. Münchhausen rechnet sie zur Essigrose, R. Gallica. In Ansehung der dunkeln Purpurfarbe, die dem Sammet gleicht, ist die Blume die schönste unter allen Rosen; ihr Geruch aber ist nicht stark. Man unterhält auch die gefüllte Sammetrose; welche aber in der Farbe und dem Glanze weniger schön ist; doch bleibt sie allemal schön, wenn sie mit den einfachen nicht verglichen wird.

20) Carolinische Rose, R. carolina L. Diese hat glatte, röthliche, sehr dünne mit Dornen bewachsene Zweige. Die Sorten sind: a) wilde Virginische Rose. Sie blühet im Anfange des Augusts, wenn die meisten andern Rosen verblühet haben, weswegen sie von vielen geschätzt wird. Ihre Blumen sind einfach, roth, erscheinen büschelweise, blühen bis zum October, und hinterlassen Hagebutten, welche den Strauch im Winter, gleich rothen Beeren, überall zieren, und welchen die Krammetsvögel und andre Singvögel stark nachgehen; b) niedrige Pensylvanische Rose, R. carolinensis humilis, unterscheidet sich von der vorhergehenden nur durch einen niedrigen Wuchs, und hat rothe einfache, auch gefüllte Blumen; c) Americanische blaßrothe Rose; sie vermehrt die Mannichfaltigkeit durch ihre Blumenblätter.

Alle Rosen können durch ihre Nebenschößlinge, durch Absenker, durch Oculiren; einige auch durch Saamen fortgepflanzt werden.

Durch Nebenschößlinge. Dergleichen treiben die mehresten Sorten jährlich aus ihrer Wurzel hervor, welche schon im ersten Sommer 1 — 4 F. hoch und darüber

über werden, und leicht einschlagen; auch meistentheils schon im folgenden Sommer zu blühen pflegen, wenn sie im Herbste, oder im Winter, oder zeitig im Frühjahre aufgenommen, und die stärksten derselben, mit einigen Wurzeln versehen, sogleich förmlich verpflanzt; die schwächern aber erst auf 1 — 2 oder mehrere Jahre in die Pflanzschule verpflanzt werden. Ist ein Rosenstrauch schon so starkbüschig geworden, daß viele seiner Nebenschößlinge bereits zu Stämmen erwachsen sind: so nehme man ihn ganz auf, und zertheile ihn in lauter einzelne Pflanzen, u. s. w. Die Moosrose, die Bisamrose, die große Hagebuttenrose, und einige andere Sorten treiben nur sparsam Nebenschößlinge, und können in deren Ermangelung, besonders die Moosrose, durch Absenker oder durch Oculiren vermehrt werden.

Durch Absenker. Sie lassen sich alle durch eingelegte junge Schösse vermehren. Um aber eine Menge derselben zur Hand zu haben: so pflanze man eine Anzahl Rosenstöcke zu Absenkerstühlen, und schneide solche nach 1 — 2 Jahren nahe an der Erde ab. Diese treiben im folgenden Sommer nahe an der Erde eine Menge junger Schösse, welche im nächsten Herbste oder Winter eingelegt werden müssen, nachdem man zuvor an einem Gelenke einen Einschnitt gemacht hat; wiewohl es bey einigen Sorten, und besonders bey allen Monat-, Damascener- und Weinrosen hinreichend ist, wenn man sie an den Gelenken nur ein wenig umdrehet, weil sie, wenn die Rinde nur so eben gebrochen ist, in folgendem Herbste an jedem Gelenke bewurzelt zu seyn pflegen, und abgenommen und in die Pflanzschule gepflanzt werden können. Die meisten andern Sorten bewurzeln sich nicht so leicht, und besonders erfordern die Moos-, die Bisam- und die großen Hagebuttenrosen öfters Zeit von 2 Jahren, und bisweilen noch länger, ehe sie einigermaaßen gut bewurzelt sind; daher denn diese Sorten, weil sie sich nicht so geschwind in Menge vermehren lassen, allezeit seltner sind, als andere Sorten. Man kann inzwischen mit ihnen auch im Jun. den Versuch machen, junge zarte diesjährige Schößlinge einzulegen, welche öfters noch in demselben Sommer Wurzeln treiben. Ueberhaupt aber müssen alle gehörig bewurzelte Absenker aller Sorten im Herbste abgenommen, und auf 1 — 2 Jahre, oder bis man ihrer bedarf, in die Pflanzschule in nur geringer Entfernung gepflanzt, und jede Sorte gehörig numerirt, zugleich aber auch die Absenkerstühle zum abermaligen Gebrauche auf künftige Jahre wiederum aufgeputzt werden.

Durch Oculiren. Dieser Methode bedient man sich zuweilen bey solchen auserlesenen Rosen, welche selten Nebenschößlinge treiben, z. E. die Monatrose, ꝛc., oder wenn man auf einem Rosenstocke gern 2 — 3 oder mehrerley verschiedene Rosen haben will. Man oculirt solche auf Stämme von solchen Rosen, welche starke Schösse zu thun pflegen, und aus Nebenschößlingen gezogen sind.

Durch Saamen. Dieser Methode bedient man sich, entweder um neue Sorten zu gewinnnen, oder zur Vermehrung solcher Rosen, die sich durch den Saamen unverändert fortpflanzen lassen, z. E. die gemeine wilde, die pimpinellblätterige, die weiße und rothe sehr stachelige, die große Hagebutten-, die gemeine einfache Weinrose, ꝛc. Wenn der Saame im Herbste, sobald er reif ist, gesäet wird: so pflegt er bisweilen schon im ersten Frühjahre; wenn er aber erst im Frühjahre gesäet

wird,

wird, meistens erst im zweyten Frühjahre völlig aufzugehen. Wenn die jungen Pflanzen ein Jahr alt sind: so bringt man sie in einer geringen Entfernung in die Pflanzschule, in welcher sie, binnen 2 — 3 Jahren, die zur Verpflanzung in Lustgebüsche, Wildnisse, oder Hecken nöthige Größe zu erlangen pflegen. Die gefüllten Sorten, und andere von wirklichen Arten entsprungene Abarten lassen sich durch den Saamen nicht mit Gewißheit unverändert fortpflanzen, und müssen also durch Nebenschößlinge oder Absenker vermehrt werden.

Die beste Pflanzungszeit der Rosen sind die Monate October bis März. Die binnen dieser Zeit gepflanzten Rosen pflegen schon im folgenden Sommer in Vollkommenheit zu blühen; man kann sie aber auch im April, und sogar noch im Anfange des May verpflanzen; wie man denn mit Fleiß sogar jährlich einige Rosenstöcke so spät verpflanzt, um solche später, als gewöhnlich, nämlich im Herbste, in der Flor zu haben. Je früher man sie inzwischen verpflanzt: desto stärker pflegen sie zu blühen. Zu gleichem Zweck kann man auch in Töpfe gepflanzte Stöcke im Schatten unterhalten; wie auch diejenigen, welche in der Erde an einem schattigen Orte stehen, etwas später blühen, als welche der Sonne beständig ausgesetzt sind; noch kann man den Rosenstock, ehe seine Knospen aufbrechen, ausgraben, an eine andere Stelle versetzen, oder solchen im Frühjahre, oder Herbste so beschneiden, daß er fast keine Knospen behalte, sondern erst wieder neue hervortreiben müsse.

Um frühere Rosen zu haben: muß man jährlich im März und April junge und neue Ausschößlinge ausheben, und in Töpfe pflanzen. Jeder Stock dieser Art läßt sich nur einmal zum Treiben früher Blumen gebrauchen, und muß hernach wieder ins Land gesetzt oder weggeworfen werden. Dergleichen frisch eingesetzter Schößling wird um die Hälfte verkürzt; den Sommer aber an einen sonnenreichen Ort gestellt, und mit Jäten und Begießen wohl gewartet, damit das Holz reif werde, und künftig desto besser blühen möge. Sollten in dem Sommer oder Herbste sich Knospen ansetzen: so muß man solche wegschneiden. Die Töpfe bringt man um Martini in eine luftige Kammer, und ungefähr in der Mitte des Decembers in den Keller; oder kann sie auch an dem vorigen Orte stehen lassen, wenn sie nur vor heftigem Froste gesichert sind. So oft die Erde trocken ist: so wird solche mäßig angefeuchtet. Zuletzt bringt man die Stöcke in eine warme Stube oder Glashaus, nachdem man die Blüthen zu haben wünscht, im Anfange, der Mitte und Ende des Februars. Man stellt solche an die Fenster. Es ist eben nicht nöthig, daß diese gegen Mittag stehen. Die Stubenwärme muß, zumal im Februar, mehr ausrichten, als die Sonne; wobey aber nöthig ist, die Töpfe gegen die Nacht mehr von den Fenstern zu entfernen, damit solche nicht etwa vom Froste getroffen werden, wenn die Stubenwärme nachgelassen hat. So oft die Erde etwas abgetrocknet zu seyn scheint: so oft muß das Begießen wiederholt werden; wozu aber das Wasser etwas laulich, doch nicht warm seyn muß. Damit aber diese Stöcke nicht zu frech und zu geil treiben, wodurch die Blüthe gemeiniglich ausbleibt: so ist es sehr dienlich, dieselben, wenn das Laub ausgeschlagen ist, und die Blumenknospen hervorzubrechen beginnen, in eine andere ungeheizte Stube zu bringen, deren Fenster

gegen Mittag gerichtet sind, und solche hinter diese zu setzen, damit durch die Sonne das fernere Wachsthum befördert werde. Im März und April, wenn auch die Sonne scheint, darf man doch die getriebenen Stöcke nicht der freyen Luft aussetzen, weil sie leicht dadurch Schaden leiden.

Hat man aber Treibkästen oder Glashäuser: so werden einige vorzügliche Sorten ebenfalls in Töpfe gepflanzt; auch läßt man solche, damit sie sich erst vor dem Treiben recht einwurzeln, weil sie dann in größerer Vollkommenheit blühen, in die Erde eingesenkt, erst einen Sommer in den Töpfen wachsen. Man stellt sie im folgenden Winter in einen entweder mit Pferdemiste, oder mit Lohe, oder mit Feurung erwärmten Treibkasten, oder in ein Glashaus. Man kann sie in demselben im Januar, Februar, März, u. s. w. zur Blüthe bringen; und wenn man ihrer zu unterschiedenen Malen, und etwa jedesmal nach 2 — 3 Wochen, zum Treiben einsetzt: so wird man bis an die Zeit, da die Rosen im Garten zu blühen anfangen, eine ununterbrochene Folge von blühenden Rosen haben.

Was die übrige Wartung der Rosen im Freyen noch betrifft: so ist es bekannt, daß solche nur wenig Bemühung erfordern. Man braucht ihnen nur im Winter ihre Wurzelausläufer, welche zu neuen Pflanzen dienen können, zu nehmen; ihre Krone, so oft dieselbe zu dicht und verwirrt geworden ist, zu verdünnen; die etwa zu weit umherschweifenden Schößlinge zu verstutzen, und das todte Holz auszuschneiden. Man pflegt sie auch wohl, weil ihre Blumen gewöhnlich an den jungen Schößlingen entspringen, in jedem Herbste oder Winter mit der Scheere ein wenig zu beschneiden, um sie zu zwingen, eine desto größere Menge Blumen zu treiben; die Blumen pflegen dann aber verhältnißmäßig kleiner zu seyn, und nur dann pflegt man auf diese Weise eine große Anzahl von Blumen zu erzwingen, wenn man deren zum Verkauf bedarf.

In Lustgebüsche und auf die gemeinen Blumenrabatten werden die Rosen nur einzeln gepflanzt, und zu einem, 1 — 2 oder mehrere Fuß hohen, einfachen Schafte, und oben zu einer buschigen Krone gezogen; wie wohl man sie auch oft, damit sie einen desto buschigern Wuchs annehmen mögen, ganz von unten auf Zweige treiben läßt. Auf beyderley Art pflegen sie zwar zahlreich zu blühen; inzwischen scheint es doch besser zu seyn, sie so zu ziehen, daß sie einen einfachen Schaft haben, auch über demselben eine buschige Krone bilden.

Rose von Jericho. Hierunter verstehen wir nicht Periclymenum, Jelängerjelieber; sondern das Geschlecht Anastatica L. Die bekannteste Art ist diejenige, welche man

1) die Rose von Jericho mit buschförmiger Frucht nennen könnte, Rosa de Hiericho, Anastatica Hierochuntina L. Sie wächst an den Ufern des rothen Meeres, und in den sandigen Gegenden von Palästina. Blätter: länglich, stumpf, weißgrau, an den Gelenken einzeln stehend, denen des Oelbaumes sehr ähnlich; Blumen: in den Winkeln der Zweige, in sehr kurzen Aehren, klein, weißlichgrün; Schötchen: klauenförmig, stachelig.

2) Die zwote Art könnte man die Rose von Jericho mit cyförmiger Frucht nennen. Vaterland: Oestreich, Syrien,

Syrien, Sumatra; **Blätter**: spitz, schmal; **Blumen**: in den Abtheilungen der Zweige, in etwas längern Aehren, welche länger als das Blatt sind, klein, weißlich; **Schötchen**: eyrund, geschnäbelt.

Der Saame dieser Pflanzen wird aus ihrem Vaterlande erhalten. Man säet denselben an Ort und Stelle sehr dünn; übersichtet ihn, wie ein Gerstenkorn dick, mit feiner, sandiger frischer Erde; begießt die Pflanzen bey trockener Witterung oft; jedoch nur ganz gelinde. Oder man zieht die erste lieber auf Mistbeeten, und hält sie im Glashause, weil sie die freye Luft nicht wohl verträgt; die letzte kann im freyen Lande gezogen werden. Die erste, welche im Jun. blühet, kann, wenn sie gegen Regen bedeckt gehalten wird, im Herbste reifen Saamen geben.

Rosenwurz, Rhodiserwurz, Rhodiola L., ist eine niedrige, jährlich neue Stengel treibende, perennirende, und in den Lustgärten längst bekannte Pflanze. **Vaterland**: Lappland, Schlesien, Oestreich, ꝛc.; **Wurzel**: fleischig, dick, giebt, zerbrochen, einen Damascenerrosengeruch von sich; **Blätter**: zahlreich, länglich, sägeförmig, abwechselnd, grün; **Blumen**: auf dem Gipfel, in Trauben, gelblichgrün, wohlriechend, im Jun., Jul., und oft noch im August; **Saamen**: reif im Herbste. Die Vermehrung geschiehet gemeiniglich durch Zertheilung der Wurzel zu jeder Zeit; imgleichen durch Stecklinge im Anfange des Sommers. Man findet die Wurzel in einigen Apotheken; sie ist aber bey den neuern Aerzten fast gar nicht im Gebrauche. Diese Wurzel behält, auch getrocknet, ihren rosenähnlichen Geruch; auch wird ein Wasser daraus bereitet, welches dem Rosenwasser fast gleich kommt. Die in Gärten erzogene Wurzel ist weniger kräftig. Die Grönländer bedienen sich derselben zur Speise.

Rosmarin, Rosmarinus, ein bey uns sehr gemeiner Strauch, wovon wir folgende Sorten haben: a) **Schmalblätteriger R.**; b) **breitblätteriger R.**; c) **weißgestreifter** oder **versilberter R.**; d) **gelbgestreifter R.** Die zwo letzten Sorten sind zum ökonomischen Gebrauche eben so gut, als die beyden ersten Sorten; wegen der schönen Farbenmischung ihrer Blätter aber fallen sie besser ins Auge.

Der Rosmarin kann unsre Winterkälte nicht ertragen; ob er gleich in gelinden Wintern bisweilen im Freyen ausdauern kann; zumal wenn er aus Saamen erzogen worden ist, einen trocknen Boden hat, über der Erde mit Moose umlegt, und ganz in Stroh eingebunden ist. Er muß also im Sept. mit einem Ballen in Töpfe oder Kasten gepflanzt, bey herannahendem Froste, in Ermangelung eines Gewächshauses, in einen luftigen Keller, oder in ein trockenes Zimmer, in welchem es nicht friert, gestellt, und während dieser Zeit sehr sparsam begossen; um die Mitte des Aprils aber, wenn die Winterfröste vorbey sind, wieder in den Garten auf die Rabatten gepflanzt werden, woselbst er den Sommer über die Mannichfaltigkeit vermehren hilft.

Da bey uns der Saame selten, oder gar nicht zur Reife kommt: so hält man sich zur Vermehrung der Pflanze lieber an das Absenken oder Einsetzen der Zweige. Im Frühjahre werden von den dazu schicklichen niedrig sitzenden Zweigen einige abgesenkt, und diese pflegen im Herbste gut bewurzelt

zu seyn. Die Vermehrung durch abgerissene oder abgeschnittene junge, etwa 5—10 Z. lange, Zweige, geschiehet im April und May. Man steckt sie auf ein Beet in leichte Erde; gießt sie sogleich stark an, und wiederholt das Begießen so lange, bis sie Wurzeln geschlagen haben. Sie schießen in demselben Sommer in die Höhe, und sind auf den Herbst ziemlich gute Pflanzen, die im Anfange des Sept. verpflanzt werden. Um die gestreiften Sorten in ihrer völligen Schönheit zu erhalten: so soll man sie nur durch solche Zweige vermehren, die recht schön gestreift sind; wenn sie einfarbige Zweige treiben: so muß man ihnen dieselben sogleich nehmen, weil sonst die ganze Pflanze in kurzer Zeit einfarbig wird. Man kann übrigens den Rosmarinstrauch auf allerley Weise in Pyramiden, Kugeln, Spalieren und dergleichen ziehen. Das häufige Blühen schwächt die Stöcke, und hält den fernern Trieb der Zweige zurück; es ist daher dienlich, die Blüthe öfters abzupflücken. Die wirksamen, öligen und harzigen Theile, und den davon abhängenden Geruch findet man vornehmlich in den Blättern und dem Kelche; das Uebrige von der Blüthe, welche man anthos zu nennen pflegt, scheint ganz unkräftig zu seyn. Man bedient sich des abgezogenen Wassers, Geistes und Oeles; zuweilen kocht man auch die Blätter und Blüthen mit Wein, und bereitet davon äußerliche Umschläge. Das sogenannte Ungarische Wasser, Aqua Reginae Hungariae, wird daraus entweder allein, oder mit Zusatz von andern wohlriechenden Kräutern, verfertigt; und wenn dieses etlichemal über frischen Rosmarin abgezogen worden ist; werden dessen Stärke und Kraft ungemein vermehrt. Ehedem gebrauchte man diese Mittel innerlich; weil aber solche sehr hitzig sind: so pflegt man sich selbiger jetzt nur äußerlich, als nervenstärkender und zertheilender Mittel, bey Schwäche und Schmerzen des Hauptes, Ohnmachten, Lähmungen, Schlagflüssen, Quetschungen und dergleichen zu bedienen. Ehedem war ein Rosmarinstengel der gewöhnliche Strauß, welchen man bey Hochzeiten und Begräbnissen in der Hand trug; jetzt ist diese Mode nur noch bey den Bauern zu finden. Der Gebrauch der Blätter zur Würzung einiger Speisen aber ist mehr gemein.

Roßschwefel, Sulphur caballinum, crudum, ist derjenige Schwefel, welcher entweder aus der ersten Arbeit der Eisen- oder Schwefelkiese erhalten wird, und noch nicht geläutert worden; oder derjenige unreine Satz, der nach der Läuterung und Reinigung des Schwefels übrig geblieben ist. Die Roßärzte bedienen sich desselben bey gewissen Pferdekrankheiten; daher er vielleicht den Namen Roßschwefel erhalten hat. Er sieht graugelb aus; da hingegen der gereinigte und geläuterte Schwefel schön rein und gelb ist.

Rossolis, Rossoli, Rossolia, abgezogener Branntwein, der von dem Kraute Sonnenthau abgezogen wird; heutiges Tages aber werden unter dem Namen Rossolis alle mit Zucker und Ambra angemachte köstliche Branntweine und Liqueurs, welche von Zimmt, Citronen, Pfirschkernen und andern kräftigen Dingen abgezogen, und in Flaschen aus Italien zu uns gebracht, oder dafür ausgegeben werden, verkauft. Der Rossolis von Montpellier ist zwar vortrefflich; aber nicht so gut, als der von Turin. Heutiges Tages macht man auch in vielen Deutschen

schen großen Städten, z. B. in Breslau, Danzig, Berlin, u. m. a. sehr gute Rossolis.

Rost, der wichtigste Theil eines Grundbaues, wodurch ein lockerer, sumpfiger und unnützlicher Boden geschickt gemacht wird, eine große Last von Mauern zu tragen. Es besteht derselbe aus verschiedenen mit einander verbundenen Schwellen und dazwischen eingerammten Pfählen. Die langen Hauptschwellen werden mit den kürzern Zwergschwellen auf stark eingestoßenen Pfählen durch Schwalbenschwänze verbunden, und mit hölzernen Nägeln befestigt. Zwischen den Feldern dieser Schwellen werden wieder Pfähle eingerammet. Ein dergleichen Rost ist sehr dienlich in einem morastigen Boden, wenn er zumal Quellen hat; wo aber gar Triebsand vorhanden ist, da muß man dem Wegschwemmen des Sandes durch Spundpfähle und dazwischen eingerammte Pfosten zu steuern suchen. Weil aber im thonigen und leimigen Boden die Pfähle nicht wohl rücken; sich auch schwer einstoßen lassen: so kann man in diesem Falle mit einem bloßen Rost aus kreuzweise geschrenkten Schwellen zufrieden seyn.

Rost, der Heerd in einem Darr-, Brau- oder Kachelofen, welcher unten hohl; oben aber dergestalt mit schmalen Oeffnungen oder eisernen Gittern versehen ist, daß dadurch die aus den Kohlen gebrannte Asche hinunterfallen kann, und die noch glimmenden Kohlen nicht erstickt, sondern vielmehr durch die Zugluft immer angeblasen, und im Feuer erhalten werden. Es wird aber auch ein von Eisen gemachtes Gestelle, worauf das Holz in den Stubenöfen gelegt wird, also genannt.

Rost, ein Fehler an den Nelken. Man unterscheidet ihn in den weißen und gelben Rost. Jener ist ein weißer Fleck an den Blättern, welcher immer weiter um sich frißt, und endlich die Pflanze tödtet. Der gelbe betrifft zunächst die Wurzel, und ist eigentlich der erste Grad der Fäulniß, wobey sie eine gelbe Farbe bekommt; oft zeigt sich auch auf den Blättern ein braunes Pulver, welches mangleichfalls den Rost nennt.

Rost, ein von Kalksteinen und Holz gemischter und aufgeführter Haufen, in Ermangelung eines Kalkofens, den Kalk zu brennen, da dann diejenige Quantität Steine, welche auf einmal gebrannt wird, ein Rost oder Kalkrost genannt wird.

Rostschwellen, sind 16 Zoll lange Schwellen auf einem Roste, die zusammen geschlossen, und zusammen $7\frac{1}{2}$ Ellen breiter seyn müssen, als die darauf aufzuführende Mauer. Sie sind mit Querbändern verbunden, und kommen erst in einem Grundbaue oder auf dem Roste auf eingerammte Pfähle zu liegen.

Rostwerke, die eingerammten Pfähle in einem Canale oder Durchbruche, die nicht dicht an einanderschließen, sondern einen gehörigen Zwischenraum lassen.

Rothbrüchig Eisen, Eisen, dessen Streifen bey dem Bruche nach der Breite gehen. Es hält nicht Hitze, läßt sich nicht gut schmieden, und ist ein auf dem Eisenhammer entstandener Fehler, nach welchem es auf selbigem nicht völlig ausgearbeitet worden ist. Diesem Fehler kann in etwas dadurch abgeholfen werden, wenn es in der Schmiede öfter geschweißt wird; doch wird solcher dadurch nicht ganz

gehoben; sondern es bleibt immer noch ein sprödes Eisen.

Rothfaul, wird von Forstbäumen gesagt, wenn sie durch Harzlachen, Eisklüfte und andere Verwundungen eine Oeffnung in der Rinde oder Schale bekommen, daß das Regenwasser hineindringen kann, als wovon das Holz anläuft, und endlich roth und faul wird.

Rothglühend Eisen, dasjenige Eisen, welches zum Schmieden roth geglühet worden ist; besonders wenn der Schmied an einer Arbeit noch was nachhelfen will. Es heißt aber deßwegen so, weil es eine rothe Farbe hat, im Gegensatz des weißglühenden Eisens. Das Eisen liegt ungefähr eine halbe Viertelstunde, mehr oder weniger, nachdem das Stück Eisen mehr oder weniger groß ist, in den glühenden Kohlen, ehe es rothwarm wird.

Rothkehlchen, ein kleiner bey uns sehr gemeiner Vogel. Er nährt sich Frühlings und Sommers vom Gewürme und fliegenden Insecten; im Herbste aber von Hollunder-, Wachholder- und dergleichen kleinen Beeren, und wird um solche Zeit von den Dorfknaben in Sprenkeln häufig gefangen, um die Bauerstuben von Fliegen zu reinigen, wo er zuweilen Jahre lang zum Fliegenfange einbehalten wird. Die sehr spät gefangenen Rothkehlchen pflegen in den eingeheizten Stuben nicht lange zu leben. Hier werden sie sehr zahm, und fressen sodann alles, was ihnen vorkommt. Wenn sie in den Stuben bey vollem Frasse zu fett werden: so bekommen sie die Darre, und sterben. Im Winter zieht sich das Vögelchen an einsame Orte, und im Frühjahre meldet es sich durch seinen melodischen Gesang, welcher ganz schwach ist, wieder an, um den Frühling gleichsam zu verkündigen.

Rothkupfer, dasjenige Kupfer, welches von allem Silber rein ist. Es wird besonders in den Münzen zu denjenigen Münzsorten gebraucht, welche nicht fein seyn sollen.

Rothschwanz, ein kleiner Vogel, der, gleich dem Rothkehlchen, unter die Brustwenzel gehört, weil er unter der Brust gezeichnet ist. Der Schwanz röthlich; Backen und Kehle schwarz; die Brust gelbröthlich; am Bauche weiße Federn. Man nennt diesen Vogel **Hausrothschwanz**, zum Unterschiede von dem **Waldrothschwanze**. Dieser ist etwas kleiner; hat eine weiße Blässe über dem Schnabel; der Kopf, Hinterkopf, Hals, Rücken und Flügel sind aschgrau; die Schwingfedern und kleinen Deckfedern sind dunkelbraun mit Grau eingefaßt; der Schwanz ist röthlich; Backen und Kehle sind schwarz; die Brust ist gelbröthlich; am Bauche befinden sich weiße Federn. Im Frühlinge kommt die erste Art früher zu uns, als die letztere. Diese Art brütet das Jahr zweymal; macht das Nest aus Haaren, Wolle und Federn, in hohlen Bäumen, in altem Gemäuer und alten Balken, wo eine Oeffnung ist. Der Vogel nährt sich eben so, wie das Rothkehlchen, und verweilt bis in den October. Sein Gesang ist ganz angenehm; deßwegen sowohl, als auch der Fliegen wegen, die er wegfängt, wird er vielfach in den Dorfstuben gehalten.

Rübe, ein zur Speise dienliches Wurzelgewächs, dessen gemeinste Arten diese sind.

1) Die

1) Die Mayrübe. Diese bildet ihre Wurzel in der Geschwindigkeit, und schießt nicht so stark ins Kraut, wie die meisten andern. Ihre runde, durch und durch weiße Wurzel, mit einem kleinen Schwanze, ist oben und unten platt eingedrückt, so daß sie beynahe einem Teller ähnlich ist, und daher auch Tellerrübe genannt wird. Man säet ihren Saamen vom März an, sobald in die Erde zu kommen ist, bis in den Jul., alle 3 — 4 Wochen, in einen frischen, lockern, ein Jahr zuvor gedüngten Boden. In einem feuchten, starken, fetten und frisch gedüngten Lande wachsen die Wurzeln nicht so schnell und groß; sind auch nicht so schmackhaft; sondern werden häufig wurmstichig und untauglich. Ist die erste Aussaat gut gerathen: so können die Rüben im May schon verspeiset werden. Wo sie zu dick stehen: da können sie ausgezogen, und reihenweise in kleine Furchen, auf allen Seiten 6 Z. weit aus einander, wieder verpflanzt werden.

2) Die kleine Märkische Rübe. Diese verlangt einen sandigen, mehr magern, als fetten Boden. Die erste Aussaat geschiehet im May, wovon die Rüben um Johannis brauchbar werden; aber nicht von Dauer sind. Die andere Aussaat geschiehet nach der Mitte des Jul.; auch wohl zu Anfange des Augusts. Hievon hat man die Dauerrüben, welche bis in den May hinein bey guter Aufbewahrung schmackhaft bleiben. Diese läßt man nicht gern länger, als 6 — 7, höchstens 8 Wochen in der Erde, weil sie, wenn sie länger darin bleiben, leicht madig, hart und schlecht schmeckend werden. Wer diese Rüben außerhalb Landes säen will, muß sich den Saamen immer aufs Neue aus der Mark Brandenburg zuschicken lassen, weil sie sonst bald ausarten. Die besten Rüben dieser Art findet man um Berlin herum; besonders in dem Städtchen Teltau, von woher sie bis zu den Seestädten und nach Holland hin verschickt werden. Diese Rüben verlieren aber auch an ihrer Dauer und ihrem ganz eigenen feinen, guten Geschmacke, wenn man sie, gleich andern Sorten, in feuchten Kellern oder Sandgruben aufbewahrt. Die beste Aufbewahrungsart ist diese. Wenn sie aus der Erde genommen und gereinigt worden sind; auch das Herz (der Kopf sammt dem Kraute) weggeschnitten worden ist: so breitet man sie einige Wochen an einem trocknen und luftigen Orte, oder auf einem Boden aus, damit sie gehörig austrocknen, weil sie sonst von der Feuchtigkeit sich leicht anstecken, leicht verfaulen, oder wenigstens unschmackhaft werden. Nun werden sie schichtweise in Körben oder in wohl getrockneten Tonnen mit Sand überstreuet; der aber in einer warmen Stube so getrocknet seyn muß, daß man ihn durch eine Sandbüchse streuen kann. Die so angefüllten Körbe oder Tonnen (erstere sind besser, als diese) werden auf dem Boden, oder in einer trocknen Kammer hingesetzt, und wenn starker Frost sie berühren könnte, müssen die Körbe einstweilen in warmen Stuben gegen die Frostkälte gesichert werden, weil die Rüben, wenn sie gefroren sind, alsbald bey dem Wiederaufthauen faul und übelschmeckend werden. Will man aber diese Rüben austrocknen (getrocknete Rüben nennt man in der Mark Brandenburg welke Rüben, welche, als eine delicate Vorkost, sehr geschätzt werden): so kann man solche ein wenig anfrieren lassen. Hievon bekommen sie einen süßern Geschmack; müssen aber nach dem Anfrieren bald in einen Backofen, nachdem das Brodt ausgezogen worden ist, getrocknet wer-

werden. Das gemeine Landvolk pflegt diese welken Rüben nach und nach auf dem Kachelofen zu trocknen.

3) Die runde grünköpfige Rübe läßt sich außer dem Küchengebrauche auch noch sehr gut zum Viehfutter nützen.

4) Die runde gelbe ist inwendig und auswendig gelblich, und kann, weil sie am längsten dauert, zum Wintergebrauche am besten dienen.

5) Die runde, grünköpfige hat eine oben niedergedrückte, platte und kugelrunde Wurzel, und einen rothen Kopf. Sie wird in vielen Gegenden, so wie die grünköpfige Rübe, für die Küche, und zum Futter fürs Vieh häufig gebauet.

6) Die lange Guckelrübe hat eine lange, weiße Wurzel, davon gewöhnlich ein Theil über der Erde hervorragt. Sie hat einen vorzüglichen Werth, weil ihr weißes Fleisch, so lange sie gut ist, zart und milde schmeckt, und sie sich auch zum Haushaltungsgebrauche sehr bequem trocknen, und aufbewahren läßt.

Wenn man von den letzten vier Sorten, die sich für seinen jedesmaligen Boden am besten schicken, die beste ausgewählet hat: so säe man den Saamen im Jun. oder Jul., und zwar, wo möglich, bey feuchter Zeit, weil sonst Erdflöhe, Raupen und andere Insekten die Pflanzen leicht gänzlich vernichten, wenn sie nicht geschwind fortwachsen, und abgehärtet werden. Eine frühere Aussaat würde die Pflanzen zu sehr in die Höhe treiben, und nur schlechte und stockige Wurzeln bilden; eine spätere Aussaat aber bringt entweder bloß kleine, unbrauchbare Wurzeln, die man, wenn sie gar keine Knollen ansetzen, nur Mäuseschwänze zu nennen pflegt. In hiesiger Gegend hält man die Saatzeit um Jacobi für die beste, und pflegt diese vier letzten Sorten, im Gegensatze der kleinen Märkischen Rüben, Wasserrüben zu nennen, weil sie sehr vollsaftig; jene aber mehr trocken und härter sind. Man säet die Rüben in dem zur nächsten Wintersaat bestimmten Felde, wozu im Jun. gedünget, das Land dreymal gepflüget, und der Saame um vorbesagte Zeit eingesäet wird. Man wählt am liebsten einen guten frischen Boden, und dünget mit Kuh- oder Schaafmist. Der Pferdemist macht bey uns die Rüben bitter schmeckend. Werden die Rüben im späten Herbste ausgegraben: so wird das Land gewandt, und Roggen in die Furchen obenauf gesäet und eingeegget, welcher öfters sehr gut geräth; falls nämlich nicht zu früher Frost einfällt; auch der Rübenacker von Unkraut oder vielmehr Quecken rein gehalten gewesen ist. Das abgeschnittene Kraut von den Rüben, nachdem es abgewaschen geworden ist, wird entweder den Kühen, doch deßhalb, weil es sehr blähend ist, mäßig gefüttert; oder, wenn es in Menge vorhanden ist, zum Bedüngen der Stoppeläcker aufs beste angewandt.

Sollen die Rüben sich den Winter hindurch gut halten, und nicht verfaulen: so muß man sie recht auswachsen, und gehörig reif werden lassen; sie werden daher mit Anfange des Novembers, oder Ende des Octobers, bey trocknem Wetter, aufgegraben. Zum Viehfutter schneide man das Kraut sogleich nahe über der Rübe mit einem dünnen Scheibchen ab, schütte sie an einem luftigen Orte zum Trocknen in Haufen dünne zusammen, bringe alsdann, damit man das Magazin nicht sogleich anbrechen dürfe, vor der Hand einige in einen trocknen und luftigen Keller; die übrigen aber lege man an einem trocknen Orte, welchen die Sonne nicht trifft, in

in eine dazu gemachte Grube; oder falls man auf diese Art vor dem Wasser nicht sicher seyn sollte: schütte man sie über der Erde haufenweise, wie einen Zuckerhut, zusammen, und bedecke sie mit bloßer Erde und Rasen. Hier behalten die Rüben, weil die Feuchtigkeit nicht so leicht, als in einem dumpfichten Keller, in sie ziehen kann, bis zum Frühlinge ihren zarten Geschmack. Man kann sie nach und nach, wie man sie verbrauchen kann, wegnehmen; auch im Fall der Noth bey gar zu strenger Kälte sehr leicht vor dem Froste mit etwas frischem Pferdemiste oder kurzem Stroh bestreuen.

Zum Trocknen schickt sich die Guckelrübe am besten. Man suche zu dem Ende beym Aufnehmen die kleinsten und schönsten aus; schneide das Herz mit den Blättern über der Frucht ab; wasche und reinige sie von allem Unrathe; ziehe sie entweder geschält oder ungeschält auf Fäden, und hänge sie so, an einem trocknen Ort, an die Luft, oder noch besser in der Stube gegen den warmen Ofen, oder in einen nicht mehr zu heißen Backofen auf, nachdem das Brodt herausgenommen worden ist, damit die überflüßigen Säfte ausdünsten. Hierauf schneide man sie nach und nach, so wie sie trocken werden, mit einem scharfen Messer, gleich den Türkischen Bohnen, in lange, schräge, ganz feine Streifen, packe sie sodann ganz fest in steinerne Kruken, und hebe sie zum Gebrauche auf.

Rübsen, ist mit Rübe nicht zu verwechseln; obschon diese Pflanzen beyde nahe mit einander verwandt sind, und wahrscheinlich ist, daß die eine aus der andern durch allmäliges dicker oder dünner Säen des Saamens entstanden seyn könne. Man unterscheidet zwo Sorten, den sogenannten **Sommer-** und **Winterrübsen**. Der letztere wird vor dem Winter, zu Anfange, oder höchstens gegen die Mitte des Septembers, gesäet, bleibt den Winter über im Lande stehen, blühet im May des folgenden Jahres, und giebt gegen Ende des Jun. reifen Saamen. Die Sommerart wird gegen Johannis, auch wohl früher ausgesäet, und der Saame davon im nächst folgenden Herbste eingeärndtet. Der Saame von der Wintersorte ist größer, und wird auch theurer bezahlt, als von der Sommerart; so wie letztere auch dem Mißgerathen eher unterworfen ist. Das Land muß so gut seyn, als es nur immer zum Winterwaizen gebraucht werden kann; muß auch gut gedünget werden. Die Zurichtung des Ackers ist die nämliche, wie bey dem Winterwaizen. Der zur Saat zurechte gepflügte Acker wird mit der Egge überzogen, hierauf der Saame obenauf gesäet, und der besäete Acker nochmals mit der Egge überstrichen, damit der Saame unterkomme. Wenn der Frost eingefallen ist: so kann der Acker, wenn er besonders stark und tüchtig gedünget worden ist, mit den Schaafen behütet werden, weil das Abfressen der Blätter den Wurzeln eben nicht schadet. Wenn im Sommer die meisten Schoten gelblich sind: so ist die Zeit der Aerndte nahe. Die abgemäheten Stengel werden von einigen Landwirthen zusammengetragen, und auf dem Acker in Haufen gelegt, damit die noch nicht völlig reifen Schoten durch die Erwärmung in den Haufen vollends nachreifen, und bey dem Dreschen besser herausgehen mögen; hierauf wird das Ausdreschen auf dem Acker und auf untergebreiteten Planen vorgenommen. Andere aber führen den abgemäheten Rübsen nach Hause in die Scheune, und legen daselbst die

die Stengel über einander zur Erwärmung; wenn sie nun solche hinreichend vermerken: so schreiten sie zum Ausdreschen. Bey dem Einfahren des Rübsens müssen große Tücher auf dem Wagen ausgebreitet werden, damit durch das Fahren kein Saame verloren gehe. Nach dem eingeärndteten Rübsen kann die Stoppel sofort umgepflüget, und der Acker im nächstfolgenden Herbste mit Winterwaizen oder Roggen, oder auch künftiges Frühjahr mit Sommerroggen oder Gerste besäet werden.

Zum Sommerrübsen wählt man Acker, der zuvor allerley Getraide getragen haben kann, wie es etwa das Locale bewährt haben mag, wobey alles gilt, was zuvor von der Bestellung und dem Einärndten des Winterrübsens gesagt worden ist. Eine zur Saatzeit eingefallene anhaltende Dürre kann der Frucht Schaden bringen, weil die Erdflöhe sich bey der trockenen Wärme viel häufiger einfinden, und die jungen Pflanzen verzehren; auch hat der Sommerrübsen einen gefährlichen Feind an einer weißen Made, welche die Saamenschötchen und Saamen, noch vor der Reife, ausfrißt. Weil die Schötchen davon durchlöchert, und einer Flöte oder Pfeife ähnlich werden: so pflegt man den Wurm den Pfeifer zu nennen.

Der Rübsen wird wegen des Saamens, woraus Oel gepreßt wird, hauptsächlich mit Vortheil gebauet, weil man das Oel nicht nur zum Brennen, sondern auch zum Seifensieden gebraucht. Hin und wieder wird das Oel von gemeinen Leuten so verspeiset, daß sie solches über ein gelindes Kohlfeuer setzen, ein Stück saures Brodt hineinlegen, und damit das Herbe und Unangenehme des Oels vermindern. Klein gestoßene Kohlen verrichten dieses noch besser, wenn auf gleich Weise damit verfahren, und sodann das wieder kalt gewordene Oel von dem Kohlensatze behutsam abgegossen wird. Das in dem Satze noch zurückbleibende Oel kann in einem leinenen Tuche ausgerungen, oder in warmem Wasser zum Obenaufschwimmen gebracht, und abgeschöpft werden. Die grünen Blätter des Winterrübsens geben zur Frühlingszeit, wenn es noch an grünen Salatkräutern mangelt, den angenehmen sogenannten **Rübsensalat**, welcher zugleich die Stelle einer guten Blutreinigung vertreten, auch die stockenden Säfte auflösen und beweglicher machen kann. Das Stroh wird zum Einstreuen gebraucht; auch wohl im Winter den Schaafen vorgelegt. Das Rübsenkaff wird wie anderes Kaff zur Fütterung gebraucht. Die Oelkuchen sind dem Viehe eben so zuträglich, als die von Leinsaamen, und die Blumen geben den Bienen eine sehr reiche Honigtracht.

Ruchgras, Ruchgras, Anthoxanthum odoratum L., ein bekanntes, auf unsern Wiesen und Weiden wachsendes, nützliches Gras, welches zeitig im Frühjahre hervorwächst, allem Viehe sehr zuträglich, und also eines der allernützlichsten Gräser ist. **Wurzel:** eine Anzahl weißer Fasern; **Stengel:** dünn, glatt, gegliedert, 8 — 10 Z. lang; **Blumen:** auf den Enden der Stengel, in länglichen, eyrunden, lockern Aehren; die Blümchen fast gestielt, und länger als die Grannen, gemeiniglich gelblichgrün; blühen früh im May. Es unterscheidet sich dieses Gras leicht von andern durch seinen lieblichen Geruch. Dieser ist an der Wurzel sehr stark, bisamhaft und widrig; an dem Kraute aber gelinder und angenehm,

nehm, und dem Geruche des Waldmeisters oder Meliloten gleich. Der Geruch ist diesem Grase jederzeit eigen; doch während der Blüthzeit ist er am stärksten; auch dauert derselbe viele Jahre, wenn es gut getrocknet ist; der Geschmack ist süßlich und angenehm. Wo das Rüchgras von Natur auf einer Wiese angetroffen wird, da vermehrt es sich von selbst sehr leicht, sowohl durch den Saamen als durch die Wurzel; besonders wenn dergleichen Wiesen etwas spät gehauen werden, daß der Saame mehrentheils reif ist. Der Saame kann, sobald er zu bekommen ist, schon im Sommer oder im Herbst, gesäet, und in einem recht fein gemachten Boden ganz seicht eingeharkt werden. Er geht bald auf, und das junge Gras bedeckt in kurzer Zeit die ganze Oberfläche. Es ist auch der Saame zum Aussäen leicht zu erhalten, wenn man nur Achtung giebt, wenn die Aehren anfangen gelblich zu werden; alsdann fällt derselbe gleich aus, wenn man daran klopft.

Rühren, ruhren, heißt in einigen Ländern das zweyte, dritte, oder alles, auf das erste Umpflügen oder Brachen folgendes, Wenden des Ackers. Gemeiniglich wird der gebrachte oder gewandte Acker mit dem Hakenpfluge oder Ackerhaken queer überfahren, und die umgerissene Erde, welche zuvor nach der Länge des Ackers geht, wieder in der Mitte, oder nach der Queere entzwey gerissen, welches letztere auch Queeriren genannt wird. Es wird auch, wo es mit dem Pflug geschieht, Vierarten oder Vieräheren (viermaliges Pflügen) genannt.

Rührnagel, ein hölzerner Nagel, welcher in der Mühle von der Rumpfmulde in das Loch des Läufers reicht, dort an die Zähne des eisernen Ringes streift, und dadurch das Rütteln der Rumpfmulde verursacht, damit solche die Körner in das Loch des obern Mühlsteines streue.

Rührstecken, sind in der Oelmühle unten in Gestalt eines Queris gestaltete Stecken, welche in den Kessel gehen, wenn der Saame geröstet wird, solchen umrühren, und durch das Mühlenwerk in Bewegung gesetzt werden, so daß an die Daumwelle der Mühle, dem Wärmofen gegenüber, ein einscheibiger Trilling befestigt ist. Dieser greift in ein Stirnrad von 36 Kämmen, und setzt mit demselben die daran befestigten Rührstecken in Bewegung. Es ist eine Holländische Einrichtung; man erspart dadurch so viel, daß keine Person gehalten werden darf, den Saamen mit dem Stecken umzurühren.

Rüsselholz, ist bey den Holzflößen auf der Elbe eine gute sogenannte Vermachstange.

Rüsselkäfer, Curculio L., ein ansehnliches, überaus schädliches Insectengeschlecht mit ganzen Flügeldecken, welches seinen Deutschen Namen von der langen, rüsselförmigen Schnauze erhalten hat. Die allgemeinen Kennzeichen sind die Fühlhörner, welche nur ein wenig keulförmig sind, und auf dem Rüssel sitzen, der ein hornartiger Fortsatz ist. Die Larve hat einen harten, schildförmigen Kopf, wodurch sie geschickt wird, in das Getraide und andere harte Saamen einzubohren, als wovon die meisten Arten dieses Geschlechts leben.

Man macht fünf Abtheilungen von unsern Europäischen Rüsselkäfern, von denen die meisten nicht viel größer; einige aber noch kleiner sind, als eine Laus.

In der ersten Abtheilung ist der merkwürdigste der sogenannte Kornwurm, nämlich der rothe und schwarze, welche beyde viel Schaden in dem Getraide anrichten.

Der rothe Kornwurm, C. frumentarius L., hat anfänglich eine weiße Farbe; wird aber mit der Zeit immer röther und röther, und hält sich häufig auf den Kornböden auf, wo er in die Körner ein Loch bohrt, und in jedes Körnchen nur ein Ey legt, darin die auskriechenden Jungen, welche sich von dem Mehle der Getraidekörner nähren, und darin bis zu ihrer Verwandlung bleiben, Platz und Nahrung finden. Die Größe dieses Rüsselkäfers beträgt nicht mehr, als die Größe eines Flohes.

Der schwarze Kornwurm, C. granarius L., welcher fast eben die Größe hat, wie der vorhergehende, ist gemeiniglich nicht ganz schwarz; sondern schmutzigaschgrau. Er hat ein Bruststück, welches so lang ist, als die Flügeldecken; auch trägt er den Kopf und Rüssel niederwärts gebogen. Er hält sich nicht nur im Korn; sondern auch in der Gerste, im Haber, im Reis und in allerley Arten von Getraide auf.

Die zwote Abtheilung der Rüsselkäfer besteht aus denjenigen, welche zwar ebenfalls lange Rüssel haben; aber durch ihren dicken Schnabel und durch ihre Springfüße sich von den Rüsselkäfern der ersten Abtheilung unterscheiden. Sie sind durchgängig sehr klein, und meistentheils schwarz, oder braun, oder bleyfarbig. Man findet dergleichen springende Rüsselkäfer auf dem Grase und der Saat, auf den Eichern, Weiden, Buchen und andern Gewächsen, von denen Linnäus die Benennung der verschiedenen Arten hergenommen hat.

Zur dritten Abtheilung gehören die Langschnäbel mit gezähnelten Schenkeln, deren es so viele Arten giebt, welche in Ansehung ihrer Farbe sehr verschieden sind, und auf den Fichten, Tannen, Aepfel- und Kirschbäumen, Haselsträuchern und andern Gewächsen gefunden werden.

Unter die vierte Abtheilung gehören die Kurzschnäbel mit gezähnelten Schenkeln. Durch Kurzschnäbel werden aber hier diejenigen Rüsselkäfer verstanden, deren Rüssel verhältnißmäßig etwas kürzer sind, als bey den Rüsselkäfern der vorhergehenden drey Abtheilungen; der Rüssel nämlich ist nicht so lang, als das Bruststück. Diese Kurzschnäbel mit gezähnelten Schenkeln halten sich auf den Birn- und Pflaumenbäumen, Birken, Haselstauden, Brennnesseln und andern Pflanzen auf, von deren Blättern sie sich nähren.

Die fünfte Abtheilung enthält zwar auch ebenfalls Kurzschnäbel; die sich aber von den kurzschnäbeligen Rüsselkäfern der vierten Abtheilung dadurch unterscheiden, daß ihre Schenkel glatt und ohne Stacheln sind. Sie nähren sich von den Blättern der Gewächse. Einige Arten erreichen die Größe eines Mistkäfers.

Mit den jetzt beschriebenen Insecten hat dasjenige Geschlecht, welches in dem Linnäischen System den Namen Attelabus führt, in verschiedenen Stücken eine Aehnlichkeit; daher ihm Sulzer den Namen Afterrüsselkäfer gegeben hat. Diese Käfer haben zwar keinen solchen Rüssel, wie die eigentlichen Rüsselkäfer; sondern nur eine sehr kurze Schnauze; aber einen länglichen, hervorstehenden, und gleichsam einen Rüssel vorstellenden, Kopf, welcher hinterher verdünnet und niedergebogen ist. Die Fühlhörner sind fadenförmig, und

werden

werden nach der Spitze zu dicker. Die meisten Käfer dieses Geschlechts sind schwarz; einige aber grau, und andere noch anders gezeichnet. Viele leben von den Blättern der Pflanzen; einige aber fallen andere Insecten an, und tödten sie. Zu den erstern gehören diejenigen Afterrüsselkäfer, welche man auf den Birken und Haselstauden antrifft. Jene, Attebalus Betulae L., welche ganz schwarz und mit Springfüßen versehen sind, nagen die Blätter der Birken dergestalt ringsherum ab, daß sie wie gekräuselte Manschetten aussehen; daher sie Müller Blattkräusler nennt. Die Bewohner der Haselstauden, Attebalus Coryli L., welche ebenfalls schwarz sind, aber rothe Flügeldecken haben, pflegen die Blätter der Haselstauden zusammenzurollen, und die Oeffnungen ihrer Rollen an beyden Seiten zu verschließen. Man hat ihnen daher den Namen Rollendreher gegeben; der aber auch auf viele andere Insecten paßt.

Unter den übrigen Afterrüsselkäfern, welche sich von andern Insecten nähren, ist der Attebalus Apiarius, der Bienenfresser, zu merken. Kopf und Bruststück sind schön blau, die Flügeldecken roth und mit drey violetfarbigen Streifen geziert. Der untere Körper nebst dem Bruststücke ist mit weißen Härchen besetzt. Die Larve hat einen schwarzen muschelartigen Kopf, der mit einem starken Zangengebiß versehen ist, und einen rothen, glänzenden, glatten Körper. Sie durchbricht mit ihrem Zangengebisse die festen, aus kleinen Steinchen zusammengeleimten, Nester der wilden Bienen, die man Mauerbienen zu nennen pflegt, und frißt die darin befindlichen jungen Bienen auf. Eine andere schwarze, mit weißgestreiften Flügeldecken versehene, Art, welche Linnäus, wegen der ameisenartigen Gestalt, Attebalus formicarius nennt, pflegt die Speckkäfer anzufallen, und umzubringen.

Rüster, der Name eines wilden Baumes, der in hiesigen Gegenden gebräuchlicher ist, als der Ulmen- oder Ilmenbaum.

1) Gemeiner breitblätteriger Rüster, Ulme, Leim- oder Fliegenbaum, Ulmus campestris L. Die Wurzel breitet sich weit aus, und die Pfahlwurzel geht so tief in den Boden, als sie keinen Widerstand findet. Der Stamm wächst langsam; erreicht aber mit der Zeit eine ansehnliche Höhe und Stärke; ist öfters knorrig, und mit einer dicken, schwammigen, rauhen und rissigen Rinde versehen. Die Blüthbüschel kommen vor den Blättern im März und April hervor; die Früchte machen große runde, dicht in einander gewachsene, Büschel, und der Saame ist schon zu Ende des May oder zu Anfange des Jun. reif. Er fällt leicht aus; daher er um diese Zeit gesammlet werden muß; es ist auch am besten, solchen sogleich auszusäen, da dann die jungen Pflänzchen im August hervorkommen. Es kommen aber die Rüster sowohl in den niedern fruchtbaren Auen und Laubhölzern, als auf trockenen Hügeln und in Gebirgen fort. Der breitblätterige Rüster wird in einem feuchten und fruchtbaren Boden allemal besser gedeihen, als in einem schlechten und trocknen; worinn jedoch der kleinblätterige ganz gut fortkommt. Es verlangen aber die Rüster einen freyen Stand, wenn sie gut aufwachsen sollen; doch dürfen sie auch nicht einzeln stehen, weil sie sodann, aus Mangel des Schutzes, nicht gut aufwachsen. Alle Arten von Rüstern haben eine starke ästige Wurzel, die, da

sie sich sehr ausbreitet, eine große Menge Sprossen hervortreibt, so daß in wenig Jahren ein Platz, wo wenig Stämme stehen, in ein sehr einträgliches Schlag- oder Unterholz verwandelt werden kann; auch treibt der Wind den Saamen weit umher, daß man solchen auch an den Bergen, zwischen Moos und Gesteinen, aufgehend erblickt. Zweyerley Zufälle verändern die Aeste und Blätter der Rüster. Die jungen Zweige, die sonst rund sind, und eine glatte Rinde haben, werden zuweilen platt, sehr rissig, schwammig, auch krätzig an der Rinde, und haben kein rechtes Wachsthum, woraus man ohne Grund eine besondere Gattung, unter dem Namen des Lein- oder Fliegenbaumes, hat machen wollen. Es ist dieses etwas Fehlerhaftes, woran Grund, Lage und Alter ihren Antheil haben können. Andere wollen die Benennung Fliegenbaum daher ableiten, weil öfters im Jun. eine große Menge Fliegen sich darauf aufhalten, die ihre Eyer in die Blätter legen, worauf das Laub zusammen schrumpft, und in Blasen aufschwillt, welche außer den jungen Würmern mit einer besondern Feuchtigkeit erfüllt sind. Das Insect heißt Aphis Ulmi.

2) **Kleinblätteriger Rüster.** Dieser unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch die kleinern Blätter; hat aber ein festeres Holz, welches dem Eichenholze fast gleichkommt. Münchhausen versichert aus Erfahrung in seinem Hausvater, Theil V, S. 349, daß, wenn man wildgewachsene Rüster aushebe, und in den Garten pflanze, solche große Blätter erhielten; die Blätter aber von der breitblätterigen Art mit dem zunehmenden Alter der Stämme immer kleiner und schmäler würden. Man kann also den breitblätterigen Rüster für die Stammart der so mancherley Abarten annehmen. Diese sind: a) Größer- und rauhblätterige Englische Ulme, welcher breitere und rauhere Blätter, als der ersten vorhergehenden, zugeeiget werden. b) Klein- oder schmalblätterige Cornwallulme, hat eyrunde und lebhaft grüne Blätter. c) Witsch- oder Schottische Ulme, hat sehr große, längliche und rauhe Blätter, und macht einen sehr hohen und starken Stamm. d) Holländische Ulme, hat große, scharf gespitzte, sehr rauhe Blätter. e) Gelbgestreifte Ulme. f) Weißgestreifte. g) Weißbestreifte. Die Sorten mit gestreiften Blättern machen einen schönen Effect, und können durch Absenker oder durch Pfropfen fortgepflanzt werden.

Alle Rüster oder Ulmen sind zu mancherley Arbeiten außerordentlich brauchbar, z. E. zu den meisten Arten von Rademacherarbeiten, unterirrdischen Wasserröhren, Wasserpumpen, ꝛc. Sie müssen, im Ganzen genommen, jung verpflanzt werden, wenn sie etwa 4—8 F. hoch sind. Indessen lassen sie sich auch, wenn sie älter sind, noch ziemlich gut verpflanzen, und fast besser, als irgend eine andere Art von Bäumen, weil sie mit zahlreichen, nahe unter der Oberfläche der Erde waagerecht umher ausgebreitet liegenden, kleinern Wurzeln und Wurzelfasern versehen sind, und daher 15—20 F. hohe, und noch höhere Stämme ohne Gefahr versetzt werden können. Sie lassen sich oft leicht so ausheben, daß sie ihre feinen Wurzeln in einem großen Umfange, und nicht selten sogar auch einen Ballen Erde um dieselben behalten; wenn sie daher dann nur in eine fein geräumige Grube verpflanzt werden: so werden sie sehr leicht anschlagen,

und

und fortwachsen. Der Gipfel oder das Leitreis der zu pflanzenden jungen Bäume muß nie verkürzt; nur die größten Seitenzweige müssen weggeschnitten, auch nur diejenigen kleinen Zweige beybehalten werden, die zur Circulation des Saftes nöthig sind. Man pflanze sie aber nicht zu tief; sondern so, daß ihre Wurzeln entweder mit der Oberfläche der Erde gleich, oder lieber etwas über derselben bleiben; auch werfe man über denselben einen kleinen Erdhaufen auf, damit sie die Sonne nicht austrocknen könne. Die Gruben, in welche man sie pflanzt, müssen 1½ F. tief, und 3 F. weit ausgegraben seyn; der oben gelegene Rasen muß unten in die Gruben geworfen, und auf denselben wiederum so viel Erde geworfen werden, als es die, für den einzusetzenden Baum nöthige, Tiefe erfordert.

Der Gartenkünstler kann von den Rüstern oder Ulmen einen mannichfaltigen Gebrauch machen. Ihrem natürlichen Wuchse überlassen schicken sie sich gut zu Alleen, entweder allein, oder mit andern ansehnlich hohen Laubbäumen gemeinschaftlich, und zur Bekränzung geräumiger Rasenplätze in Parks, theils um Schatten zu geben, zu welchem Zwecke sie entweder zu Dickichten, oder zu Gruppen, oder auch einem schattigseynsollenden Wege zur Seite entlängs in einer Reihe her gepflanzt werden können; theils, wo Schutz nöthig ist, zur Beschützung, in welcher Absicht sie zu Hainen, zu Dickichten, zu Gruppen, oder auch in einzelnen Reihen, alle nur ganz wenig von einander entfernt, gepflanzt werden können, um die Heftigkeit ungestümer Winde zu brechen, und kalte Winde abzuhalten; um sowohl das Wohnhaus, als auch einzelne besondere Theile des Gartens zu schützen. Auch auf ausgedehnten freyen Plätzen machen sie, wenn einige in gerade Reihen, andere in Gruppen, und einige isolirt gepflanzt werden, einen schönen verzierenden Effect; doch darf in keinem Falle an ihnen etwas geschnitten werden, außer daß man etwa aus ihrem Schafte hervortreibende große Seitenschüsse wegnimmt, und etwanige zu unregelmäßig umherschweifende Zweige ihrer Krone verstutzt. Zu einer ihnen zu gebenden gewissen Form schicken sich die Rüster gleichfalls sehr gut. Sie geben schöne, hohe, ansehnliche Hecken, die, wenn es nöthig ist, unter der Scheere gehalten werden können, und bey einer Höhe von 10 bis 40—50 F. hoch dennoch ganz von unten bis oben hinauf völlig dicht sind.

Rüstleitern, Wagenleitern, die 9—10 Sprossen oder Schwingen haben.

Rüstloch, Löcher in den Mauern, worein die Rüststangen gesteckt werden.

Rüstnägel, starke Nägel, mit welchen die Karinen an die Rüstbäume eines Gerüstes angenagelt werden.

Rüstung, ein von Rüstböcken mit Rüstbretern belegtes Gestelle, worauf die Arbeiter stehen, wenn der Bau höher wird. Dergleichen Rüstungen sind, nach Beschaffenheit der Höhe der Stockwerke, mehrere über einander errichtet. Zu unterst werden erst niedrige Böcke gesetzt, und Breter darauf gelegt; auf diese wieder höhere Böcke gesetzt, und gleichfalls mit Bretern belegt, u. s. w. In großen Städten haben die Maurermeister vorräthige Rüstungen, welche sie den Bauherren gegen eine Erkenntlichkeit leihen.

Rü-

Rüstung, ein schweres Gerüste der Brunnenmacher, durch welches die Senkung der Brunnenmauer bewerkstelligt; auch bey dem Bohren nach der Wasserquelle ein fester Standort verschafft wird.

Rüstung, bey den Vogelstellern alles dasjenige, was man bey einem Vogelheerde an Bälgen, Ruhrstecken und anderm Geräthe nöthig hat.

Rüstzeug, ist in der Mechanik dasjenige Mittel, welches die Kraft vermögend macht, eine vortheilhafte Bewegung hervorzubringen. Einige nennen dergleichen auch eine einfache Maschine. Es werden hiezu gerechnet der Hebel, das Rad um seine Welle, Seil und Kloben, oder der Flaschenzug, die Schraube und der Keil, welche zwey letzten auf den Gesetzen der schiefen Fläche beruhen.

Ruheplatz, derjenige Raum bey hohen Treppen, den man gemeiniglich auf einander folgenden Stufen einer Wendeltreppe in einer Vierung anlegt, welche zu ihren Seiten die Breite der Treppen hat; wiewohl man auch zuweilen davon abgeht, und ihn als ein Rectangulum formirt. Dergleichen Ruheplätze, deren man nach 6, 9, oder aufs höchste 11 auf einander folgenden Stufen einen anzulegen pflegt, geben nicht nur den Treppen ein herrliches Ansehen; sondern sie haben auch den Nutzen, daß sie besser erleuchtet, die Sachen über solche bequemer hinaufgeschafft werden können, und daß man im Hinaufsteigen nicht so müde wird; auch nicht so gefährlich fallen kann, als solches bey Treppen geschieht, die von einer ziemlichen Höhe in Einem fortgehen.

Ruhepunct, bey dem Hebel der Ort, wo er aufliegt; 2) bey Rädern oder Rollen die Bolzen oder Zapfen, worauf sie sich umdrehen.

Ruhrkraut, Filz- oder Fadenkraut, Filago. Die Arten sind folgende.

1) **Gemeines Ruhrkraut mit rundlichen Blüthköpfchen, Feldkätzlein, Hynschkraut, Engelblume**, F. Germanica L., wächst auf trocknen Hügeln und Aeckern zwischen den Stoppeln häufig. **Stengel**: wollig, zweytheilig-rispig, von unten bis oben blätterig, 1 F. hoch, die am spätesten blühenden Zweige höher, als die zuerst blühenden; **Blätter**: lang, schmal, spitz, weißlich; **Blumen**: auf den Enden (in den Winkeln, Linn.), gerundet, steifborstig, blaßgelblich. Die Saamen tragen eine Federkrone. Das Pflänzchen hat eine zusammenziehende und austrocknende Kraft, und wurde ehedem wider den Durchfall und andere Blutflüsse gebraucht; jetzt aber nicht mehr. Die Viehärzte allein bedienen sich noch dessen wider die Würmer; glauben auch, daß dadurch das Wiederkäuen befördert werde.

2) **Vielzweigiges Ruhrkraut mit seitwärts gestellten länglichen Blüthköpfchen, oder vielmehr Blüthähren, Ackerfadenkraut**, F. arvensis L., wächst überall auf sandigen Feldern. **Stengel**: rispenförmig, weißgrau, 10—12 Z hoch; **Blätter**: länglich, schmal, weißgrau, durchaus wollig; **Blüthen**: mit wolligen Fäden überspannen.

3) **Vielzweigiges Ruhrkraut, dessen Blüthähren an der Spitze der Zweige stehen**, F. montana L., wächst auf dürren Feldern. **Blätter**: länglich, schmal, weißgrün; **Blumen**: mehr grün, als weiß, wollig, kegelförmig.

4) Ohn-

4) Ohnstengeliges Ruhrkraut, F. acaulis L. Vaterland: das südlichere Europa, in ausgetrockneten Sümpfen; Stengel: ungetheilt, 2—3 Z. hoch; Blätter: eyrund, länglich, weißgrau, die Blumenblätter größer; Blumen: auf dem Stengel, ungestielt. Ein sehr artiges Gewächs; es kommt in Holland aus ausgefallenen Saamen jährlich von sich selbst fort.

Ruhrvogel, ein Vogel, welcher auf dem Heerde an ein langes, hierzu bereitetes, Hölzlein dergestalt angebunden, oder angestillet wird, daß solches Hölzlein durch einen langen, in die Vogelhütte reichenden, Faden von dem Vogelsteller angezogen, und der Ruhrvogel auf und nieder zu fliegen bewogen werden kann. Merkt man, daß fremde Vögel angeflogen kommen: so zieht man den Faden an; zugleich fliegt auch der Ruhrvogel etwas in die Höhe. Wenn nun solches jene Vögel sehen: so bequemen sie sich bald zum Anfluge, und eilen auf die hiezu bereiteten Anfälle. Hieselbst kommen ihnen die sogenannten Vorläufer ins Gesicht, weßwegen sie sich zu ihnen nahen, und alsbald in den Heerd fallen. Es ist nicht leicht, einen Vogelheerd anzutreffen, wo nicht ein Ruhrvogel (der so genannt wird, weil er mit dem Faden gerührt wird) vorhanden wäre. Die Ruhrlerchen werden nur an das linke Bein angeschleift.

Rum, Ram, Drum, Rumbillion, eine Gattung von sehr starkem Branntwein, welcher aus dem Saft des Zuckerrohrs, oder vielmehr aus den übrig gebliebenen Unreinigkeiten des Zuckerrohrs abgezogen, und bey uns meistens zu dem sogenannten Punsch verbraucht wird.

Rumpf, Rump, in der Mühle ein viereckiges, oben weit, unten enge, in Gestalt eines Trichters, gemachtes hölzernes Gefäß, worein die Körner, welche geschroten oder gemahlen werden sollen, geschüttet werden, die aus demselben nach und nach auf den Stein zum Mahlen, und von diesem ferner in den Kasten fallen.

Rumpf der Kacheln, der innere Kranz einer Ofenkachel, worauf das sichtbare Blatt der Kachel zu liegen kommt. Dieser kommt in den Ofen, und wird, wenn der Ofen gesetzt wird, mit Lehm und kleinen Steinen ausgefüllt, um dem Ofen Festigkeit zu geben. Er ist länglichrund und hohl, und steht hinter dem Blatt ungefähr 2 Z. vor.

Rumpfleder, das obere Leder eines 4 bis 5jährigen Rindes. Es hat große Narben, und wird nur zu stark seynsollenden Schuhen und Stiefeln genommen.

Rumpfleiter, ein Rahm, der in schräger Richtung über den Mühlsteinen liegt, unten auf den Docken ruht, und den Rumpf der Mühle trägt. Die Rumpfleiter kann von den Mühlsteinen abgenommen werden, wenn diese geschärft werden sollen; denn die Rumpfleiter ist oben an der sogenannten Stütze befestigt. Diese hat einen Arm, wodurch sie nebst der Rumpfleiter umgedrehet, und abgenommen werden kann.

Rumpfloch, ein Loch am Beutelkasten.

Rumpfmulde, die kleine Mulde, welche die aus dem Rumpf fallenden Körner auffängt, und auf den Bodenstein schüttet.

Rundung, bey der Jägerey ein Weg, welcher in einem Holze rundherum gehauen, und also ⊕ bezeichnet wird. Wenn mehr Rundungen in einem Walde sind: so werden sie mit 1, 2, und so weiter, bezeichnet. Eine halbe Rundung ist ein Weg, welcher in Gestalt eines halben Zirkels gehauen ist. Unter einer Jagensrundung wird der Bogen verstanden, welcher hinten im Jagen gestellt wird.

Runge, ein großer Nagel oder Spitzbolzen beym Wasserbau.

Rungen, die vier Stangen oder Pfosten, die in den Rungeschemeln eines Bauerwagens von beyden Seiten der Achse schräge eingesteckt werden, und die Leitern halten.

Rungeschemel, Rungestock, ein dicker länglicher Kloß, der auf der Mitte der Achse eines Bauerwagens aufgenagelt wird, damit die Räder nicht weiter gehen können, als sie sollen; auch die Ringe darein befestigt werden können. Er wird überdieß noch mit den Tragerinken an der Achse befestigt.

Ruß, Rus, Fuligo, der flüßige Theil, welcher aus allen, durchs Feuer verzehrten, verbrennlichen Dingen, den Schwefel und Weingeist ausgenommen, durch den Rauch aufsteigt, sich in dem Rauchfange ansetzt, und bald mehr dicht und fest, bald mehr locker erscheint; daher man auch den glänzenden Spiegel- oder Glanzruß von dem lockern und leichten Ruß unterscheidet. Der Flatterruß fängt zwar leicht Feuer; kommt aber für sich selbst nie in eine Flamme; doch kann er nahe anliegendes sehr trocknes Holz, wie solches in den nicht gemauerten Schornsteinen ist, anstecken, oder in Flamme bringen. Deßhalb muß die Policey in Städten und Dörfern darauf halten, daß die Schornsteine, zur Verhütung einer Feuersbrunst, fleißig gefegt, und rein gehalten werden. Der Glanzruß hingegen verbrennt mit einer hellen Flamme; daher solcher von den Schornsteinfegern abgekratzt werden muß. Der meiste Glanzruß befindet sich in der Nähe der Ofenlöcher. Die Hausbewohner können ihn vertilgen, oder unentzündbar machen, wenn sie denselben mit naßgemachtem Lehm überall von Zeit zu Zeit bestreichen. Sollte der Ruß eines Schornsteins zum Glimmen oder Brennen kommen: so muß man, wenn es die Gelegenheit zuläßt, in dem Schornsteine, durch angebrachte eiserne Klappen, oder mit Pferdemist, nassem Heu, oder kurzem Geströhde, angefüllten nassen Säcken, welche von obenher in den Schornstein eingelassen werden, den Luftzug verhindern. Auf solches Rußbrennen gegossenes oder gespritztes bloßes Wasser vermehrt das Brennen. Nur Salzwasser, oder Aschenlauge ist hier dienlich. Kurzer, feuchter, angeworfener Pferdemist kann auch helfen. Ist aber mit dem allem nicht gleich hinaufzukommen: so muß man in einer, mit glühenden Kohlen angefüllten, Pfanne Schwefel in genugsamer Menge anbrennen. Der davon aufsteigende Dampf verursacht, daß das Feuer ausgehen muß. Es muß aber die Pfanne mit dem brennenden Schwefel gerade unter dem Schornsteine stehen, damit sich der Schwefeldamf desto besser in die Höhe ziehen könne. Durch Schießen nach dem Schornstein hinauf kann das Brennen desselben auch getilgt werden; es müssen aber die Mauern desselben so stark seyn, daß sie davon nicht zerplatzen, und die Gefahr vergrößern. Uebrigens kann der abgesetzte

Ruß gesammelt, eine gute Düngung auf Wiesen und Feldern abgeben; wie man denn auch in den Gärten die jungen Pflanzen wider die Erdflöhe damit bestreuet.

Rußhütte, eine Hütte im Walde, worinn Kienruß gebrannt wird.

Rustbaum, Rüstbaum, ein starker senkrechter Baum, dergleichen den vornehmsten Theil eines Baugerüstes ausmachen.

Ruthe, das größte Maaß in der Geometrie, alle Arten der Größe darnach auszumessen, und ihren Inhalt auszusprechen. Es besteht ihre Eintheilung heut zu Tage meistens aus Decimaltheilen; weßhalb sie auch Decimal- oder geometrische Ruthe genannt wird, zum Unterschiede einer Landruthe, nach eines jeden Orts angenommenem Maaße, welches bald aus 12 Fußen, wie die Rheinländischen Ruthen, bald aus 14—15 F., wie in der Mark Brandenburg, bald aus 16 F., u. dergl. m., besteht. Ein jeder Fuß von allen diesen Landesruthen hat 12 gleiche Theile, die man Zolle nennt. Unter denselben ist vor allen andern die Rheinländische Ruthe zu merken, die 12 F., und 1 F. 12 Z. u. s. w. enthält, weil sie unverändert in der Meßkunst gebraucht wird. Es ist übrigens die Ruthe nach Art der Größe auch dreyerley, z. B. die Ruthe als Längenmaaß ist eine gerade Linie von willkührlicher Länge, die man nach Gefallen in kleinere Theile theilt, um die Länge aller Linien darnach abzumessen. Die beste oder bequemste Eintheilung ist in 10 Fuß, 1 F. in 10 Z.; diese in 10 Linien, u. s. w. Die Quadrat- oder Kreuzruthe, imgleichen das Flächenmaaß, heißt in der Geometrie ein Quadrat, das eine Ruthe lang und breit ist. Im Decimalmaaße hat sie 100 F.; im Rheinländischen aber 144 F. Die Cubikruthe, imgleichen Cubik- oder Körpermaaß bedeuten einen Würfel, der eine Ruthe lang, breit und hoch oder dick ist. Dergleichen Ruthe hat in der Decimalrechnung 1000 Cubikfuß; und ein solcher Fuß 10000 Cubikzoll. Nach Rheinländischem Maaße hält eine Cubikruthe 1728 Cubikfuße. Einige pflegen zwischen den Ruthen, Schuhen, Zollen, ꝛc. zwo Zwischenabtheilungen zu machen, nämlich Schacht und Balken, so daß eine Ruthe 10 Schacht, ein Schacht 10 Balken, und ein Balken 10 Fuße hat.

Ruthe, die starken Bäume einer Windmühle, aus welchen die Windflügel gebildet werden. Dergleichen Ruthen sind zwo. Jede besteht aus einem einzigen Baume, der senkrecht durch die Kammradswelle durchgelocht wird, so daß sie sich durchkreuzen, und eine sich dem Mühlhause mehr nähert, als die andere. Daher wird die erste auch die Hausruthe; die andere aber die Feldruthe genannt; denn diese wird vor der ersten eingelocht. Bey Bockmühlen pflegt eine solche Ruthe einige 60 F. lang zu seyn. Der Windmüller wählt zu jeder Ruthe einen Baum, der an beyden Spitzen nach der nämlichen Richtung etwas gekrümmt ist, damit dieselben bey der Bewegung nicht an das Mühlhaus stoßen. Die Krümmung der Hausruthe beträgt, da sie näher an der Mühle ist, 6 Z.; der Feldruthe ihre aber nur 3 Zoll.

Ryhnschlooth, der Schlooth oder Graben, welcher inwendig am Deiche zwischen dem Wege unter diesem und dem

Lande gezogen ist. Bey Poldern, oder trocken gemahlnen niedrigen Gründen, heißt er auch der außer dem Ringdeiche, zur Abführung des Außenwassers, herumgehende Graben.

S.

Saal, in Palläſten und großen Häuſern das Zimmer, welches unter allen andern, außer wenn eine Bildergallerie da ist, das größeſte ist, und worinn alle Feyerlichkeiten begangen werden. Wenn ein ſolcher Saal recht prächtig seyn soll: ſo muß er durch zwey Stockwerke hindurchgehen. Die Säle, welche nicht ſonderlich groß ſind, und deren Fußboden ein Quadrat, Achteck, rund oder oval ist, werden Salons genannt.

Saalleiſte, Saalband, Leiſte, die einſchließenden Kanten an den wollenen Tüchern. Man bedient ſich derſelben bey der Bienenzucht, indem man ſolche unten um die Bienenkörbe zu ſchlingen pflegt, daß zwiſchen dem Rande der Körbe und dem Bienenbrete, worauf die Körbe ſtehen, keine Oeffnung bleibe, wodurch fremde Bienen, beſonders aber Raubbienen, einſchleichen und rauben können; auch werden dergleichen Leiſten von gemeinen Leuten am Rande der Thüren und Fenſter angeſchlagen, daß Kälte und Wind nicht hindurchgehen können.

Saame, Geſäme, die Frucht der Blumen, wodurch alle Gewächſe erzeugt und fortgepflanzt werden. Ob nun zwar viele Gewächſe aus der Wurzel, den Knoſpen und Zweigen vermehrt werden können: ſo ſetzt doch dieſe Art der Vermehrung die erſtere voraus. Beyde ſind auch dadurch wirklich verſchieden, daß durch den Saamen eine neue Erzeugung und Fortpflanzung; durch die andern Theile aber nur eine Vermehrung geſchiehet. Dieſe hat auch nur bey einigen; jene aber bey allen Gewächſen Statt.

An einem vollkommenen und fruchtbaren Saamen kann man füglich 3 Stücke unterſcheiden.

1) Die **Einwickelung.** Dieſe iſt zwar ſehr verſchieden, wenn man auf das Zufällige, und die Frucht, welche den Saamen enthält, ſehen will; hier aber verſtehen wir die eigentliche Hülle, welche die beyden andern Stücke unmittelbar umgiebt, und welche in allen Saamen ſich immer gleich und ähnlich iſt. Es beſteht ſolche aus zwo über einander liegenden und mit einander genau vereinigten Häuten, davon die äußerliche dicker und härter; die innerliche aber dünner und weicher iſt; gemeiniglich ſind auch beyde der Farbe nach verſchieden. Am deutlichſten aber kann man ſolche unterſcheiden, wenn man den Saamen einweicht, da denn beyde ſich leicht von einander trennen laſſen, und die äußerliche zähe; die innerliche aber ſchwammig und ſaftig erſcheint. Unter dieſer doppelten Haut liegen zwey andere, unter ſich auf beſondere Weiſe vereinigte, Theile, davon einer immer größer iſt, als der andere, und dieſer mehr den innerlichen; jener aber den äußerlichen Platz einnimmt. Der größere und äußerliche Theil, von welchem die Größe und Geſtalt des Saamens abhängen, erhält verſchiedene Namen, als Secundina, Placenta, Medulla, u. ſ. f. Der gewöhnlichſte iſt Cotyledon; im Deut-

Deutschen heißt solcher der Saamenlappe, auch Saamenblatt; weil aber diese Benennungen nicht bey allen Saamen schicklich sind: so pflegt man lieber den Namen Kern zu gebrauchen.

2) Der andere und kleinere Theil stellt die künftige Pflanze im Kleinen vor, heißt Corculum, oder Plantula seminalis, und im Deutschen der Keim, das Herz oder Saamenpflänzchen. An diesem kann man deutlich zwey von einander unterschiedene Theile bemerken, nämlich den obern, oder aufwärts gerichteten, schuppigen oder blätterigen, und den untern, oder unterwärts wachsenden, walzenförmigen. Dieser wird Rostellum, das Häkchen oder Schnäbelchen, besser Radicula, das Würzelchen; jenes Plumula, die Feder, genannt.

3) Endlich bemerkt man auch an dem Saamen denjenigen Ort, womit solcher an dem Saamenhalter, oder an einem andern Theile befestigt gewesen ist, und nennt solchen Hilum, die Narbe. Diese ist zwar bey dem Saamen der Doldengewächse, der Beeren und vielen andern kaum sichtbar; kann aber füglich bey diesen, wie bey den Schoten, und andern, welche daselbst besonders gezeichnet und gefärbt sind, unterschieden werden, weil durch diesen Ort der Saame seine Nahrung erhält, und das Würzelchen beym Keimen hervorbricht.

Soll der Saame nicht nur gut aufgehen; sondern auch gute Früchte bringen: so muß er zur völligen Reife gekommen seyn. Diese kann man am besten aus dem Abfallen oder Losgehen derselben erkennen. Die Gefäße, welche den Nahrungssaft zuführen, werden endlich enger, und lassen denselben nicht weiter durch, daß daher das Wachsthum des Saamens aufhören muß. Bey saftigen Früchten schließt man auf die Reife des Saamens von der Zeitigung der Frucht; bey andern aber, welche den Saamen in trocknen Behältnissen enthalten, als Bohnen, Erbsen, Rübsen, auch bey der Wallnuß, Castanie und dergleichen, öffnet sich die Frucht, und läßt den Saamen von selbst, oder durch einige Beyhülfe ausfallen. Wenn ja dergleichen verschlossen bleibt: so ist doch das fleischichte Wesen des Fruchtbalges vertrocknet; öffnet man nun solchen: so ist der Saame nicht mehr daran befestigt; mithin völlig reif. Von dem in Zapfen befindlichen Saamen urtheilt man, daß er reif sey, wenn die Schuppen sich öffnen; da denn selbige auch leicht ausfallen. Von der Feuchtigkeit legen sich zwar die Schuppen wieder an einander; ob sie aber voll oder leer sind, muß man wohl untersuchen, damit man sich nicht betrüge, wenn man die ganzen Zapfen aussäet. Weil der Saame von den geöffneten Zapfen leicht ausfällt: so pflegt man solche noch geschlossen zu sammeln, hierauf in Kästen zu legen, und der Sonne und dem Thaue auszusetzen; da sich denn in kurzer Zeit die Schuppen öffnen, und der Saame auf den Boden des Kastens fällt. In einem Backofen das Aufschließen der Zapfen zu erzwingen, ist weniger sicher; sie können durch die Ofenhitze leicht zum Aufgehen untüchtig werden. Weil die trocknen Saamenbehältnisse an einem Stocke sich selten auf einmal alle öffnen; mithin wegen des Einsammlens viel Vorsicht nöthig ist, und, wenn man nicht einzelne Einsammlungen machen kann, viel Saamen ausfällt: so pflegt man auch die Schoten, Hülsen und Fruchtbälge, ehe sie sich öffnen, und wenn sie noch nicht völlig reif sind, abzunehmen; den Saamen aber darin noch einige Zeit

verschlossen zu lassen, und solchen an einem trocknen, sonnenreichen und luftigen Orte aufzuhängen; da denn der Saame in seinem Behältnisse, und wie die Schalen desselben vertrocknen, die nöthige Reife erlangen wird. Nicht allein aber wird der noch nicht ganz reif eingebrachte Saame auf diese Weise seine gehörige Reife erlangen; sondern auch längere Zeit gut, und zum Keimen tüchtig bleiben, wenn er lange Zeit in den Hülsen aufbewahrt bleibt; welches von manchen Landleuten die Ruhe genannt wird. Geruheter Lein, oder solcher, welcher in den Bollen oder Knoten ein auch mehrere Jahre auf dem Boden unausgedroschen geblieben ist, und zu seiner Zeit, etwa gegen die Saatzeit, erst gedroschen wird, gedeihet viel besser, als der nicht geruhete; wie solches in hiesigen Gegenden der Augenschein Jahr für Jahr ausweiset. Ein anderes Mittel den unreifen Saamen zur Reife zu bringen, ist eine Art Gährung, und wird von Reichhart (in dem 1sten Theile des Land- und Gartenschatzes, S. 85) also beschrieben. Die Stengel mit den Saamenbehältnissen werden bey trockenem Wetter abgeschnitten, und auf dem Boden, wie ein Heuschober, auf einander gelegt, so daß die Saamenhülsen inwendig, und die Stengel auswendig zu liegen kommen; worauf der ganze Haufen mit Brétern und Steinen beschweret wird. Nach einigen Tagen erhitzt sich der Schober, fängt an zu stinken und zu rauchen; da ist es denn Zeit, solchen von einander zu bringen, zu trocknen, und den Saamen gelinde auszuklopfen. Der ausgeschüttete Saame muß auf Tüchern an luftigen Oertern, wo keine Sonne hinscheint, dünne ausgebreitet, und öfters gewandt werden. Da auch die kleinen Vögel bereits die kaum im Anfange des Reifwerdens begriffenen Körner ausfressen: so muß man ihnen auf obbesagte Weise zuvorkommen; als welches bey sämmtlichen Kohl- und Rübengewächsen erforderlich ist. Solcher Saame, welcher, wenn er reif ist, leicht ab- oder ausfällt (z. B. von den Doldengewächsen), soll früh oder abends eingesammelt werden. Durch den Thau wird das Ausfallen verhindert; doch muß solcher nachher bey trockenem Wetter wieder der Luft ausgesetzt werden, damit er nicht die Feuchtigkeit behalte, und schimmle. Die Getraidesaamen müssen in ihren Aehren recht trocken eingebracht werden, damit sie sich gut ausdreschen lassen. Die besten Körner wählt man zur Saat; diese werden auf dem Boden dünn ausgeschüttet, und öfters umgewandt; besonders wenn in nassen Sommern das Getraide nicht allzutrocken hat eingescheuert werden können. Es ist gar nicht zu tadeln, wenn erfahrne Landleute die Saatgarben nur so obenhin vorschlagen, oder ganz leicht überklopfen, und die so behandelten Garben zu andrer Zeit völlig ausdreschen lassen. Sie gewinnen hiedurch die reifsten und vollständigsten Körner, und sichern sich auch in Ansehung des Waizens und der Gerste vor dem so schädlichen Brande, weil man analogisch von dem Hirsen schließen kann, daß die durch starkes Dreschen an- oder ausgeschlagenen Körner Brand hervorbringen. Denn aller gedroschener Hirsen erzeugt fast lauter Brandkörner; nur der aus den Rispen mit Händen ausgeriebene bleibt einzig und allein frey vom Brande; wie ich selbst solches sehr oft zu sehen Gelegenheit gehabt habe.

Das Einsammlen des Saamens von manchen Bäumen, z. B. von der Birke, Erle, Weide und Pappel, will nicht immer

mer glücken. Wartet man, bis die Saamen recht reif sind: so fallen sie bey dem gelindesten Rütteln ab; sammelt man sie aber, ehe sie völlig reif sind: so gehen sie nicht auf; da hingegen kommen sie vollkommen gut fort, wenn sie sich selbst verstreuen.

Um überzeugt zu seyn, daß der Saame reif, gut und zum Keimen tüchtig sey, muß derselbe seine gehörige Größe, Gestalt und Schwere haben; er darf nicht runzlich, sondern glatt; er muß wohl behalten, nicht von Würmern angestochen und durchfressen seyn. Die madigen Erbsen könnten etwa eine Ausnahme machen, weil die Maden nicht den Keim gern berühren, und sich mehr an den Saamenlappen zu halten pflegen. Unter den guten Saamenarten stecken auch öfters schlechte, welche nur die Nothreife erlangt haben. Dieses hat besonders bey dem Baum- und Getraidesaamen Statt. Wenn, wie zuvor von dem Hirsen gesagt worden ist (in hiesiger Gegend wird der weiße Hirsen sehr stark gebauet), der gedroschene lauter Brand bringt: so kann solches wohl auch hauptsächlich daher kommen, daß so viele, nicht völlig reife, Körner unter dem Ausdrusche sich befinden, da man hieselbst, wenn diese Feldfrucht geschnitten wird, die vollständigsten, größten und reifsten Rispen aussucht, in Bündchen bindet, auf dem Boden aufhängt, und zur Saatzeit erst die Körner mit Händen austreibt.

Wenn man Saamen von andern Leuten erkaufen muß: so stellt man gern kleine Versuche an, ob man mit dem Saamen auch nicht betrogen sey. Man nimmt zur Winterszeit einen kleinen, mit Erde angefüllten, Scherbel, und setzt ihn an oder auf den warmen Ofen, doch so, daß er nicht zu warm steht; ferner ein Leinläppchen, etwa 4 Z. ins Gevierte, und legt in die Mitte desselben so viel Saamen, als hineingeht; vereinigt die Ecken mit einander, und befestigt sie mit einem Faden, so daß das Läppchen einem Beutel ähnlich sieht, worin die Saamen locker liegen. Dieses Beutelchen mit dem Saamen weicht man 24 Stunden in Wasser ein; alsdann legt man solches in den Scherbel, doch so, daß etwas von dem Läppchen über der Erde hervorrage, um solches desto füglicher wieder herausziehen zu können; hierauf begießt man den Scherbel, und läßt denselben an dem mäßig warmen Orte; nach 3 — 4 Tagen zieht man das Läppchen wieder heraus, da man denn findet, daß, wenn anders der Saame gut gewesen ist, derselbe durch das Läppchen durchgewachsen sey. Man zählt die Körner, bey welchen dieses geschehen ist, und wird leicht und richtig bestimmen können, ob aller gut, oder wie viel schlechter darunter gemischt gewesen sey, wenn man zuvor bey dem Einlegen den Saamen gezählt hat. Weil es aber doch wohl geschehen könnte, daß unter dem ungekeimten noch guter Saame sich befände: so kann man das Läppchen nochmals in die Erde legen, und nach 3 oder vier Tagen wieder herausziehen; was alsdann nicht gekeimet hat, ist gewiß mangelhaft und unnütz. Die beste Probe hier ist gewiß diese, wenn alter und neuer Saame unter einander gemischt worden sind. Die Saamenarten, welche einige Wochen in der Erde liegen, ehe sie aufgehen, z. B. von Zwiebeln, Sellery, Peterstlie, Melisse, u. dergl., soll man 48 Stunden, auch noch länger, einweichen, ehe man sie wegen dieses Versuches in die Erde bringt. Beym Steinobste, auch Birnen, Aepfeln, und mehrern, welche man im Herbste säet, und im folgenden Frühlinge aufgehen, hat diese

Probe

Probe gar nicht Statt. Will man endlich nur obenhin wissen, ob der Saame gut sey: so kann man solchen ohne Läppchen mit Erde vermischen.

Bey der Aufbewahrung des Saamens kann man nicht auf einerley Weise verfahren. Dü Hamel unterscheidet solche in ölige, mehlige und harzige. Die öligen, als Nüsse und Mandeln, keimen sehr bald, und wachsen aus, wenn sie an einem etwas feuchten Orte aufbehalten werden; legt man sie aber, um dieses zu verhindern, an einen warmen Ort: so wird das Oel leicht ranzicht; daher sie am füglichsten an einem kühlen und trocknen Ort liegen. Die mehligen, als die Castanie und Eichel, keimen und schimmeln an einem feuchten Orte; vertrocknen aber, wenn sie warm liegen; mithin bleiben sie gleichfalls am besten an einem kühlen und trocknen Orte. Die harzigen erhalten sich gut in ihren Zapfen, wenn nur das Harz, das sie umgiebt, recht austrocknet. Etwas Feuchtigkeit schadet ihnen nicht, weil das Harz verhindert, daß sie in den Kern eindringen kann; es können aber diese Regeln doch auch Ausnahmen leiden. Frisch eingesammlete und noch grüne Saamen können fehlerhaft werden, wenn sie stark an einander gedrückt oder gerieben werden; wenn sie zu hoch und dicke in Haufen, auch zu lange auf einander liegen, und bey starkem Schwitzen sich erhitzen. Dieses wird sonderlich geschehen, wenn sie zu viel Feuchtigkeit oder öichtes Wesen enthalten, in welchem Falle sie leicht ranzig und schimmelig werden. Die Saamen von feuchten Früchten, als Gurken und Melonen, soll man von dem Fleische reinigen; es würde dieses leicht faulen, und den Saamen zugleich verderben. Von kleinen saftigen Früchten, als Weißdorn, Wachholder, Ebereschen, Hollunder, u. dergl., kann man füglich die ganzen Beeren, oder die Saamen, mit fleischichtem Wesen umgeben, aussäen; wenn man aber dergleichen Saamen aufheben, oder verschicken will: so kann man die Früchte, welche nur wenig Saft enthalten, an der Sonne trocknen; diejenigen aber, welche mehr Saft haben, zerdrücken und faulen, und nachher das zerstörte Fleisch mit vielem Wasser abwaschen lassen, da denn die Saamen zu Boden fallen; man wiederholt dieses einige Male, bis die Saamen ganz rein sind, worauf man diese auf Tücher legt, und abtrocknen läßt. Die Saamen von zapfentragenden Bäumen pflegt man zwischen trocknen Sand oder Sägespäne zu legen.

Die Saamen bleiben zum Säen nicht alle gleich gut, wenn sie aufbewahrt bleiben. In Millers Gartenlexicon, und nach diesem in vielen andern Schriften, findet man ein Verzeichniß, darin die Dauer der Saamen in Classen abgetheilt wird: erstlich diejenigen, welche im Herbste, oder bald nach ihrer Reife, ausgesäet werden sollen; nächst denen kommen diejenigen, welche im folgenden Jahre ausgesäet werden müssen, und weiter die, welche 2 — 3, und noch mehrere Jahre dauern. Unter diesen bleiben die Gurkenkörner acht; Melonen, Endivien, und einige Arten Kohl sieben; mehrere Kohlarten, Spinat- und Rettigsaamen sechs; die meisten aber nur zwey bis vier Jahre gut. Bey manchen kann man nichts Gewisses annehmen, weil viel darauf ankommt, in welchem Zustande die Saamen gesammelt und aufbewahrt worden sind.

Das Einweichen des Saamens verdient hier noch besonders angemerkt zu werden.

Soll

Soll solches zur Vermehrung der Fruchtbarkeit geschehen: so wird davon nicht viel zu erwarten seyn; ob man gleich in manchen Schriften viel davon lieset, oder künstlich angeschwängerte Wasser von ökonomischen Marktschreyern und Arcanisten aus Gewinnsucht ausgerufen werden. Die Hauptsache kommt auf einen gut zubereiteten und wohl gedüngten Acker, oder gutes Gartenland an, worinn das hervorwachsende Würzelchen sich ohne Widerstand ausbreiten, sich in mehrere Aestlein vervielfältigen, und hiemit dem Keime, oder dem über der Erde hervorsprossenden, gemeiniglich sogenannten Graskeime desto mehr Nahrung zuführen kann. Von manchen zur Vertreibung des Ungeziefers vorgeschlagenen Einweichungsmitteln wird auch nicht viel zu erwarten seyn; es sey denn, das solche durch einen starken, anhaltenden, widrigen Geruch das Ungeziefer verscheuchen. Erprobt ist es in dieser Absicht, daß die kleine Gerste kurz vor der Einsaat mit Kienöl besprenget, und sodann gut unter einander gemengt wird. Hievon entweichen die Reitwürmer oder Erdkrebse; werden aber dem Nachbar, der seiner Gerste keine solche Witterung gegeben hat, desto mehr zugetrieben. Sehr gewöhnlich ist es, den Saatwaizen in einer Lauge von Kalk, Salz und Mistjauche einzubeizen; es ist aber damit eigentlich nur auf die Abhaltung des Brandes abgesehen. Will man durch das Einweichen das Erweichen des Saamens, zum geschwindern Aufgehen, befördern: so kann solches in manchen Umständen wohl zum Ziele führen. Es wird dadurch nicht allein die äußere Schale erweicht; sondern auch die in Lappen enthaltene und mehr trockene nährende Materie aufgelöset, in Bewegung gesetzt, und das Wachsthum und der Ausbruch des Keimes ungemein befördert. Bey Saamen, die eine harte Schale haben, kann solches hauptsächlich dienlich seyn. Viele liegen davon 1 — 3 Jahre in der Erde, wie der Weißdorn, die Esche, die Mispel, u. s. w., ehe sie auskeimen. Pflaumen, Kirschen, Pfirschen und Apricosen werden besser aufgehen, wenn die beyden ersten Steinarten etwa 2 Wochen; die letztern aber an die 3 — 4 Wochen in Mistjauche, oder auch nur reinem Wasser, eingeweicht werden. Aepfel- und Birnenkörner können, wenn man mit ihrer Saat im Herbste nicht hat aufkommen können, nach Endigung des Winters 4 — 6 Tage wohl eingeweicht werden; da sie sonst in einem hohen, trocknen Boden wohl ungekeimt liegen bleiben, und entweder gar nicht, oder zum Theil erst im folgenden Frühjahre aufgehen. Manche Landwirthe pflegen bey vorwaltender Dürre auch die kleine Gerste, den Spärhaber und Hirsen zur Saat einzuweichen; dieses muß aber mit Vorsicht so geschehen, daß diese Körner nicht dabey vor der Einsaat auskeimen. Kommen sie mit dem Graskeime zur Einsaat, und das Erdreich bleibt ohne bald folgenden Regen dürre, wie vorhin: so geräth das Fortwachsen der Körner ins Stecken; sie schimmeln und verwesen. Man muß aber einem solchen Zufall dadurch zuvorkommen, daß man dergleichen Saamen gegen den späten Abend einsäet, und darauf am frühen Morgen mit dem eingefallenen nächtlichen Thaue unterpflügt, und hiemit dem eingeweichten Saamen Fortgang verschafft. Bohnen wollen das Einweichen gar nicht vertragen, weil sie, wenn bald Regen folgt, gleich verfaulen. Erbsen in den Gärten werden mit Vortheil eingeweicht; da sie sich beym Aufschwellen sonst leicht über die Erde erheben, und so-

dann von Tauben, Sperlingen und andern Vögeln aufgefressen; diese auch damit zugleich angelockt werden, die über der Erde nicht hervorstehenden noch hervorzusuchen. Manche Gartensämereyen pflegen Einige in ein feuchtes wollenes Tuch, oder nasses Moos einzuschlagen, und dadurch die Keimung zu befördern. Hierdurch werden die kleinen Saamen, als von Salat, Kresse, und Petersilie in kurzer Zeit, ja wohl gar in wenig Stunden, auskeimen, und das Tuch mit den grünen Saamenblättchen überzogen werden, wenn man dasselbe einer mäßigen Wärme aussetzt, und im Winter an den warmen Ofen stellt. Uebrigens ist es ganz falsch, wenn man sich und andere überreden will, daß die scharfen Gewächse, ihre Wurzel und Frucht, z. B. Meerrettig und Gurken, einen angenehmen und süßen Geschmack erhalten, wenn man den Saamen der ersten Pflanze in Honig, und der andern in Milch einweiche. Eben so wenig verdienen diejenigen Glauben, welche, durch das Einweichen des Saamens in verschiedentlich gefärbten Säften, als mit der Alcanne, Curcume, u. s. f., der künftigen Blume eine neue Farbe mittheilen wollen.

Einige Saamen erfordern vor der Aussaat noch eine gewisse Zurichtung, um in der Erde nicht Schaden zu leiden. So ist z. E. der Platanussaamen mit einem wollichten Wesen umgeben, welches zart und dicht ist, die Feuchtigkeit länger in sich behält, und wodurch der Saamen vor dem Auskeimen leicht schimmelig werden kann; man pflegt daher vor der Aussaat die Wolle mit den Händen abzureiben. Einige halten das Abreiben der stacheligen und borstigen Saamen, als der Mohrrüben, des Klettenkörbels, u. s. f., für nothwendig, und geben vor, daß die Wurzeln zackig würden, wenn solches unterbliebe. Dieses hat aber keinen Grund; sondern die wahre Ursache muß diese seyn, daß der abgeriebene Saamen besser aus der Hand fällt. Wenn aber das rauche Wesen und die Stachelchen daran geblieben sind: so ballt und drückt sich solcher zusammen, bleibt an einander hängen, und fällt klumpenweise auf die Erde. Aus der Ursache pflegt man auch geflügelte Baumsaamen mit den Händen zu reiben, damit die Flügel losgehen und im Säen nicht hinderlich sind.

Die meisten Saamen sind klein, dünne und leicht; auch viele mit Flügeln und haarigen Spitzen, Grannen und Federkronen versehen; sie können daher bey der geringsten Bewegung der Luft leicht abfallen, und weit weggeführt werden, so daß man ihre Arten in ganz fremden Gegenden aufwachsen sieht, wo sonst keine anzutreffen war; durch Sturm und Wasser gelangen sie zu den ungewöhnlichsten Höhen auf Dächern, Klippen, Mauern und Thürmen. Menschen und Thiere tragen sie bisweilen in die entferntesten Gegenden, da selbige sich sowohl mit ihren Härchen von außen anhängen, als auch durch den Mastdarm wieder unbeschädigt abgehen.

Wie die Aussaat mit Vortheil und mit dem besten Gedeihen zu veranstalten sey, kann durch allgemeine Regeln nicht bestimmt werden, weil sowohl die Zeit, wenn der Saamen in die Erde zu bringen ist, als die Art und Weise, wie solches geschehen müsse, vornehmlich von der Beschaffenheit des Saamens abhängt, und darnach besonders veranstaltet werden muß. Die Zeit der Aussaat, überhaupt betrachtet, hat mit der Zeit, wenn der Saamen seine Reife erlangt, ein Verhältniß. Andere wird man daher im Frühjahre, andere im Herbste der Erde anvertrauen können; wobey

bey aber zu bemerken ist, daß das Letztere nur bey solchen Saamen Statt findet, welche den Winter über gleichsam schlafen, und eben so wenig vor dem Auskeimen, als die schon im Herbste hervorgekeimten Pflänzchen, durch die Winterkälte Schaden leiden. Dergleichen Saat, welche im Herbste geschieht, deren Saame aber erst im künftigen Frühjahre aufgeht, pflegt man die schlafende Saat zu nennen. Ist der Saamen oder dessen erster Trieb zärtlich: so muß man nothwendig mit der Aussaat bis aufs Frühjahr warten; kann man die Herbstsaat wählen: so ist solche vortheilhafter, als die Frühlingssaat. Die Winterkraft oder die Feuchtigkeit des Winters von Regen und Schnee zieht sich nicht nur besser in die gegrabene oder gepflügte Erde ein; sondern sie erhält sich auch länger darin, weil das Umarbeiten der Erde nicht von Neuem geschehen darf; daher alle Sorten, welche die Winterkraft erhalten, schöner und früher hervorwachsen; sie geben auch mehrere Früchte, als die im Frühlinge angestellten, wie Letzteres dem Ackersmanne, in Ansehung des Winterroggens, des Winterwaizens und der Wintergerste, nicht unbekannt ist. Bey der Gärtnerey bestätigt sich solches gleichfalls von der schlafenden Saat mit Mohrrüben, Pastinak, Peterssilie, Früherbsen, Bohnen, Salat, u. s. f. Die Herbstsaat ist der Frühlingssaat bey denjenigen Gewächsen vorzuziehen, welche im Herbste ihre Reife erlangen, und die vor Winter gesäeten im Frühjahre eher aufgehen, auch, wenn es Sommergewächse sind, desto gewisser wieder reifen Saamen geben; daher muß man die, von dem selbst ausgefallenen Saamen hervorgewachsenen, Pflanzen, sonderlich in den Gärten, aufsuchen und höher schätzen, als diejenigen, welche von den im Frühjahre ausgesäeten aufgewachsen sind. Die Saamen, welche eine harte Schale haben, können den Winter über in der Erde erweicht, und zum Frühlingskeimen vorbereitet werden; auch die jungen Stöckchen erlangen durch die zeitige Keimung genugsame Stärke, der folgenden Winterkälte zu widerstehen. Indessen ist nicht zu läugnen, daß zuweilen die Frühlingssaat vor jener den Vorzug behält. Geht der Saamen geschwind auf: so kann das junge Pflänzchen leicht von der Kälte Schaden leiden. Die Bedeckung der jungen und weichen Stöckchen mit Streu wird zwar solche in etwas beschützen; können aber darunter von Thieren beschädigt werden. Saamen, die den Winter über in der Erde liegen, sind dem Raube der Thiere, z. E. der Mäuse, ausgesetzt; um so mehr, da letztere zu dieser Zeit sonst nicht viel zu fressen finden. Die Oberfläche der Erde wird, besonders wenn es keine leichte oder sandige ist, wenn der Winter naß gewesen, und der Frühling trocken ist, ganz verhärtet, und dadurch das Auskeimen wohl gar verhindert; welches aber seltner im Frühjahre zu geschehen pflegt.

Einige pflegen die kleinen Sämereyen, ehe sie solche ausstreuen, mit Erde, Sand, Sägespänen, u. dergl. zu vermischen, damit der Saamen nicht zu dick auf einem Flecke zu liegen komme. Es wird aber dieses dennoch geschehen, wenn der Säemann nicht ordentlich damit verfährt; sonderlich wenn er die Saamen mit dem Daumen und zween Fingern ausstreuet. Reichart hat in dieser Absicht folgende sehr gute Anweisung gegeben, wenn er verlangt, daß die Positur bey dem Aussäen und Fortschreiten so beschaffen sey, daß Kopf und Leib gerade gestellt seyen, wie ein Mensch ordentlich zu gehen pflegt; der Arm und

die auswerfende Hand nicht zu nahe am Leibe gehalten, sondern etwas davon in der Luft mit dem Auswurfe geführt werde; den Saamen mit gleichen Schritten und Würfen dergestalt auszustreuen, daß die auswerfende Hand mit dem fortschreitenden Fuße gleiche Zeit und Maaß halte; auch nicht einmal viel, das andermal wenig in die Hand genommen werde; und endlich, daß die Hand mit dem eingefaßten Saamen wohl zusammengehalten, und der erste Finger auswärts, nebst Anlegung des Daumens, gleich gerichtet werde. Mit Hülfe dieses Handgriffs geschiehet es, daß sich zwischen dem Daumen und dem ersten Finger, welchen man im Auswerfen, nach Verhältniß des Saamens, ein wenig auswärts bewegen muß, eine kleine Oeffnung findet, wodurch die zarten Saamen nach und nach herauskommen, und durch die Bewegung des Arms und der Hand, besonders aber des ersten geraden Fingers, mit Hülfe der Luft hinlänglich zertheilt werden Hr. Bechstädt aber sagt hievon Folgendes. Das Säen der Feldfrüchte geschiehet gewöhnlich aus der vollen Hand; der Gartenfrüchte hingegen nur so, daß man den Saamen zwischen dem Daumen und den übrigen Fingern faßt, und dahin sieht, daß er überall gleich vertheilt werde. Immer erfordert aber dies, in Ansehung der feinen Sämereyen, eine geübte und feste Hand; wenn diese fehlt: so muß man sich, im Fall die Pflanzen hie und da zu dick aufgehen, dadurch helfen, daß man an solchen Stellen einige ausziehet, und auf solche Weise den übrigen zur Beförderung ihres bessern Wachsthums Platz macht. Alle grobe Saamenarten werden durch Einhacken oder Einstecken unter die Erde gebracht, und zwar, wenn der Boden leicht, etwas tiefer, als wenn er fett und schwer ist; feiner Saamen muß dagegen nur ein wenig mit Erde bedeckt, oder eingeharkt werden. Die allerfeinsten Saamen, z. E. Mayran, u. dergl., werden, nachdem die umgegrabene Erde glatt geharkt worden ist, obenauf gesäet, und sodann mit Füßen behende eingetreten. Man kann sich hiezu eigener, an den Füßen befestigter, Brettlein bedienen, um die Beete desto gleichförmiger anzutreten. Man nennt dieses Verfahren das Einfüßeln des Saamens. Von dem Säen der Feldfrüchte wird unter dem Artikel Säen die Rede seyn.

Noch ist der Veränderung der Saamen zu gedenken, welche zu Zeiten sehr vortheilhaft seyn kann. In Ansehung der Getraidearten findet es sich an vielen Orten, daß besonders Roggen und Haber, wenn der Saamen von fremden Orten hergenommen worden ist, ungemein wohl gerathen. Mit dem Leinsaamen hat es gleiche Beschaffenheit. Auch bey dem Gärtnerengesäme muß es allen denjenigen darum zu thun seyn, neuen Saamen zur Erziehung besserer Früchte sich anzuschaffen, wo man des zu engen Gartenraums halber die Saamengewächse nicht weit genug von einander setzen, und die schädliche Vermischung des Saamenstaubes nicht verhindern kann, da die völlige Ausartung der Gewächse erfolgt, wenn man nicht die gehörige Entfernung jeder zum Saamentragen bestimmten Pflanze von andern Arten derselben Gattung möglichst vermeidet. Es wird daher z. B. die Abänderung der verschiedenen Kohlarten allemal daraus entstehen, wenn die Saamenstrünke so nahe an einander gepflanzt werden, daß der Blumenstaub der einen Art zu der andern geweht wird, und sich damit vermengt. Die dadurch erzielte neue Abart ist gewöhnlich

lich ein Mittelding, und hat mit allen den Arten, aus deren Staub sie entstand, etwas gemein. Die Saamenpflanzen müssen wenigstens 100 Schritte von einander entfernt stehen, wenn keine Ausartungen entstehen sollen.

Saamkraut, Potamogeton L., ein Pflanzengeschlecht, welches von Einigen auch Seegras genannt wird.

1) Schwimmendes Saamkraut, Weiherblätter, P. natans L. In Bächen; doch häufiger in stillstehenden Wässern. Blätter: länglicheyrund, gestielt, schwimmend; Blumen: lichtpurpurroth oder gelblich, im Aug.

2) Glänzendes oder leuchtendes Saamkraut, Hechtkock, P. lucens L. Stengel: gestreckt, unter dem Wasser schwimmend, rundlich, glatt, in großen Büscheln; Blätter: lanzettförmig, lang, schmal, völlig ganz, nervicht, glatt, glänzend, fast durchsichtig, schön grün; Blumen: röthlich, im Jun., oft auch noch im Herbste.

3) Krausblätteriges Saamkraut, P. crispum L. Stengel: unter dem Wasser schwimmend, glatt, mehr breit, als rund; Blätter: lanzettförmig, wechselsweise, aber nahe an den Enden gegen einander überstehend, gewässert, sägeförmig und kraus; Blumen: röthlich, im Jun. und Jul.

4) Plattstengeliges Saamkraut, P. compressum L. Stengel: breitgedrückt; Blätter: strichförmig, stumpf; Blumen: grünlich, ein wenig roth in der Mitte, im Jun. und Jul.

5) Kleines Saamkraut, P. pusillum L. Stengel: rund; Blätter: strichförmig, oft gegen einander überstehend, bisweilen auch abwechselnd, von einander abgesondert; Blumen: im Jun. bis zu Ende des Sommers.

Um diese Wasserpflanzen zu haben: senke man ihre Wurzeln in den Grund der Gewässer ein, welches zu aller Jahreszeit geschehen kann, oder man streue den reifen Saamen auf das Wasser. Je mehr Moder darunter ist: desto besser pflegt er aufzugehen.

Sackgarn, Vorsteckgarn, Stockgarn, Runzenzeug, ein Fischernetz, womit die Auftritte der Flüsse versperrt werden, damit die Fische nicht entwischen können, wenn man darinn fischt. Man hat auch Sackgarne mit Reusen oder Säcken, darinn sich die Fische selbst fangen, wenn das Wasser fällt. Die Reusen sind auf- und abwärts gekehrt.

Sackrad, ein unterschlächtiges Wasserrad mit gebrochenen Schaufeln, welches gute Dienste leistet, wenn nicht allzuviel Wasser vorhanden ist.

Sackschaufeln, die Schaufeln an einem oberschlächtigen Wasserrade, worauf das Wasser aus dem Gefälle fällt. Sie stellen schräge eben offene Kasten vor, und müssen so beschaffen seyn, daß sie das Aufschlagewasser nicht zu zeitig fallen lassen; auch nicht zu lange aufhalten.

Sackwaage, Federwaage, eine besondere Art bequemer Waagen, die man bey sich in der Tasche führen kann. Sie besteht aus einer, etwa eines Daumens dicken, und ungefähr einer Hand breiten, langen Röhre von Messing oder Kupfer, die an beyden Enden zugemacht ist. Inwendig ist eine wohlgehärtete stählerne, wie ein Kugelzieher gewundene Feder, durch welche ein viereckiges Stängelchen

geht, worauf die Abtheilungen des Gewichts verzeichnet sind. Dieses Stängelchen ist unten an der Feder befestigt, und reicht oben zu dem einen Boden der Röhre hinaus, allwo es einen Ring hat, an dem es gehalten werden kann; an dem andern Ende der Röhre ist ein Haken, woran der Körper, den man wägen will, gehängt, und an dem jetzt gedachten Ringe, sammt der Waage, schwebend gehalten wird, da denn das Stängelchen über den Boden der Röhre mehr oder weniger herausrückt, und die daran eingeschnittene Zahl die Schwere des Körpers zeigt.

Sadebaum, Sagebaum, Sevenbaum, Sabina, oder Iuniperus Sabina L., ein Strauch, der wegen seiner im Winter und Sommer stark grünen Blätter auch in gemeinen Gärten vielfältig angetroffen wird. Zweige und Blätter haben einen sehr strengen, den Mehresten unangenehmen, stinkenden Geruch; die Zweige haben eine natürliche Neigung waagerecht zu wachsen, daß daher der Strauch, wofern er nicht gegen eine Mauer gepflanzt wird, oder nicht durch eine Unterstützung in einer aufrechten Stellung erhalten wird, selten über 4 F. hoch wird. Sorten von demselben sind:

a) **Aufrechter,** oder **Portugiesischer Sadebaum,** I. Lusitanica Mill. **Stamm:** 8—10 F. hoch; **Blätter:** fast wie die der gemeinen Sorte, jedoch dunkler grün; **Blumen:** zwar in Menge, aber ohne Ansehen; **Beeren:** in solcher Menge, daß sie einen guten Effect machen. Dieser Baum ist wegen seiner natürlichen Neigung zu einem aufrechten Wuchse; wegen seiner, zwischen andern hellgrüneren Blättern einen guten Contrast machenden sehr dunkelgrünen, Blätter, und weil er jenen starken unangenehmen Geruch nicht hat, sehr beliebt, und für immergrüne Pflanzungen sehr schätzbar.

b) **Scheckiger Sadebaum,** eine Abart des vorigen. Er ist ein vortrefflicher Baum, und noch nicht sehr gemein. Die Enden vieler seiner jungen Schösse sind milchrahmweiß, und oft sind solches sogar auch alle seine kleinern Zweige, daß der Baum von fern das Ansehen eines in der Blüthe stehenden Blumenstrauchs hat. Und da auch seine Blätter feine weiße Streifen haben: so hat er im Ganzen ein sehr schönes Ansehen, welches ihn den Liebhabern scheckiger Pflanzen sehr empfiehlt.

Die Vermehrung des gemeinen Sadebaums geschiehet durch den Saamen. In Ermangelung reifer Beeren kann er auch durch Absenker und durch Stecklinge fortgepflanzt werden, weil sich abgerissene Zweige desselben, man mag sie, wenn und wie man will, im Sommer oder Winter stecken, zu bewurzeln pflegen; die aufrechte Sorte wird jedoch am sichersten im Aug. bey einer feuchten Witterung gesteckt, und die Stecklinge werden nachher bey trockener Witterung beschattet und begossen. Von der scheckigen Sorte muß man zu Stecklingen allezeit solche Zweige abreißen, die entweder recht schön gestreift oder ganz milchweiß sind.

Mit dem innerlichen Gebrauch der Blätter und Zweige des gemeinen Sadebaums muß man behutsam seyn, weil sie von hitziger Eigenschaft sind, und das Blut in heftige Bewegung bringen. Galen und auch neuere Aerzte sagen, daß gar leicht dadurch eine unzeitige Geburt befördert; auch Blutspeyen und andere Zufälle erregt werden können. Rajus und Haller hingegen behaupten, sonderlich in Ansehung der Mutter, das Gegentheil.

Man

Man geht am sichersten, wenn man den innerlichen Gebrauch entweder ganz und gar, oder doch wenigstens bey solchen Personen unterläßt, welche aus einer verstärkten Bewegung des Bluts leicht Schaden leiden dürften. Der ausgepreßte Saft mit Zucker oder Milch eingenommen, auch das wesentliche Oel äußerlich auf den Unterleib geschmieret, soll ein kräftiges Mittel wider die Würmer seyn; wie denn auch die Blätter durch ihren starken Geruch das Ungeziefer von den Kleidern abhalten. Wider die Würmer bey Pferden ist dieses Mittel überall bekannt und wirksam. Der äußerliche Gebrauch des Pulvers, oder abgekochten Trankes von den Blättern wider den bösen Grind, Beinfraß und bösartige, faulende und venerische Geschwüre ist ebenfalls nicht ohne gute Wirkung.

Säckelblume, Ceanothus L. Von dieser Pflanzengattung hat man drey Arten, wovon wir nur zwo bemerken.

1) **Americanische Säckelblume**, C. Americanus L. **Stamm**: strauchig, sehr ästig, blaßbraun, etwa 3 F. hoch, treibt von unten auf zahlreiche, dünne, biegsame Zweige, welche röthlich sind; **Blätter**: eyrund, sägeförmig, gespitzt, etwa $2\frac{1}{2}$ Z. lang und verhältnißmäßig breit, hellgrün, erst spät im Frühjahre ausschlagend; **Blumen**: klein, weiß, ohne Geruch, aus den Spitzen der Zweige und jungen Schösse entspringend, in Trauben. Dieser Blumenstrauch ist überaus zierlich und klein, und hat in der Blüthe ein sehr schönes Ansehen, weil er überall damit bedeckt ist, zwischen denen, zu seiner noch mehrern Verzierung, seine Blätter, wie Myrten, welche in einen Blumenstrauß mit eingewunden sind, sich zeigen, und ihm ein noch hübscheres und vollständigeres Ansehen geben zu wollen scheinen. Man gebe ihm also in den Lustgebüschen eine solche Stelle, wo er völlig ins Auge fällt, und pflanze ihn vor die Fronte; er verlangt aber einen mäßig trockenen Boden und einen etwas gedeckten Stand. Man kann ihn aus Saamen ziehen, auch durch Absenker vermehren. Buek und Bechstädt versichern, daß der Strauch unsere Kälte unter freyem Himmel verträgt, und 5 — 6 F. hoch wächst; die jungen Stöcke aber scheinen zärtlich zu seyn, und müssen stufenweise an unsern Himmelsstrich gewöhnt werden.

2) **Africanische Säckelblume**, C. Africanus L., erreicht ungefähr 3 — 4 F. Höhe, und treibt viele schwache Aeste. Die **Blätter** sind oberwärts glänzend, länglich, am Rande stumpf eingekerbt. Der Strauch ist in unsern Gärten nicht selten; blühet aber fast niemals, wird durch Ableger fortgepflanzt, im Scherbel erhalten, und den Winter über in einem gemäßigten Glashause aufbewahrt.

Säen, überhaupt den Saamen zu dessen Vermehrung ausstreuen. Von dem Säen der Gartengewächse ist unter dem Artikel **Saamen** das Nöthige gesagt worden. Hier soll nun die Rede von der Aussaat der Getraidesaamen seyn, als welche theils **schlecht**, theils **gut** verrichtet werden kann.

Schlecht wird gesäet, wenn der Säemann bey dem Säen zu viel Getraide über den Daumen fallen läßt. Ein anderer läßt vor dem Auswerfen unter der Hand zu viel entwischen; ein anderer ist nicht geübt, die Finger bey dem Auswerfen des Saamens in rechter Maaße von einander zu strecken. Bald halten dergleichen ungeübte Säemänner die Finger

zu

zu genau beysammen; bald dehnen sie solche zu weit aus. Wenn der Saamen hervorwächst: so kann man diese Fehler, und zwar den letztern, daran erkennen, daß die Saat durchgehends nicht gleich; sondern an einem Ort dick, am andern aber dünn aufgeht. Die erstern beyden Fehler verursachen, daß man ganze lange Striche bey dem Aufgehen des Saamens auf dem Lande bemerken, und daraus urtheilen kann, daß zu viel Saamen dahin ausgefallen, und daher unordentlich gesäet sey. Ein Säemann, welcher die Kunst zu säen gründlich versteht, muß seinen Saamen so ordentlich auszustreuen wissen, daß sich beym Aufgange desselben alles fein in gleicher Weite, weder zu dick, noch zu dünn, zeige. Es gehört hiezu eine besondere Uebung; und wozu sich der Säemann anfangs gewöhnt, davon ist er hernach nicht wohl abzubringen. Es vortheilt ein ein gutes Säen nicht wenig. Ist die Saat zu dick gesäet: so giebt es, statt rechtschaffener langer Aehren, sogenannte Fliegenköpfe, d. i. sehr kurze Aehren, worinn nur wenig Körner vorhanden sind; ist aber zu dünn gesäet: so heißt es nach der Landessprache: wo man nichts hinsäet, da ärndtet man nichts. Die Mittelstraße muß also hier die beste seyn. Hat der Saemann guten Saamen: so muß er das Land, welches er besäen will, wohl übersehen, die Länge und Breite desselben beurtheilen, und einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel Saamen er einsäen, und wie viel Gänge er dazu anzuwenden vermeine. Durch gute Ueberlegung muß er suchen die halben Gänge und halben Würfe zu vermeiden. In starkem Winde soll nicht gesäet werden, weil solcher die Ordnung des Wurfs stört.

Wie soll nun aber auf alle Weise gut gesäet werden? Auf diese Frage ist in meinem Hausvater (B. II, S. 27) hinlänglich geantwortet, und den Säemännern folgender Unterricht gegeben worden. a) Das Säen geschiehet entweder auf zwey Beinen, oder auf einem Beine. Jenes geschiehet von dem Säemanne, wenn er einen Wurf thut, so oft er mit einem Beine einen Schritt weiter thut; das Säen auf einem Beine aber geschiehet, wenn der Säemann wirft, während er mit dem rechten Fuße tritt, und während des Tretens mit dem linken Fuße eine neue Hand voll Saamen herausgreift. Wer auf zwey Beinen säet, muß langsam gehen, um jedesmal erst in das Säetuch greifen zu können; wer aber auf einem Beine säet, der hat einen gewissern Wurf, und kann geschwinder gehen. Es ist bequemer, bey dem Tritte mit dem linken Fuße die Hand zu füllen, und sie bey dem darauf folgenden Tritte des rechten Fußes zum Auswerfen des Saamens auszustrecken. Ein geübter Säemann wird an seinem so zu nennenden Tempohalten erkannt, weil Tritt und Wurf durchaus zugleich verrichtet werden müssen. b) Hand und Finger müssen vollständig seyn. Es darf kein Glied eines Fingers, geschweige denn ein oder der andere Finger ganz fehlen; sämmtliche Finger müssen sich gehörig bewegen, öffnen und schließen können. Gesetzt also, es fehlte nur das erste Glied des zweyten Fingers: so würde die dabey entstehende Oeffnung der geschlossenen Hand den Saamen hervorschießen lassen, und hievon ein zu dicker überflüßiger Strich in der Saat bemerkt werden. c) Wenn der Säemann die Hand mit Saamen füllt: so muß er alle Finger schließen, den Daumen dicht an den Zeigefinger legen, und nichts hervorschießen lassen, bis er den Wurf

Wurf thut. Hat er die Hand mit Saamen gefüllt: so hebt er sie in die Höhe, öffnet und breitet sodann die Finger alle zugleich, und wirft von der rechten zur linken Hand. Dieser Zug zertheilt nun die zwischen den geöffneten Fingern hervorgehenden Saamen überall gleich von einander, und läßt nach der einen Seite eben so viel Körner, als nach der andern, hinfliegen. d) Der Säemann muß sich angewöhnt haben, mit der Hand jedesmal gleiche Züge zu thun; denn wenn er bald kürzere, bald längere Züge beschreibt: so entsteht daraus ein ungleicher Wurf; so wie an manchen Säeleuten bemerkt wird, daß sie, besonders bey abnehmender Schwere der Last des vor sich habenden Saamens, nachlassen, mit dem Arme eben so weit, als vorhin, auszuholen. Dieses begegnet sonderlich denjenigen, welche den Wurf ganz niedrig thun, und den Saamen vor den Füßen so hinstreuen; diese Art zu säen ist aber ohnehin schon fehlerhaft, da der Saame besser und gleicher fällt, wenn er nicht niedrig, sondern hoch in der Luft, etwa dem Gesichte gleich, ausgeworfen wird. e) Da der Saame etliche Schritte vor dem Säemann vorausfällt: so muß er, bevor der erste Wurf beym Anfange des Säens geschiehet, erst etwas Saamen vor den Füßen umherstreuen, worauf er denn zum Auswurfe des Saamens fortschreitet. f) Zur Breite des auszustreuenden Saamens nimmt man gemeiniglich acht Fuß an, d. i., der Wurf bedeckt ungefähr acht Fuß in der Breite des Ackers; in der Länge aber muß ein Wurf ungefähr so viel bedecken, als der Säemann mit zwey Schritten abschreitet. Soll er also dicke säen: so muß er kurze Schritte machen. g) Wenn der Säemann auf einem Stücke ein-, zwey- oder dreymal heruntergehen muß: so sagt man, er besäet das Stück in einem, zwey oder mehrern Gängen. h) Wird ein Beet oder Ackerstück schmäler: so wirft der Säemann seinen Saamen weniger breit, und macht weitere Schritte. Nimmt aber die Breite des Ackerstücks zu: so macht er kürzere Schritte, und wirft den Saamen mehr in die Breite; er muß sich daher ein richtiges Augenmaaß angewöhnen, um es so zu treffen, wie weit er nach jeder Seite hinwerfen soll, damit kein Fleck doppelt bestreuet werde. i) Soll der Saamen untergepflüget werden: so muß der Mittelrücken unbestreut gelassen werden, weil hieselbst die Furchen zusammengepflüget werden. Bestreuet man diese Furche: so kommt die Saat darauf allzudick zu stehen. k) Von vielen Säeleuten wird der Saamen zum zweyten Male nachgesäet. Dieses geschiehet so, daß sie zwischen den beyden Gängen, wo sie herauf- und heruntergegangen sind, noch einmal hergehen, und weitläufig den einen Wurf zur Rechten, den andern aber zur Linken wechselsweise thun. Dieses Nachsäen geschiehet entweder von ungeübten Säeleuten, die ihrer Sache noch nicht gewiß genug sind; oder wenn die Körner groß sind, und daher zu besorgen ist, daß dem Acker mit dem ersten Wurfe noch kein Genüge geschehen seyn könne. l) Will man mit dem Hannöv. Hausvater annehmen, daß ein geschickter Säemann in einer Stunde ungefähr 5—6 Himten aussäen könne: so würde in der angegebenen Zeit der Säemann 3 Berliner Scheffel aussäen können. Läßt man ihm also Vormittags 4 Stunden, und Nachmittags eben so viel säen: so wird er an einem Tage einen Wispel aussäen können; da ihm aber die Arme von der stäten Bewegung leicht ermüden

den können: so würde man wohl nur zehen Stunden Arbeit von ihm erwarten. An manchen Orten wird das Säen wispelweise verdungen, und für den Wispel acht Groschen bezahlt. Im Brandenburgischen sind auf großen Gütern gemeiniglich die sogenannten Meyer die Säemänner; es werden ihnen auch wohl bey einer starken Aussaat solche sogenannte Cossäthen zugeordnet, die mit dem Säen am besten umzugehen wissen. In Schlesien ist es meistens das Geschäfft der sogenannten Dreschgärtner. Wenn es diese alle, oder nach der Reihe, thun müssen: so möchte es doch gerathener seyn, wenn unter mehrern die geschicktesten ausgewählt würden. m) Mit feinem Saamen, als Hirsen, Mohn, Klee, Rübsen u. dergl., verfährt der Säemann anders, als mit dem gröbern. Sand, Asche, Kleyen, Sägespäne u. dergl. damit zu vermischen, ist nicht anzurathen. Der Sand fällt gern in dem Säetuche auf den Grund, und die andern leichtern Materien bleiben gern oben; es ist daher ein besserer Handgriff, wenn die feinen Saamen zwischen den obersten Gliedern der drey ersten Finger genommen, und damit ausgestreuet werden. Mehr geübte Säeleute nehmen von solchen Saamen zwar auch die Hand voll; allein beym Auswerfen öffnen sie den Daumen und Zeigefinger. Dieser wird sodann gerade ausgestreckt, und muß währenden Zuges mit der Hand den mäßig hervorschießenden Saamen von einander theilen und zerstreuen. Diese letztere Art ist den beyden vorhergehenden vorzuziehen, weil theils der ausgestreckte Zeigefinger den Saamen mehr zertheilt; theils mehr Bequemlichkeit dabey ist, da man aus einer Hand voll Saamen viele Würfe thun, und nicht jedesmal in den Sack hineingreifen darf.

n) Wenn Saamen verschiedener Art unter einander gesäet werden sollen: so kann man sie, wenn die Körner in der Schwere nicht viel von einander abgehen, unter einander mischen. In der Schweiz z. B. wird an vielen Orten Mischling, oder Mangkorn, d. i. Waizen und Roggen unter einander gesäet, damit dieser nicht so umfallen, und sich an jenem stützen solle, da man denn diese beyderley Arten von Körnern zugleich vermischt ausstreuet. Mit Gerste und Haber kann es eben so geschehen; Haber aber mit Erbsen oder Wicken macht keine egale Saat, weil diese Hülsenfrüchte um ein Drittheil schwerer sind, und daher im Auswerfen weiter fliegen. Deshalb ist es besser, den Haber für sich allein, und die Erbsen oder Wicken auch besonders auf dem nämlichen Ackerstücke auszusäen; doch ist es schlechterdings nöthig, die feinern Saamen für sich allein auszusäen, und solche nicht im Sacke oder Säetuche mit den gröbern zu vermischen. Man muß also, wenn z. B. Gerste und Klee zugleich auf ein Stück Acker kommen sollen, die Gerste zuerst, und hierauf den Klee besonders säen; so wie die Gerste erst etwas mit der Egge überfahren wird, damit der Klee nicht zu tief unter die Erde komme.

Es ist aber nicht genug zu wissen, wie gesäet werden soll; man muß auch wissen, wie viel Saamen erfordert wird, ein gewisses angegebenes Maaß vom Saatfelde zu besäen. Diese Wissenschaft dient dazu, daß der Gutsbesitzer nicht Schaden leide, wenn sein Acker überäet, d. i., allzudick besäet; oder zu wenig oder zu dünn besäet wird. Da ferner in ordentlichen Wirthschaften ein Saatregister gehalten werden muß, worin verzeichnet wird, was und wie viel auf jedem Acker-

stücke jährlich ausgesäet wird: so verwahrt man sich dadurch wider die Wirthschaftsaufseher, daß sie nicht mehr Körner zur Ausgabe verrechnen, als die einmal festgesetzte Norm des Gutes oder der Provinz überhaupt mit sich bringt; doch muß man überhaupt wissen, daß sich das Maaß der Aussaat so ganz genau für große Länder nicht, eher und mehr aber für kleine Provinzen, bestimmen läßt; wonach auch die Kauf- und Pachtanschläge eines Gutes regulirt werden müssen. Um ein Beyspiel hievon beyzubringen: soll solches aus den so betitelten revidirten und verbesserten Generalprincipien zur Abschätzung der Güter in der Chur- und Neumark Brandenburg genommen werden. Ich wähle hier den Ruppinischen Kreis in der Mittelmark Brandenburg, wo man den Boden überhaupt nur in guten und schlechten einzutheilen pflegt. Jenen will ich mit dem Buchstaben a; diesen aber mit dem Buchstaben b bezeichnen. Die Aussaat aber richtet sich nicht allein nach der Güte des Ackers; sondern auch nach der Düngung, die demselben gegeben werden kann; und zwar dergestalt, daß an den Orten, wo, excl. des dreyjährigen Landes, sämmtlicher Acker nur alle 9 oder 6 Jahre gedüngt wird, sowohl an Aussaat, als am Körnerertrage weniger zu rechnen ist, als an Orten, wo, excl. des dreyjährigen Landes, alle drey Jahr gedünget wird. (Dreyjähriges Land heißt hier Roggenland, wenn es ohne Düngung 7 Jahr Roggen trägt, und dann 2 Jahre ruht; jedoch aber, wenn es gedünget würde, Sömmerung tragen könnte.)

A. Bey neunjähriger Düngung.

Waizen.
Roggen im Waizenboden.
— — guten Gerstlande. b 16 Metzen.
a 17 —
— — schlechten Gerstlande. b 14 —
a 16 —
Roggen im Haberlande 1. Classe. b 12 —
a 14 —
2. — b 10 —
a 13 —
— — dreyjähr. Roggenl. b 10 —
a 10 —
Gerste im Haberlande 1. Classe. b 12 —
a 14 —
2. — b 11 —
a 13 —
— — dreyjähr. Roggenl. b 10 —
a 10 —
Gerste im Waizenacker.
— — guten Gerstlande. b 18 —
a 19 —
— — schlechten Gerstlande. b 16 —
a 18 —
Haber im Gerstlande 2. Cl. und
— — Haberlande 1. Classe. b 14 —
a 16 —
— — Haberland 2. Classe. b 12 —
a 14 —

B. Bey sechsjähriger Düngung.

Waizen. b — Metzen.
a 20 —
Roggen im Waizenboden. b — —
a 18 —

Roggen im guten Gerstlande. b 17 Metzen. a 18 —

— — schlechten Gerstlande. b 16 — a 17 —

— — Haberlande 1. Classe. b 14 — a 16 —

— — Haberlande 2. Classe. b 13 — a 15 —

— — dreyjährigen Roggenlande. b 10 — a 10 —

Gerste im Waizenacker. b — — a 20 —

— — guten Gerstlande. b 19 — a 20 —

— — schlechten Gerstlande. b 16 — a 17 —

Haber im Gerstlande 2. Classe und Haberland 1. Classe. b 16 — a 18 —

Haberland 2. Classe. b 14 — a 16 —

C. Bey dreyjähriger Düngung.

Waizen. b — Metzen.

Roggen im Waizenboden. a 22 — 22 —

— — guten Gerstlande. b — — a 20 —

— — schlechten Gerstlande. — —

— — Haberlande 1. Classe. b 16 — a 17 —

— — dreyjährigen Roggenlande. b 10 — a 10 —

Gerste im Waizenacker. b — Metzen. a 22 —

— — guten Gerstlande. b 20 — a 22 —

— — schlechten Gerstlande. — —

Haber im Gerstlande 2. Classe und Haberland 1. Classe. b 18 — a 20 —

— — Haberland 2. — — —

Aus dieser musterhaften Berechnung ist nun zu erlernen, wie, nächst der Güte des Ackers, auch der Düngungszustand desselben mit in Anschlag zu bringen sey; es ist also aus obstehender Aussaatsberechnung zu ersehen, daß in frisch gedüngtem gutem Acker auf den Morgen 1 Schfl. 6 Mz., bey sechsjähriger Düngung aber nur 1 Schfl. 4 Mz. Waizen; so wie Roggen in frischem Miste für den Morgen 1 Schfl. 4 Mz., bey sechsjähriger Düngung aber 2 Mz. weniger, bey neunjähriger Düngung noch 1 Mz. weniger angenommen werden müssen. Eine solche Berechnung gründet sich nämlich darauf, daß ein Acker, je mehr er Nahrungskräfte hat, auch desto mehr Saamen annehmen und treiben könne. Ein an sich guter oder starker Boden wird durch frischen Dünger noch mehr verstärkt; welche Verstärkung aber in der Maaße abnimmt, je längere Zeit zwischen der Bedüngung verlaufen ist; übrigens ist hier noch zu bemerken, daß ein Morgen zu 180 Quadratruthen, das Kornmaaß aber nach dem Berliner Scheffel, der 80 Pfund, und nach Beschaffenheit des Bodens auch wohl etwas mehr, wieget, genommen wird. Dieser Scheffel enthält 16 Metzen.

Man darf jedoch eben nicht denken, daß obige Berechnung aufs allergenaueste jedem

dem Orte der Provinz angemessen seyn könne. Diese und alle andere für die übrigen Mark-Brandenburgischen Provinzen ausgeworfenen Berechnungen in dem obbelobten Werke sind nur fürs Mittel als Norm anzunehmen, wonach sich die Boniteurs besonders zu richten haben sollen. Es ist hiebey vorauszusetzen, daß eine Rubrique übertragen solle, was etwa einer andern abgehen kann. So ist z. B. die Gerstenaussaat für den guten Boden der des Waizens ganz gleich angenommen worden; es wäre jedoch dieses aber an und für sich selbst jenen, unter erfahrnen Landwirthen für bekannt angenommenen, Principien entgegen, daß nämlich zur Wintersaat mehr Saamen, als zur Sommersaat, genommen werden müsse; weil erstere den Winter hindurch mehrern Unfällen der Witterung, oder der Gefahr einer Verdünnung vom Frotte, Schnee und Winterwasser ausgesetzt ist. Man hat aber in vorbelobter Aussaatsberechnung Winter- und Sommersaat auch deshalb gleich gemacht, weil die allermeisten Oerter jener Provinz so ziemlich überall einerley Acker haben. Es sey aber, daß z. B. kaltgründige oder krautartige neben mehr gutartigen Aeckern, oder Berge und Anhöhen an einem oder mehrern Orten beysammen sind; es sey ferner, daß man auf gutartigen Ackerstücken, und denen, die bey Bergen und Anhöhen gegen die Sonne liegen, mit 1 Schfl. 6 Mz. Aussaat auf den Morgen auskomme: so wird man doch auf weniger gutartigen Aeckern des Orts wohl an die 6 Mz. mehr gebrauchen, weil auf kalten Gründen mehr Saamen über Winter ausgehen, oder sich weniger bestocken kan; in krautartigen niedrigen Aeckern aber zur Unterdrückung oder Zurückhaltung des Unkrauts mehr dick gesäet werden muß, die Mitternachtsseiten der Berge aber nebst Anhöhen aus Mangel der Wärme, ihre Saat zum geringern Bestanden und Ausbreiten gelangen lassen. Damit nun auf dergleichen Aeckern die Saat nicht zu dünn stehen möge: muß hieselbst dicker, als anderswo, gesäet werden. Hat man aber für eine Provinz ein einziges Einsallmaaß angenommen: so müssen freylich, wie vorhin erinnert worden ist, die mit unterlaufenden, einer mehrern Aussaat bedürfenden, Aecker von andern übertragen werden. Wird nun aber, wie es seyn soll, von Landwirthen für jede ihrer Feldfluren ein ordentliches Saatregister gehalten: so gelangt man zur genauesten Kenntniß des Saamenbedarfs für jeden einzelnen Theil und jedes einzelne Ackerstück des Feldes.

Bey großen Gütern, wo eine sehr starke Aussaat ist, kann man öfters nicht zeitig genug mit dem Besäen der Felder fertig werden; daß es daher nöthig ist, mehr Saamen, als bey der Frühsaat erforderlich ist, zu gebrauchen. Außerdem sind auch Gegenden, worinn sich niedrige und zugleich sehr krautartige, d. i., zur Hervorbringung vieler Unkräuter geneigte, Aecker befinden, die, wenn sie, gleich andern, vor Michaelis besäet würden, so viel Unkraut und Gräsereyen, besonders aber Windhalm, hervorbringen würden, daß aus dem eingesäeten Waizen wenig oder gar nichts werden; auch die begruseten Aecker zur nächstfolgenden Sommersaat, besonders zur Frühgerste, gar sehr unartig und verwildert erscheinen würden. Dergleichen Gegenden müssen nun nothwendig erst in der andern Hälfte des Septembers; ja viele derselben, eigenen beständigen Erfahrungen gemäß, erst in der Mitte des Octobers, wie in hiesiger Gegend, die Waizensaat unternehmen. Da aber eine

so späte Waizensaat vor Winters sich höchst selten bestockt, und dabey noch überdies in Gefahr ist, von der Winterwitterung zu leiden: so muß hieselbst auf den Morgen fast 1 Schfl. 8 Mz. Saamen; also einige Metzen mehr, als anderwo, genommen werden.

In sehr trockenen, wie auch in sehr nassen Jahren werden viele Felder weniger großkörniges Getreide geben. In diesem Falle wird die Zahl der Körner für ein gegebenes Maaß größer; und dieses kann so weit gehen, daß man 1 — 2 Metzen weniger zur Aussaat auf den Morgen nehmen muß, damit der Acker nicht übersäet werde, und die Saat nicht zu dick zu stehen komme.

Da außer vorgedachten Getraidearten noch manche andere Feldfrüchte angebauet werden: so erfordert es die Vollständigkeit des Unterrichts, ihres Saateinfalles auch zu gedenken. Die Schotengewächse, als Erbsen, Wicken und Linsen, werden meistens in der Brache oder in den Brachfeldern gesäet. Man kann von ihnen die Hälfte der Aussaat überhaupt annehmen, d. i. wo 1 Schfl. 4 Mz. Winterkorn gesäet wird, da können 10 Mz. Erbsen, Wicken und Linsen einfallen; vom Leinsaamen aber nur der vierte Theil obiger Berechnungen. Wo also der Einfall von 1 Schfl. 4 Mz. Korn ist: da werden 5 Mz. Lein ausgesäet; vom Hirsen der 8te Theil gedachten Verhältnisses, auch wohl gar nur der 7te; Hanf, wie der Hirsen; Heidekorn 14 — 16 Mz. Rapo, Winter- und Sommerrübsen rechnet man gemeiniglich 2 Mz. auf 1 Morgen; Weiße Rüben nimmt man gemeiniglich auf dreyerley Arten, runde, lange (beyde sehr dicke), und eine mittlere Sorte, die den erstern in der Dicke nur zur Hälfte gleich kommt. Der Saame von der ersten Sorte ist 8 Pfund auf einen Morgen; wenn man nämlich bey der Stallfütterung die Rüben, wie sie anwachsen, nach und nach ausziehet und verfüttert. Sollen sie aber nicht verzogen; sondern sämmtlich im späten Herbste erst reif werden: so kann man mit 5 Pfund Saamen reichlich auskommen. Sollen aber die Rüben gleich dem weißen Kohle, besonders in krautartigen Ländern, behackt, und hiemit vom Unkraute rein gehalten werden: so wird man mit 4 Pfund Saamen zureichen. Von der mittlern Sorte Rüben wird man also 8 Pfund Saamen nehmen können. Wo man Steckrüben, oder die sogenannten Märkischen Rüben erbauet: da wird man, wenn sie ganz klein bleiben, und nicht sonderlich dick werden sollen, auf 1 Morgen 10½ Pfund einsäen. Will man sie aber weniger klein haben: so nimmt man 9 Pf.; da sie denn weiter aus einander zu stehen kommen, und also mehr Raum zum Dickwerden gewinnen. Hat man aber zur Absicht, diese Rüben da, wo sie im Anfange mehr, als zuletzt, gelten, noch vor ihrer Reife zu verkaufen, und sie nach und nach zu verziehen, oder die stärksten auszuheben: so kann man wohl an 11 Pf. Saamen ausstreuen. Mohrrüben, die zur Viehfütterung auf den Feldern gebauet werden, erfordern, wenn sie recht stark werden, und in die Winterung geschlagen werden sollen, 2 Pfund Saamen auf den Morgen; an die 3 Pfund aber, wenn sie zum Verkauf oder zur Viehfütterung vor der Zeit nach und nach verzogen werden sollen. Pastinaken zur Viehfütterung eben so viel.

Die Landwirthe sind überall über das Dick- und Dünnsäen nicht einverstanden. Die mehresten, die auf Sparsamkeit bedacht

dacht sind, bestehen auf dem Dünnsäen. Man hat nur zu bedenken, daß man es im letztern Falle auf die gute Bestockung des Korns anlegt; die aber doch bey früh eintretenden Wintern, oder bey nicht voraus zu sehender mißlicher Winterwitterung fehlschlagen kann. Wenn auch endlich alles mit dem Dünnsäen glücklich abläuft, und die vorbesagten Umstände nicht eintreten: so bleibt es doch eine ausgemachte Wahrheit, daß ein, nach richtigem Verhältniß des Ackers, nicht dünn besäetes Feld mehr Stroh und Körner, als ein dünn besäetes bringt; zugegeben, daß z. E. einer, der 2 Schfl. Korn dünn ausgesäet, mehr davon einärndte, als ein andrer, der 2 Schfl. nach der gewöhnlichen dicken Säeart in den Acker geworfen hat; Es ist aber doch so viel gewiß, daß, wenn derjenige, welcher dünn gesäet hat, auf den Platz, den er mit 2 Schfl. bestritten, 4 Schfl. eingesäet hätte, er dann mehr, als von den 2 Scheffeln, wenn man auch gleich die mehrere Aussaat abzieht, eingeschnitten haben würde. Es sind dieses nicht bloß speculativische Meinungen; sondern Erfahrungen, wodurch sich jeder überzeugen kann. Man setze einmal, daß man ein Landgut hätte, welches über Winter, nach der gewöhnlichen Art zu säen, eine Aussaat von 300 Schfl. erforderte; man setze ferner, daß der Acker dieses Gutes von solcher Güte wäre, daß er, nach Abzug des Dreschersscheffels, auch der Tagelöhnermandeln (wo man etwa, wie es in manchen Ländern üblich ist, den Tagelöhnern gewisse Mandeln im Felde, wegen Ab- und Zusammenbringens der Feldfrüchte, zueignet), das 6te Korn brächte: so würden bey dem gewöhnlichen Säen 1800 Scheffel ausgedroschen werden, und dem Eigenthümer, nach Abzug der Aussaat, 1500 Scheffel übrig bleiben. Man nehme dagegen auf der andern Seite an, daß eben dieses Landgut von einem Besitzer, der für das außerordentliche Dünnsäen eingenommen ist, bewirthschaftet, und also von demselben nur mit 150 Scheffel besäet würde; man nehme ferner an, daß es mit dem Dünnsäen auf dem Gute so wohl von Statten gienge, daß man davon, Statt des 6ten, das 9te Korn (als welches doch kein geringer Ertrag seyn würde) einärndtete: so würde der Ausdrusch in 1350 Scheffeln bestehen, und dem Eigenthümer würden, nach Abzug der Aussaat, 1200 Schfl., folglich 300 Schfl. weniger, als in dem ersten Falle, verbleiben; ohne das Stroh zu rechnen, welches bey einer dickern Aussaat nothwendig häufiger, als bey einer dünnern, seyn muß. Da nun bey einer dünnern Aussaat der angegebene Verlust entsteht: so wird es der Beurtheilung nachdenkender Landwirthe überlassen, welche Art des Säens vorzuziehen sey.

Durch eine dicke Aussaat kann vielen Arten von Unkraut Abbruch geschehen. Jede Kornpflanze hat ihre eigenen Wurzeln, die sich von einer dicken Aussaat überall durch den ganzen Acker so vertheilen, daß sie die Nahrung überall an sich ziehen; sie schmälern also allem, zwischen ihnen noch aufschlagendem, fremdem Saamen die Nahrung, daß er nicht zu rechten Kräften kommen kann. Wenn hernach das Getraide zu schossen beginnt: so treibt es hohe Halme, mit welchen es über das Unkraut hinweg wächst, und ihm zugleich Luft und Sonne benimmt; folglich seinen Wachsthum vollends unterdrückt. Hiedurch werden denn viele Arten von Unkraut, die nicht so hoch, als das Getraide, aufwachsen, gehindert, sich auszubreiten, und

können

können nicht häufigen oder kräftigen Saamen ansetzen; andere aber, die sich noch durchschmiegen, kommen doch zu keinem kräftigen Triebe; daß also eine dicke Aussaat in krautartigen, oder zum Unkrauttragen geneigten, Aeckern wohl zu empfehlen ist.

Von einer mäßig dünnen Aussaat erhält man bessere Aehren, und völligere Körner, als von einer allzudicken, wenn das Unkraut solches nicht hindert. Die zu dicht neben einander stehenden Saatpflanzen entziehen sich unter einander die Nahrung schon vor dem Schossen; beginnt letzteres: so findet man, daß viele Körner kleiner, dünner und spitziger geblieben sind, als die völlig ausgewachsenen zu seyn pflegen. Ueberdieß hindern sich die zu dicht neben einander stehenden Halme an dem Zugange der freyen Luft und der Sonne; da bekanntlich die im Schatten wachsenden Früchte weniger vollständig werden. Kommt noch viel Regen dazu: so legen sich die Halme in einander zusammen, und die Schwere des Wassers legt sie danieder. Da nun das Getraide in solchem Zustande nicht gehörig ausdünsten kann: so wird kein genug dienlicher Nahrungssaft für den Saamen abgesondert; daher die Körner dünn und flach, und die Kornähren wohl gar taub oder leer bleiben.

Gedüngtes Land muß dicker, als anderes, gesäet werden; denn das Düngen erneuert dessen Tragbarkeit, weil dadurch mehr nahrhafte Theile den Pflanzen zugeführt werden; daß also dergleichen Acker mehr Pflanzen ernähren kann. Da aber auch das Unkraut an dieser vermehrten Tragbarkeit Theil nimmt: so wird es desto stärker wuchern, und dem guten Saamen die Nahrung entziehen. Um nun dieses zu verhüten: muß man den gedüngten Acker dicker besäen, damit das in die Höhe gehende Getraide das Unkraut unterdrücke, und dessen Ausbreitung verhindere.

Gutes Land, d. i. solches, worinn zugleich vieles aufwächst, und die Gewächse auch wohl nähren kann, muß dicker besäet werden, als schlechtes. Es hat stärkern Trieb; daher es auch mehrern Saamenkörnern gute Nahrung mittheilen kann. Unterläßt man nun, solchem guten Lande genug Saamen zu geben: so wird aus gleich gutem Grunde der Unkrautsaame desto mehr wuchern, und sich noch stärker vermehren. Hier muß nun eine dickere Saat dem Unkraute die mehrere Nahrung entziehen, und solches hiemit zugleich schwächen.

Schlechtes Land, d. i. ein nur wenigen und dürftigen Pflanzenwachsthum hervorbringendes Land, muß nur dünn besäet werden. Schlechtes Land hat einen schwachen Trieb in sich; es fehlt ihm an genugsamer Ernährungskraft vieler Pflanzen; daher selbigem nicht so viel Saamen, als dem vorhin bemerkten Lande, anvertrauet werden darf. Da nun aber, wie zuvor gesagt worden ist, von einer mäßig dünnen Aussaat die Körner völliger werden; auch das Unkraut hier der Saat weniger im Wege steht, und weniger wuchern kann: so liegt darinn der Grund zu einer dünnern Aussaat.

Je später im Herbste gesäet wird: desto dicker muß gesäet werden. Da nun die späte Saat öfters kaum einen Anfang zum Wachsthum machen kann: so wird solcher durch Frost oder anhaltende Winterkälte bald gehemmt. Viele Saatkörner verderben sodann; daß daher der zu besorgende Abgang mit desto mehrern Körnern zu ersetzen

seßen ist, je später die Saat im Herbste bestellt wird.

Das Sommergetraide kann viel dünner, als das Wintergetraide, gesäet werden, weil nicht zu besorgen ist, daß die Körner gleich beym Anfange ihres zarten Wachsthums verderben können. Ueberdieß werden bey einer dünnern Aussaat die Aehren völliger und dicker, als bey einer dicken; es wäre denn, daß man, wie oben gesagt worden ist, dabey auf die Unterdrückung mancher Unkräuter etwas Rücksicht nehmen müßte.

Das Getraide hat die Eigenschaft, daß es aus dem untersten Knoten neue Keime austreibt, die auch, wenn es ihnen nicht an Raum, Nahrung und dienlicher Witterung fehlt, fortwachsen, und mit dem Haupthalme zugleich schossen; auch endlich an der Spitze vollkommene Aehren zeigen. Ein solches vielhalmiges Wachsthum nennt man das **Bestauden**. Eine zu dicke Saat hindert solches Bestauden; da hingegen bey einer weniger dicken oder mäßig dünnen Aussaat Raum für die davon entstandenen mehrern Halme vorhanden ist, so daß daher auch die Wurzeln aus der Erde mehr Nahrung an sich ziehen können. Soll aber das Bestauden Fortgang haben: so kommt es hauptsächlich auf eine gedeihliche Schoßzeit an. Da vorbesagtermaaßen die Nebenkeime aus dem Wachsthume des ersten Keims entstehen, und aus dessen unterstem Knoten entsprießen: so hat der erste Keim allemal einen Vorsprung vor den nachfolgenden; bleibt anfangs immer der stärkste, und zieht folglich den meisten Saft so lange an sich, bis die Nebenkeime nach und nach auch so viel Stärke erlangen, daß sie den Nahrungssaft eben so stark anziehen, und die Nahrung mit ihm zu theilen anfangen. In diesem Stande können sie denn zugleich schossen, und mitfortwachsen. Man hat gefunden, daß eine mehr als mäßige Wärme in der Schoßzeit den Haupthalm übertreibt, so daß er zu schnell zum Schossen kommt, ehe die Nebenkeime Stärke genug haben, ihm folgen zu können; da er nun in solchem Falle mehr Nahrung an sich zieht, und überdieß die größere Wärme den Saft mitverzehren hilft: so geschiehet es, daß die Nebenhalme dessen zu wenig erhalten, und also die mehresten im Wachsthume zurückbleiben; hingegen hat auch die Erfahrung gelehrt, daß, wenn in der Schoßzeit sehr kühle Witterung einfällt, der Haupthalm am Treiben zurückgehalten werde, und später ins Schossen komme, so daß die Nebenhalme Zeit gewinnen, zum Schossen tüchtig zu werden. Daher rührt ohne Zweifel die uralte Beobachtung: ein kühler May füllt die Scheunen, weil die Schoßzeit des Winterkorns, als der vornehmsten Feldfrucht, in den May fällt. Die Erfahrung hat aber auch noch gelehrt, daß eine in der Schoßzeit herrschende Dürre alle angesetzte Nebenhalme so zurückhalte, daß sie, aus Mangel der Nahrung, die kaum für den Haupthalm hinreichend ist, sehr kurze, taube, oder gar keine Aehren zum Vorschein bringen; daß also das Bestauden des Korns von der Witterung lediglich abhängt. Es bleibt also das Bestauden immer etwas Ungewisses; da nun solches aus der gewöhnlichen dünnen Aussaat von selbst erfolgen kann: so ist es unnöthig, um des Bestaudens willen dünner, als gewöhnlich, zu säen.

Zuletzt ist noch der Unterschied zwischen **Untersäen und Flach- oder Obenaufsäen**. Untersäen oder tiefsäen, heißt, den Saamen, wenn das Land vor der Saatfahre damit besäet ist, unterpflügen,

oder so tief in die Erde bringen, als der Pflug gestellt ist; wird aber erst nach der Saatfahre, oder, nachdem zur Saat gepflügt worden ist, gesäet: so nennt man solches flach oder obenauf säen; da denn der Saame bloß durch das Eggen mit der obern Erde vermischt wird. Bey dem Untersäen ist es nöthig, daß der Acker dazu recht mürbe gemacht werde. Sind noch Erdschollen, Klöße oder unzertrennte Rasenstücke vorhanden: so können die darunter zum Liegen kommenden Körner nicht aufgehen. Sie können zwar auskeimen; aber die Keime können nicht durch die zu dichte oder zähe Erde hervorkommen; sie müssen verstocken. Hat man nun einen nicht recht mürben oder von Natur zu schweren Boden: so darf der Saame nicht untergepflügt werden; ist aber der Acker mürbe, oder der Boden ist, wie z. B. der sandige, nur leicht: so ist das Untersäen wohl anzurathen, weil der Saame sodann vor äußerlichen Zufällen mehr gesichert ist. Die Veränderungen der Witterung, die manchmal entgegengesetzte Wirkungen im Gewächsreiche hervorbringen, können dem mit Erde mehr bedeckten Saamen weniger Nachtheil bringen. Hitze und Dürre greifen die Oberfläche des Bodens am ersten an, und bringen den keimenden Saamen leicht zum Vertrocknen, ehe er mit seinen Wurzeln den saftigen Grund erreichen kann. Starke Winde, auch starke Regen entblößen viel Saamen, so wie Eis und Fröste in einem leichten Boden die Saatpflanze aus der Erde hervorziehen und damit gar sehr beschädigen. Wider solche und dergleichen Unfälle muß sich nun der Ackersmann durch das Untersäen zu sichern wissen; um des Bestaudens willen aber ist es nicht nöthig, tief zu säen. Die Kornpflanze hat ihre besten Wurzeln in der Oberfläche der Erde, und die wenigsten sind über 4 Zoll lang. Man hat Versuche gemacht, Getraidesaamen tief zu stecken, und gefunden, daß dessen unterste Wurzeln nur schwach, und die ersten Glieder sehr dünn sind, und daß nur aus den Knoten, die der Oberfläche des Bodens am nächsten sind, die besten, Nahrung zuführenden, Wurzeln entsprießen, so daß davon erst das Wachsthum recht angeht. Da nun ein vielhalmiger Stock noch mehr Nahrung erfordert, als ein einhalmiger; folglich schlechte, schwache, aus der Tiefe emporkommende Wurzeln nur wenig zuführen können; solche auch für einen einhalmigen Stock kaum oder gar nicht hinreichend sind, da selbiger aus einem höhern Knoten, welcher der Oberfläche näher ist, erst bessere Wurzeln zur Fortsetzung seines Wachsthums schlagen muß: so ist leicht zu sehen, daß der vielhalmige Stock um so vielmehr dergleichen Wurzeln in der Oberfläche braucht, wenn er sich nähren und fortwachsen soll. Man weiß es überdieß, daß das Getraide sich eben so gut bestaudet oder bestocket, es mag obenauf oder untergesäet seyn; daß man also um des Bestaudens willen nicht nöthig hat, tief zu säen.

Diejenige Zeit, worauf eine solche Jahreswitterung folgt, darinn der Saamen zum Wachsthum und Fruchtbringen gedeihen kann, wird die Saatzeit genannt. Saaten, die den Winter ausstehen, werden bey uns vor dem Winter; diejenigen aber, die gegen die Kälte empfindlich sind, im Frühjahre ausgesäet. Jene wird die Winter-, und diese die Sommersaat genannt. Bey beyden unterscheidet man noch die frühe und späte Saat. Bey der frühen Saat hat man immer noch Schaden zu besorgen; und da die späte

Saat

Saat zu einer Zeit geschiehet, nach welcher sie ebenfalls beschädigt werden kann: so geht man bey der **mittleren** Saatzeit, die von jenen beyden gleich weit entfernt ist, am sichersten. Bey einer zu frühzeitigen Wintersaat hat man zu besorgen, daß sie sich überwachsen, oder bey einer noch zu warmen Witterung verwöhnt werden könne, eine zeitig einfallende Kälte auszustehen. Auch bey der Sommersaat heißt zu früh gesäet, wenn man besorgen muß, daß sie zu weichlich sey, einen nachkommenden Frost zu überstehen; zu spät aber, wenn sie in Gefahr ist, nicht völlig reif zu werden. Theilt man aber das Land überhaupt in schlechtes, gutes und in Mittelland (da man unter dem letzten ein solches versteht, welches einen nur mittelmäßigen Trieb, Gewächse empor zu bringen, in sich hat): so hat man auch nach solchem Unterschiede die Saatzeit zu bestimmen. Weil schlechtes Land nur die Pflanzen schlecht oder schwach treiben kann; auch alles darinn langsamer wächst: so wird es früher, als das gute und Mittelland, besäet, damit die Saat zum Fortkommen längere Zeit bekomme, und vor Winters noch einige Stärke erlange. Die Sommersaat geschiehet aber früher, ehe die Winterfeuchtigkeit aus dem Acker verschwindet; hat aber gutes Land einen stärkern Trieb: so schickt sich, wie vorhin bemerkt worden ist, die frühe Saat nicht dazu. Sie kann sich leicht überwachsen, und in der Oberfläche zu viel Wurzeln treiben, die, dem aufziehenden Froste nicht nachgebend, leicht zerreißen können. Da selbige auch zu viele Blätter gewinnt; auch dadurch an so viel mehr Orten von der Fäulniß angegriffen werden kann: so geräth dadurch der ganze Stock, besonders wenn Märzschnee einfällt und liegen bleibt, in Gefahr zu verfaulen. Eine weniger frühe Saatzeit ist also die schicklichste, da in dergleichen Lande die Saat immer noch vor dem Winter zu einem mäßigen Wachsthum gelangen kann.

Die Saatzeit muß sich zwar nach den Jahreszeiten; nicht aber nach der veränderlichen Witterung derselben richten. Letztere entsteht von Winden, Dünsten und Regen, die man nicht mit Gewißheit vorhersehen kann. Nicht jede Witterung kann der Saat ersprießlich seyn, z. B. starker Wind, Regen oder schlackiges Wetter. Nun muß zwar das Land in der Saatzeit zur Aufnahme des Saamens seine Zubereitung zu rechter Zeit erhalten haben; man richtet sich aber mit der Aussaat nach dem Wetter, das man vor sich findet. Werden z. B. starke, fette Länder während des Regens oder noch in sich habender vieler Nässe besäet: so ist ein schlechtes Gedeihen der so behandelten Saat zu erwarten. Der Landmann nennt solches das **Einschmieren** der Saat, welches bey dem Ackerbaue sorgfältig zu vermeiden ist. Ganz geringes, sehr leichtes Sandland kann hierinn eine Ausnahme machen, als welchem es mehr förderlich als schädlich ist, wenn es bey Regenwetter eingesäet wird.

Um die beste Saatzeit nach der Jahreswitterung zu treffen: muß man sich nach der Natur einer jeden Art von Getraide richten, und wie sie sich besonders gegen Wärme und Kälte, Frost und Hitze, Dürre und Nässe, in gutem oder schlechtem Lande, verhält. Hieraus läßt sich der Grund bestimmen, wie viel Zeit die Feldfrüchte bey verschiedener Witterung bis zur völligen Reife gebrauchen, wenn sie schneller oder langsamer wachsen; wenn sie mehr Stroh oder Körner geben; wenn sie zu-

gleich aufwachsen, oder zweywüchsig werden, ꝛc. Hievon ein Exempel! Sommersaat wird im Frühlinge gegen den Sommer gesäet, d. i. von der Zeit an, die im März bis zu Johannis hingeht. Welche Zeit nun in diesem Zeitraume für jede Art die gedeihlichste sey, muß die Natur der Getraideart bestimmen. Ist nun die Frage von der kleinen Gerste: so ist von selbiger bekannt, daß sie weder Kälte noch Nässe gut vertragen kann; besonders in ihrer Kindheit und Jugend, denn sie wird dabey leicht gelb, und versauert, woraus denn folgt, daß sie erstlich zum frühesten nicht eher zu säen sey, als bis keine Mayfröste mehr zu besorgen sind; folglich erst nach der Mitte, oder gegen das Ende des Maymonats, oder, nach Beschaffenheit des Bodens, am besten zu Anfange oder gegen die Mitte des Brachmonats. Die noch früher säen, müssen warmes und zwar feuchtes; aber kein nasses Land haben. Diese Gerste erfordert am gewöhnlichsten, vom Anfange ihres Wachsthums an bis zu ihrer Reife, fast 12 Wochen; denn 4 Wochen wächst sie bis zum Schossen; 4 Wochen bringt sie mit Schossen und dem Hervortreiben der Aehren aus den Kappen zu, und 4 Wochen brauchen die Körner zu ihrer Vollkommenheit und Reife. Wenn sie eher oder später reift: so rührt es von der veränderlichen Witterung her, die nicht alle Jahre gleich ist, und das Wachsthum entweder eine Zeitlang aufhält, oder auch übertreibt. Die späteste Saat würde demnach gegen das Ende des Jun. oder um Johannis seyn, da sie um Michaelis reif seyn, und noch geärndtet werden könnte; die mittlere Saatzeit wäre also um die Hälfte des Jun., d. i. gegen den längsten Tag. Wenn man die Aehre ansieht: so findet man solche mit Körnern ringsherum besetzt, und ersieht zugleich den Unterschied von der großen Gerste, weil diese nur 2 Reihen Körner hat; jene aber erscheint vielzeilig; daher sie auch von Einigen Zeilengerste genannt wird. Man schreibt ihr bald 4, bald 6 Zeilen zu; ungeachtet die Aehre sich gleich ist. Sie besteht nämlich aus vielen kleinen Gliedern über einander, auf deren jedem 3 Körner mit ihren untern Theilen dicht neben einander stehen, mit den obern aber sich von einander breiten, und zwar um so viel weiter, je vollkommner sie geworden sind; daher bilden sich alsdann 3 Zeilen Körner über einander, und zwar auf einer Seite der Aehre. Auf der andern Seite der Aehre findet es sich eben also, weil die Glieder so geordnet sind, daß das eine seine 3 Körner auf der gegenüber stehenden Seite austreibt. So geht es wechselsweise durch die ganze Aehre durch, und solchergestalt kommen 6 Zeilen heraus. Die mittelsten Körner auf jedem Gliede werden allezeit die vollkommensten, welches anzeigt, daß der Trieb des Safts vornehmlich auf die mittelsten Körner geht, und daß die Seitenkörner schwächern Saftzufluß haben; auch nur alsdann vollkommen werden, wenn reichliche Nahrung vorhanden ist. Ist demnach der Trieb im Halme schwach oder gering: so bleiben die Seitenkörner flach, und nehmen weniger Raum ein; folglich nähern sie sich um so mehr den Seitenkörnern der gegenüber stehenden Seite, und fallen mit ihnen in eine Zeile zusammen, weil ihre schmächtigen Körper einander weniger hindern. Sie scheinen auch nur eine Reihe mit ihnen zu machen; daher denn die Aehre dem Auge vierzeilig vorkommt, da sie sich sonst, wenn die Körner wohl genährt sind, und wegen ihrer Dickleibigkeit strotzen, dem Gesichte sechszeilig darstellt.

Aus

Aus diesem Bau der Aehre ist nun leicht abzunehmen, daß man hauptsächlich auf die Jahreszeit zu sehen habe, in welcher sich die Körner, nachdem die Aehre aus der Kappe heraus ist, am besten ausbilden können. Denn kommt man damit noch in die längsten Tage: so hat der Saft zu viel von der Sonne auszustehen, und dunstet zu lange in Einem weg; daher die Nebenkörner auf den Seiten zu wenig davon bekommen, zumal da die kurzen Nächte durch den Thau nicht genug den Abgang des Saftes ersetzen können. Kommt man aber damit in die Zeit, wo die Nächte schon zu kalt werden: so ziehen sich die zarten, den Saft zuführenden, Gefäße zu stark zusammen, und lassen ihn nicht gut durch. In beyden Fällen erhalten die Körner zu wenig Saft; besonders die Seitenkörner, als welche sodann flach oder gar taub werden. Von dem längsten Tage an, vom 21sten Jun. nämlich, nehmen die Tage wieder ab und die Nächte zu; was demnach in solcher Zeit sein Wachsthum zu vollenden hat, wird durch den nächtlichen Thau nach und nach immer länger auf die Hitze des Tages erquickt, und kann sich daher schon besser bey Kräften erhalten. Nun braucht die Gerste anfangs, da sie noch klein ist, wenige Nahrung; desto mehr aber, je näher sie dem Schossen kommt. Da nun aber mit den verlängerten Nächten die Feuchtigkeit immer mehr zunimmt: so kommt sie mit ihrem Wachsthume in bessere, zu ihrem Gedeihen sich schickende, Zeiten, und endlich mit ihrer Reife in die erste Hälfte des Septembers, wenn sie nämlich in der ersten Hälfte des Brachmonats gesäet worden ist; da denn die Witterung zur Aerndte viel bequemer ist, als in der andern Hälfte des besagten Monats, oder gar im October, wenn sie durch die späte Saat so weit verzögert worden ist. Diesemnach muß man die erste Hälfte des Jun., der Natur der kleinen Gerste gemäß, für die beste Saatzeit an solchen Orten anerkennen, wo ihr die Stärke des Ackers mit seiner natürlichen Feuchtigkeit nicht zu Hülfe kommt; sondern wo man sie auf einem leichtern Boden anbauen muß. Denn hier erfordert sie vornehmlich in der Schoßzeit leibliche Wärme und Feuchtigkeit, nebst mehrerer Abkühlung; noch mehr aber in der folgenden Verkörnung. Bey Hitze und Dürre wird nichts daraus; man muß daher solche Zeit erwählen, die, dem Sonnenlaufe gemäß, solche Witterung in den meisten Jahren mit sich führt.

Da die meisten Landwirthe in Ansehung der Saatzeit so wankend sind, und sich so öfters darinn verirren und Schaden nehmen, wenn sie bald diese, bald eine andere Zeit erwählen, und alles aufs Gerathewohl ankommen lassen: so wird hier noch ein Exempel zu mehrerer Bestätigung der festgesetzten Regel von den Erbsen beygebracht. Diese haben die Eigenschaft, daß sie anfangs einen mäßigen Frost nicht achten; und daher so zeitig gesäet werden können, sobald der Acker zugerichtet, und nicht mehr zu naß ist. Wenn sie spät gesäet werden, und gleich von ihrer Jugend an in eine warme Witterung kommen: so treiben sie zu stark, bekommen lange Glieder, folglich auch Ranken, die sich nicht aufrecht halten können; sondern sich platt über einander hinlegen, und einander die Luft benehmen. Hieraus entsteht nun bey ihnen, wie man es nennt, das Zustarkinsstrohwachsen; sie blühen nur sparsam, und setzen noch weniger Schoten an, weil die meiste Kraft in die breiten Blätter und dicken Ranken geht, die viel Saft anziehen

und wegdunsten. Wenn hingegen das erste Wachsthum noch einige Kälte ausstehet: so bleiben die ersten Glieder kurz, und das ganze Gewächs staudig; die Ranken bekommen mehr Schoten, und in diesen größere Körner. Dieserhalb nun ist es nicht rathsam, die Erbsen erst im May, oder kurz vor dessen Anfange, zu säen. Sie sind bey so später Einsaat auch dem Mehlthau sehr unterworfen, als welcher sich mit dem Jul.; zuweilen auch schon gegen das Ende des Jun. einzufinden pflegt. Befällt sie der Mehlthau, während sie eben zu blühen anfangen: so wird nichts daraus. Sie bekommen wenig oder gar keine Schoten; haben sie aber vorher schon Schoten angesetzt, und sind die Körner darinn schon zum Wachsthum gebracht: so bleiben diese gut; es kommen aber keine mehr nach; daher einiger, obgleich nur schwacher, Ertrag erfolgt, der doch etwas besser, als gar nichts, zu achten ist. Dieser einzige Umstand nun, in welchen sie mit ihrem Wachsthume gerathen können, wäre schon hinreichend, ihre beste Saatzeit fest zu setzen, weil es nun vornehmlich darauf ankommen muß, sie so zu säen, daß ihre Blüthzeit vor dem Anfalle des Mehlthaues größtentheils vorüber sey. „Es fangen aber die gemeinen Felderbsen, die im März gesäet werden, in der eilften Woche; die in der ersten Hälfte des Aprils aber gesäeten in der neunten Woche mit dem eilften Gliede, welches sie treiben, an zu blühen. Denn obschon die Erbsen einigen Frost ertragen können: so ist doch gewiß, daß sie dadurch im Wachsthume gleichsam geschreckt, und aufgehalten werden, so daß sie einige Zeit brauchen, sich zu erholen, und zwar dergestalt, daß ihnen öfters die später gesäeten noch gleich, oder wohl gar zuvorkommen, wenn sie dergleichen Aufenthalt nicht erlitten haben. Solchemnach fällt die Blüthzeit in die Hälfte des Jun.; sie können auch schon einen Theil Schoten angesetzt haben, ehe der stärkste Anfall vom Mehlthaue kommt. Diesemnach wird man die erste Hälfte des Aprils für die beste Saatzeit der Erbsen anzunehmen haben, und zwar, daß sie in gedachter Hälfte je eher, je besser, zu säen sind. Man hat eine Art Früherbsen, die mit dem vierten Gliede, oder doch bald darauf, schon Blüthen ansetzen; diese können schon meist abgeblühet haben, ehe jene anfangen. Mit solchen gienge man freylich am gewissesten in Ansehung der Frucht; nur daß sie weniger Stroh geben; welches, besonders bey Schäfereyen, ein Surrogat des Heufutters seyn muß. Jene kommen in der sechszehnten Woche zur Reife, d. i. in der andern Hälfte des Jun.; folglich auch in der Zeit, die sich zur Reife am besten schickt, weil alsdann die Sonnenstrahlen noch am meisten wirksam sind, und den Saft bey so langen Tagen in den Gewächsen am meisten verzehren. Es können auch zu dieser Zeit alle Schoten zugleich wohl abdörren, und dieses empfiehlt obige Saatzeit noch mehr; da sonst bey diesem Gewächse, wenn es später gesäet wird, und noch nicht ausgewachsen ist, ehe es in die Zeit kommt, da die Nächte schon länger werden, und die Feuchtigkeit wieder zunimmt, noch immer grüne Schoten gefunden werden, weil die Ranken nicht so, wie andere Feldfrüchte, im Wachsen aufhören; sondern immer neue Glieder mit frischen Blüthen ansetzen, so lange noch Nahrungssaft vorhanden ist, oder frischer hinzu kommt. Sieht man nun aber aus diesen Beyspielen, wie sehr es darauf ankommt, nach der vorgedachten festgesetzten Regel zu handeln: so mache man davon

selbst

selbst die Anwendung auf die übrigen Getraidearten; besonders da ich hier nicht weitläufiger seyn kann, und es genug ist, die Bahn vorgezeichnet zu haben, nach welcher man die Natur jeder Feldfrucht, in Verbindung mit dem Locale, zum Leitfaden annehmen muß, um die rechte Saatzeit nicht zu verfehlen. Man kann indeß freylich nicht behaupten, daß die beste Saatzeit nach der Jahreszeit immer den besten Erfolg haben müsse, weil das Gedeihen der Feldfrüchte nicht bloß auf der gemeinen beständigen Witterung der Jahreszeit beruhet, sondern die dazwischen kommende veränderliche Witterung, die nicht alle Jahre gleich ist, öfters den größten Antheil daran hat; dennoch aber wird man finden, daß es in den meisten Jahren gelingt, die beste Saatzeit nach der Jahreszeit geordnet zu haben. Nur dieses ist hier noch zu erinnern, daß man auf großen Gütern, die eine starke Aussaat haben, deren Beendigung, aus Mangel genugsamer Menschen und Thiere, und auch wegen anderer dazwischen kommender Geschäffte, z. B. des Mistfahrens, der Grummetärndte, u. dergl., wohl ein paar Monate erfordert, eine frühe, mittlere und späte Saat bestellen muß, wovon denn die eine vor der andern immer besser gerathen muß, da nur selten alle drey gleich gut einschlagen werden. Es sind aber auch einige Feldfrüchte, die leichter, als die übrigen, dem Mißgerathen unterworfen sind, wie solches z. B. von dem Buchwaizen oder Heidekorne bekannt ist; in welchem Falle man denn klüglich handelt, eine frühe, mittlere und späte Aussaat zu veranstalten, weil doch wahrscheinlich eine davon einschlagen wird; im entgegen gesetzten Falle aber, wenn man nämlich die Aussaat zu einer Zeit zugleich verrichtet, kann man ganz leer ausgehen. Eben so ist es mit einer starken Lein- oder Flachssaat, davon man immer gern, wie z. B. in Schlesien, eine frühe und eine späte Saat veranstaltet. Mit dem Haber wird es mancher Orten auch eben so gehalten.

Zuletzt ist noch des ein-, zwey- oder mehrfährigen Säens zu gedenken. Wenn ein Feld, welches ein Jahr geruhet hat, oder nicht besäet gewesen, und zur Viehweide genutzt worden ist, und gemeiniglich Brache genannt, und zum ersten Male umgepflüget wird: so nennt man es brachen. Stürzen heißt das Land umpflügen, welches in demselben Jahre Feldfrüchte getragen hat. Beydes ist nun die erste Pflugart. Wird das Land zum andern Male umgepflüget: so nennt man es Wenden, oder die Wendfahre pflügen. Rühren heißt das Land mit dem Haken überzwerch, oder in die Queere, aufreißen; dieses aber ist nicht überall, wenigstens nicht im leichten Boden, gebräuchlich. Wird das Land zum letzten Male gepflüget: so heißt es zur Saat pflügen. Einfährig, zweyfährig, dreyfährig, vierfährig bestellt, heißt, wenn der Acker eben so oft vorher umgepflüget worden ist. In einigen Ländern werden diese verschiedenen Ackerarbeiten auch anders genannt. Leichtes und sehr lockeres Land wird ein- oder zweyfährig bestellt; man hat aber auch leichte Aecker, die sehr queckig, oder sehr mit Quecken überfüllt sind. Diese kann man nicht einfährig bestellen. Um die Quecken mittelst der Egge herauszubringen, wird wohl eine dreyfährige Bestellung erfordert. Waizen wird fast überall vierfährig bestellt. Manche Roggenfelder, die zuvor mit Roggen zwey- oder dreyfährig bestellt gewesen sind, und nicht

nicht kräftig genug sind, im Sommerfelde guten Haber zu erzeugen, werden im Herbste einfährig mit Roggen wieder bestellt. Der Acker wird gestürzt, oder, wie man an manchen Orten sagt, gestoppelt, und das Korn obenauf gesäet. Dergleichen Korn pflegt man gemeiniglich bey uns Stoppelroggen zu nennen, und er sollte nach der oben gegebenen Regel nicht, wie an vielen Orten geschiehet, spät; sondern am frühesten eingesäet werden, weil er sich nicht überwachsen kann. Einige pflügen diesen einfährigen Roggen mit den Stoppeln sogar unter, weil die Oberfläche des Bodens gar nicht fest ist; es muß aber dieses nur bey der frühesten Aussaat, noch vor Michaelis, geschehen, weil es bey der spätern Bestellung nicht gut oder egal genug aufgeht; auch muß bey dieser Bestellungsart der Pflug sehr flach gestellt werden, damit die Saat nicht zu tief unter die Erde komme. Das Heidekorn pflegt man im leichten Boden auch wohl nur einfährig, hie und da aber zweyfährig, zu bestellen; auch giebt es Gegenden, wo man die Erbsen in einem nicht schweren Boden, und zwar im Sommerfelde, wo zuvor Roggen gestanden hat, einfährig bestellt. Man dünget auch wohl nicht allzustark dazu, und wenn der Mist ausgebreitet worden ist: so werden die Erbsen mit dem Miste zugleich untergepflüget, und hierauf der Acker zugeegget. An solchen Orten wird mit den Wicken eben so verfahren. Jeder muß hiebey seine eigene und anderer Landwirthe genugsame Erfahrungen zu Rathe ziehen; auch darauf sehen, nach welcher Bestellungsweise diese oder jene Feldfrucht in den meisten Jahren zum besten gerathen sey.

Säge, ein bekanntes einfaches Handwerkszeug, Holz und andere Materien damit zu zerschneiden. Es besteht aus einem elastischen, dünn geschmiedeten Eisen in einem hölzernen Gestelle. Dieses Eisen wird ein Sägeblatt genannt. Es giebt dergleichen zu Handsägen, die eine Person führen kann; auch Sägeblätter, welche von zwey, auch drey Personen geführt werden. Die Blätter müssen aus dem besten Eisen geschmiedet seyn, wenn sie gut schneiden sollen. Die schlechten Blätter werden an der weißen Farbe erkannt; die guten aber an der stahlblauen. Die Zähne sind auseinander gesperrt, und stehen schief auf dem Blatte, daß also die gefeilte Schärfe eines jeden Zahns an der einen Seite des Blattes zur Rechten; an der andern aber zur Linken ins Auge fälle; bloß die Böhmischen Sägen haben gerade aufgerichtete Zähne.

Sägengatter, Weife, auf der Schneidemühle eine Verbindung, in welcher die Säge befestigt ist.

Sägeschnitt, zwischen durchthun, heißt in der Baukunst, wenn zwey Balken oder Bohlen, um dichter zusammen zu schließen, auf einander gelegt werden, und dann in der Fuge mit der Säge ein Schnitt zwischen durchgethan wird.

Sägespäne, das Holzmehl, das von dem Holze durch die Säge herabgerissen herunterfällt. Läßt man sie zusammenliegen, und faulen: so wird, wenn man sie besonders mit Mistjauche fleißig begießt, ein guter Dünger daraus; auch dienen die Sägespäne sehr gut zum Scheuern des Zinnes und anderer metallenen Küchengeräthe, weil selbige davon sehr rein und blank werden, und das Metall nicht so abnutzen,

nutzen, als wenn solches mit Sand, wie gewöhnlich, gescheuert wird.

Saflor, Carthamus, ein Pflanzengeschlecht, wovon die bekanntesten Arten folgende sind:

1) **Farbensaflor mit eyförmigen, stachlicht ausgezahnten Blättern, wilder oder falscher Safran,** C. lativus oder tinctorius L. Es ist solcher mit einem mittelmäßigen Lande zufrieden, worinn sich noch etwas Besserung befindet; kann aber auch auf das fetteste Land gesäet werden, weil darinn desto größere Blumen mit schönerer Farbe gerathen. Das Land wird dazu durch Pflügen, oder noch besser durch Graben zubereitet. Der Saame wird obenauf gesäet, eingefüßelt, oder mit der Harke oder einer feinen Egge untergezogen. Die Aussaat kann im Frühjahre nicht zu zeitig geschehen, weil die aufgekeimten Pflänzchen vom Froste selten, oder gar nicht, beschädigt werden. Man muß die Pflanzen fleißig vom Unkraute reinigen, und, wenn sie zu dick stehen, so durchziehen, bis sie 10—12 Z. von einander stehen. Die Blümchen sind safranfarbig, und ragen weit über dem Kelche hervor. Der Saame wird gegen den Herbst reif. Die vertrockneten Stengel dienen sehr gut zur Feuerung; die getrockneten Blüthknöpfe aber, wenn die Saamen noch darinn sind, geben ein gutes Futter für die Schaafe und Ziegen ab. Der Saame ist ein heftiges Purgirmittel, und fast ganz außer Gebrauch. Es soll auch solcher für viele Thiere ein Gift seyn; die Papageyen aber fressen selbigen begierig, und werden davon fett, ohne zu purgiren. Der Blumen bedienen sich Viele Statt des Safrans, um die Speisen damit zu färben und zu würzen; so wie auch der Safran oft damit verfälscht wird. Doch kann man den Betrug daran erkennen, daß eines Theils die Farbe des Safrans dunkler, als bey dem Saflor, ist; andern Theils besteht der Safran aus dem dreyfachen, an dem einfachen Griffel vereinigten, Staubwege; die Blümchen des Saflors hingegen sind in fünf, und zwar viel kürzere, Einschnitte abgetheilt. Die Blümchen werden von den Färbern gebraucht; sie sollen aber eine schöne hochrothe Farbe haben. Je mehr gelbe Blümchen darunter sind: desto schlechter ist der Saflor. Bey der Oeffnung der Blume sind das Blumenblatt und der Staubbeutel gelblich; nachher aber werden beyde, besonders das erste, mehr roth. Daß diese Veränderung der Farbe nur nach dem Regen erfolge; auch der Saflor überhaupt, wenn der Regen ausbleibt, keine schöne Farbe erhalte, ist ganz falsch; man muß nur die rechte Zeit abpassen: so wird bey trockner Witterung auch die Verwandlung der Farbe geschehen. Man muß daher öfters nachsehen; auch diejenigen Blüthknöpfe abschneiden, oder die Blüthchen aus dem Kelche herausnehmen, welche diese rechte Farbe erhalten; die übrigen aber noch sitzen lassen. Das Abnehmen kann zu jeder Tagesstunde geschehen. Daß die in der Mittagsstunde gesammelten Blüthchen sich alsbald in Pulver zerreiben, ist wohl nicht zu fürchten; wenn solche nur nicht auf dem Stocke bereits vertrocknet sind. Die in den Morgenstunden, zumal nach einem häufigen Thau, gesammelten werden leicht schimmelig und schwarz, wenn man sie nicht auf einen luftigen Boden bringt, und dünn ausbreitet. Am besten ist es, wenn man sie gleich im Felde oder Garten auf ein Tuch dünn ausbreitet und in der Sonne trocknen läßt. Weil bey dieser Art Blu-

men allemal der Staubbeutel mit dem Blumenblatte genau vereinigt ist; auch beyde zugleich weggenommen werden: so muß man einige Blüthen oder Stöcke unberührt lassen, damit man zur künftigen Aussaat neuen Saamen erhalte; oder wenigstens die Blümchen nicht eher wegnehmen, als bis sie schon in dem Kelche vertrocknet sind, und der Saame bereits einiges Wachsthum erhalten hat. Diese Blüthe enthält zweyerley Arten von verschiedener Farbe in sich. Die eine Art ist gelb, und auflöslich im Wasser; die andere schön roth, schöner als Carmoisin. Diese Farbe aber läßt sich im bloßen Wasser nicht auflösen, weil sie von einer harzigen Beschaffenheit ist. Das Gelbe wird selten, oder gar nicht, bey der Seidenfärberey gebraucht; doch muß man das Gelbe durchs Wasser erst absondern oder ausziehen, damit man hernach den übrig gebliebenen harzigen oder rothen Theil, welchen das Wasser nicht hinwegnehmen kann, durch ein Laugensalz auflösen, und zu Ponceau und Incarnat in Seide gebrauchen könne. Hiebey ist noch zu merken, daß das Laugensalz, während es den harzigen Theil auflöset, die Stärke der rothen Farbe um Vieles vermindere; daher man Citronensaft hinzusetzen muß, durch welchen dieser Fehler wieder verbessert, und die Farbe mit aller ihrer Schönheit wieder hergestellt wird.

2) **Wollichter Saflor, Spillendistel**, C. lanatus L. Diese Art wächst in Frankreich, Italien und Creta. Die Kelchblätter sind mit einem wollichten Gewebe umgeben, und gleichsam angeleimt; auch zeigt sich dergleichen unter der Blüthe an den Zweigen. Die Blümchen sind gelb. Die Spanier sollen mit den Blüthen dieser Art den Safran verfälschen; die Stengel in Griechenland aber zu Rocken und Spillen gebraucht werden. Man erzieht die Pflanze jährlich im freyen Lande aus dem Saamen.

3) **Weißer glattstengeliger Saflor**, C. Creticus L. Diese aus Creta herstammende Art ist der vorigen sehr ähnlich; der Stengel aber glätter, und der Blumenkelch weniger mit Wolle versehen. Die Blümchen sind weiß. Erziehung und Wartung derselben kommen mit der vorigen Art überein.

4) **Blauer einblumiger Saflor**, C. coeruleus L., wächst in Spanien, Italien und Frankreich. Die Wurzel ist ausdauernd, auf den blauen Blumenblättern sitzt ein schwarzer Staubbeutel.

5) **Tingitanischer Saflor**, C. Tingitanus L., ist vielleicht nur eine Abänderung der vorigen Art. Es zeigt solcher gefiederte Warzel- und in Queerstücke getheilte Stengelblätter; sonst ist zwischen beyden kein Unterschied. Man unterhält beyde im Scherbel; den Winter über im Glashause. Die Vermehrung geschieht am besten durch die Theilung der Wurzel.

Safran, Crocus. Diese Pflanzengattung begreift sehr niedrige Zwiebelblumenpflanzen unter sich, die nicht nur zeitig im Frühjahre, sondern auch spät im Herbste, eine Zierde der Rabatten sind. Die Blumen und Blätter dieser Pflanzengattung, welche nur 3 — 5 — 6 Z. lang zu werden pflegen, entspringen ohne Stiele und unmittelbar aus der Wurzel. Sie lassen sich zwar in 2 Classen abtheilen, von welchen die eine im Herbste, die andere aber im Frühjahre blühet; jedoch machen sie, nach den Grundsätzen der neuern Botaniker, nur Eine wirkliche Art aus, die viele schöne Abarten unter sich begreift.

1) Herbstcrocus, C. sativus officinalis L., wahrer oder officineller Safran. Seine mit einer langen Röhre versehenen Blumen sind bläulich-purpurroth, und haben in ihrer Mitte einen, auf einem rundlichen Fruchtknoten stehenden, dünnen Griffel, mit drey feinröthlich-goldgelben Narben, welche der officinelle Safran sind. Man hat hievon ungemein viele Abarten von allerley Farben, welche um den Anfang des Oct. blühen. Sie kommen in jedem gemeinen Boden fort; hinterlassen bey uns zwar niemals Saamen; vermehren sich aber durch ihre junge Zwiebelbrut am stärksten.

2) Frühlingscrocus, gewöhnlich schlechthin Crocus genannt, C. sativus vernus L. Hievon hat man unzählig viel schöne Sorten, die im Febr., März und Apr. blühen, und im May reifen Saamen geben; sie sind eine wahre Frühlingszierde, weil sie zu einer Zeit blühen, da wenig andere zu sehen sind; sie treiben sogar ihre Blumen bey frostiger Kälte hervor. Ihre Flor dauert 4—6 Wochen; sie vermehren sich, außer dem Saamen, auch durch die Wurzelbrut; doch werden nur aus dem Saamen allein neue Sorten gezogen. Die Zwiebeln müssen im September, October und November; sie können aber auch, bey offener Erde, noch bis in den Februar eingelegt werden. Inzwischen diejenigen, welche vor Weihnachten gepflanzt sind, blühen bey Weitem am stärksten. Man kann sie 2—3 Jahre liegen lassen; da sie sich aber binnen dieser Zeit sehr stark vermehren: so müssen sie alsdann aufgenommen werden. Dies geschieht am besten um die Zeit, da sich ihre Blätter verlieren, nämlich im May oder Jun. Wenn sie aufgenommen sind: so muß man die großen Zwiebeln von den kleinen absondern, in einem lustigen Zimmer trocknen, und sie dann bis auf die Zeit, da sie wieder eingepflanzt werden müssen, in papiernen Beuteln verwahrt, weglegen. Die Zwiebeln vom Herbstcrocus werden im Jul. und Aug. eingelegt; dann blühen sie schon im nächsten Oct.; auch in den folgenden Jahren um diese Zeit. Sie müssen eigentlich 3 Jahre liegen; im Fall man sie aber stark vermehren will: so müssen sie 4 Jahre liegen bleiben; dann aber müssen dieselben aufgenommen werden, um ihnen ihre junge Brut zu nehmen, und das Beet auf Neue umzugraben, ꝛc. Dies muß im Jun. geschehen, da sich ihre Blätter verloren haben. Dann werden ferner die größesten und rundesten Zwiebeln zur nächsten Flor ausgelesen, und, damit sie im Oct. blühen, im Anfange des Aug. schon wieder eingepflanzt.

Der Safran, welcher von den Materialisten und Apothekern verkauft wird, sind drey am Griffel vereinigte Staubwege des Herbstsafrans. Die Einsammlung davon ist mühsam. Am frühen Morgen bricht man die Blumen, sobald sie aufbrechen, oder kurze Zeit hernach, ab; trägt sie in Säcken nach Hause; breitet sie sogleich auf einer Tafel aus; zieht die Staubwege mit einem Theile des Griffels heraus, und trocknet diese auf einem besonders dazu eingerichteten Ofen, auf welchem man ein härenes Tuch ausspannt, und auf dieses einige Bogen weiß Papier gelegt hat, worauf der feuchte Safran 2—3 Z. dick ausgebreitet wird, und darüber andere Bogen Papier gelegt werden; auch auf diese eine grobe Bettdecke gelegt wird. Zuletzt, und wenn das Feuer eine Zeitlang gebrannt hat, wird noch ein Bret darauf gelegt, und dieses mit einem großen Gewichte beschweret. Anfangs macht man

viel Feuer; nach einer Stunde nimmt man das Bret, die Bettdecke und das Papier hinweg, und macht den Safran von demjenigen los, der zunächst daran liegt, auf das andere legt man das Papier wieder darüber, schiebt zwischen das härene Tuch und das untere Papier ein Bret, wendet alles zusammen um, bedeckt es, wie zuvor, unterhält noch eine Stunde gleiches Feuer, alsdann macht man den Safron vom Papiere los, wendet ihn um, bedeckt ihn wieder, und unterhält ein gelindes Feuer. Nach 24 Stunden ist die ganze Trocknung vorbey.

Der Safran wird im Orient, in Griechenland, auf den Schweizerischen und Pyrenäischen Gebürgen, in Oestreich, Ungarn, Frankreich, und andern Orten gebauet. Den Türkischen will man nicht loben; sondern behauptet, daß die Türken die beste Kraft ausziehen, und mit Honig zum Verkauf an die Christen wieder anschmieren. Der Oestreichische und Ungarische wird unter den Europäischen für den besten gehalten; es wird aber der Safran, weil er so sehr theuer ist, auf mancherley Weise verfälscht. Einige mischen klein geschabtes, geräuchertes Fleisch darunter; andere die Saflorblüthen; andere rothgelbe Blumen. Der Betrug hiebey ist außerdem, wie bey dem Saflor erinnert worden ist, und was überhaupt die äußerliche Gestalt betrifft, gar leicht zu entdecken, wenn man den verfälschten Safran ein wenig in Alaunwasser beizt, und ein Stückchen Leinwand darein legt; je schlechter die Farbe ausfällt: destomehr ist derselbe verfälscht. Ein kleiner Theil von ächtem Safran färbt eine große Menge Wasser oder Wein; die Farbe fällt aus dem Gelben ins Purpurfarbige. Der ächte Safran ist am untern Theile, oder dem Griffel dünner und blaßgelb; am obern dicker, fein ausgezackt, und fällt aus dem Röthlichen ins Purpurfarbige, oder Feuerrothe; ist fett, biegsam, schwer zu zerreiben, und färbt die Finger, wenn man sie damit reibt; hat einen besondern, angenehmen, scharfen, gewürzhaften Geruch, welcher sich sehr ausbreitet, den Kopf einnimmt, und Schlaf verursacht. Da aber der Safran viel flüchtiges Wesen enthält, und mit der Zeit viel von seiner Güte verliert: so ist er je frischer je besser. Um ihn besser zu erhalten: soll man ihn in eine Blase thun, und diese in einem wohl verschlossenen zinnernen Gefäße aufbehalten. Der Gebrauch desselben in der Küche, sowohl um die Speisen damit zu färben, als auch solche damit zu würzen, ist bekannt. In der Arzneykunst wurde solcher ehedem häufiger als jetzt, gebraucht. Es besitzt solcher eine eröffnende, zertheilende, lindernde, krampfstillende und beruhigende Wirkung. Man hat solchen ehedem wider die Ohnmachten, das Herzklopfen, zur Stärkung des Magens, Auflösung des zarten Schleims auf der Brust, bey Verstopfung der Leber; auch wider die gelbe Sucht empfohlen. Vorzüglich pries man denselben an, und gebraucht ihn noch jetzt in Krankheiten der Gebährmutter, weil dadurch der Abgang des Geblütes befördert wird. Aeußerlich gebrauchte man selbigen ehedem in Augenwassern, die Entzündung zu dämpfen; sonderlich bey Pocken und Masern. Es ist jetzt noch gewöhnlich, ihn mit einem Breyumschlage zu vermischen, um die Entzündungen entweder dadurch zu zertheilen, oder zu erweichen; doch soll man mit dem Gebrauche des Safrans behutsam umgehen, weil er leicht schaden kann. Der bloße Geruch verursacht leicht Kopfschmerzen und Rei-

gung

gung zum Schlafe; der innerliche Gebrauch bewirkt solches noch leichter. Auch soll davon ein gezwungenes Lachen entstehen. Ehedem ward derselbe vielen zusammengesetzten Arzneymitteln beygemischt, wovon das Elexir proprietatis und Laudanum Sydenhamii die gebräuchlichsten sind, und welche auch noch in manchen Hausapotheken angetroffen werden. Man kann bey dem letzten den Safran füglich weglassen; zumal da solcher allemal ein hitziges Mittel ist, und die Farbe leicht diesen Zusatz verräth; daher die sogenannten Safrantropfen leicht kenntlich sind. Das Emplastrum oxycrocum ist sogar unsern Bauern nicht unbekannt; es zertheilt sehr kräftig.

Sagine, Sagina, ein Pflanzengeschlecht, welches dem ganzen Ansehen nach viele Aehnlichkeit mit dem Vogelmeier und den nahverwandten Pflanzen hat.

1) **Gestreckte Sagine**, S. procumbens L., wächst bey uns auf unfruchtbaren und morastigen Weiden; auch auf den Gängen in den Gärten. Es ist ein jähriges kleines Pflänzchen, dessen Zweige kaum einige Zoll lang, und auf der Erde hingestreckt sind. Die Blätter stehen gegen einander über, umgeben die Zweige; oder sind vielmehr unter einander verwachsen, schmal, von gleicher Breite, am Ende zugespitzt; die obersten stehen dichter bey einander. Aus dem Blätterwinkel treiben einblumige kurze Stiele. Die Blumen sind selten geöffnet, die Kelchblättchen spitzig, die Blumenblätter kleiner und eyförmig; auch fehlen diese öfters ganz.

2) Sagina apetala L., unterscheidet sich von der vorhergehenden durch den beständigen Mangel der Blumenblätter, wie auch durch den aufgerichteten wollichten Stengel.

3) **Aufgerichtete einblumige Sagine**, S. erecta L., wächst an unfruchtbaren sandigen Oertern. Der aufgerichtete Stengel ist glatt; trägt auch selten mehr, als eine Blume. Die Kelchblättchen sind schmal und ganz spitzig.

Salamander, eine Classe von Eidechsen, die sich von den übrigen durch den Mangel der Schuppen und durch die vierzehigen Vorderfüße unterscheidet. Man unterscheidet folgende Arten:

1) **Erdsalamander**, Lacerta vulgaris L., wird häufig in Europa gefunden; hält sich nach seiner Entwickelung immer auf dem Lande auf, wodurch auch die Benennung veranlaßt worden ist. Er hat einen blauen Körper; welcher aber auf dem Rücken mit 2 braunen Strichen bezeichnet ist; desgleichen auch einen länglichrunden Schwanz, der bisweilen mit 2 Spitzen erscheint. Letzteres geschiehet alsdann, wenn die Schwanzspitze halb abgerissen worden ist; da denn aus dem Ritze ein neuer Schwanz anwächst, und das alte Stück democh anheilt. Dieser Salamander lebt von allerley Insecten. Einige Naturforscher behaupten, daß er Eyer lege, aus denen sich die Jungen im Wasser entwickeln sollen.

2) **Wassersalamander**, L. aquatica L., befindet sich in den süßen Europäischen Wässern, und ist fast, wie der vorige, gebildet. Der Schwanz ist gemeiniglich etwas glatt und breit. Der Körper hat bisweilen eine gelbe und weiße Farbe mit schwarzen und rothen Flecken.

3) Sumpfsalamander, L. palustris L., wird auch Wassersalamander, auch Wassermolch genannt, weil er sich nicht nur in den Sümpfen; sondern auch in den Teichen und andern stillstehenden Gewässern aufhält. Er hat einen bräunlichen, mit Warzen besetzten, Körper; einen safrangelben, braungefleckten Unterleib, und einen spießförmigen Schwanz. Er wird nicht über 7 Z. lang, und ehe er diese Größe erreicht: ist er mit 4 Schwimmflossen versehen; die er aber in der Folge ablegt. Im Sommer bekommt er alle 5 Tage; im Winter aber alle 2 Wochen eine neue Haut. Die Weibchen legen Eyer, welche in 2 Schnuren an einander hängen. Diese Thiere nähren sich von jungen Fischen, Froscheyern, Insecten und Wasserlinsen. Sie haben ein sehr zähes Leben; werden oft im dicksten Eise eingefroren lebendig gefunden; kommen aber sogleich um, wenn man sie mit Salz bestreuet.

4) Feuersalamander, L. Salamandra L., welcher ehemals allein den Namen Salamander führte; sonst aber auch Molch, Ulm, Stern- und Landsalamander genannt wird. Er hat einen dicken Kopf; einen feisten, breiten Körper, und einen dicken Schwanz, der am Ende stumpf und so lang, als der Rücken, ist. Die Haut ist an den Seiten etwas runzelig; an dem Rückgrade aber mit 2 Reihen Warzen besetzt, aus denen eine milchichte Feuchtigkeit gepreßt werden kann. Nur die Vorderfüße sind vierzehig; die Hinterfüße haben bey diesen, so wie auch bey den übrigen Arten, 5 Zehen. Alle Zehen sind dick und ohne Nägel, und in Ansehung der Farbe findet man mancherley Verschiedenheiten bey diesem Thiere. Meistentheils ist die Farbe der obern Theile desselben glänzendschwarz, oder grau; die der untern aber gelblich, oder bläulich; bisweilen auch braun, oder weißlich. Außerdem ist der Oberleib noch gemeiniglich mit schwefelgelben oder blässern Flecken geziert, die sehr verschiedentliche Figuren bilden, und zu der Benennung Sternsalamander Anlaß gegeben haben. Die Länge dieser Thiere beträgt ungefähr 6 Z. Sie halten sich mehrentheils auf dem trocknen Lande auf, und nähren sich von allerhand Insecten; sie können aber auch im Wasser, und lange Zeit fast ohne Nahrung, leben. Ehemals hegte man von diesem Salamander die irrige Meinung, daß er im Feuer lebte, oder darinn leben könne; jetzt aber weiß man aus vielen Erfahrungen, daß er zwar in einem kleinen Feuer eine Zeitlang lebendig bleibt, weil er aus seinen Warzen und kleinen Luftlöchern eine milchichte Feuchtigkeit spritzt, und damit die um ihn liegenden Kohlen auslöscht; in einem anhaltenden großen Feuer aber eben so gut, wie andere Thiere, zu Asche verbrennt. Eine ähnliche Beschaffenheit findet sich bey manchen Kröten.

Salat, Lactuca. Von diesem Geschlechte hat Linnäus 8 Arten angeführt, von denen sind die bekanntesten folgende.

1) Der ausdauernde blaue Salat, Bergsalat, Heidelattich mit blauer Blume, L. perennis L., wächst in Deutschland an rauhen, unfruchtbaren Oertern, in wüsten Fichtenheiden und mitten in dem Heidekraute, im Jun. und Jul. Die Blätter sind glatt, bläulich angelaufen, fast durchaus von gleicher Breite, und nach Art der gefiederten in viele größere oder kleinere, spitzige und oberwärts ausgezahnte Lappen zerschnitten. Die Blumen sind groß und blau; selten weiß.

2)

2) Stacheliger Salat mit schmalen spondonförmigen Blättern, Salat mit Weidenblättern, L. saligna L. Diese jährige Pflanze ist in Deutschland selten, fast durchaus bläulich angelaufen; Stengel und Zweige aber, wie auch die Blattribbe, weißlich. Die Blumen sind ährenweise gestellt; klein und blaßgelb.

3) Stacheliger Salat mit halbgefiederten Blättern, wilder Salat, L. Scariola L., wächst in dem mittägigen Europa, und ist jährig. Die Pflanze enthält viel milchichten bittern Saft, welcher beym Austrocknen röthlich wird.

4) Stacheliger Salat mit eyförmigen ausgebreiteten Blättern, L. virola L., ist bey uns häufig an Hecken und auf den Mauern, und gleichfalls jährig; aber von der dritten Art schwerlich zu unterscheiden; daher ihn auch Haller für eine Abänderung derselben hält.

5) Glatter Salat mit Eichenblättern, L. quercina L., soll von der Insel Carolina im Balthischen Meere abstammen; dient, gleich der folgenden Art, zum Essen, und wird eben so angebauet.

6) Glatter Speisesalat mit rundlichen Blättern, Gartensalat, L. sativa L. Diese Art leidet nicht nur durch den Anbau mancherley Veränderungen; sondern diese liefern auch wieder neue Spielarten, welche weder genau zu bestimmen, noch dem Namen nach gehörig zu unterscheiden sind; daher man sich nicht wundern darf, wenn die Namen und Sorten in den Verzeichnissen der Gärtner nicht mit einander übereinstimmen, und Namen und Sorten öfters mit einander verwechselt werden. Die bekanntesten sind folgende.

a) Großer, gelber krauser Montree.

b) Früher gelber Eyersalat, oder kleiner Montree.

c) Blanker Kropfsalat.

d) Weißer aufrechtwachsender Kochsalat aus Versailles.

e) Bunter Kochsalat.

f) Gefleckter oder Forellensalat mit weißem Saamen.

g) Dergleichen mit braunem oder schwarzem Saamen.

h) Brauner Prahlsalat.

i) Grüner Prahlsalat.

k) Celber Prahlsalat.

l) Straßburger Kopfsalat.

m) Schweden Kopfsalat.

n) Prinzen-Kopfsalat.

o) Früher brauner Steinkopfsalat.

p) Gemeiner Stechsalat, dessen Pflänzchen keine Köpfchen zeigen; sondern jung in den ersten Frühlingsmonaten ausgestochen und verspeiset werden; wird auch in manchen Ländern Lactuke oder Letsche genannt.

q) Berliner Salat.

r) Grüner Kropfsalat.

s) Wintersalat oder Passionskrop.

Unter allen diesen Arten wählt man diejenigen, welche man nach mehrmals angestellten Versuchen für seinen Grund und Boden am paßlichsten findet.

Das Erdreich, in welchem überhaupt der Salat gedeihen soll, muß mürbe und fett seyn; auch kann die Aussaat alle 14 Tage oder 4 Wochen, bis kurz vor Jacobi, auf einem frischen Beete unternommen werden. Die erste Aussaat kann man bereits im Febr. und März verrichten; und zwar an einem solchen Orte, wo die Sonne den Wiederschein haben kann. Von Reisen und Frösten wird der Saame nicht leicht Schaden leiden. Wenn die Pflänzchen zum Versetzen dienlich sind: so werden sie nach der Schnur auf ein anderes Beet gesteckt; es verlangen aber einige Sor-

Sorten, als großer Montree, Straßburger, Prinzenkopf, Prahlsalat, Schwedenkopf, u. s. f. einen Schuh weit Raum; da hingegen Forellen und kleiner Montree nur einen halben Fuß Platz erfordern. Damit aber die jungen versetzten Pflänzchen desto besser fortkommen, und von der Sonne nicht so leicht verbrannt werden: so kann man sie einige Tage mit andern Blättern belegen; oder vor das Beet ein Bret schräge versetzen und fleißig begießen. Soll der Salat auf den damit besäeten Beeten stehen bleiben: so muß man die Pflänzchen, wenn die Blätter etwa die Größe eines Pfennigs haben, nach und nach mit einem Messer an der Wurzel abstechen, damit die andern, welche man zu Häuptern haben will, Raum bekommen. Wenn dieses Durchstechen nicht immerfort geschiehet: so werden niemals Häupter erwachsen; sondern zeitig in die Höhe und in den Saamenstengel schießen; kann man aber bey zunehmender Sommerhitze das zu frühe Aufschießen des Salats nicht verhindern: so gebe man dem sodann zu säenden Salate einen etwas feuchten und schattigen, jedoch nicht mit Bäumen besetzten, Ort, weil hier die Regentropfen zu stark auf die Pflanzen herabfallen, und letztere an einem unbeschatteten, völlig gegen die Sonne gelegenen, Platze frech in die Höhe schießen, und entweder gar keine, oder doch nur lose, Köpfe bilden würden. Am dauerhaftesten sind bey der großen Sommerhitze der gelbe und grüne Prahlsalat; wie auch der Berliner Salat. Beyde Sorten verderben nicht so leicht; gehen nicht so schnell in die Höhe; vertragen besser die heiße und trockene Witterung, als die andern Sorten; schießen auch nicht, wie diese, sogleich in den Saamen, sondern bleiben wohl 3 — 4 Wochen geschlossen; daher sind sie denn zu den spätern Aussaaten vorzüglich zu erwählen. Sie müssen aber, weil sie sich sehr ausbreiten, auf allen Seiten, wenigstens 14 — 16 Z., weit auseinander stehen, und haben dieserhalb das Versetzen höchst nöthig; Einige pflegen auch ihren Salatköpfen Dach- oder Ziegelsteine aufzulegen, und hiemit das Aufschießen der Köpfe zurück zu halten.

Um guten Saamen zu erziehen: muß man keine andern, als nur die derbsten und festesten, Köpfe dazu aufwachsen lassen, weil der Saame allezeit wiedergiebt, was die Mutter gewesen ist. Und wer sich bey einer Sorte erhalten will, muß in ihrer Nachbarschaft keine andern, als diese, dulden, weil sonst wegen der Nachbarschaft anderer Sorten der Saame leicht ausartet. Auf niedrigen, oder tiefgelegenen Beeten geräth der Salatsaame selten. Wenn die Saamenstöcke freye Luft und Sonne genießen: so wird der Saame sich reichlicher zeigen; die Witterung mag ausfallen, wie sie will. Beym Einsammlen des Saamens soll man nicht warten, bis sämmtliche Blumen einer Staude aufgeblühet haben; sondern sobald man merkt, daß ungefähr der dritte oder vierte Theil der Blumen seine wollichten Saamen darstellt, soll man den Stengel nahe an der Erde wegschneiden, und an einem trocknen luftigen Orte aufstellen. Die kleinen Vögel suchen diesen Saamen sehr begierig auf, und der Wind verwehet solchen leicht; daher muß man mit der Aufnahme eilen. Die abgeschnittenen Salatstengel pflegt man in Haufen aufzustellen; da sie aber leicht wieder umfallen, oder auch einander zu sehr einschließen, und dadurch leicht schimmelig werden: so soll man öfters nachsehen, oder die Stengel lieber ein andermal anders umstecken. Am besten

ist

ist es, von den abgeschnittenen Stengeln den ersten und besten Saamen auszuklopfen, und nachher die Stengel zur völligen Abtrocknung auf den Boden zu tragen. Sobald solche trocken geworden sind: so wird der Saame vollends ausgeklopft, und durch Ausschwingen in einer Mulde rein gemacht. Ueber die Zeit darf man die Stengel nicht stehen lassen, weil die Mäuse dem Saamen sehr nachtrachten. Der ausgeklopfte Saame wird auf einem Tuche ausgebreitet, und so lange darauf gelassen, bis er vollkommen trocken ist.

Die Säezeit des Wintersalats fällt in den August. Die Beete werden hiezu frisch gegraben; der Saame obenauf gesäet; Fuß für Fuß eingetreten, das Beet hierauf gleichgeharkt, und die vom Unkraute rein gehaltenen Pflänzchen, wenn sie groß genug geworden sind, 8 — 10 Z. von einander eingepflanzt. Dieses geschiehet gegen Michaelis. Es bleiben dieselben den ganzen Winter über frey und unverdeckt stehen; sie leiden selten; nur bey trocknem Froste ohne Schnee können sie Schaden nehmen; der Schnee aber bewahrt sie davor. Im Frühjahre werden diese Pflanzen zeitig ihre Häupter zeigen; will man aber von dem Saamensalate noch bis in den Winter hinein Vorrath behalten: so muß man die schönsten Häupter um Michaelis mit der Erde ausheben, und in einen Kasten setzen, welchen man in einen Keller oder Gewächshaus; bey schöner Witterung aber an die Luft und Sonne stellt.

Salbey, Salvia. Außer der gemeinen Salbey begreifen die Kräuterlehrer unter dem Namen Salvia mehrere Arten und Geschlechter, die wegen Uebereinstimmung in vielen Merkmalen mit einander vereinigt werden. Die bekanntesten sind:

1) **Gemeine Gartensalbey mit spitzigen Kelcheinschnitten**, S. officinalis L. Diese bey uns in jedem Garten anzutreffende Staude hat blaue, rothe oder weiße Blumen, und ist zur Würzung mancher Speisen von vorzüglichem Nutzen. Außer der gemeinen giebt es davon verschiedene Spielarten, als die vergoldete, die versilberte und die dreyfarbige Salbey. Die gemeine wird aus dem Saamen im Frühjahre vermehrt, und die jungen Pflanzen, wenn sie zum Versetzen stark genug sind, werden reihenweise, 6 — 8 Z. weit auseinander, verpflanzt. Mit noch geringerer Mühe kann man sie im März oder April durch Zertheilung der alten Stöcke vermehren, die, wenn sie bey trocknem Wetter begossen werden, gar leicht anzuschlagen pflegen. Will man die Salbey getrocknet aufbewahren: so schneidet man sie, kurz vor der Blüthe, einige Zoll über dem Boden ab, trocknet sie im Schatten, und verwahrt sie an einem trocknen Orte. Wenn man die Blätter gebraucht: so soll man solche rein abwaschen, weil sich die Kröten gern unter den Stöcken aufhalten; die darneben gepflanzte Raute wird dieses nicht, wie Viele vorgeben, verhindern; denn die Kröten suchen diesen Aufenthalt wegen der niedrigen und die Erde bedeckenden blätterreichen Zweige; nicht aber einer besondern Sympathie wegen. Die gestreiften Salbeysorten kann man im Jun. und Jul. aus abgeschnittenen Zweigen vermehren. Diese werden, bis sie wachsen, im Schatten gehalten, und von Zeit zu Zeit begossen. Nach 5 — 6 Wochen haben sie gemeiniglich schon so starke Wurzeln geschlagen, daß man sie sicher

versetzen kann; man muß ihnen aber eine leichte und trockne Erde geben, weil sie gern in einem fetten und schweren Boden verderben.

Die gemeine Salbey besitzt viel Heilkräfte. Sie stärkt die Nerven, verdünnt die Säfte, und widersteht der Fäulniß; man mag solche in Bähungen, Bädern, Kräutersäckchen, oder auch innerlich als Thee, oder das davon bereitete Oel oder Wasser gebrauchen. Am gewöhnlichsten bedient man sich der Blätter zum Gurgelwasser und zum Putzen der Zähne; auch bey Lähmung der Zunge pflegt man oft frische Blätter darauf zu legen. Nicht weniger wird die Salbey als ein vortreffliches Mittel gerühmt, sowohl den Schweiß, der nach hitzigen und langwierigen Krankheiten sich einfindet, und den Körper entkräftet; als auch den Abfluß der milchichten Feuchtigkeit aus den Brüsten nach dem Entwöhnen zu stillen.

2) **Krause großblumige Salbey**, S. crispa Rivini. Diese Art blühet bey uns selten; kommt aber dem Geruche und Geschmacke nach mit der vorigen überein. Die Vermehrung geschiehet durch Zweige, weil der Stengel mehr einfach aus der Wurzel aufschießt.

3) **Jährige Salbey mit bunten Blüthblättern, Scharlachkraut**, S. Horminum L. Der Stengel erreicht mit seinen Zweigen 1 F. Höhe, und ist viereckig, gefurcht und haaricht. Diese Art kann man leicht aus dem Saamen erziehen; auch geben die andern buntgefärbten Deckblätter den Stöcken ein schönes Ansehen.

4) **Salbey mit ausgeschweiften Blättern und engem Blumenblatte, heimlich blühende Salbey**, S. clandestina L., wächst in Italien und Africa, und ist zweyjährig.

5) **Nesselblätterige Salbey mit geflügelten Blattstielen**, S. urticifolia L., hat eine ausdauernde Wurzel. Das Blumenblatt ist blaurothlich; der Stengel aufrechtstehend, haaricht klebericht, mit etwas runzeligen Blättern. Die Pflanze wächst in Virginien, hat einen angenehmen Geruch, und kann im freyen Lande unterhalten werden.

6) **Dichtwirtelige Salbey mit niedergebogenem Griffel**, S. verticillata L., wächst in Oestreich; auch um Dresden. Die ganze Pflanze ist rauh anzufühlen.

7) **Scharleysalbey mit großen gefärbten Deckblättern, Scharley, Scharlachkraut, Muscatellerkraut**, S. Sclarea L., wächst in Syrien und Italien. Die zweyjährige Wurzel treibt anfangs viele Wurzelblätter, und hierauf einen aufgerichteten, dicken, wollichten, klebericht en, und in viele Zweige ausgebreiteten, Stengel. Die Blätter sind groß, herzförmig, spitzig, scharf ausgezahnt, rauch und haaricht; die untern gestielt, die obern platt aufsitzend; die Wirtel gemeiniglich dreyblumig; die Deckblätter herzförmig. Die Pflanze wird allein durch den Saamen vermehrt, welchen man aufs freye Land ausäet; die sich sehr ausbreitenden Stöcke verpflanzt man aber weit auseinander. Der ganze Geruch der Pflanze ist stark; der Geschmack bitter. Die Weinhändler sollen mit diesem Kraute, oder den Blumen, den Wein anmachen, und diesem dadurch einen angenehmen Muscatellergeschmack beybringen; vielleicht aber ist diese Künsteley doch nicht ganz unschädlich, weil dergleichen Wein den Kopf sehr leicht einnehmen, und Kopfweh zurück-

rücklassen soll. In den mitternächtigen Provinzen soll man den Saamen, Statt des Hopfens, beym Bierbrauen gebrauchen; das Bier aber soll dadurch eine mehr berauschende Kraft erhalten. Die ältern Aerzte rühmten das Scharlachkraut wider die Kolik, Mutterbeschwerung, und den weißen Fluß; Friedrich Hoffmann rechnet solches unter die besondern antispasmodischen Mittel. In den neuern Zeiten ist dasselbe ganz außer Achtung gekommen; obgleich der besondere Geruch die wirksamsten Bestandtheile vermuthen läßt.

7) **Mohrensalbey mit wollichten Blüthwirteln und zurückgeschlagenen Deckblättern, Mohrischer Scharley, Türkischer Scharley**, S. Aethiopis L., wächst in Griechenland und Africa. Die ganze Pflanze ist mit weißer Wolle bedeckt, und verhält sich im Garten, wie die vorherstehende Art.

8) **Canarische Salbey mit dreyeckigen Blättern**, S. Canariensis L. Dieser immergrünende Strauch wächst auf den Canarischen Inseln, und erreicht bey uns 2—3 F. Höhe. Man unterhält die Stöcke, welche viel Wasser verlangen, und oft umgesetzt werden müssen, im Scherbel. Die jungen Stöcke haben ein viel schöneres Ansehen, als die alten; auch kann man dieselben leicht aus den Zweigen erziehen.

9) **Herzblätterige Salbey mit bunten Deckblättern**, S. sylvestris L. Diese in der Wurzel ausdauernde Art wächst in Sachsen, Böhmen, Rußland und Siberien. Die ganze Pflanze giebt einen gewürzhaften Geruch.

10) **Kleberichte Salbey mit pfeilförmigen Blättern, große kleberichte Bergsalbey mit gelben Blumen**, S. glutinosa L., wächst in verschiedenen Europäischen Provinzen, und erhält sich in der fäserigen Wurzel. Die 2 F. hohen Stöcke dauern bey uns im freyen Lande; blühen reichlich im Jul.; lassen sich auch leicht durch die Wurzel vermehren. Nach Millers Zeugniß sollen die Holländer mit den Blumen dieser Art dem Rheinweine einen angenehmen Geschmack geben.

11) **Indianische herzblätterige Salbey mit weit abstehenden fast nackenden Blüthwirteln**, S. Indica L., hat eine ausdauernde Wurzel, und einen 3 F. hohen, stumpfvierckigen rauhen Stengel. Die Pflanze hat einen starken, aber unangenehmen Geruch; dauert im freyen Lande; trägt aber keinen reifen Saamen, und läßt sich auch nicht leicht aus dem Saamen vermehren.

12) **Herzblätterige Wiesensalbey mit kleberichtem Blumenblatte, wilde Salbey, Römische Salbey, wilder Scharley, Ritterkreuz**, S. pratensis L., wächst auf trockenen, erhabenen Triften, in Heiden, auf Hügeln, um die Weinberge und Landstraßen; blühet im May und Jun.; hat eine ausdauernde, fäserige Wurzel, und einen aufgerichteten, 2—3 F. hohen, mit Zweigen besetzten, rauchen und viereckigen Stengel. Die Blätter sind ey-, oder mehr herzförmig. Jeder Wirtel besteht gemeiniglich aus 6 Blumen. Des Blumenblattes Röhre hat mit dem Kelche gleiche Länge. Dessen obere Lippe ist groß, sichelförmig, eingekerbt und mit kleberichten Düpfelchen dergestalt besetzt, daß solche an den Fingern kleben bleibt, wenn man sie angreift. Zuweilen findet man Stöcke mit weißen; auch andere mit röthlichen Blumen. Die Pflanze hat einen starken und angenehmen Geruch. Man will sie wider die Geschwüre der Schenkel empfehlen. Wenn

die Pflanze jung und zart ist: so fressen sie die Schaafe gern; die alten Stöcke aber lassen sie unberührt; diese Pflanze ist auch gut für die Bienen. Will man dieselbe ordentlich verpflanzen und beschneiden: so kann man sie vom May bis in den September in der Blüthe erhalten.

13) **Zweyjährige Hirschgeweihsalbey**, S. ceratophylla L., wächst in Persien, Syrien, Mauritanien, und wird bey uns aus dem Saamen auf dem Mistbeete erzogen.

14) **Herzblätterige Salbey mit abwärtshängenden Blüthähren**, S. nutans L., wächst in Rußland; hat eine ausdauernde, oft auch nur zweyjährige, Wurzel, und hat ein dunkelblaues Blumenblatt; blühet im Jun., und wird aus dem Saamen bey uns im freyen Lande vermehrt.

Unächte Salbey.

Diesen Namen, nebst den folgenden: **gelbe Salbey, Jerusalemssalbey, Salbeybaum**, hat das Pflanzengeschlecht Phlomis erhalten. Es hat dieses Geschlecht mit dem Löwenschwanze die nächste Verwandtschaft.

1) **Wollichte gelbe unächte Salbey mit lanzetförmigen Deckblättern**, S. fruticosa L., ist in Sicilien und Spanien ein immergrünender Strauch; und wird bey uns in Töpfen; im Winter aber im Glashause unterhalten. Die Stöcke zehren sehr; verlangen viel Wasser, und öfteres Umsetzen. Die Vermehrung geschieht leicht aus Zweigen.

2) **Wollichte purpurfarbige unächte Salbey mit stumpfen Deckblättern**, P. purpurea L., wächst in Portugal und Italien. Die Wartung kommt mit der ersten Art überein.

3) **Wollichte gelbe unächte Salbey mit borstigen, wollichten Deckblättern**, P. Lychnitis L., wächst in dem mittägigen Europa, und verlangt gleiche Wartung mit der ersten Art.

4) **Rauhe röthliche unächte Salbey mit borstigen Deckblättern, unächter langblatteriger Andorn, Windkraut**, P. Herba venti L., wächst in Persien und der Tartarey, blühet im Frühjahre, und wirft die 3—4 F. hohen Stengel jährlich ab. Man hält die Stöcke in Töpfen, setzt solche im Winter in ein gemeines Glashaus, und verwahrt sie vor Schimmel. Die Vermehrung geschiehet aus dem Saamen und der Wurzel.

5) **Herzblätterige purpurfarbige unächte Salbey mit knollichter Wurzel**, P. tuberosa L., ist in Siberien zu Hause, dauert in der Wurzel, und wirft die mannshohen, röthlichen, viereckigen und wechselsweise ausgefurchten Stengel jährlich ab, und blühet bey uns im Jun. Die Stöcke vermehren sich durch die Wurzelknollen, und auch durch den ausfallenden Saamen im freyen Lande ohne alle Wartung. Alle diese Sorten sind wirklich eine Zierde in den Gärten.

Salpeter, Salniter, Nitrum, Sal petrae, ein Mittelsalz, welches sich in eine sechseckige prismatische Figur krystallisirt, und einen salzichten, kühlen Geschmack hat. Die Salpetererde ist das Behältniß, in welchem sich das Salzwesen erzeugt, woraus Salpeter erzeugt werden kann. Dergleichen Erde wird nur an denjenigen Orten gefunden, wo faulende thierische Körper oder Urin und Excremente sich befinden. Eine dergleichen Erde erkennt man an dem scharfen und kühlen

len Geschmacke, den sie auf der Zunge erregt; imgleichen, daß sie auf glühenden Kohlen prasselt, und leuchtende Funken von sich wirft. Außer dieser Erde erzeugt sich auch das Salzwesen des Salpeters in lehmigen und steinigen Wänden, welche sich in und an Mistgruben, Viehställen, an solchen Orten befinden, wo faule Dünste sind, und von keiner Sonne beschienen werden. Aus dergleichen Wänden und Steinen, welche mit dem Salzwesen des Salpeters durchdrungen sind; wie auch aus der Salpetererde wird in Salpeterhütten das Salzwesen ausgelaugt, und mit einer Lauge von Holzasche und Kalk vermischt, und zur Krystallisation gebracht. Der gemeine Salpeter, so wie er nach der ersten Krystallisation erhalten wird, muß, um von den darunter noch befindlichen Unreinigkeiten geschieden zu werden, wiederum mit Wasser aufgelöst, abgedampft und zur abermaligen Krystallisation hingesetzt werden. Der so gereinigte Salpeter wird in der Heilkunst als ein sehr gutes Auflösungsmittel gebraucht, welches in gewissen Fällen sehr wirksam ist, das Blut zu verdünnen, und die Entzündungen zu verhüten, auch zu vermindern. In den Haushaltungen gebraucht man denselben zum Einsalzen und Einpökeln, da solcher, mit dem Kochsalze vermischt, dem Fleische eine schöne rothe Farbe giebt. Außerdem aber dient der Salpeter auch in verschiedenen Künsten; wird auch vornehmlich zur Bereitung des Schießpulvers angewandt; in welchem Falle er mit Schwefel und Kohlen vermischt wird, daß also die Production des Salpeters als ein starker Erwerbungszweig anzusehen seyn muß.

Salz, so nennt man überhaupt jede Substanz, welche einen Geschmack auf der Zunge erregt, mit dem Wasser sich vereinigt, und im Feuer unverbrennlich ist. Man theilt die Salze in saure, alkalische Mittelsalze, metallische Salze, erdichte Salze. Hier ist nur des gemeinen oder des Kochsalzes, welches unter die Classe der alkalischen Salze gehört, zu gedenken. Es wird in drey Arten unterschieden:

1) **Bergsalz**, Sal montanum, oder gemmae, auch petrae. Dieses kommt unter der Erde in fester Gestalt vor; ist durchsichtig und glänzt wie ein Krystall. Es wird an verschiedenen Orten in Europa; vorzüglich in Polen um Krakau gegraben, und in sehr großen Stücken oder Blöcken, wie es genannt wird, verführt. Die Polnischen Salzgruben sind die tiefsten und größten in der Welt. Aus den Gruben wird dreyerley Salz erhalten: das erste ist grob und schwarz; das andere ist weißer und feiner; das dritte so klar, wie ein Krystall und am weißesten. Dieses Salz gebrauchen wir mit großem Nutzen für unsere Schaafe und unser Rindvieh.

2) Das **See- oder Meersalz**, Sal marinum. Dieses wird vermittelst der Sonnenhitze aus dem Meerwasser erhalten. Dieses Salz ist unrein und grau; es wird **Boysalz**; wenn es aber gereinigt ist, **raffinirtes** Salz genannt. Das letztere wird zu Speise- oder Küchensalz verbraucht, und unterscheidet sich von dem Stein- und Brunnensalze darinn, daß es etwas Salpeteriges und Schmieriges bey sich führt.

3) Das **Brunnensalz**, Sal fontanum. Dieses wird aus Salzquellen, welche sich in besonders dazu gemachten Brunnen befinden, erhalten. Dieses Salz wird an vielen Orten in Ober- und Niederdeutschland gesotten, und in letzterm er-

hält man vornehmlich das meiste in Halle, Schönebeck, Lüneburg und Frankenhausen; desgleichen wird auch in Sachsen, bey Dürrenberg an der Saale, gutes Salz gesotten. Ein dergleichen Salz muß hart, weiß und trocken seyn; auch nicht an der Luft zerfließen. Das Brunnensalz ist unser gewöhnliches Speisesalz; es unterscheidet sich aber von dem Stein- und Meersalze darinn, daß es am reinsten ist; wie wohl es der Salzigkeit nach das schwächste ist. Wenn es in einer eisernen Pfanne oder in einem irdenen Tiegel über das Feuer gesetzt wird: so sprützelt und knistert es, welches in der Chemie Decrepitiren genannt wird. Wenn es eine Zeitlang auf dem Feuer gestanden hat, und beym Umrühren nicht mehr knistert: so nimmt man es vom Feuer, und hebt es zum Gebrauche auf. Es heißt alsdann gebranntes oder decrepitirtes Kochsalz, und wird sowohl auf den Tafeln, als vorzüglich in der Chemie gebraucht. Es ist etwas schärfer, als das ungebrannte Salz.

Salzbinse, Salzgras, Binsengras, Sälting, Triglochin.

1) **Sumpfichte Salzbinse mit dreyfächeriger Frucht**, T. palustre L., wächst bey uns in sumpfigen und überschwemmten Gegenden häufig, und blühet im Jun. Die Wurzel ist ausdauernd, und besteht aus ungleichen Schuppen, zwischen welchen sich kleine fäserige Wurzeln ausbreiten, und daher auch für fäserig zu halten ist. Die Blätter gleichen fast dem Schnittlauch; sind rund; doch an der innern oder obern Seite etwas flach. Wo ein Blatt aus dem andern herausgeht, da sitzt ein dreyspaltiges, spitziges Häutchen. Der Stengel treibt zwischen den Blättern aus der Wurzel hervor, ist ohne Blätter und Knoten, glatt, nackend, rund, grün, etwa 1 F. hoch, und endigt sich mit einer Blüthähre. Die Blume besteht aus 6 grünlichgelben, vertieften abfallenden Blättern, welche alle von Einigen als der Kelch angenommen; von andern Schriftstellern aber 3 zum Kelche gerechnet, und 3 als Blumenblätter angesehen werden; ferner aus 6 platt ohne Faden aufsitzenden Staubbeuteln, und dem großen Fruchtkeime, worauf 3 haarichte, auswärts gebogene, Staubwege sitzen. Das eyförmige lange Saamenbehältniß zeigt 3 Fächer, öffnet sich unterwärts mit spitzigen Kloppen, und enthält 3 längliche Saamen.

2) **Seesalzbinse mit sechsfächeriger Frucht**, T. maritimum L., wächst fast überall, wo Salzquellen gefunden werden; vorzüglich am Meerstrande. Es unterscheidet sich von der ersten Art darinn, daß die Blätter und der Stengel dicker sind, auf dem Fruchtkeime 6 Staubwege sitzen, und das Saamenbehältniß rundlicher oder eyförmig, fast sechseckig, und in 6 Fächer abgetheilt ist.

Diese beyden ersten Arten riechen wie Fische oder Seevögel, die sich von Fischen nähren. Sie haben einen salzichten Geschmack, und werden von dem Viehe, besonders den Schaafen, nicht allein gern gefressen; sondern sind auch denselben höchst zuträglich. Man hat daher diese Pflanzen, sonderlich die zweyte Art, welche dickere Blätter und Stengel hat, zum Anbau auf Viehweiden empfohlen, weil eines Theils das Vieh gut davon gedeihet, und die Nebenfütterung vom Salze erspart wird; andern Theils aber sumpfige und morastige Wiesen, die sonst schlechtes Viehfutter geben, dadurch verbessert werden können. Die Vermehrung kann leicht durch

durch den Saamen geschehen, und die Wurzel bestockt sich jährlich mehr und mehr.

Sammetpappel, Sida, eine Verzierungspflanze, wovon folgende Arten die bemerkenswerthesten sind.

1) **Gelbe Sammetpappel, oder gelbe Welsche Pappel.** Vaterland: beyde Indien, die Schweiz, Siberien; Stengel: dick, stark, wollicht, oben ästig, 4 — 5 F. hoch; Blätter: rundlich, herzförmig, ungetheilt, stumpf gezähnt, gespitzt, groß, weich anzufühlen, filzicht, weißlicht; Blumen: in den Winkeln der Blätter, auf langen Stielen, welche aber kürzer sind, als die Blätter, gelb, im Aug.; Capseln: vielfächerig, mit zweyspaltigen Hörnchen, reif im October.

2) **Gefranzte oder betonienblätterige Sammetpappel**, S. ciliaris L. Vaterland: Jamaica; Stengel: gestreckt, mit zahlreichen, dünnen, lichtbraunen Zweigen; Blätter: eyrund, abgestoßen, sägeförmig, auf der untern Seite haaricht, klein, kurzgestielt, mit strichförmigen, gefranzten Blattansätzen; Blumen: auf den Zweigen, in Trauben, klein, glänzend scharlachroth; Saamen: zackicht.

3) **Asiatische oder kleinblumige Sammetpappel.** Vaterland: Ostindien; Blätter: herzförmig, weißlich, weich anzufühlen, sehr aderig, mit zurückgebogenen Blattansätzen; Blumen: klein, ziemlich langgestielt; Capsel: vielfächerig, steifborstig, kürzer als der Kelch.

Man säe diese Pflanzen, damit sie im Aug. blühen, und im Oct. reifen Saamen geben mögen, früh im März auf ein Mistbeet; versetze die Pflanzen, sobald sie etwa 3 Z. hoch sind, auf ein frisches Mistbeet; härte sie dann nach und nach ab, und pflanze sie nachher an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde ins freye Land.

Sammelkasten, Schutzdeich. Wenn ein kleines Wasser, das etwa 4 — 5 F. im Thal oder gegen ein Thal fällt; aber nicht oben auf ein Rad geleitet werden kann, und solches doch zu einem Mahlgange auf Straubezeug zu verstärken wäre, um es zu einer Hausmühle brauchbar zu machen, und unten an ein Rad zu richten: so wird es gesammlet, und aufgefangen. Dieses muß durch einen Kasten, der der Sammelkasten genannt wird, geschehen; da denn ein solcher Bach, der etwa nur 1 F. breit und 3 Z. tief, doch Stärke und Nachdruck genug erlangen kann, eine sogenannte Rothmühle zu treiben; nur daß er vor dem Rade einen gehörigen Abschuß habe, das Rad gehörig in den Gang zu bringen und umzutreiben.

Sand, eine Erdart, die, wenn sie rein ist, als eine Kieselerde, welche sich zu kleinen, steinigen, nicht zusammenhängenden Körnern verbunden hat, angesehen werden kann. Man kann den Sand in zwo Arten eintheilen: diese sind der grobe oder körnige, und der feine oder staubige Sand. Der grobe Sand wird am liebsten zum Mauern gebraucht, da er nämlich, mit Kalk vermischt, den sogenannten Mörtel giebt, als wozu der grobe Grubensand besser ist, als der Flußsand, weil letzterer durch das Fortwälzen in Flüssen gemeiniglich eine glatte und runde Fläche erhält, welche zur festen Verbindung mit den Kalktheilen weniger geschickt, als die rauhe und eckige Beschaffenheit des Grubensandes befunden wird.

Sand-

Sandboden, heißt, in Ansehung des Ackerbaues, ein Land, welches aus Sand besteht. Man pflegt auch den Sandacker einen leichten Boden, oder leichtes Land, zu nennen, weil theils das Sandland leichter zu bearbeiten ist, als ein Lehmboden, dergleichen insgemein ein schwerer Boden genannt wird; theils heißt auch der Sandboden leicht, weil er die Feuchtigkeit nicht lange in sich hält; sondern selbige bald durchläßt, und trocken wird; deshalb pflegt man ihn auch einen trocknen Boden zu nennen. Der Sandboden verträgt nicht vielen hitzigen Dünger, dergleichen der Pferde- und Schaafmist ist; Kuh- und Schweinemist ist ihm am dienlichsten; auch ist ein Sandboden vor dem andern mehr zutragend, je nachdem er mehr oder weniger fest und feucht ist. Ist selbiger zwar nicht zum Waizentragen geschickt: so kann er dafür ein desto besseres Roggenland seyn; auch giebt der Sandroggen das beste Brodt. Alle Reisende müssen es bezeugen, daß sie in der Mittelmark Brandenburg, namentlich in Berlin, Potsdam, Brandenburg, Spandau, u. s. f. weit besseres und schmackhafteres Bäckerbrodt gefunden haben, als in denjenigen Provinzen, die einen schweren Boden haben. Der Roggen vom Sandboden giebt ein gut aufgehendes, feines, lockeres und gut ausgebackenes Brodt; deshalb vermengen die Bäcker in vorbenannter Mittelmark, wenn sie genöthigt sind, aus dem Magdeburgischen, der Ukermark, u. s. f. Roggen zu vermahlen, gern Sandroggen, oder das Mehl davon, damit, um nicht schlechteres Brodt, als das gewöhnliche ist, zum Verkauf zu bringen.

Sandgras. Es führen zwar verschiedene, zur Befestigung des Sandes dienliche, Gräser diesen Namen; man hat aber solchen vorzüglich dem Geschlechte Elymus beygelegt; obgleich nicht alle Arten hierzu geschickt sind. Der Name Roggengras ist noch unschicklicher, weil man hierunter auch leicht den guten Roggen oder Korn, Secale, darunter verstehen könnte. Planer nennt dieses Geschlecht Haargras. Die Blumen stehen ährenweise bey einander, und jede Blüthe enthält, wie die meisten Gräser, drey Staubfäden mit unterwärts gespaltenen Beuteln, und zwey haarichte, einwärts gebogene, Griffel; der Kelch aber besteht aus zwey pfriemenartigen, seitwärts gespaltenen, Bälglein, und umgiebt mehr, als eine Blüthe. Von den beyden Spelzen ist die innere platt; die äußerliche größer, spitzig und grannig. Von den 9 Arten, welche Linnäus angegeben hat, bemerken wir nur

das **Flugsandgras mit wollichten Bälglein, welche länger als die Blüthe sind, Sandhaber, Strandhaber, Klittag**, Elymus arenarius L., wächst am Seestrande; auch in Deutschland im Flugsande. Es hat eine ausdauernde Wurzel, und schilfartige weißlich angelaufene Blätter; trägt eine lange, aufgerichtete, wollichte Blüthähre. Die beyden Aehrchen sind zweyblumig, nicht grannig; auch kürzer, als der Kelch. Dieses Gras wird seit vieler Zeit in Holland, Schonen, u. s. w. zur Befestigung des leichten oder sogenannten Flugsandes gebraucht.

Sandläufer, Strandläufer, Wiesenläufer, Wasserhühnlein, Sandmottenhühnlein, Sandreiger, Reigerlein, Glareola, ein eigenes Geschlecht unter der sehr großen Fami-

Familie der Vögel, welche 3 Zehen vorn, und 1 hinten haben. Linnaus hat die meisten Arten unter seine Schnepfen und Strandläufer, Tringas, gebracht; dabey aber bemerkt Klein, daß man diese Vögel von den Schnepfen wohl zu unterscheiden habe. Denn ihre Schnäbel sind nicht nur kürzer und dünner, als der Schnepfen ihre; sondern sie haben auch erhabenere Füße, längere Beine, und stärkere Vorderfüße, als diese. Die hintere Zehe stehet auch höher über der Fußsohle, und erreicht kaum mit der Spitze des Nagels die Erde, wenn der Vogel aufrecht steht. Die Federn liegen glatt am Leibe an, und werden nicht so leicht naß, als die Haarfahnen an allen Schnepfenfedern. Der Hals ist gerade und glatt; der Kopf in Ansehung des Körpers klein. Ihr Fleisch kommt dem von Schnepfen am Geschmacke lange nicht bey; denn es haben manche Strandläufer sogar einen rechten Fischgeschmack. Sie haben den Namen bekommen, weil sie sich vornehmlich an Flüssen, stehenden Seen und wasserreichen, oder auch morastigen, Gegenden aufhalten. Sie laufen sehr schnell, daß man sie gar bald aus den Augen verliert; halten sich auch haufenweise bey Heerden oder wenigstens bey Paaren zusammen. Sie verbergen sich nicht auf den Wiesen im Grase; sondern bleiben immer frey und unversteckt, daß man sie gewahr werden kann. Es giebt davon viele Arten.

Sandrad, eine Maschine, aus einem großen Rade mit Schaufeln bestehend, womit der Sand aus einer Untiefe gemahlen, und mit Prahmen, die ihn auffangen, weggebracht wird.

Sandsack, der Leinwandsack an dem Sandbohrer, womit der Plumpenmacher die ausgebohrte Erde herausräumt.

Sandschaufel, Mullpflug, ein Werkzeug, womit man Anhöhen abtragen, oder neue Sandhöhen ablegen kann. Es ist eine große hölzerne, mit Eisen beschlagene, Schaufel, woran man Pferde spannen, und sie, mittelst eines hinten daran befindlichen Stiels, bald eindrücken und mit Erde füllen, bald überwerfen und die Erde daraus fallen lassen kann.

Sandschicht, eine Lage Sand, ungefähr eines Fußes dick, welche man auf die Bohlen einer hölzernen Brücke schüttet, um ein Steinpflaster darein zu setzen. Man heißt auch Sandschicht alle diejenigen Lagen Sandes, worein gepflastert wird.

Sandstäver, niedrige Wände oder Schirme, welche in dem Flugsande, mittelst eingesteckter Pfähle und darüber gespannter Stricke, zwischen welchen die sogenannten Reithalme eingeklemmt sind, errichtet werden, um den wehenden Sand dadurch auf- und abzuhalten.

Sandstein, ein aus zusammengesinterten Quarzkörnern bestehender Körper, dessen Körner ohne Ordnung unter einander liegen, und einen Stein bilden. Er bricht in keiner bestimmten Figur; denn einer ist grob; ein anderer aber klar, und von ziemlich gleichen zarten Theilen zusammengesetzt; die Sandsteine unterscheiden sich auch in Ansehung der Härte. Einige Arten sind porös, lassen das Wasser durchgehen, und werden daher Filtrirsteine genannt.

Sangheerd, ein Vogelheerd, auf welchem man nur den größern Sangvögeln

nachzustellen pflegt. Die Vogelsteller machen eigentlich dreyerley Unterschiede unter diesen Heerden; es giebt nämlich Sommer-, Herbst- und Winterlagerheerde. Auf dem ersten stellen sie mit dem verhaltenen Gesange; auf dem zweyten auf Halbvögel, Weindrosseln, u. s. f., und auf dem dritten auf die Krammetsvögel. Auf den Sangheerden erster Art müssen die Büsche gar leicht und einzeln, und nicht so dick, als auf den Herbstheerden, gesteckt werden. Ferner macht man vor die Gräben der Garne, so lang solche sind, auf jede Seite ein schwankes, rundes Stängelchen, nicht vollkommen einer Hand hoch von der Erde, worauf der wilde ankommende Vogel sich gern setzt, und dem Gesange fleißig zuhört. Zu den Läufern, und Statt der Bügel, die man an den Herbstheerden gebraucht, wird nach der Länge der Garne ein feiner Saum stark gespannt, und an oder in den Säumen befindet sich ein Ring, woran der Läufer angemacht wird, dergestalt, daß er darinn weitläufig hin- und herschweifen kann. In der Mitte des Busches wird noch ein Läufer an einen Bügel gemacht. Zu dieser Art von Heerden muß man sich eine gute Stelle ausersehen, etwa im Walde einen ziemlichen Wiesengrund, welcher mit einem Thal oder kleinen Grunde nach dem Holze zustreicht, zu Anfang einer Höhe, nachdem sich nämlich der Strich lenkt. Giebt es keine Bäche daselbst: so muß man etliche ausgehöhlte Klötze oder Scherbel in die Erde graben, damit ein wenig Wasser hineingegossen werden, und stehen bleiben könne. Man muß diese Heerde fleißig abwarten, und früh vor Tage ausgehen, so daß, wenn solche weit abgelegen sind, man noch vor Tage aufstellen, die Lockvögel zurechte setzen, und die Läufer anbinden, speisen und tränken könne. Wenn viele fremde Vögel vorhanden und im Anzuge sind: so darf man um einiger willen, so etwa einfallen, nicht gleich ziehen, als wodurch die andern verscheucht werden. Die groben Sangvögel singen auf diesen Heerden längstens nur 6 Wochen. Wenn man zeitig angefangen hat aufzustellen, und diese Vögel, die zuerst 5 Wochen hindurch gesungen haben, und nachlassen: so muß man wieder neue aufstellen, und damit fortfahren. Auf diese Art kann man bis an den Herbst diese Heerde gebrauchen. Da diese Sangvögel aber sehr traurig beym Einsetzen in ihrer Einsamkeit sind: so muß man sie gut warten, und ihnen bey Zeiten Ameisen mit den Eyern, auch gestoßenen Mohnsaamen oder Hanf unter das Futter mengen, ihnen täglich Wasser zum Baden hinsetzen, und ihre Wohnung reinlich halten.

Sapphir, Sapphirus, ein Edelstein von blauer, bald höherer, bald blässerer Farbe. An Härte kommt er dem Rubin am nächsten; hält auch im Feuer aus; verliert aber die Farbe. Sie werden zuweilen geglühet oder gebrannt, wodurch sie weiß und alsdann zu Brillanten geschliffen, und oft für Diamanten verkauft werden.

Sardonyx, Sardonyx, ein Stein, welcher aus unterschiedlich gefärbten Lagen oder Schichten besteht.

Sassafrasbaum, Fenchelholz, gehört zu dem Lorbeergeschlecht; und ist daher Laurus Sassafras L. **Vaterland**: beyde Indien; **Stamm**: stranchähnlich, gerade, nicht sehr zahlreich ästig, 10—15 F. hoch; **Rinde**: glatt, roth; **Blätter**: eyrund, 3—4—6 Z. lang, und

hab

halb so breit, sterben im Herbste mit einer rothen Farbe ab. Die Vermehrung geschiehet theils aus Saamen, die aber in unserm Klima nicht hervorkommen; theils durch Absenker. Man bringt diesen Baum gewöhnlich in Gewächshäusern durch den Winter. Rinde und Holz sind wegen ihrer Arzneykräfte bekannt; doch ist erstere vorzuziehen. Beyde werden gemeiniglich mit andern Hölzern und Wurzeln vermischt, und gebraucht, theils um den Geschmack angenehmer zu machen; theils dadurch die zähen und stockenden Säfte aufzulösen, und die Ausführung des Schweißes und des Urins zu befördern.

Sasse, der Ort oder Siz, wo ein Hase gesessen hat, oder liegt; daher die Redensart: der Hase drückt sich in seiner Sasse.

Saßjagen, eine Jagd, welche nur auf Thiere, oder Wildpret geschiehet, und wobey kein Hirsch geschossen wird. Die Saßjagd geht gleich nach der Hirschbrunft an, und wird theils wie ein Laufjagen; theils wie ein Contrajagen; theils auch wie ein Schützenjagen angestellt.

Sattel, das auf den Seitenmauern einer Malzdarre aufgeführte Gewölbe, welches wegen der Gleichheit mit einem Sattel den Namen führt.

Sattel, an einer Windmühle das runde Holz des Gerüstes, worinn der Zapfen des Mehlbaums steht, und in welchem das ganze Gebäude der Mühle umgedreht werden kann.

Sattel, das gepolsterte und mit Leder über ein hölzernes Gestelle bezogene Kissen, welches zum Reiten auf den Rücken des Pferdes passen muß. Es giebt Deutsche, Französische, Englische Sattel verschiedener Art, Polnische Husarensattel, Damensattel, Packsattel, u. s. f. Alle kommen darinn überein, daß sie einen Sattelbaum haben, woraus die eigentliche Unterlage des Polsters besteht. Die Englischen Sattel sind, wegen ihrer Leichtigkeit und Bequemlichkeit, fast durchgehends beliebt. Der Sattelbaum giebt also dem Sattel die Gestalt. Er besteht aus einem Kopf, dem Hintergestell und den beyden Stegen, welche den Kopf und das Hintergestell vereinigen. Auf dem Kopf des Deutschen Sattels stehen überdies noch die Vorderpauschen, und auf dem Hintergestelle der Efter. Der Deutsche Sattelbaum wird in 11 Theile; der Englische nur in 9 Theile getheilt. Das Hintergestelle eines Deutschen Sattels besteht aus 5; das gekrümmte Hintergestelle aus 2, und der runde Efter gleichfalls aus 2 Stücken, wodurch seine Krümmung hervorgebracht wird. Die beyden Stege haben eine Krümmung, damit sie sich an den gebogenen Rücken des Pferdes anschließen, und diese Krümmung heißt Tracht. Der Kopf ist gleichfalls aus 2 Stücken zusammengesetzt, wozu noch die beyden Vorderpauschen kommen, die auf beyden Seiten des Kopfs stehen. Bey dem Englischen bleibt alles; nur der Efter und die Pauschen fallen weg.

Sattel, eine Stellung mit Schlingen von Pferdehaaren auf einer lebendigen Taube, um die Raubvögel damit zu fangen. Dieses nennt man auf dem Sattel fangen.

Sattel, das sattelförmige Dach, welches das äußere Räderwerk einer Pansermühle bedeckt.

Sattelbäume, an einer Windmühle die beyden Wellbäume vorn und hinten an dem Gehäuse einer Windmühle, worauf vorn die große Welle der Ruthen aufliegt, und sich darauf umdrehet; auf dem hintern Sattelbaume aber mit ihrem Zapfen spielt.

Sattel eines Wehres, Eselsrücken, die Bedeckung oder das Dach eines Wehres; heißt so, weil es als ein Sattel aus zwey abhängenden Flächen, die oben scharf zusammenstoßen, besteht.

Sattelriegel, die Riegel in der Verbindung der Zimmerstücken der Satteldächer, worauf die Ziehwelle in einer Mühle zu liegen kommt.

Saturey, Satureja. Von den Arten bemerken wir:

1) **Sommersaturey, gemeine Saturey, Bohnenpfeffer, Käsekraut**, S. hortensis L.

2) **Wintersaturey; strauchichte Saturey, Bergsaturey, Winterisop, Seegenkraut**, S. montana L., ist ein immergrünes Sträuchelchen, ungefähr 1 F. hoch, dessen ältere Zweige holzig und fast nackend; die jüngern aber haaricht und stumpf viereckig sind. Man unterhält diese Art im Scherbel, und im Winter im Glashause, versetzt die Pflanze oft, begießt sie fleißig, und vermehrt sie durch Zweige und durch den Saamen; welcher aber bey uns selten reif wird.

Die erste Art wird in allen Küchen unterhalten; braucht keine Wartung, und vermehrt sich durch den Saamen häufig. Beyde Arten besitzen eine nervenstärkende, erhitzende und die Verdauung befördernde Kraft; erstere aber wird als ein angenehmes Gewürz in unsern Küchen besonders häufig gebraucht. Das Wasser, worinn das Kraut abgekocht worden ist, soll Flöhe und anderes Ungeziefer, wenn es in die Zimmer gesprengt wird, vertreiben; ein Gleiches soll auch geschehen, wenn man das vom Thaue noch nasse Kraut auf einem Tuche ausbreitet. Im letzten Falle versammlen sich die Insecten auf dem Tuche, welche man mit dem Kraute wegtragen kann. Das Kraut wird von den Färbern zum Gelbfärben; doch gemeiniglich nur zu den gelben Decken von der gröbsten Wolle und den wohlfeilsten Zeugen gebraucht, weil die Farbe nicht viel taugt.

Satz, Karpfensatz, ist der dreyjährige Karpfensaamen, den man aus den Streckteichen nimmt, und wieder zum Wachsen aussetzt. Wenn man den Satz für seine Teiche selbst erzeugen kann: so ists desto besser, weil man bey dem Einkauf oft 4jährigen für 3jährigen, auch wohl verbutteten oder ganz versessenen Saamen mitunter erhält. Ein jeder Satzkarpfen muß halbpfündig, und zwischen dem Kopf und Schwanz eine Spanne lang seyn; er muß ferner einen kleinen kurzen Kopf haben, aus welchem die Augen ein wenig hervorstechen; nicht weniger muß er einen dicken Bauch, hohen Rücken, weißlich glänzende Schuppen und rothe Floßfedern haben; auch muß der ganze Leib mehr breit, als lang, scheinen. Man setzt den Satz am besten im März oder April.

Satzhase, der Hase weiblichen Geschlechts.

Satzloch, ein Loch, welches man zum öftern in den Mauern der Häuser, welche gegen den Nachbar anstoßen, findet. Es hat meistentheils eine oben enge, schräg zusammenlaufende, und unten breite Figur.

gur. Es muß aber dieses Loch mit den übrigen Steinen gut verbunden seyn; denn wenn dieses nicht ist: so zeigt es die Ungültigkeit seiner Bedeutung an. Die Bedeutung des Saßlochs ist aber diese, daß, wenn dasselbe nur auf einer Seite zu finden ist, demjenigen Hause die Mauer als eigen gehöre, gegen welche es steht; sind aber dergleichen Saßlöcher auf beyden Seiten zu finden: so ist die Mauer gemeinschaftlich.

Sau, bey der Jägerey ein erwachsenes wildes Schwein, ohne Unterschied des Geschlechts.

Sauberkasten, ein Kasten in der Mühle, worein das gesiebte Mehl geschüttet wird. Das Sieb, wodurch das Mehl gesäubert wird, ist ein feines Haarsieb, und wird das Säubersieb genannt.

Saubohne, eine bekannte Frucht, deren Größe und Farbe verschieden ausfallen. Man findet weiße, gelbe, braune und violetfarbige; sonderlich unterscheidet man die große und kleine Saubohne. Diese Bohnen erfrieren nicht leicht, und schlagen wieder aus, wenn ihnen solches im Frühjahre begegnen sollte; sie können daher sowohl vor dem Winter, als auch zeitig im Frühjahre, ins freye Land ausgesäet werden.

Sau- oder Schweinebrodt, Cyclamen. Diese Gattung begreift nach dem Linnäus nur zwo Arten unter sich; von welchen aber nur Eine in unsern Gärten bekannt ist. Letztere begreift wieder viele schöne Abarten unter sich, welche insgesammt niedrige, krautartige, perennirende, knollenwurzelige Blumenpflanzen sind, mit großen, rundlichen, fleischigen Wurzeln, mit zahlreichen, entweder kleinen und kurzgestielten, oder großen gerundeten, oder eckigen, oder herzförmigen, zum Theil gefleckten, zum Theil marmorirten Wurzelblättern, und mit vielen fleischigen Blumenstengeln von 6 Z. Höhe, auf denen einblätterige, fünftheilige, zurückgeschlagene Blumen stehen, die theils groß, theils klein sind, und theils purpurroth mit carmoisinrothem Boden, theils weiß mit purpurothem Boden, theils einfarbig roth oder weiß, oder purpurroth, theils sehr wohlriechend, theils ohne Geruch sind, wovon man in den Blumenverzeichnissen oft an die 30 Sorten findet. Die Hauptpflanze, von welcher alle diese Sorten abstammen, wird gemeiniglich Cylamen genannt. Ihre Blumen sind von verschiedenen Farben, die theils im Herbste; theils im Winter; theils im Frühjahre blühen, und zum Theil im Aug. reifen Saamen bringen. Die Vermehrung durch den Saamen geschiehet langsam, und die jungen Knollen zeigen gemeiniglich erst nach 4 Jahren die ersten und wenigen Blumen. Im Sommer hält man die Pflanzen in freyer Luft, im Schutz und Schatten, oder lieber auch im Glashause, damit die Wurzel bey nasser Witterung nicht Schaden leide. Die Wurzel ist in den Apotheken unter dem Namen Arthanita bekannt, und wird unter die heftigsten und unsichern Purgirmittel gezählt, weshalb in den neuern Zeiten wenig oder gar kein Gebrauch davon gemacht, und sie sogar unter die Gifte gerechnet wird. Die Sorten kommen insgesammt, in Ansehung ihres Wuchses und der Art ihres Blühens, völlig mit einander überein, und sind nur in Ansehung der Farbe ihrer Blumen und der Zeit ihrer Blüthe von einander unterschieden. Sie werden aber in drey Classen

eingetheilt, in Herbst-, Winter- und Frühlings-Cyclamen.

Sauerampfer, Acetosa, ein bekanntes Pflanzengeschlecht, welches ein saures Wesen enthält.

1) **Kleiner oder kleinblätteriger Sauerampfer, Acker-, Feld-, Scharfampfer**, Rumex Acetosella L, wächst auf dürren Weiden und Aeckern, und ist allgemein bekannt. Die Stengel sind selten 1 F. lang. Die Saamen hängen unter sich, und sind, wie die ganze Pflanze, röthlich.

2) **Großer Sauerampfer, Sauerlampe, Sürnig**, R. Acetosa L., wächst auf Wiesen und Grasplätzen, und wird in den Küchengärten häufig unterhalten, weil er fast gar keiner Wartung bedarf, und schon zu einer Zeit brauchbar ist, wo man noch wenig andere Gewächse hat. Der Saame muß erst im May ausgesäet werden, weil die Pflanzen einer frühern Aussaat sonst leicht vom Ungeziefer, ehe man es gewahr wird, verzehrt werden. Man kann auch im März oder August die alten Stöcke in kleinere zerreißen, und einpflanzen. Wenn man keinen großen Garten hat: so kann man zur Noth, um keine eigene Beete dazu zu nehmen, die Pflanzen an der innern Seite der Rabatten zur Einfassung gebrauchen; wie wohl sie freylich das Land sehr aussaugen. Je öfter und kürzer man die Blätter schneidet: desto zärter werden sie. Im Herbste, und zwar zur Zeit, wenn die Pflanzen zu wachsen aufhören, und die Blätter gelb und welk werden wollen, fülle man die Beete bis ans Herz der Stauden mit guter Erde, oder mit meist zur Erde gewordenem Miste an, und bedecke sie mit trockener Streu; letzteres ist deswegen nöthig, weil die Frühlingskälte sonst sehr leicht die zarten jungen Blätter versengt, und welk macht. Weil die Vögel dem Saamen stark nachgehen: so muß man ihn vor seiner völligen Reife, sobald er anfängt braunroth zu werden, abschneiden und einige Tage an der Sonne trocken werden, und nachreifen lassen. Er bleibt 3 Jahre gut. Wenn man die Menge hat: so kann man von Zeit zu Zeit die Haushühner damit füttern, um sie wider Verstopfung, besonders aber wider den Pips, damit zu sichern. Man kann auch die Rebhühner, die man eingefangen hat, mit diesem Saamen gut und gesund erhalten. Die bitter schmeckenden, zusammenziehenden Wurzeln können zum Ledergerben gebraucht werden.

3) **Kinder Sauerampfer**, R. scutatus L. Dieser auf Steinhaufen in Helvetien wachsende Sauerampfer bringt zwar bey uns keinen reifen Saamen; kann aber, da er auslaufende Wurzeln hat, leicht vermehrt werden, weil jedes Stück derselben gewöhnlich anschlägt, und eine neue Staude bildet. Er wird sonst, wegen seiner angenehmen, gemilderten Säure, von Vielen dem gemeinen Sauerampfer vorgezogen; auch hat er noch dieses voraus, daß er in dem magersten Boden sich gut hält, und sich mit seinen bestäubten, glatten, herzspießförmigen Blättern um so stärker ausbreitet, je häufiger er geschnitten wird.

Der große und kleine Sauerampfer sollte zur Viehfütterung unter die Futterkräuter entweder gemengt, oder für sich allein angebauet werden, weil er von allen Hausthieren gern gefressen, und, in heißen Tagen besonders, dem Arbeitsviehe sehr kühlend, und ihnen wider manche, von großer Hitze entstehende, Krankheiten ungemein nützlich ist. Der daraus bereitete

Trank

Trank oder Syrup verschafft den Menschen ein kühlendes, die Wallung dämpfendes, und der Fäulniß widerstehendes, Mittel, welches auch in bösartigen Fiebern und in faulen Geschwüren mit Nutzen gebraucht wird. Der Trank von der Wurzel soll, sowohl der Farbe, als dem Schaume nach, dem Biere ganz ähnlich seyn, und, wenn man etwas Zimmtrinde zusetzt, sonderlich zur Sommerszeit, ein angenehmes Getränke abgeben; besonders wenn man um diese Zeit kein anderes, als säuerliches und schlechtes Bier, haben kann.

Sauerklee, Säuerlein, Mählerkraut, Oxalis.

a) Einjährige Arten:

1) Gehörnter Sauerklee, O. corniculata L. Vaterland: Italien, die Schweiz, Crain; ist aber bey uns meist einheimisch, und hie und da in Feldern und Gärten fast ein Unkraut geworden; Stengel: mit zahlreichen, weitschweifigen, gestreckten Zweigen; Blätter: dreyblätterig, langgestielt, die Blättchen herzförmig, oben tief gezähnt; Blumen: in einer Art von Dolden, auf ziemlich langen Stielen, gelb. Diese Art streuet den Saamen mit Gewalt heraus, daß davon häufig junge Stöcke aufwachsen. Der Geschmack ist säuerlich, und giebt frisch, auch getrocknet, ein gesundes Futter für alles Vieh ab; weshalb dieser Klee auch, unter andern Kräutern und Gräsern vermischt, zur Stallfütterung empfohlen wird.

2) Starrender Sauerklee, O. stricta L. Vaterland: Virginien; Stengel: aufrecht, ästig, beynahe 1 F. hoch; Blätter: dreyblätterig, herzförmig, sehr lang gestielt; Blumen: in einer Art von Dolden, auf langen, dünnen Stielen, gelb. Auch diese Art pflanzt sich, weil die Saamencapseln den reifen Saamen mit einer elastischen Kraft weit wegsprengen, sehr zahlreich fort.

b) Perennirende Arten:

3) Gemeiner Sauerklee, Säuerling, Buschampfer, ꝛc. O. Acetosella L. Vaterland: das nördliche Europa, auf einem lockern, feuchten Boden; auch im Moose, wenn er eine schattige Lage hat, sonderlich um die Baumwurzeln und Hecken, und vermehrt sich durch die Ausläufer häufig. Auch kann man diesen Klee, wie die übrigen Arten, im Sommer nach der Blüthe, und im Herbste durch Zertheilung der Wurzel vermehren. Wurzel: gezähnt, dick, gegliedert, schuppig, ausgebreitet; Blätter: dreyblätterig, die Blättchen umgekehrt herzförmig, auf röthlichen Stielen; Blumen: einzeln, auf röthlichen Schaften, gewöhnlich weiß, auch blaßroth, blau oder purpurroth ziehend, im Apr. und May.

Von dieser Pflanze bedient man sich zwar gemeiniglich des wesentlichen sauren Salzes; man kann aber auch den frisch ausgepreßten Saft, oder denselben, wenn er sich durch den Niederschlag von selbst gereinigt hat, oder auch bis zu einem gewissen Grade eingekocht worden ist, imgleichen den daraus bereiteten Syrup, nicht weniger die von den frischen Blättern verfertigte Conserve, nützlich gebrauchen. Man hält die Säure von diesem Sauerklee für feiner und wirksamer, als die vom Sauerampfer. Die Wirkung zeigt sich in den ersten Wegen, weil der Magensaft dadurch geschärft, die Bewegung der Gedärme vermehrt, und überhaupt die Verdauung befördert wird. Wenn diese Säure in das Blut übergeht: so wird

dieses

dieses und die andern Säfte die natürliche und ammonikalische Eigenschaft erhalten, die verdorbene Galle verbessert, und der Fäulniß kräftig vorgebauet, auch die Hitze und Wallung der Säfte vermindert werden. Unser Sauerklee ist auch auf der Frühlingsweide den Schaafen in den Vorhölzern die erste gesunde Pflanze. Mit dem Sauerkleesalze pflegt man die Dinten- und andere Flecke im Leinenzeuge auszumachen; daher es auch den Namen Mählerklee erhalten. Wohlfeiler kommt man dazu, wenn die zerstoßenen Blätter, oder der ausgepreßte gereinigte Saft dazu angewandt, und alles zuletzt mit Wasser ausgewaschen wird. Noch hat man bey dieser Kleeart die Sorten zu bemerken. Diese sind: 1) großer weißer, 2) rother, 3) blauer, 4) purpurrother, 5) gestreifter Sauerklee.

4) Langblumiger Sauerklee, O. longiflora L. Vaterland: Virginien; Wurzel: dick, schuppig, saftig; Blätter: dreyblätterig, die Blättchen bis in die Mitte in lanzerförmige Lappen zertheilt; Schafte: 4—5 Z. hoch; Blumen: einzeln, merklich lang, im May.

5) Violetter Sauerklee, O. violacea L. Vaterland: Virginien, Canada; Wurzel: groß, fleischig, schuppig; Blätter: dreyblätterig, die Blättchen umgekehrt herzförmig; Blumen: auf den Schaften in einer Art von Dolde, dunkelpurpurroth, oder violet, die Kelche an der Spitze schwielig, im May.

Scabiose, Scabiosa. Diejenigen Arten dieser Gattung, welche entweder zur Verzierung, oder doch zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit für die Lustgärten schicklich sind, sind theils einjährige; theils zweyjährige; theils perennirende, dauerhafte Blumenpflanzen, die nach dem Unterschiede der Arten unterschiedene Blätter haben, und deren aufrechte, ästige, 2—3 F. hoch und noch höher wachsende, unten mit Blättern besetzte, Stengel sich mit zahlreichen Knöpfen von gehäuften Blumen endigen, die aus vielen, in einem gemeinschaftlichen Kelche eingeschlossenen, Blumen zusammengesetzt sind.

a) Einjährige Arten:

1) Schwarzrothe Scabiose, S. atropurpurea L. Vaterland: Ostindien; Blätter: ein großer Busch von länglichen Blättern, die am Rande mannichfaltig zerschnitten, und oftmals in Abschnitte getheilt sind; Blumen: gewöhnlich schwärzlichpurpurroth, mit fünfspaltigen strahligen Blümchen, und pfriemenförmigen Boden. Man hat hievon Sorten von mancherley Farben.

2) Sternscabiose, S. stellata L. Vaterland: Spanien; Wurzelblätter: an der Erde liegend, länglich, am Rande mannichfaltig zerschnitten; Stengel: etwa 3 F. hoch, mit länglichen, fast bis zur Mittelribbe zerschnittenen Blättern; Blumen: zahlreich, blaßpurpurroth, mit rundlichen Fruchtboden.

b) Perennirende Arten:

3) Gemeine Scabiose, Ackerscabiose, Apostem- auch Grindkraut, S. arvensis L. Vaterland: Europa, blühet auf den Feldern in der Brache, auf Triften und Hügeln, den ganzen Sommer über; Stengel: rund, aufrecht, steifborstig, ästig, 2—3 F. hoch, mit länglichen, haarichten, geschlitzten Blättern besetzt, deren Queerstücke in gewisser Weite von einander abstehen; Blumen: schön blau, die Blümchen vierspaltig; strahlichte Saamen:

men: reif im Sept. Man hat hievon Abarten mit röthlichen und purpurrothen Blumen. Diese Art wird freylich bey uns wildwachsend gefunden; jedoch wird sie oft in die Gärten aufgenommen. Die Blätter, sonderlich die untern, pflegt man in der Apotheke aufzubehalten, und bedient sich derselben als Thee; sie werden für schweißtreibend und eröffnend gehalten.

4) Ungeränderte Scabiose, Teufelsabbiß, S. succisa. Vaterland: Europa, wächst auf etwas feuchten Wiesen; Wurzel: dick, kurz, schwärzlich, gerade hinunter gehend, endigt sich abgestumpft, als ob sie abgebissen wäre; daher die Pflanze den Namen Teufelsabbiß führt; Blätter: lanzetförmig-eyrund, glatt, glatträndig; Blumen: blau, die Blümchen vierspaltig und gleichförmig, im Jun., Jul. und Aug. Hievon ist eine Abart mit haarichten Blättern und purpurrothen Blumen.

5) Alpenscabiose, S. alpina. Vaterland: die Alpen; Stengel: groß, stark, steif, gestreift, ästig, 4—5 F. hoch, mit gefiederten Blättern besetzt; Blumen: weißgelblich, umgebogen. Die Pflanze vermehrt sich selbst häufig aus dem ausfallenden Saamen.

6) Silberfarbige Scabiose, S. argentea. Vaterland: der Orient; Stengel: niedrig, dünn, theilt sich in weitschweifige schwache Zweige, unten mit silberweißen geschlitzten Blättern besetzt; Blumen: sehr klein, blaßblau.

7) Taubenscabiose, Berg- oder Schaaf-Scabiose, S. columbaria. Vaterland: Europa, auf bergichten, trocknen Plätzen; Wurzelblätter: beynah eyrund, gelbroth; Blumen: auf den Enden und an den Seiten der Zweige, blau oder purpurroth.

C) Zweyjährige Art.

8) Gelbliche Scabiose, S. ochroleuca. Vaterland: Deutschland, auf trocknen Wiesen; Blätter: doppelt gefiedert, groß, breiten sich auf dem Boden umher aus; Blumen: an dem obern Theil der Stengel, auf langen Stielen, gelb.

Schaaf, ein Name, der zwar dem ganzen Geschlecht gegeben wird; aber eigentlich nur dem Weibchen zukommt. Das Männchen wird Bock oder Widder, auch Stähr, und, wenn es verschnitten ist, Hammel oder Schöps genannt. Die Jungen beyderley Geschlechts heißen Lämmer. In unsern Gegenden findet man nur die Böcke, aber nicht alle, mit Hörnern versehen, die eine plattgedrückte, halbmondförmige Gestalt haben. In einigen nördlichen Ländern, z. E. in Island, sind sowohl die Schaafmütter, als auch die Widder, und in England weder diese noch jene, gehörnt.

Ein Schaaf trägt eigentlich 150 Tage, d. i., 20, auch wohl 25 Wochen. Nach dieser Zeit richtet man sich, um die Böcke zuzulassen. Diejenigen, welchen es an hinlänglichem Winterfutter fehlt, nehmen die Springezeit so, daß die Lämmer spät und gegen solche Zeit fallen, wenn die Schaafmütter im Frühjahre auf der Weide bald junges Gras finden, und für ihre Lämmer genugsame Milch dadurch erhalten können. Wo man aber keinen Mangel am Heu hat, oder den Säugeschaafen mit Haber zu Hülfe kommen kann, läßt man solche früher bedecken, weil die frühen Lämmer einen großen Vorzug vor den Spätlingen haben. In wohlbestellten

Schäfereyen läßt man die Schaafe nicht eher belegen, bevor sie nicht 2 Jahre und 7 Monate alt sind; werden sie vor solcher Zeit besprungen: so bleiben sie kleiner und schwächer; bringen auch kleinere Lämmer. Hin und wieder läßt man die Lämmer so lange saugen, bis sie von den Müttern selbst abgestoßen werden; welches von diesen geschiehet, wenn die Böcke zugelassen werden. Auf diese Weise gelangen die Lämmer zu einer desto größern Stärke und einem mehrern Wachsthume. Die Lämmer männlichen Geschlechts heißen Hammellämmer; die weiblichen Geschlechts heißen Schaaflämmer. Die Hammellämmer werden, wenn sie 6 Wochen alt sind, castrirt, oder, nach der Schäfersprache, gehammelt oder geleichtet. Läßt man sie ein oder anderthalb Jahr alt werden, und ihnen sodann den Hodensack abschnüren oder abknippeln: so werden die Hammel desto stärker und größer; auch ist die Gefahr beym Abbinden nicht so groß, als beym Verschneiden; nur müssen solche junge Böcke gegen die Zeit, wenn die Mutterschaafe um die Springezeit hitzig sind, abgesondert werden, weil dann die Adern derselben um und an dem Hodensacke mehr aufschwellen, und das Abbinden in solchem Zustande leicht schädlich werden kann. Es kann auch dieses Abbinden schon im ersten Herbste geschehen. Da die Lämmer mit 8 Zähnen zur Welt kommen: so heißen sie, so lange sie diese Zähne haben, Lämmer; haben sie die 2 mittelsten verwechselt: so sind sie im zweyten Jahre; heißen auch nun Jährlinge, und nicht mehr Lämmer, weil sie zweyzähnig sind. Im nächstfolgenden Frühjahre sind diese Schaafe zweyjährig; nun fallen denselben zwey Lämmerzähne, auf jeder Seite einer, aus; auch heißen sie nun nicht mehr Jährlinge; sondern **vierzähnige Hammel** oder **Zeitschaafe**. Letztere sind nun 7 Monate alt; demnach nun ist im Herbste ihre Zeit, daß sie zum Bocke gelassen und trachtig werden können. Die vierzähnigen Hammel, die nun auch 7 Monate alt sind, werden von solcher Zeit an zum Fettwerden und Verkauf tüchtig. Wenn diese vierzähnigen Thiere im Frühjahre 3 Jahre alt sind: so verlieren sie abermals 2 Lämmerzähne, und bekommen dafür, wie bey jeder vorhergehenden Wechselung, 2 längere und größere Zähne, und heißen nun **sechszähnig**. Nun sind die Hammel oder Schöpse schon besser zum Fettmachen und Verkaufe; die Zuchtschaafe aber in ihrer besten Güte. So alt muß ebenfalls auch der Bock werden, d. i. er muß 6 große Zähne haben, ehe er im Herbste zu den Mutterschaafen gelassen wird. Im nächstfolgenden Frühjahre werden diese Schaafe vierjährig; da ihnen denn die 2 letzten Lämmerzähne ausfallen, und Statt deren andere wachsen. In diesem Zustande heißen die Thiere **abgezahntes** oder **abgeschobenes Schaafvieh**. Ein höheres Alter von 5, 6, 7 Jahren läßt sich nicht anders erkennen, als daß man zusiehet, ob ihre acht Zähne noch ganz weiß und gerade sind; da sie denn für fünfjährig oder sechsjährig angesprochen werden. Sind die Zähne aber gelb, schwarz, körnig, lückig, abgenutzt: so sind sie sieben Jahr alt, und taugen nicht mehr zur Zucht. Man findet sie aber in letztern Umständen überall in gemeinen Schäfereyen: deshalb habe ich in meinem systematischen Hausvater den Unterricht gegeben, wie Schaafe so zu erziehen sind, daß sie an die 18 — 20 Jahre zur Zucht völlig gesund und dauerhaft bleiben müssen. Letzteres ist auch nunmehr seit länger, als

40 Jah-

40 Jahren, bey mir geschehen, und wird auch fernerhin in einer größern Schäferey auf dem von mir neuerlich angekauften Rittergute geschehen.

Man hat zart- und dünnwollige; aber auch derb- und dichtwollige Schaafe; letztere sind die besten. Sie sind daran zu erkennen, daß, wenn man ihnen mit der Hand auf den Rücken greift, die Wolle ganz dicht und derb den Leib bedeckt, so daß man mit den Fingern das Fleisch nicht fühlen kann. Dieselben sind wollreicher, und in kalter Witterung dauerhafter, als das weiche Schaafvieh; denn bey diesem kann man mit der Hand gleich das Fleisch fühlen; auch fühlt sich die Wolle zart, dünn, wie Fleuretseide, an, und die Haut legt sich nach dem Regen ganz platt auf; sie geben auch weniger Wolle, und sind sehr empfindlich gegen kalte und schlackige Witterung. Findet man nun Schaafe dieser Art unter dem Haufen: so muß man sie ausmerzen, und zur Fortzucht nicht beybehalten.

Die Schaafe werden theils einmal, theils zweymal im Jahre geschoren; und daher in einschürige und zweyschürige eingetheilt. Jene werden, wenn das Wetter nicht zu kalt ist, in der ersten Hälfte des Maymonats geschoren; von diesen hat man den Satz angenommen, daß 100 Stücke, groß und klein im Gemenge, 10 Stein Wolle à 22 Pfund geben. Zweyschürige werden auch zum ersten Male im May, und zum andern Male gegen Michaelis geschoren. Hundert Stück sollen, wie man in großen Schäfereyen annimmt, in der Frühlings- oder Winterschur 7 Stein; in der Sommerschur aber nur 6 Stein Wolle, den Stein gleichfalls zu 22 Pfund gerechnet, geben. Es giebt viele Schäfereyen, die mit der Wollschur, weil sie nur kleines oder mittelmäßiges Vieh haben, nicht so hoch hinaufkommen; auch hieran kann Schuld seyn, wenn zu wenige vier- oder sechszähnige Hammel, und dafür desto mehr Mutterschaafe gehalten werden, weil nämlich ein Hammel noch einmal so viel Wolle, als ein Schaaf, tragen kann.

Wenn die Frage von der Winterfütterung der Schaafe ist: so pflegt man in großen Landschäfereyen, denen es nicht an genugsamem Heugewinnste fehlt, auf 100 Schaafe 5 Fuder Heu von 20 Centnern, und 10 Schock Stroh zum Einstreuen, zu rechnen; fehlt es aber an genugsamem Heue: so muß das Stroh von Erbsen, Heidekorn, auch das sogenannte Krummstroh, oder die in manchen Gegenden sogenannten Wirrbunde von Roggen- und Waizenstroh mit zu Hülfe, und zwar so genommen werden, daß den Hammeln oder Schöpsen, so lange sie im Winter noch offene Weide haben, das Stroh, um sich das Beste, besonders die Aehren, worinn noch manche Körner seyn können, auszusuchen; den trächtigen Schaafen aber sowohl gegen, als zur Zeit, wenn sie säugen, Heu, und zwar das beste, gegeben werde. Mit den Lämmern und Jährlingen wird es eben so gehalten, damit ihr Wachsthum gut gefördert werden möge; ist aber das Heu zu knapp: so wird den Säugeschaafen, besonders wenn sie früh lammen, und noch kein Gras zu finden ist, Haber gegeben, weil sie sonst gar bald die Milch verlieren, und die Lämmer sterben müssen. Fehlt es für letztere an feinerem Heu oder Laubfutter: so müssen sie, während die Mütter auf der Weide sind, mit Haber gefüttert werden. Sind die Lämmer noch zu zart: so kann ihnen der Haber gekocht, und, wenn er kalt gewor-

den oder verschlagen ist, in ihren Krippen gegeben werden. Ueberhaupt ist es ein großer Fehler bey den meisten Schäfereyen, wenn zu viele Schaafe gehalten, und solche bey lange hinausgehenden Wintern in die Gefahr des Verhungerns gesetzt werden. Man hat von 500 wohl gefütterten Schaafen mehr Nutzen, als von 1000 schlecht durchgewinterten; da im letztern Falle mit der zu schlechten Fütterung zugleich der Grund zu Schwächlichkeiten, geringerm Wachsthume und Wollgewinnste und zur wenigern Lebensdauer gelegt wird. Hiernächst ist noch zu merken, daß mit der Winterfütterung nicht zu spät angefangen, und nicht so lange gewartet werden muß, bis das Gras gelb und kraftlos geworden ist; wenigstens muß man schon im October den Schaafen vor dem Austreiben ein Morgenfutter, sollte es auch nur Krummstroh seyn, im Stalle vorlegen. Dieses bewahrt sie vor mancherley in gemeinen Schäfereyen nicht seltenen Krankheiten. Zu Ende des Winters soll man den Schaafen so lange immer noch ein Morgenfutter im Stalle geben, bis sie, sattsamen Grases halber auf der Weide, solches nicht mehr begehren.

Noch ist zu gedenken, daß, wenn in großen Schäfereyen zur Herbstzeit die Wintereinzählung vorgenommen wird, das übrige Vieh ausgemerzt, und nach folgender Regel verfahren werde. Der fünfte Theil wird gemeiniglich zum Verkaufe oder Verbrauche ausgehoben oder ausgemerzt, nämlich von 100 Stücken 20 Stück, an deren Stelle dann wieder Junge einzuwintern sind, damit das Hundert wieder voll werde. Hat man Fettweiden: so werden die alten Hammel schon im Frühjahre, oder noch späterhin, um Johannis, dazu ausgesondert, oder verkauft; denn es giebt Fettweiden, wo die Hammel des Jahres zweymal im Sommer sich fett fressen können. Die güsten oder nicht tragend gewesenen Mutterschaafe werden, wenn sie großer Art, und auf die Fettweide mit gekommen sind, im Gemenge den Hammeln gleich geachtet, und von den Schlächtern eben so gut bezahlt. Wenn sie recht fett sind: so haben sie ein zärteres Fleisch, als die abgeschobenen Hammel. Da aber auch die ausgedienten Schaafböcke unter das Mastvieh kommen: so sollten sie im Frühjahre durch das Abschnüren castrirt, und als Böcke bey Strafe in die Städte zur Schlachtbank nicht gelassen werden; ihr Fleisch hat besonders um die Herbstzeit einen geilen oder bockichten Geschmack, der dem Fleische oder Braten durch keine Zuthat benommen werden kann.

Das Sommerfutter suchen sich die Schaafe auf den Triften und gemeinen Viehweiden, wobey gelernte Schäfer Folgendes beobachten. Sind Wald, Gesträuche und Buschwerk in der Nähe: so werden die Heerden in den heißen Mittagsstunden daselbst zum Ruhen hingetrieben, oder überhaupt, so lange es heiß ist, daselbst geweidet; sind trockene und berasete Anhöhen und Berge vorhanden: so werden die Schaafe bey anhaltendem Regenwetter, wobey die Hütung in tief liegenden Gegenden sehr verschleimt wird, auf jenen so lange gehalten, bis die Niederungen wieder abgetrocknet sind. Brachäcker, Stoppelweiden, und mit vollsaftigen Kräutern und Gräsern bewachsene Triften werden bey trockner Witterung behütet. Hat man Kleefelder zu betreiben: so vermeidet man solche so lange, bis Thau und Regen abgetrocknet sind; welches man auch bey der zu behütenden Wendfahre, die

mit

mit Hederich bewachsen ist, beobachtet. Man hat schon erlebt, daß Schaafe, die dem jungen Hederich gern nachgehen, wenn sie während des Abweidens besonders gegen den Wind gehen, bald darauf faul geworden, und gestorben sind; auch wartet man mit dem Austreiben der Schaafe gern so lange, bis der Thau abgetrocknet ist; noch mehr schadet der Reif auf dem Grase. Kann man ja nicht so lange warten, bis derselbe vergangen ist: so muß man die Schaafe nicht ohne ein gutes Morgenfutter ausgehen lassen; als welches auch geschehen muß, wenn die Wintersaat bey hartem Froste behütet wird. Sind in Wäldern, auf Feldern und Wiesen niedrige Wassergallen oder sumpfige Gründe vorhanden, worinn sich das Regenwasser sammlen und faul werden kann: so werden die Schaafe von solchen Stellen zurückgehalten, weil erstere sich hiefelbst faul saufen oder fressen können. Hat man gutes, reines, fließendes Wasser in der Nähe: so läßt man die Schaafe täglich einige Male, besonders an heißen Tagen, herangehen, und saufen; hat man dieses nicht: so sollte man ihnen in Rinnen oder Trögen verschlagenes Brunnenwasser geben. Werden die Schaafe, zumal wenn sie Salz bekommen, vom Trinken abgehalten, und sehr durstig gemacht: so übersaufen sie sich bey der ersten Gelegenheit, wo sie zum Wasser kommen können; oder fallen zu begierig auf die mit unter vorkommenden saftigen Gräser und Kräuter, daß sie davon lungensüchtig werden, oder die Wassersucht bekommen, und daran sterben müssen. Meine Erziehungsmethode der Schaafe, die nie Salz bekommen, sichert diese Thiere wider alle vorhin erwähnte Unfälle auf einer der niedrigsten Weiden, die überall voll von Gräben und stillstehenden, im Sommer faulen und schlammigen, Gewässern sind, dergestalt, daß sie auf dem Hofe Brunnenwasser sowohl, als anderes im Felde saufen können, wie und wo sie wollen; weshalb, um hier Weitläuftigkeit zu vermeiden, ich die Leser, wie schon vorhin geschehen ist, auf meinen systematischen Hausvater verweisen muß.

Schaafgarbe, eine Pflanzengattung, deren zahlreiche Arten krautartig, dauerhaft, und theils Arzney-, theils Verzierungspflanzen sind. Die bekanntesten sind folgende.

1) **Gemeine weiße Schaafgarbe mit gefurchten Stengeln, Feldgarbe, Schaafribbe**, Achillea Millefolium L., ist ganz gemein, und in allerley Boden befindlich. Blätter: doppelt gefiedert, nackt, die Lappen strichförmig, und gezähnt; Stengel: oben gefurcht, 2—3 F. hoch; Blumen: weiß, in Dolden. Die Spielart mit rothen Blumen wird in den Garten unterhalten, und durch die kriechende Wurzel vermehrt. Wenn das Kraut dem Biere beygemischt wird: so erhält es eine mehr berauschende Kraft. In der Arzneykunst wird die Pflanze als ein entweder stärkendes oder krampfstillendes Mittel gebraucht. Man empfiehlt es in allen Arten von Blutflüssen; vornehmlich bey dem Blutspeyen; auch in den davon entstandenen Lungengeschwüren. Das weibliche Geschlecht soll aber bey dergleichen Umständen mit dem Gebrauche nicht allzu lange anhalten, damit die monatliche Reinigung dadurch nicht gehemmt werde. Außer diesen Wirkungen hat man auch die Schaafgarbe wider den weißen Fluß, die Blähungen, Nachwehen, und mehrere Krankheiten empfohlen; auch will man sie wider die Milzsucht loben. In

Norwegen bedient man sich derselben wider das Reißen in den Gliedern; besonders empfiehlt man die krampf- und schmerzstillende Kraft der Blüthe bey Blähungen in der Kolik, in hysterischen Beschwerden, in Zufällen nach der Geburt, in Verstopfung der Reinigung, und in andern Krankheiten, wobey die Nerven besonders leiden. Zum innerlichen Gebrauche nimmt man das Kraut und die Blumen entweder als einen Thee; oder kocht die jungen Blätter mit Molken, auch Fleischbrühe; oder preßt daraus den Saft, und nimmt diesen allein oder lieber mit andern, als mit Löwenzahne, Bocksbarte und dergleichen vermischt. Das abgezogene Wasser und die Essenz sind weniger wirksam. Das Oel ist ein kräftiges, linderndes, krampfstillendes und Blähungsmittel, und kommt fast ganz mit dem Chamillenöl überein, wenn man es ächt und unverfälscht haben kann. Das Vieh frißt die jungen Blätter der Schaafgarbe, ehe der Stengel aufschießt, gern; sie sollen auch den Schaafen wider die Räude nützlich seyn.

2) Edle weiße Schaafgarbe mit rundlichen Stengeln, edle Garbe, Achillea nobilis L. Vaterland: die Tartarey, Languedoc, Böhmen, Deutschland; Blätter: weißgrau, vortrefflich doppelt gefiedert, die untern nackt und flach, die obern stumpf und filzicht, und auf Purpurroth ziehend, wohlriechend, fast wie Campher; Stengel: rund, aufrecht, mit abwechselnden Blättern, 6 — 12 Zoll hoch; Blumen: in großen unregelmäßigen Dolden (in gewölbten, sehr dichten Sträußern, Linnäus), weiß, im Jul. Die Abarten sind a) mit blaßrothen, b) mit blaß-, jedoch vortrefflich purpurrothen Blumen. Diese Art hat einen weit stärkern und dabey angenehmern Geruch, als die gemeine; sollte auch daher zum Arzneygebrauche jener vorgezogen werden. Sie dauert und blühet fast den ganzen Sommer über in einem lockern Boden, und einer warmen Lage. Man zieht sie aus Saamen, oder schneidet einen Theil der Stengel ab, die durch das Blühen die Stöcke schwächen, und zertheilt die Stöcke.

3) Gelbe wollichte Schaafgarbe, filzichtes Achillenkraut, Achillea tomentosa L. Vaterland: die Tartarey, das Walliser Land, Languedoc; Blätter: gefiedert, steifborstig, die federartigen Einschnitte strichförmig, gezähnt, im Ganzen sehr weißgrau und filzicht; Stengel: selten über 1 F. hoch; Blumen: in mäßig großen, dichten Dolden, glänzendgelb, im Jun. oder Jul. Diese Pflanze wird, da sie den Winter über grün bleibt, wegen ihrer vortrefflich weißgrauen Blätter, und wegen ihrer sehr verzierenden, sich oft beträchtlich lange in völliger Schönheit der Flor erhaltenden, Blumen vornehmlich für kleine Gärten stark gesucht, und läßt sich leicht durch die Wurzel vermehren. Das öftere Verpflanzen bekommt den Stöcken wohl; man muß sie aber auf trocknen und warmen Rabatten unterhalten, weil sie in einem nassen, und den kalten Winden bloßstehenden, Boden im Winter leicht zu Grunde gehen.

Schaafkrankheiten. Keines unsrer Hausthiere ist so zärtlich, und so leicht zu Krankheiten geneigt, als das Schaaf. Die gemeinsten Krankheiten, nebst den dawider dienlichen Vorbauungs- oder Heilmitteln, sind diese.

1) Die nur wenige Tage alten Lämmer bekommen oft den Durchfall, wobey der Mist

Mist weißlich und dünn ist. Man muß, wenn sie nicht sterben sollen, die Milch der Mütter mit gutem Heu und Haber bessern; noch besser aber ist es, ihnen dabey getrocknete Ebereschen Beeren, darauf man bey der Schaafzucht viel halten sollte, unter dem Futter zu geben. Ebenfalls geschiehet es auch, daß die jungen Lämmer, wenn sie zum ersten Male in tiefe Gegenden auf wässeriges Gras kommen, auch den Durchfall bekommen; der aber nicht tödlich ist. Sollte er zu lange anhalten, daß sie dabey von Kräften kommen: so werden getrocknete Quitten zu Pulver gerieben, mit einem Mehlteige zu kleinen Nudeln oder Welgern, und diese zuvor mit Wasser äußerlich recht glatt gemacht, alle Morgen so lange ein Stück zum Verschlucken in den Hals hinuntergesteckt, bis der Durchlauf nachgelassen hat. Getrocknete Heidelbeeren dienen zu gleichem Zweck. Der Durchfall der alten Schaafe kann auch so geheilt werden, wie unter dem Artikel Durchfall gelesen wird.

2) Die Säugelämmer bekommen oft grindige Mäuler. Diese werden mit etwas frischem Eyerdotter, der mit Honig vermischt ist, geschmiert. Da ihnen in solchem Zustande das Berühren des Rauchfutters schmerzlich, und daher nicht gern angenommen wird: so muß ihnen, wenn sie schon zum Fressen angewöhnt worden sind, weichgekochter Haber gegeben werden.

3) Eben diese jungen Thiere bekommen auch die sogenannte Kröte. Zwischen den Hinterbeinen sind Blattern; aus Nase und Augen läuft eine wässerige Materie; aus dem Halse Schleim; am Hintern werden sie grindig, fangen an zu stinken, und sterben. Wenn man die Krankheit bey Zeiten entdeckt, ehe solche überhand hat nehmen können: so wird ihnen vorn an der Brust und an beyden Hinterschenkeln ein Haarseil gezogen, und ihnen geschrotener Haber, der mit vielem gepülvertem Fieberklee oder Dreyblatt (Trifolium fibrinum), auch Salz vermischt ist, zum alleinigen Futter gegeben.

4) Böse Euter der Schaafe werden fleißig ausgedrückt, und mit Honig geschmiert.

5) Wunden zwischen den Klauen verursachen ein Hinken; sie werden ausgewischt, und Theer hineingeschmiert.

6) Bey der Winterfütterung werden die Schaafe zuweilen blind. Hiewider wird ihnen täglich mit einer subtilen Feder, in Baumöl getaucht, in die Augen gestrichen.

7) Die Hammel bekommen zuweilen ein Nabelgeschwür, welches von eingebackener Wolle herrührt. Das Beste hiebey ist dieses, dergleichen Thiere, da sie übrigens gesund sind, abzuschlachten, weil sonst nichts dagegen hilft.

8) Die zweyschürigen Schaafe werden oft auf der Haut unrein, d. i., sie bekommen auf dem Leibe, oft auch auf der Nase, Grind. Die Schäfer in der Mark Brandenburg thun hiebey nichts anders, als daß sie aus Tabaksblättern, oder Tabaksribben, die sie von den Tabaksspinnern bekommen, gekochten dicken Syrup, welchen sie sich gern vorräthig halten, darauf streichen. Sobald sie ein Schaaf bemerken, daß sich mit den Beinen wohin kratzt; oder mit den Zähnen einen und eben denselben Ort oft beißt; oder sich an hervorragenden Ecken reibt: so untersuchen sie selbiges; kratzen mit den Nägeln ein wenig den Grind los, und bestreichen den Ort mit nur gedachtem Syrup. Auf diese Art vergeht der Grind oder die Räude. Es

wird

wird dem Schäfer zum größten Fehler angerechnet, wenn er auf seine Schaafe nicht Acht gegeben hat, und die Räude hat einreißen, oder die ganze Heerde angesteckt werden lassen. Sobald sie nur die allergeringste Spur bemerken, und den geriebenen und gekratzten Fleck weit dicker, als die Haut daneben, finden; auch das mit den Fingern daran gedrückte Schaaf sich übel gebehrdet, und mit den Zähnen knirscht: so müssen sie die Wolle alsbald sorgfältig auseinander trennen, und alle krätzige Stellen des Leibes aufsuchen, um sie mit dem Tabaksyrup zu reiben. Oft entsteht die Krätze von dem über dem Schaafstalle auf Stangen liegenden Heue, wenn ihnen die Krümeln davon in die Wolle und auf die Haut fallen; hievon entsteht nämlich ein Jucken und Reiben bey ihnen, und hieraus sodann die Räude. Warme und nicht lustige Ställe, zu vieles Salz, Mangel am fleißigen Einstreuen, Hunger und schlechtes Futter können gleichfalls zur Räude Anlaß geben.

9) Das Verbüten der Schaafe verödet öfters die größten Schäfereyen. Dieses entsteht, wenn die Schaafe zu lange vom Saufen abgehalten werden, und bey davon entstandnem großem Durste auf einmal zu viel saufen; oder wenn, wie in einem der vorhergehenden Artikel berührt worden ist, auf niedrigen, sumpfigen Oertern gehütet wird; oder wenn die Schaafe zu faulem Wasser gelassen werden. Lunge und Leber werden faul; man findet sodann auch oft Würmer in der Leber, die man Egeln heißt. Diese Egeln finden sich zu Zeiten schon in der Leber junger Lämmer, so daß es scheint, es gehe der Wurmsaame mit der Muttermilch auf die Lämmer über; man hat sogar schon Egeln in der Leber todt zur Welt gekommener Lämmer gefunden. Meinen mehrmaligen Erfahrungen gemäß tödtet man die Würmer, sie mögen herkommen, wo sie wollen, am gewissesten mit Knoblauch, der sehr gern von den Schaafen und Lämmern, wenn sie im Frühjahre dazu gewöhnt werden, gefressen wird. Man muß dieses Gewächs eigends dazu anbauen; es wächst sogar in einem Sandboden; auch wenn er noch so leicht ist. Man hat daran ein sehr sicheres Vorbauungsmittel wider die Würmer und die daraus entstehende Lungenfäule; man giebt nämlich den Schaafen des Morgens nüchtern, einige Tage hintereinander, entweder das abgeschnittene Laub, oder die Zwiebeln mit Haber, Kleyen oder Schrot vermischt; oder man läßt zur Vorsorge die Schaafe auf einem, von den Fruchtfeldern abgelegenen, Orte, der mit Knoblauch bestellt worden ist, weiden. Im Kornfelde muß der Knoblauch nicht angebauet werden, weil er darin gar leicht ein unvertilgbares Unkraut werden kann. Man sehe den Schaafen öfters in die Augen; wenn man gewahr wird, daß die rothen Aederchen verschießen wollen: so ist es die höchste Zeit, wurmtreibende Mittel zu gebrauchen; wozu auch die bittern Castanien, als Vorbauungs- und Heilmittel zugleich, sehr gut angewandt werden können. Noch ist zu gedenken, daß die Egeln auch die Gelb- und Wassersucht hervorbringen, und diese Würmer, wenn sie sich stark vermehren, auch in den Gallengängen oder Gallenadern ihren Aufenthalt nehmen. Dergleichen Krankheiten sind die Schaafe in feuchten Jahreszeiten am meisten unterworfen.

10) Entzündung der Schleimhaut. Oft sterben die Schaafe sehr plötzlich, und nach dem Tode findet man keinen andern Fehler, als eine entzündete Nasen-

Nasenhaut, wovon die Entzündung vermöge der Geruchsnerven den vordern Theilen des Gehirns, wo man zuweilen Zeichen davon wahrnimmt, mitgetheilt wird. Bemerkt man diese Krankheit früh genug an der Trägheit des Schaafes, dem Mangel der Freßlust, der Hitze der Augen und dem langsamen Gange: so wird eine, $1\frac{1}{2}$ Strohhalm breite, Nadel durch die Nase und den mittlern Knorpel derselben gestoßen, so daß es stark blutet. Alsdann spritzt man laulichtes Wasser mit etwas Honig in die Nase, und giebt täglich ein halbes Quentchen Salpeter entweder in Wasser oder Honig eingerührt.

11) Die Schaafpocken können in gutartige und bösartige eingetheilt werden. Die erstern sind rund und erhaben; die letztern zusammengeflossen. Beyde sind anfänglich hart und roth. Die gutartigen werden weich und weiß, schwären, öffnen sich, und trocknen mit schwarzer Rinde ab; die bösartigen werden violet, schwärzlichblau, schwären nicht, und werden endlich platt. Die Symptomen der Krankheit sind folgende. Ein angestecktes Schaaf wird traurig; frißt, je nachdem die Krankheit heftig oder mäßig ist, wenig oder gar nicht; hat schwellende, dunkle, thränende Augen, die in der Folge schwären, und oft Blindheit zuwegebringen; die Ohren werden kalt und unbeweglich; aus den Nasen läuft ein dicker, eiterartiger, zäher, meistens weißer Rotz; das kranke Thier legt sich nieder; hängt den Kopf; zieht den Körper zusammen; nimmt den Schwanz zwischen die Beine; athmet schwer, und mit einem widrigen Gestanke; nach 2 — 4 Tagen brechen die Pocken am Kopfe, Maule, Bauche, Hintern und an den obern Theilen der Füße nach innen aus, und aus den oben angegebenen Kennzeichen kann man erkennen, ob sie gut- oder bösartig sind. Letztere tödten oft schon am dritten Tage nach dem Ausbruch. Das Stöhnen und Flankenschlagen sind die Merkmale des herannahenden Todes. Je mehr der Kopf davon angegriffen wird: desto gefährlicher ist die Krankheit; das Erblinden ist das geringste Uebel, welches sie in diesem jetzt gedachten Zustande zurücklassen können. Es wird angerathen, bey der Cur der erstern blos die Eiterung und Abtrocknung zu besorgen; man kann daher bey den gutartigen Pocken allen Arzneyaufwand ersparen; höchstens können auf die innern Schenkel Blasenpflaster gesetzt werden. Bey den bösartigen Pocken hingegen hat man in der Heilung einen doppelten Zweck; entweder man muß die Entzündung oder die pockentreibende Kraft, wenn sie zu schwach ist, stärken; oder man muß, wenn sie zu stark ist, dieselbe mäßigen. Im ersten Falle, wenn die Entzündung zu schwach ist, legt man Sauerteig und Spanischfliegenpulver, beydes mit Essig angemacht, auf den, von der Wolle bloßgemachten, Hals; aderlassen darf man nicht. Innerlich giebt man täglich zweymal ein Weinglas voll Trank, gekocht von $\frac{1}{4}$ Angelik in 2 Quart Wasser; unter das Saufen mischt man Salz. So fährt man fort, bis die Blattern schwären; oder giebt auch täglich nach dem Ausbruche 1 Loth Lorbeerpulver und gleichviel Schwefel auf zweymal, mit Kleyen. Den Ausfluß aus der Nase befördert man mit Schnupftabak oder anderm gelindem Niespulver. Im zweyten Falle, wenn die pockentreibende Materie zu stark ist, schwächt man das Fieber durch ein Aderlassen von 4 — 6 Loth Blut, und durch zweymalige Gaben von 1 Quentchen Salpeter. Unter das Trinkwasser gießt man etwas Vi-

triolgeist. Werden die Pocken blau: so kann man, wenn man die Kosten nicht sehr scheuet, mit unausbleiblichem Vortheil täglich etliche Mal 1 Quentchen Chinapulver und 8 — 12 Gran Campher geben. Die Luft muß in dieser Krankheit beständig rein und temperirt gehalten werden; weshalb man bey dieser Krankheit sowohl, als vielen andern, einen besondern Krankenstall halten muß, um den kranken Thieren mit einem Luftwechsel im Sommer, auch wenn viele Thiere in dem Krankenstalle beysammen sind, ebenfalls im Winter zu Hülfe zu kommen. Ueberhaupt muß man die kranken Schaafe im Sommer vor der Hitze; im Winter aber vor der Kälte in Acht nehmen, weil beydes die Krankheit verschlimmert; eine reine kühle Luft befördert das Heilwerden. Allzu viele kranke Schaafe in einem Stalle zu haben, ist schädlich, wenn nicht der Raum um so viel größer ist. Weil die Augen gern zukleistern, und mit Materie fließen: so müssen sie fleißig mit lauer Milch und Wasser gebadet, und mit einem Badeschwamm ausgewischt werden; auch kann man etwas Safran hinzuthun. Da die Schaafblattern mit den Blattern der Menschen viele Aehnlichkeit haben, und in ihrem Leben nur einmal mit der Pockenkrankheit befallen werden: so kam es bisher nur auf das Nachdenken eines klugen und vorsichtigen Landwirths an, die Pocken den Schaafen, wie solches bey Menschen mit so glücklichem Erfolg geschieht, inoculiren zu lassen. Und dieses war der um die Landwirthschaft so sehr verdiente Canzler Hr. v. Hoffmann zu Dieskau bey Halle. Er ließ nämlich vor einigen Jahren seinen Schaafen die Pocken an der innern Seite des Schenkels inoculiren, und hatte die Freude zu sehen, daß seine so ansehnliche Schäferey glücklich durchkam; da unterdessen seine Nachbarn einen so großen Verlust in ihren Schäfereyen durch die Schaafpocken erlitten hatten.

12) Die **Waldkrankheit** ist ein solches Gebrechen, welches gemeiniglich nur die Schaafe befällt, die in Holzungen auf einem niedrigen feuchten Boden geweidet werden. Im Anfange des Jun. pflegt sich diese Krankheit mit der Wärme einzufinden, und hört im August auf zu grassiren. Schaafe, denen es im Winter an hinlänglichem und gesundem Futter fehlt, sind dieser und mehrern andern Krankheiten vorzüglich ausgesetzt; auch werden ein- bis zweyjährige Lämmer sehr oft davon angegriffen. Man bemerkt die Krankheit anfangs daran, daß die kranken Schaafe, so wie bey allen innerlichen Krankheiten, also auch bey dieser, sich von den andern abhalten, und langsamer gehen. Sie fressen wenig, und blos die Spitzen des Grases; die Ohren hängen ihnen; der Bauch ist flach; die Augen sind matt, dunkel, thränend, und meistentheils gar zu; Lippen, Gaumen und Zunge werden blaß; die Nase ist von einem dicken Schleime verstopft, den Urin lassen sie während der Krankheit selten; oft ist der Kopf, zuweilen auch die Vorderfüße, geschwollen, und das Schaaf liegt auf den Knien. Drückt man die Kranken über die Lenden: so fallen sie leicht um. Die Wolle ist am Kopfe und an der Brust sehr weich. Sie suchen Schatten, und sind von Fliegen und andern Insecten sehr geplagt. Endlich lassen sie den Kopf hängen; der Rücken wird krumm; die Vorder- und Hinterfüße stehen zusammen, welches ein Zeichen der Kraftlosigkeit bey den Schaafen ist; das Athmen wird beschwerlich; die Brust bewegt sich stark; zuletzt kommt ein schäumen-

mender Schleim aus dem Halse; die Beine werden kalt; Einige geben dünnes Blut mit ihrem Kothe und dem Harne, oder aus der Nase von sich. Alle kranke Schaafe, welche Blut von sich geben, oder bey welchen sich der schäumende Schleim zeigt, sterben. Die Krankheit währt 6—10 Tage; oft länger, selten kürzer, von dem Tage an gerechnet, an welchem sie aufhören wiederzukäuen. Diejenigen, welche die Krankheit überstehen, erholen sich langsam. Es ist oben gesagt worden, daß diese Krankheit von der Weide, auf den Niederungen in Wäldern, entstehe; besonders aber rührt sie auch von den darinn befindlichen feuchten und mit Moos bewachsenen Stellen her; am meisten sind die Schaafe, welche Hunger gelitten haben, diesem Unfalle unterworfen. Nässe und Kälte verschlimmern die Krankheit; die aber nicht ansteckend ist. Die davon gestorbenen Schaafe schwellen nicht auf, wie nach andern Krankheiten. Es währt lange, ehe sie anfangen zu stinken. Oeffnet man sie: so findet man ein braunes Wasser in der Brust und der Bauchhöhle. Die Leber ist groß, blaß, und gewöhnlich voll von Egeln, oder den in manchen Ländern sogenannten Leberflindern, wie bey der Gelb- und Wassersucht; die Gallenblase ist groß; die Harnblase klein, und enthält zuweilen ein blutiges Wasser; die Nieren sind gesund, die Blutgefäße sehr wenig angefüllt. Wenn die Krankheit noch nicht sehr eingerissen ist: so heilt man die Schaafe damit, daß man ihnen täglich 1 Loth Salz mit Wermuthsblättern und deren Knospen zu Pulver gerieben, giebt; auch die bittern Castanien sind hiebey gleichfalls mit Nutzen zu gebrauchen.

13) Die Futterkrankheit. Diese entsteht aus verdorbenem Rauchfutter, wenn die Schaafe im Winter solches fressen müssen, und die ersten Anzeichen sind denen der Waldkrankheit so ziemlich gleich. Die Schaafe sterben bald in den ersten Monaten, nachdem sie mit dergleichen Winterfutter hingehalten worden sind. Man findet bey ihnen, wenn sie nach dem Tode geöffnet worden sind, wie bey der Waldkrankheit, viel Wasser im Leibe, welches sich, bald mehr, bald weniger, dunkelweiß, oder dunkelgelb, auch wohl bräunlich zeigt. 1) Verdorbenes Winterfutter entsteht, wenn im Sommer das zu Heu zu machende Gras in nassen Jahren unter Wasser gestanden hat, und sodann am Grase der Schlamm sitzen geblieben ist. Läßt es sich thun: so muß das Heu, wenn Sonne und Wind zugegen sind, sobald es trocken genug ist, oft mit der Harke umgewandt, und hiemit der nun losgehende Schlamm abgeschüttelt werden; kann dieses aber nicht geschehen: so muß das eingefahrne Heu beym Frostwetter in der Scheune mit leichten Flegeln überdroschen, und zu solchem Zweck das Scheunthor nebst den Scheunluken geöffnet werden, daß der abgeschlagene Staub durch den hiedurch veranstalteten Luftzug fortgeführt werde; welches aber noch besser von Statten geht, wenn ein stark gehender Wind durch die Scheune über und unter dem Heue hindurchgeht. Hierauf wird das übergeschlagene Heu mit der sogenannten Schüttegabel durchgeschüttelt, und nur lose wieder auf dem Heuboden eingelegt. 2) Hat man Kleeheu, und man hat solches, besonders in nassen Jahren, nicht trocken genug einbringen können: so hat man daran das gefährlichste Winterfutter. Hier ist nun kein anderer Rath, als dergleichen Heu bey starkem Frostwetter in die freye Luft zu bringen, damit der Frost die Feuch-

tigkeit herausziehe; es wird aber doch das gefährlichste Futter seyn; zumal wenn es auf dem Heuboden schon schimmelig geworden ist. Fehlt es aber an anderm Winterfutter: so muß es zu Häcksel mit sehr vielem gutem Roggenstroh geschnitten, mit vielem Salze und bittern Kräutern, als Wermuth, Dreyblatt oder Sumpfklee u. s. f., vermischt, und in solchem Zustande verfüttert werden. Ist man aber genöthigt, nicht genug ausgetrocknetes Kleeheu einzufahren: so muß man von Schichten zu Schichten trocknes Roggenstroh dazwischen auf dem Heuboden legen, damit das Stroh die Feuchtigkeit des Klees ein- und an sich ziehen möge. Wer die Kosten nicht scheuen will, kann zugleich Salz dazwischen streuen, wenn es auf obbesagte Weise auf den Heuboden kommt. Ueberhaupt sollte man sich auf Kleeheu nicht einlassen, weil man nicht voraussehen kann, ob man dabey durch trockne Sommer werde unterstützt werden. Man geht auf alle Fälle sicherer, Statt des Klees, in eigentlichem Verstande so zu nennende Futtergräser, dergleichen das Französische Raigras, Honiggras u. s. w. seyn können, anzubauen. Diese lassen sich in nassen Jahren doch immer eher und besser trocknen, sind kräftiger und gesünder, als Klee in trocknem und grünem Zustande; auch verliert man in trocknen Jahren das Laub so leicht nicht davon, als es mit dem Klee geschehen kann. Da in vielen Gegenden das Erbsen- und Heidekornstroh Surrogate des Heues seyn müssen: so gilt von selbigen eben das, was von dem Klee gesagt worden ist. 3) Das gemeine oder ordinaire Grasheu wird den Schaafen tödtlich, wenn es zwar trocken, aber doch noch zu früh, zusammen- und eingebracht worden ist; ein Umstand, der gar oft so sehr verkannt oder übersehen wird, das ganze Schäfereyen aussterben; ungeachtet die Schaafe den ganzen Sommer hindurch bey recht trockner Witterung die gesündeste Weide gehabt haben. In solchen Sommern wird es am ersten mit dem Heue versehen. Man findet nämlich in ein paar heißen Sommertagen dasselbe auf einmal trocken; man eilt damit, und bringt es zusammen, um damit einem etwa folgen könnenden Regen, oder einer nassen Witterung zuvor zu kommen. Ausgelegenes Heu nennt man ein solches, welches auch in den längsten Tagen 5 — 6 Tage gelegen, und dabey gewandt, und wenn die Schwaden sehr dick sind, auseinander gebreitet gewesen ist. Fürchtet man aber, daß das Heu durch langes Liegen kraftlos werden könne: so lege man es alle Abend in sogenannte kleine Windhaufen; breche aber mit dieser Arbeit auch nicht in zwey bis drey Tagen ab, sondern bedenke, daß man Schaafheu machen wolle. Dem Rindviehe schadet es eben nicht, wenn es unausgelegenes Heu fressen muß; ob man schon merken kann, daß es das recht ausgelegene Heu lieber frißt, als das nicht ausgelegene. Ich habe selbst zu Anfange meiner Wirthschaft mit unausgelegenem Heu ein theures Lehrgeld geben müssen, und in der Folge auf andere Landwirthe Acht gehabt, denen es nicht besser ergangen ist, als mir. Noch jetzt, da ich dieses schreibe, kann ich ein benachbartes großes Dorf, welches einen Bestand von mehr als 1000 Schaafen hat, zum Beyspiele anführen. Wir hatten in der Heuärndte des letztvergangenen Jahres, im August, sehr heiße Tage, wo das Heu in ein paar Tagen ganz trocken war. Der dritte Theil der Einwohner übereilte sich mit nicht ausgelegenem Schaafheue. Im December gieng bey

ihnen

ihnen das Schaafsterben an, und keiner derselben hatte um die Mitte des Januars ein lebendiges Schaaf mehr auf dem Hofe. Man fand den Leib derselben nach dem Tode voll Wasser. Alle andere Einwohner hatten bey ihrem ausgelegenen Heue die gesündesten Schaafe; kein einziges ist bey ihnen kränklich gewesen, und noch weniger gestorben. Das ganze Dorf hat aber nur eine Heerde, und einen gemeinschaftlichen Schäfer. Wären nun die Schaafe verhütet gewesen: so müßten die Schaafe auf allen Höfen gestorben seyn. Ein augenscheinlicher Beweis, daß die Heukrankheit tödlich sey; aber daß dieselbe durch ausgelegenes Heu aufs gewisseste vermieden werden könne.

14) Bauchgeschwulst der Schaafe entsteht von Verstopfung und Winden. Wenn sie sich im Winter mit Rauchfutter auf einmal überfüllen, oder zu lange im Winter vom Saufen abgehalten werden: so entsteht darauf eine Verstopfung. Im Sommer aber werden die Schaafe, die eine hohe und dürre Weide haben, und von solcher auf niedrige, mit saftreichen Gräsern oder Kräutern bewachsene, Oerter kommen, und davon sehr begierig fressen, gar leicht mit Winden geplagt. In beyderley Fällen giebt man ihnen ein Clystier aus Chamillen mit etwas Leinsaamen abgekocht, oder Statt des Leinsaamens ein wenig Leinöl zu dem Chamillenwasser gegossen. Die Schäfer müssen sich eine hölzerne Clystierspritze, die der Drechsler verfertigt, und 8 — 12 Gr. kostet, halten, um solche immer zum Gebrauch zur Hand zu haben. Eine solche Spritze aber muß an einem feuchten Orte aufbehalten werden, damit sie nicht ausspringe und Ritzen bekomme.

Dieses sind nun Mittel, deren gute Wirkungen theils von mir selbst, theils von bekannten Landwirthen bewährt erfunden worden sind. Noch will ich einiger gedenken, die Hr. Bose in seinem Handbuche der praktischen Landwirthschaft anrühmt; es sind nämlich folgende: a) die Pocken werden durch Queckſilber, das man den Schaafen in alle Gelenke ihres Körpers einreibt, geheilt. b) Wider den Taumel, Schwindel oder Torkel, bey welchem die Schaafe oft anfangen, sich in einem Kreise zu drehen, endlich taumeln, und dann über den Haufen fallen, und eine Weile liegen bleiben, bis sie nach geendigter Anwandlung wieder aufstehen, und gesund sind, manche aber auch zu allen Zeiten außer solchen Anfällen taumeln, und oft umfallen, ist das beste Mittel, ein Aderlaß an den Augenwinkeln und Tabaksrauch, oder auch wohl eine kleine Prise Schnupftabak den Schaafen bisweilen in die Nase geblasen, daß sie davon niesen. c) Bey dem Blutharnen lasse man den Schaafen zur Ader, und gieße ihnen Essig ein. d) Die Schwind- und Lungensucht, oder den sogenannten Schaafhusten, heilt man mit zu Pulver gemachten Schwefelblumen. e) Schaafen, die krumme Füße haben, schneide man das Harte zwischen den Klauen so tief heraus, bis Blut und Eiter kommen; dann drückt man dieses alles rein heraus, und wäscht es mit Salzwasser rein aus. f) Die Wassersucht heilt man durch den Gebrauch des Vitriols, und durch Abzapfen. g) Wider die rothe Krankheit gebe man den damit befallenen Schaafen, jedem einen Löffel voll Terpenthinspiritus, mit zwey Löffeln voll Wasser vermischt, nachdem man es zuvor 12 Stunden hat fasten lassen; 6 Tage nachher wiederholt man den Gebrauch dieses Mittels, und abermals 6 Tage darauf

braucht man es zum dritten und letzten Male. Es leistet den besten Erfolg, selbst bey Schaafen, deren Hals sehr stark geschwollen, und das Fell zum Theil schon abgegangen ist.

Schaaffcabiose, Bergjasione, blaue Flockenblume. Ihr Vaterland ist Europa; sie wächst nämlich auf sehr dürren Hügeln. Von dieser Pflanze giebt es zwey Unterarten. Die eine ist von so kurzer Dauer, daß sie eine zweyjährige, oder gar nur eine einjährige Pflanze genannt werden möchte, weil sie gewöhnlich nach der Vollendung des Saamens gänzlich abstirbt. Ihre Wurzel ist einfach, und dringt tief in den Boden; ist aber zärter, als die der zweyten, mit welcher sie übrigens in Allem übereinkommt. Diese zweyte ist die perennirende Bergjasione. Wurzel: dick, hart, schwarz, holzig, sehr zähe; Blätter: lanzettförmig, schmal, sägeförmig, haaricht, abgenutzt grün; Stengel: dünn, rauh, 8 — 10 Z. hoch); Blumen: auf den Enden der Stengel und Zweige, einzeln mäßig groß, blaßblau, im May und Jun. Der Geschmack der jungen Pflanze ist süßlich, und wird von den Schaafen begierig aufgesucht. Die Blumen geben den Bienen viel Honig; es verdient daher die Pflanze um der Schaafe und Bienen willen, daß sie auf hohen, dürren Sandbergen oder Sandhügeln angebauet werde. Der Saame muß zu solchem Zwecke sehr frühzeitig, wenn die Winterfeuchtigkeit noch in dem Boden ist, oder lieber im Herbste, ausgesäet; im ersten Jahre aber noch mit der Hütung verschonet werden, damit die Schaafe nicht aus dem losen Boden die Wurzel mit dem Stengel und Blättern herausziehen.

Schaafwolle. Diese ist bey uns theils grob; theils fein. Letztere wird wiederum in ein- und zweyschürige eingetheilt; die man noch ferner in lange und kurze unterscheiden kann. Die beste Wolle ist nicht nothwendig die längste; sondern es kommt bey der Verarbeitung derselben auf die sogenannte Kläre an. Lange Wolle sowohl, als kurze, kann fein und grob seyn; doch nimmt sich die zweyschürige in soweit aus, weil sie zwey Spitzen hat, und daher zu feiner Waare besonders bequem ist; die lange zweyschürige giebt einen langen Faden. Noch theilt man die Wolle in Landwolle und ausländische Wolle. Diese letztere, in sofern sie feiner ist, als jene, wird von unsern Fabricanten zu den feinen Tüchern und Zeugen von je her um die Hälfte höher, und wohl noch theurer, bezahlt. Man hat aber in verschiedenen Deutschen Provinzen sehr glücklich angefangen, die Schaafzucht, mittelst Spanischer Böcke, zu veredeln, und hiermit die gröbere Landwolle der feinen ausländischen Wolle gleich zu machen; nur im Preußischen haben die Schäfereyherren bisher immer noch angestanden, ihr Wollvieh zu veredeln, weil sie besorgen, die Tuchfabricanten möchten die Wollpreise nach Belieben herunter halten, weil es, verbotener Wollausfuhre halber, an auswärtiger Concurrenz fehlt. Seitdem aber doch einige Fabricanten auch angefangen haben, die veredelte Wolle besser zu bezahlen: seitdem hat man auch in vielen Schäfereyen zur Veredelung der Schaafe Anstalt gemacht. Es besteht dieselbe darinn, daß Spanische Böcke, oder veredelte, zum Belegen der Schaafe gebraucht werden; die edlen Stähre oder Böcke dürfen aber nur in einer Heerde zwey Jahre springen;

dann

dann müssen sie abgeschafft, und neue aus einer andern Heerde herbeygeschafft werden. Die dritte Anschaffung der neuen Böcke ist die letzte, daß also binnen 6 Jahren das ganze Werk vollendet ist. Von da an aber muß man immer fortfahren, alle zwey Jahre neue Böcke einzukaufen, oder von andern Schäfereyen ein- und umzutauschen, damit die Schaafe nicht zurückarten. Die Böcke können in andern Schäfereyen immer noch zwey, und weiterhin in noch andern wieder zwey Jahre gebraucht werden. Man hat sonst auf 20 Mutterschaafe einen edlen Bock gerechnet; man kann aber zur Ersparung der Kosten sich so einrichten, daß man mit einem Bock für 40 Mutterschaafe auskommen kann; in welchem Falle aber die Böcke gegen die Springezeit und in derselben besser, als gewöhnlich, gefüttert werden müssen.

Schaafzeichnung. Wenn die Schaafe stark, oder beständig mit Pech oder Theer gezeichnet sind: so wird dadurch viel Wolle verdorben, weil obgedachte Materien sich nicht leicht auswaschen lassen; es ist daher folgende Composition besser. Man nimmt Talg, und den 8ten, 6ten oder 4ten Theil Theer; läßt beydes zusammenschmelzen; vermischt es mit gepülvertem Kohlenstaube; und mit dieser Mischung werden die Schaafe gezeichnet. Durch bloßes Wasser und Reiben geht das Zeichen nicht aus; Seife aber nimmt die Farbe ganz gut hinweg. Will man aber ein mehr beständiges Zeichen haben, da sonst die Ohrzeichen von betrüglichen Schäfern nachgemacht, oder verändert werden können: so muß man es den Eigenthümern der Schaafe in Spanien nachmachen. Jeder derselben wählt sich ein gestempeltes Brenneisen, und drückt es dem Lamme über der Nase auf, wenn es 8 — 9 Monate alt ist; und zwar eben auf die Art, wie Pferde oder Ochsen ein eingebranntes Zeichen bekommen. Dieses findet man bey allen großen Spanischen Schäfereyen; höchst selten aber ein Ohrzeichen.

Schaalblech, an einem Bauer- oder Rüstwagen ein eiserner platter Beschlag, welcher auf die Hinter- und Vorderachse gelegt wird.

Schaalbreter, diejenigen Breter, welche über die Bogengerüste zur Umfassung gelegt werden, und worauf die Gewölbsteine mit und neben einander durch Mörtel verbunden werden.

Schaaldiele, Schäldiele, ist bey den Bretschneidern das zweyte Bret, das auf das Schaalstück oder die Schwarte folgt, und noch nicht ganz scharfkantig ist, d. i. das noch keine gerade Kante hat.

Schaalen, Beschaalen, Ueberschaalen, Hinterschaalen, heißt in der Baukunst ein Ständerwerk oder eine Balkenlage mit Kleidholz, Bohlen oder Bretern bekleiden, auch wohl das erste Kleidholz mit doppelten Bretern übernageln, oder die Fugen desselben zur Dichtigkeit überkleiden.

Schaalenmehl, dasjenige Mehl, welches noch in den zermalmten Schaalen, d. i., in der Kleye, sitzt, und davon gebeutelt wird.

Schaalholz, Welgerholz, dasjenige Holz, welches etwa 2 Z. dick, 3 Z. breit, und 3 — 4 F. lang ist. Es wird mit Strohlehm umwickelt, und zwischen 2 Balken in die Quere eingeschoben, oder mit beyden Enden auf die zwey benachbarten

ten Balken gelegt. Sind auf solche Weise die Felder zwischen den Balken zugeschlossen, daß eine Decke daraus wird: so wird solche eine Welgerdecke genannt.

Schaalholz, heißt beym Forstwesen Holz, das seiner Schaale beraubt ist. Es ist schlechter, als das frische ungeschälte Holz; brennt zwar heller; giebt aber weniger Hitze, weil es wegen der vielen Ritzen und Spalten, die es ohne die Schaale erhält, mehr ausgedorrt ist, als das Holz in der Schaale.

Schaalholz, Schaale, ein plattes Stück Holz, welches auf den Achsen eines Wagens ruht, und damit vereinigt ist. Es kommt der Schemel des Vordergestelles darauf zu liegen, und wird vermittelst des Schlußnagels zusammengehalten, der durch den Schemel und die Achse geht.

Schaalung, Buhne, eine aufgeführte Bedeckung des Ufers am Meere oder an einem Strome, das Erdreich zu befestigen, dem Einreißen des Wassers zu wehren, und den Schiffen eine bequeme Anlandung zu machen.

Schaarbolten, der Bolten, womit die Schaare (s. diese) an dem Rimme oder einem Streichpfahle der Hölzung verbunden wird.

Schaardeich, Gefahrdeich, eine Strecke im Deiche, welche vorzüglicher Gefahr ausgesetzt ist, und öfterer Ausbesserung bedarf; auch heißt so ein solcher Deich, der beschädigt ist.

Schaare, ein zur Strebung schräge an eine Verbindung geschlagener Pfahl.

Schablon, ist der vierte Theil des Kranzes im Brunnenloche, worauf die Mauer zu stehen kommt, die aus Spundbohlen gemacht ist.

Schablons, hölzerne ausgeschnittene Modelle von allerley Ausschweifung und Gestalt, wonach der Tischler seine geschweiften Arbeiten zuschneidet und bildet.

Schachtelhalm, Schafthalm, dünnes Rohr, welches wegen seiner von Natur scharfen Oberfläche zum Glattmachen und Poliren gebraucht wird. Es muß zuvor erst getrocknet werden, damit es rasch oder steif werde, und sodann von Tischlern, Drechslern und Lakirern gebraucht werden könne.

Schaft, der Theil einer Sache, woran man sie anfassen und halten kann; daher ein Büchsenschaft, Flintenschaft. Im Forstwesen aber nennt man Schaft einen langen geraden Stamm eines Baumes; man sagt daher: der Baum ist gut geschäftet.

Schaftspiegel, ein Spiegel, der an der Wand zwischen zwey Oeffnungen, als zweyer Fenster oder Thüren, befindlich ist.

Schalblech, das Eisenblech, welches nach der Länge des Schemels, woran der Kranz eines Kutschenwagens befestigt ist, auf der Fläche des Obergestelles, das den Schemel unmittelbar berührt, liegt, um die Reibung des Holzes zu verhindern. Es wird von einer Stange Eisen gestreckt, eingebrannt und angenagelt.

Schalm, der abgesonderte Theil eines Waldes, oder einer Weide; ist besonders in der Mark Brandenburg üblich. Auch nennt man so ein eingehauenes Zeichen an einem Baume; daher heißt anschalmen ein solches Zeichen an einem Baume machen. Eben daher kommt auch

auch schalmen, d. i., von der Rinde eines Baumes ein Stück abhauen, um ihn zu zeichnen, und damit die Gränzen gewisser Oerter und Bezirke anzudeuten.

Scharfe, das abgeschrägte Ende eines Balkens oder Rimmes, womit selbiges an dem Ende eines andern Balkens oder Rimmes, Legden ꝛc. mit Schärfen zusammenschließt. Ein abgebrochener Pfahl oder eine Pfoste kann solchergestalt angescharft werden.

Scharfe Ecken der Brückenpfeiler. Der Pfeiler einer Brücke ist bey schnellfließenden Strömen der Gewalt des Wassers, des Eises und des Treibholzes sehr unterworfen; besonders aber muß die gegen den Strom stehende Fläche das Meiste ausstehen. Damit nun solche Gewalt gebrochen werde: so macht man die Pfeiler mit einer scharfen Ecke, daß sich die Gewalt zertheilen muß; welches den großen Vortheil schafft, daß die Pfeiler selbst nicht so leicht beschädigt werden.

Scharfe Gränzen, wird gesagt, wenn von den angränzenden Nachbaren der Wildbahnen nichts geschont, sondern alles, was über die Gränze kommt, todt geschossen wird.

Scharf- oder Schrothobel, ein Hobel, womit die Arbeit aus dem Gröbsten gehobelt wird. Das Hobeleisen ist nach einem Bogen etwas gerundet; greift folglich tiefer in das Holz ein, und nimmt die rauhe Fläche der Breter desto besser hinweg.

Scharfkantig, ein Stück Holz, welches ganz kantig ist, und keine stumpfe Ecken hat, so man **Wahnkanten** nennt.

Scharrkramme, eine Kramme oder Krampe an dem Untertheile des Pfluges, woran das Pflugschaar mittelst eines eisernen Keils befestigt wird.

Scharrriegel, an einem Pfluge ein Stückchen Eisen, welches in den Bolzen gesteckt wird, das Pflugschaar fest zu halten.

Schartenkraut, Serratula. Die zwo einheimischen Arten sind folgende.

1) Färberscharte, Färberdistel, S. tinctoria L., ist auf unsern Wiesen häufig anzutreffen. **Stengel**: gestreift, oben ästig, 2 F. hoch; **Blätter**: eyerförmig geschlitzt, der oberste Lappen der größte, dunkelgrün; die **Blumen**: theils purpurroth, theils weiß. Diese wild wachsende Pflanze wird oft in England in den Gärten unterhalten, und kann durch Saamen und Zertheilung der Wurzel leicht fortgepflanzt werden. Ihr vorzüglichster Nutzen besteht in der gelben Farbe, welche sie dem Wollen-, Leinen- und Seidenzeuge dauerhaft mittheilt. Man darf nur die klein zerschnittenen Blätter mit einer Lauge kochen; weiter brauchen diese keine Zubereitung. Ein gesättiger Schartentrank wird von einer reinen Pottaschenauflösung mehr verdunkelt und braun; schöngelb aber durch mehreres Wasser; vom gemeinen Salmiakgeist rothbraun; durch mehreres Wasser aber goldgelb, u. s. f.

2) Distelartige Scharte, Haber-, auch Ackerdistel, kleine Margendistel, stachelige Saudistel, S. arvensis L. Die Pflanze ist ein beschwerliches Unkraut auf den Aeckern, und hat das Ansehen einer Distel. **Wurzel**: schwarz, kriechend; **Stengel**: oben ein wenig ästig, 2—3 F. hoch; **Blätter**: lanzetförmig, gezähnt, sehr stachelig; **Blumen**:

weiß, im Aug., auch purpurfarbig. Da mehrere wohlriechende Blumen bey einander stehen: so stellen sie eine unächte, lockere Dolde vor. Die saftreichen jungen Blätter sind für die Schaafe ein angenehmes Futter. Will man diese und andere dergleichen Pflanzen als ein schädliches Unkraut ausrotten: so muß man die Stengel, ehe sie noch blühen, ausreißen; auch dieses so oft, als nur möglich, wiederholen. Wenn man die perennirende Wurzel ausstechen wollte: so würde der Nachtheil noch größer seyn.

Schaub, Schütte, Schoof, Schob, ein kleines Bund von geradem, glattem, und zu solchem Zweck ausgeschütteten, Stroh, womit besonders die Strohdächer gedeckt werden.

Schaubbret, ein hölzerner Schieber vor der Oeffnung des Mehlkastens in einer Mahlmühle, den man senkrecht auf- und niederschieben kann. Mittelst dieses Schaubbrets kann der Beutel stärker, oder schlaffer, ausgespannt werden.

Schaubenlagen, die in einer Reihe auf die Dachsparren gelegten aufgebundenen Strohschauben.

Schauber, ein Hamen, welcher vor sich hingeschoben wird; aber keine Gabel hat. Hat er eine Gabel: so heißt er Setzhamen; wird er aber sowohl vorwärts, als auch vielmehr rückwärts geschoben: so heißt er ein Kratzhamen.

Schauer, Wetterhütte, Regenhütte, ein leichtes Gebäude zur Abhaltung des Regens. Es besteht öfters nur aus 4 Pfählen mit einem Dache, wovon die eine Seite sich an eine Mauer lehnt, und nach seiner Bestimmung bald ein Wagenschauer, Holzschauer, Bienenschauer genannt wird.

Schaufelbänder, Bänder oder Thürenbeschläge, deren Blätter schaufelartig gestaltet sind.

Schaufelblatt, in der Mühle ein Stück Eisen, welches an dem Orte, wo der Tozzapfen schmal, hinten aber breit ist, angebracht ist. Es wird in die Wellenhälse hineingetrieben, und mit eisernen Reifen und Bolzen verwahrt.

Schaufelrad, ein jedes Mühlenrad, welches entweder durch den Fall, oder durch den Stoß und Druck des Wassers seine Bewegung erhält; und daher nach Beschaffenheit der Umstände bald ein ober-, bald ein unterschlächtiges Rad genannt wird.

Schaufelwerk, Schaufelkunst, eine Maschine, welche man anstatt der Wasserschraube, und zwar mit mehrerm Vortheile, gebrauchen kann. Es besteht dieselbe aus einer viereckigen Röhre von Bretern, wodurch unterschiedene viereckige Bretchen an hölzerne oder eiserne Arme, als Glieder einer Kette ohne Ende befestigt, sich herauf winden lassen. Diese Glieder gehen unter- oder oberhalb der Röhre über eine Welle, welche letzte vermittelst zweyer Kurben von 2 — 4 Personen umgedrehet werden kann. Diese Maschine dient, das Wasser aus der Tiefe zu heben; doch kann dasselbe nicht über 6 Ellen hoch gebracht werden, weil diese Maschine, wenn sie länger genommen würde, von keiner Beständigkeit wäre.

Schaumkette, die vordere Kette an einer Reitstange. Sie ist weit dünner, als die Kinnkette, und ihre Gelenke werden nur zusammengebogen.

Scheere, Spreit, Spriet, die eisernen Beschläge an den Sperrleisten; auch an dem hintern Gestelle eines Feld- und Leiterwagens die beyden Arme, welche sich in der Hinterachse endigen.

Scheere, so nennt der Maurer zwey über das Kreuz gebundene Breter, durch welche die Rüstbäume eines Baugerüstes senkrecht in die Höhe gerichtet werden, wenn solche eingegraben werden sollen.

Scheere an der Oelmühle, dasjenige Stück an einer solchen Mühle, welches an der Schlägelwelle, dem Schlägelarme gegenüber, sich befindet, welche vermittelst eines eisernen Bolzens die dazwischen gesteckte und an der Seite mit einem Hebel oder Daumen versehene Stange hält, und den Druk des Preßkeils bey dem Umgange der Daumwelle befördert, daß der Schlägel den Preßkeil tiefer in die Oellade treibt oder schlägt.

Scheere an einer Waage, derjenige Theil an derselben, darinn nicht nur die Waage aufgehangen und gehalten wird; sondern auch zeigt, ob die Zunge des Waagebalkens gerade innen steht, und die Waage genau horizontal hängt.

Scheereisen, ein besonderes Hufeisen, welches auf der Reise und im Felde, wenn das Pferd ein Eisen verloren, und das Horn vertreten hat, gebraucht werden, auch in andern Fällen gute Dienste leisten kann. Es giebt deren zweyerley Arten. Die von der ersten Art bestehen aus zwey Stücken, welche vorn an den Zehen mit einem Nagel, gleich einer Zange oder Scheere, zusammengeheftet, oder übereinander genietet sind, daß die Eisen auf- und zugemacht, und weit und enge gefaßt werden können; folglich zu allerley Arten von Füßen sich schicken. Die zwote Art ist der ersten gleich; nur daß diese Eisen hinten an den Stollen eine Schraube haben, womit man sie auf- und zu-, auch weit und eng schrauben kann. Diese Art von Scheereisen legt man den Pferden auf, welchen Eisen, Horn und Nägel mit einander abgerissen sind, und bey denen kein Nagel ohne Gefahr eingeschlagen werden kann; auch läßt man dieses Scheereisen so lange darauf liegen, bis das zum Beschlagen taugliche Horn wieder gewachsen ist. Man braucht dasselbe ebenfalls auch dann, wenn einem Pferde der Huf mit einem Eisen dergestalt zusammen gezogen worden ist, daß es deswegen hinken muß; in welchem Falle man dem Pferde, bis es wieder recht gehen kann, ein dergleichen Scheereisen auf den Huf schraubt; als welches letztere Mittel auch bey den in die Cur kommenden zwanghufigen Pferden anzuwenden ist.

Scheerrahm, ist im Grunde betrachtet bey dem Leinweber eine Winde oder Haspel. Es ist nämlich ein doppelter Rahm, der sich durchkreuzt; auch sind beyde, oben und unten, in der Mitte ihrer Queerlatten durch eine Welle durchbohrt. Diese Welle läuft mit ihrem obern Zapfen in Balken der Decke eines Zimmers in ein Loch, und der untere gleichfalls in ein Loch eines Klotzes, der auf dem Fußboden befestigt ist. Der Rahm kann also um diese Welle herumgedrehet werden; beyde Rahmen sind beweglich und können zusammengelegt werden. Oben und unten ist eine Latte angebracht, und in jeder stecken 3 Pflöcke, woran die Fäden beym Scheeren eingelesen werden.

Scheffel, ein Inhaltsmaaß trockner Dinge, welches nicht allenthalben in Deutschland von gleicher Größe ist, woraus im Handel und Wandel nicht wenig Beschwerlichkeit und Hinderniß entsteht. Der Dreßdner Scheffel ist in 4 Viertel, jedes Viertel in 4 Metzen, mithin der Scheffel in 16 Metzen eingetheilt, und so ist er fast überall eingetheilt; nur daß er nicht aller Orten gleich groß ist. So ist z. B. der Berliner Scheffel, der auch 4 Viertel oder 16 Metzen hat, kleiner, als der Breßlauer und Dreßner Scheffel. An einigen Orten ist der Scheffel wieder anders eingetheilt. In Leipzig z. B. ist der Scheffel in 4 Sipmaaß, ein Sipmaaß in 4 Metzen, und eine Metze in 4 Kuchenmaaß eingetheilt. In Hamburg hat der Scheffel 2 Faß, das Faß 2 Himten, und die Himte 4 Spinten; 10 Scheffel machen daselbst 1 Wispel, und 3 Wispel eine Last aus.

Scheffel, ist in manchen Ländern ein Feldmaaß, welches ein Stück Acker bedeutet, worauf zur Besäung ein Scheffel erfordert wird.

Scheffel, ein viereckig-länglicher Kasten ohne Boden, wonach man die Feld- oder Pflastersteine zu überschlagen und zu bezahlen pflegt. In Leipzig z. B. ist derselbe 1½ Elle breit, 2 Ellen lang, und ½ Elle hoch, so daß sein körperlicher Inhalt 12 Cubikschuhe ausmacht.

Scheibe, die Rundung der Kellermauer, worauf die schmale Seite eines Mulden- oder Kreuzgewölbes ruht. Sie muß nach einer Leyre gemauert, und die Steine dazu behauen werden.

Scheibe, ist in einer Straubermühle der Kumpf oder das Getriebe, welches aus 2 Scheiben zusammengesetzt ist. Beyde Scheiben werden durch die Stöcke, deren bald mehrere, bald wenigere gebraucht werden, zusammengesetzt, und bilden den Kumpf oder das Getriebe.

Scheibel, wenn der Hirsch auf hartem Boden mit den Schaalen gezwungen geht, und mit dem Ballen den Erdboden etwas abschiebt, daß dieser in der Fährte liegen bleibt.

Scheiben, die zum Keimen aufgeschütteten Haufen oder Beete von dem zum Malzmachen eingeweichten Getraide.

Scheibenringe eines Getriebes, der Kreis oder Ring auf den beyden Scheiben in der Mühle, worauf ein Getriebe mittelst der Stöcke zusammengesetzt ist. In diesen Ringen werden die Stöcke eingelassen.

Scheidekunst, Schmelzkunst, die Kunst, alle natürliche Körper in ihre Anfangsstufen aufzulösen. Wenn solches mit Metallen geschieht: so heißt es das Reinigen oder Feinmachen; mit andern Körpern aber heißt es die Chemie.

Scheidemauer, ist die innere Mauer in einem Gebäude, welche ein Zimmer oder einen andern Platz von einem andern absondert.

Scheiden, die Sprossen an einem Windmühlflügel.

Scheidepfähle, beym Mühlenbau die Pfähle vor dem Schlunde oder Einfalle des Wassers in das Gefälle eines Gerinnes, wodurch ein Gefälle von dem andern unterschieden, und mit den gehörigen Planken oder Bohlen beschlagen wird.

Scheit, ein großes, aus einem Klotz gespal-

gespaltenes, Stück Holz, das im Ofen oder auf dem Feuerheerde verbrannt wird; daher Scheitholz das in Klaftern aufgesetzte Brennholz, im Gegensatz des Bauholzes, genannt wird; zu dem Scheitholze wird auch das Böttcherholz, woraus die kurzen Stäbe oder Dauben zu kleinern Gefäßen gespalten werden, gerechnet. Die Scheite werden nicht an allen Orten gleich lang gehauen: an einigen Orten 4 Fuß; an einigen 3 Fuß, u.s.w. Auch werden die Scheite nicht zerhauen; sondern die Klötze dazu gesägt, damit durch die Späne nicht zu viel Abgang entstehe. Die aus den Klötzen gespaltenen Scheite nennt man Kern- oder Lagerscheite, zum Unterschied der Stockscheite, welche aus den ausgerotteten Stöcken gespalten werden. Die Böttcherscheite, die aus gesunden weniger ästigen Klötzen gespalten werden, müssen nicht so klein, als die zum Brennholz, gespalten werden, damit sie der Böttcher zu seinen verschiedenen Endzwecken desto besser gebrauchen könne; dies Holz wird auch immer theurer, als das zum Brennen, gehalten. Scheitschläger, Scheithauer, Klafterschläger, sind diejenigen Holzhauer, welche in dem ihnen angewiesenen Oberholze die, zu Bau-, Brenn- oder Böttcherholze angewiesenen, Bäume fällen, und, was Brenn- und Böttcherholz betrifft, zu Scheiten schlagen und spalten, solche in Haufen oder Klaftern setzen; auch den Abraum ab- und zusammenbringen. Klötzer sollen sie nicht ungespalten einsetzen, die Scheite gleich lang schlagen, und nach dem vorgeschriebenen Maaße in der Breite und Höhe richtig und dicht setzen. Die Unterlagen zu den Haufen sollen nicht von Latrenstangen und gespaltenen Scheiten, sondern von dürren Stangen seyn; auch müssen die Scheite bey dem Klafteraufsetzen nicht auf die hohle Seite oder Schärfe, sondern dicht und auf die flache Seite gelegt werden.

Schellhammer, ein großer Hammer der Maurer, welcher unten scharf ist, um große Steine zu zerschlagen, wenn sie mit ungeraden Steinen mauern.

Schellharz, Harz, welches durch Ritzung oder Bohrung aus den Tannen fließt. Wenn es schön weiß und klar ist: so wird es gemeiner Weihrauch; wenn aber im Ausfließen Schaalen, Späne und dergleichen darunter sind: so wird es Schellharz schlechtweg genannt, und von Betrügern für Benzoin verkauft.

Schemel, ein auf der Achse eines gemeinen Bauerwagens bewegliches Holz, worinn die Rungen befestigt sind, und welches die Wendung des Wagens erleichtert; auch Lenkschemel, Rungenschemel oder Wendeschemel genannt.

Schenkel, die neben einer Thüre oder Fenstereinfassung hinaufgehende Verzierung, welche die Frontons und Kränze, womit sie gekrönt sind, trägt. Es giebt erhabene und vertiefte; auch nennt man die gerade aufgehenden Ständer an Fenstern oder Thüren Schenkel.

Schenkmaaß, dasjenige geaichte Maaß, wonach die Bierschenker das Bier ausmessen und verkaufen, zum Unterschiede von dem Bistermaaße.

Scheuleder, Augenleder, Augendeckel, runde, steife Stückchen Leder, welche an den Zäumen der scheuen Kutsch- und Zugpferde um die Gegend der Augen eingenähet werden, damit die Pferde nicht auf die Seite sehen können.

Man pflegt nämlich einem beißigen Pferde, und das nicht gern aufsitzen oder sich beschlagen läßt, Augendeckel von Filz, welche rund und hohl gemacht sind, vor die Augen zu binden; auch kann man solche überhaupt allen scheuen Pferden vorhängen.

Scheune, Scheure, ein Gebäude, worein das abgeärndtete Getraide gebracht, darinn ausgedroschen, und das Stroh nachher aufbewahret wird. Die Größe der Scheune muß sich nach dem höchsten Getraidegewinnste richten, weil immer Verlust daraus entsteht, wenn das Korn außerhalb der Scheune in Feimen aufgesetzt werden muß. Man rechnet für 1 Scheck Waizengarben 40—50, Roggengarben eben so viel, Gerstengarben 30, Hopfengarben 25 Cubikellen. Die Scheunflur oder die Tenne ist am besten in der Mitte des ganzen Gebäudes, und zwar so breit anzulegen, daß 2 vollständige Garben gegen einander gelegt werden können, und in der Mitte noch ein schmaler Raum bleibe. Man findet dreyerley Anlagen von Scheuntennen: entweder gehen solche in der Mitte der Länge nach durch die ganze Scheune, und haben also auf beyden Seiten Bansen oder Tessen; oder sie gehen zwar ebenfalls nach der Länge derselben, liegen aber an einer der langen Außenwände, und bekommen daher nur auf einer Seite Bansen; oder es liegen dieselben nach der Tiefe des Gebäudes; nämlich sie haben nur die Länge der Giebelseiten, und entweder auf einer Seite, oder auf beyden, Bansen. Man findet aber, daß unter diesen die Obersächsische Art der Quertennen den andern vorzuziehen sey; nur müssen sie nicht unter 36 F. tief seyn, und eine gleiche Höhe über Tennen und Bansen haben, damit, wegen geringerer Länge zur Anlage der Garben und des daraus entstehenden allzu öftern Umwendens derselben, beym Dreschen nicht zu viel Versäumniß entstehe, und wegen abwechselnder Höhe im Dachverbande die Festigkeit nicht leide. Daher sind die Scheunen mit Recht zu tadeln, die nur 26—28 F. Tiefe haben, und an welchen das Dach über den Tennen höher, als über den Bansen, ist. Man hat zwar die Tennen durch einen hintern Anbau, oder sogenannte Anschleppen, verlängern wollen; ihre Schädlichkeit kann aber doch nicht verkannt werden. Die Scheunen mit Quertennen können mit wenigerm und schwächerm Holze erbauet werden, als die mit Langtennen. Gewöhnlicherweise ist bey uns ihre Anlage also, daß bloß über der Tenne ganz durchgehende Balken $3\frac{1}{2}$ bis 4 F. aus einander kommen. Die Bansen erhalten nur da durchgehende Balken, wo ein Durchbinder zu stehen kommt, als welches über dem 4ten oder 5ten Balken ist. Zwischen solche ganze Balken kommen nahe an der Vorder- und Hinterwand Wechsel oder Trümpfe, in welche Stichbalken eingelecht sind, auf denen die Sparren stehen. Dergleichen Verband kann sehr sicher und dauerhaft gemacht werden; besonders wenn die Umfassungswände Mauern sind.

Die vortheilhafteste Stellung der Scheunen in unsern Himmelsstrichen ist diese, wenn bey Quertennen eine lange Seite gegen Abend; die andere also gegen Morgen gekehrt ist; oder wenigstens von diesen Strichen nicht viel abweichen, weil von jener Seite her die meisten Winde zum Reinmachen des Korns herzukommen pflegen. Geht die Einfahrt nach der Tenne ohne beschwerliche Krümmungen und

Lenkungen geradezu; und ist daher das Zurückschieben des abgeladenen Wagens nicht schwer: so kann man sich mit einem Scheunthore gegen den Hof zu wohl behelfen; stößt aber die Scheune gegen das Feld oder einen andern freyen Platz: so ist es sehr bequem, zwey dergleichen Thore zu haben, um von der Feldseite ein-, und von dem Hofe wieder abfahren zu können.

Da die Tennenwände auch bey Scheunen, die ringsumher mit Mauern umgeben sind, mehrentheils mit Holz ausgebunden werden, theils und mittelst derselben gute Binder in dergleichen Gebäuden anbringen zu können; theils auch, damit sie wegen des Gegenschlags der Dreschflegel wenigstens 6 F. hoch mit Bretern bekleidet werden können: so siehet man doch besonders darauf, daß deren Schwellen nicht zu niedrig liegen; sondern unter dieselben wenigstens 2 F. hoch Mauer komme. Letztere muß aber bündig mit der Schwelle und dem Stühl- oder Riegelholze angelegt werden, und gegen die Tenne zu nicht überstehen, damit die Bundwand nebst Schwelle und Untermaurung ganz gerade mit Bretern beschlagen seyn könne. Die Schwellen an den Einfahrtsthoren müssen mit der Tenne waagerecht hoch liegen, damit die Erndtewagen gewöhnlich ein- und ausfahren können. Noch ist mit Wenigem solcher Scheunen zu gedenken, wo man zur Schonung der Tennen nicht auf selbige einzufahren braucht; sondern die Garben durch besondere große Luken, welche in den Bansen angebracht sind, abladen kann; wie solche in einigen Provinzen auch sehr gemein sind. Bey kleinen Scheunen, wo nicht viel und mancherley Getraide hineinkommt, kann man wohl dazu anrathen; bey großen Scheunen aber werden zum Einbansen mehr Leute erfordert, und wenn mancherley Getraidearten, die eine über die andere hinweggereicht werden muß, kann das Verunreinigen der einen Art nicht vermieden werden.

Schicht, jede Lage von Mauersteinen, nach der ganzen Länge der Mauer oder mehrern vereinigten Mauern genommen.

Schiebarthe, Langbeil, Lenkbeil, ein Beil, dessen Blatt hinten einen langen Bart hat, womit der Böttcher die Stäbe und Bodenhölzer behauet.

Schiebernuth, die Nuth, worein etwas geschoben wird, z. B. in den Schubfenstern.

Schiebestange, die Stange, welche bey einer Schneidemühle das Schiebezeug in Bewegung setzt.

Schiebewerk, mit abwechselnden Kammräden und Getrieben, ein Werk, wo vermittelst eines halbgezähnten Sternrades, oder auch nur eines halben Getriebes eine doppelte gezähnte Stange hin- und hergezogen und geschoben wird. Mit dergleichen Schiebewerke können sowohl horizontale gezähnte Stangen, wie z. B. an einer Schneidemühle; oder auch verticale Stangen, wie z. B. in einem Schöpfwerke oder Feldgestänge, geschoben und bewegt werden.

Schiebezeug, die Theile einer Schneidemühle, wodurch der Sägeblock, der auf der Schneidemühle in Breter oder anderes Bauholz zerschnitten werden soll, der Säge entgegengerückt wird.

Schiefer, Schiefergestein, ein Gestein, welches aus Blattern, Schaalen oder

oder Tafeln besteht; seine Materie mag eine Steinart seyn, welche sie wolle.

Schienen, die langen, biegsamen, hölzernen Riemen, womit einige Siebboden geflochten werden, woraus Siebe zum Durchsieben grober Sachen gemacht werden.

Schienen, eiserne schmale Stangen, womit eine Sache der Dauer wegen beschlagen wird; daher eine Radeschiene, womit die Felgen eines Rades beschlagen werden.

Schienenstempel, ein stumpfspitziger Spitzhammer, womit die Löcher in den Radeschienen von den Schmieden vorgestempelt werden.

Schier, ist beym Forstwesen solches Holz, welches ohne Knoten und rischdräthig ist.

Schierling. Die verschiedenen Pflanzen dieses Namens sind zwar alle Doldengewächse; unter sich aber alle gänzlich verschieden; auch sind sie daher unter verschiedene Geschlechter vertheilt worden. Der kleine petersilienblätterige Schierling ist bereits unter dem Namen Gleiße beschrieben worden; der Wasserschierling soll unter dem Namen Wüterich vorkommen. Hier soll nur des bey uns nicht unbekannten Apothekerschierlings gedacht werden.

Schierling, gefleckter Schierling, großer oder **Erdschierling, Tollkraut**, Cicuta offic., Conium maculatum L., wächst auf unsern Wiesen und an ungebauten Stellen. Wurzel: dick, weiß, lang, spindelförmig, wie eine Pastinakwurzel, mit Zirkelstrichen bezeichnet; mit Fasern besetzt, kommt, ehe der Stengel aufschießt, im Geruche dem Pastinake sehr nahe; weshalb er von unvorsichtigen Leuten schon oft unter die Pastinaken vermischt, und die Speisenden damit vergiftet worden sind. Die Wurzel dauert nur zwey Jahre, und enthält, wenn sie noch jung ist, einen milchartigen Saft. Stengel: im guten Boden 5—6 Fuß hoch, glatt, rundlich, inwendig hohl, äußerlich mit rothen Puncten gefleckt, der Länge nach mit Knoten versehen, aus welchen die Zweige entspringen, welche gleiche Höhe mit dem Stengel erlangen, unterwärts von der Blattscheide umfaßt werden, und sich in mehrere verbreiten; Blätter: groß, glatt, glänzend, dunkelgrün, wechselsweise gestellt, beym Ursprunge mit einer gefleckten Scheide versehen, und mit vielen Blättchen, nach Art der ästig gefiederten, zusammengesetzt. Die Hauptribbe theilt sich in Zweige, und diese wieder mehrmals in kleinere, an welchen zuletzt die Blättchen sitzen. Diese sind gleichfalls gefiedert oder tief eingeschnitten; die letztern Einschnitte aber stumpf. Die große Blumendolde hat eine Hülle von 3, 4—8 kleinen umgebogenen Blättchen, welche, wenn die Saamen zu reifen anfangen, abfallen. Die Blumenblätter sind weiß; die Striche auf den Saamen sind mit Queerstrichen durchkreuzt, so daß es scheint, als ob sie eingekerbt wären.

Da diese Pflanze mehrmals verwechselt worden ist: so ist es nothwendig, daß sie von andern Doldengeschlechtern genau unterschieden werde. Von dem Fenchel unterscheidet sich der Schierling dadurch, daß er einen widrigen, und nicht den besondern gewürzhaften Geruch des Fenchels hat; daß die Blätter nicht so zart zerschnitten; die Blumenblätter nicht gelb, und die Saamen nicht eyförmig, sondern halb kugel-

kugelförmig sind. Von der Peterſilie, daß er nie den angenehmen Geruch und Geſchmack hat; daß die Blätter ſeiner zertheilt, und dunkler gefärbt ſind; daß die Dolde eine Hülle hat, und die Blumenblätter bey den äußerlichen Blättchen größer, auch die Saamen halbrund und nicht eyförmig ſind. Von dem Paſtinak, daß der Geruch unangenehmer, die Blättchen feiner zerſchnitten und dunkler gefärbt, die Dolde mit einer Hülle verſehen, die Blumenblätter weiß, und die Saamen nicht oval und platt ſind. Bey dem Kerbel, Nadelkerbel und den Myrrhen ſind die Saamen lang; und doch iſt, wie Cranz erinnert, der knotige glatte Krebel, Chaerophyllum bulboſum L., oft Statt des Schierlings gebraucht worden. Der knotige rauhe Kerbel, oder der berauſchende Kälberkopf, Chaerophyllum temulentum, iſt ebenfalls, wegen des gefleckten Stengels, oft Statt des Schierlings gebraucht worden. Bey dieſem ſind aber Blätter und Stengel haaricht, die Hauptdolde gemeiniglich kahl, oder nur mit einigen ganz kleinen Blättchen umgeben; die mittlern Blumen der Dolde ſind unfruchtbar, und die Saamen ſind zwar geſtreift, aber länglich, auch nicht rund. Die Gleiße iſt eine viel niedrigere, auch jährige Pflanze; hat am Stengel keine Flecken; zeigt an der Hauptdolde keine, und an den kleinen Schirmen eine dreyblätterige, unter ſich hängende, lange und ſchmale Hülle; ihre Saamen ſind zwar rundlich; aber nicht gekerbt, ſondern nur mit 4 Furchen durchzogen. Der Würerich oder Waſſerſchierling hat eine, viele Jahre ausdauernde, weit dickere, mehr faſtige und ekelhaft riechende, Wurzel, einen grünlichen, oder röthlich geſtreiften, nicht aber gefleckten Stengel, gemeiniglich gar keine allgemeine Hülle, und rundliche, geſtreifte, etwas wenig haarige, und mit einem weißen Saume eingefaßte, Saamen.

Man will Beyſpiele haben, daß Kraut und Wurzel zuweilen ohne Schaden gegeſſen worden; vielleicht iſt aber eine Verwechſelung geſchehen; oder nur eine kleine Portion mit deſto mehrern andern Gewächſen gekocht, oder mit ſehr vielem Fette gekocht geweſen. Genug, man hat mehr als zu viele Erfahrungen von den giftigen Wirkungen des Schierlings. Haben auch einige der neuern Aerzte den Schierling wider einige Krankheiten mit Nutzen angewandt: ſo ſoll doch keiner auf dem Lande, den die Noth zwingt, ſich an Hausarzneyen zu halten, zum Gebrauch des Schierlings ſich entſchließen, oder dazu anrathen. Ein anderes iſt es, was vernünftige Aerzte thun; ein anderes, was Nichtärzte thun können oder wollen. Von den Viehärzten aber ſoll der Schierling innerlich wider den Rotz der Pferde gebraucht werden; auch lieſet man bey manchen Schriftſtellern, daß Rüſſe, die in dem Schierlingsſafte gekocht worden, Maulwürfe und Mäuſe vertreiben, wenn man ſie in ihre Löcher ſteckt.

Schießen, das unerlaubte,

darüber beſagen die Policeygeſetze Folgendes. Niemand ſoll, ohne wahrſcheinliche Gefahr eines nächtlichen Ueberfalls, geladenes Gewehr in ſeinem Hauſe verwahren; noch weniger ſolches an Orte hinſtellen oder aufhängen, wo Kinder oder andere unerfahrne Leute dazu kommen können; auch Reiſende, oder Jäger, welche geladenes Gewehr bey ſich führen, müſſen, wenn ſie in ein Haus treten, oder irgendwo unter Leuten ſich aufhalten, daſ-

selbe beständig in ihrer unmittelbaren Obsicht haben, oder es des Schusses entledigen. Gastwirthe, bey welchen dergleichen Personen einkehren, müssen darauf sehen, daß entweder eins oder das andere geschehe; oder sie müssen das Gewehr dergestalt in Verwahrung nehmen, daß dadurch kein Schade entstehen könne. Wer diesen Vorschriften zuwider handelt, soll allemal mit Arrest, 8 — 14 Tage lang, oder mit 5 — 10 Thaler Strafe belegt werden. Wird mit solchem Gewehre, und durch den unvorsichtigen Gebrauch desselben, jemand am Leben, Leibe, oder Vermögen beschädigt: so hat nicht nur der, welcher es führt, sondern auch der Haus- oder Gastwirth, welcher seine Pflicht nicht beobachtet hat, Gefängniß- oder Festungsstrafe auf 4 — 6 Wochen verwirkt. Wer in bewohnten oder gewöhnlich von Menschen besuchten Orten sich des Schießgewehrs, der Windbüchsen oder der Armbrüste bedient, oder Feuerwerke ohne besondere Erlaubniß der Obrigkeit abbrennt, soll, wenn auch kein Schade geschehen ist, in eine Strafe von 5 — 50 Thalern genommen werden. A. L. R. Th. II. Tit. XVI. §. 310 ꝛc.

Schießhütten, werden auf die Bäume bey den Salzlecken gemacht, um roth Wildpret dabey zu pürschen; zum Theil aber werden sie auch an einem Berge in die Erde gegraben, und von dem Abdecker Luder davor geschlagen, um die Raubthiere dabey todt zu schießen.

Schießpulver, wird eingetheilt in grobes und feines. Jenes wird auch Musqueten- oder Stückpulver; dieses aber Pürsch- oder Jagdpulver genannt. Das erste ist schlechter, weil es nicht nur eine geringere Kraft äußert; sondern insbesondere auch in den Schießgewehren viel Unreinigkeiten zurücklässt.

Schießröhrlein, ein ausgebohrtes oder ausgebranntes Röhrchen von Hollunder oder anderm Holze, welches einen weichen starken Kern hat, und sich daher leicht ausbohren läßt. Es wird mit Pulver gefüllt, auf das bloße Pulver, oder in die Patrone des Schießlochs gesetzt, mit Letten oder Leim verrammelt, und mittelst des Zünders angezündet.

Schiffmühlen, sind Mühlen, die auf platten Fahrzeugen erbauet, und auf den Strömen von einem Ort zum andern, wo der Strom den stärksten Risch hat, gefahren werden, damit ihr Wasserrad von dem daran schlagenden Strom gehörig herumgetrieben werde.

Schiffsbauholz, ist bey uns verschiedener Art. Zu Bolken, Kimmern, Steven, und zur Verkleidung braucht man am besten Eichen; zu Masten, Raaen und zu innern Brettern ist das harzige Holz gut; inzwischen werden doch auch viele, wo nicht ganz, doch zum Theil, von weichem oder Nadelholze gebauet.

Schiff und Geschirr, so nennt man alles Geräthe, welches zur Feld- und Landwirthschaft nothwendig ist, als Wagen, Pflüge, Eggen, u. s. w.

Schiffszwieback, Feldzwieback, ein von aller Feuchtigkeit völlig befreyetes und ausgetrocknetes Brodt, welches daher nicht verschimmeln oder verderben kann. Es wird aus gutem Roggenmehl; von rechtswegen aber von dem feinsten Mehle, gebacken, weil dieses besser austrocknet. Aus diesem Mehle wird sorgfältig ein Teig gemacht, dieser zu runden oder langen

gen Brodten gewirkt, und im Ofen stark gebacken, nach dem Erkalten mit einem langen, scharfen Messer die runden in zwey Hälften, die langen aber in Stücken zerschnitten, wieder in den Ofen geschoben und stark geröstet. Dieses Brodt dauert viele Jahre, und dient in Festungen und auf Schiffen zum Proviant; es wird aber auch bey uns in manchen Häusern auf dem Lande gebacken, und besonders zu Kalteschaalen von Liebhabern, auch zu manchen andern Speisen, verbraucht. Zu den Kalteschaalen wird solcher Zwieback in grobe Stücken zerbrochen, einige Stunden vor der Mahlzeit in Bier, Wein oder Milch eingeweicht, oder in einen Mörser zum Gebrauch bey Suppen und Brühen klein gestoßen. Der Zwieback von grobem Mehle wird zu Kalteschaalen besser schmeckend, als der feine, gefunden.

Schild, Fr. Cartouche, Cartel, die Einfassung aus allerhand Laub, Blumen, Muscheln und andern Schnirkelwerken, auch andern miteingemengten Figuren bestehend, welche um eine Inschrift, Wappen, Namenszug, oder Sinnbild gebraucht wird.

Schild, eine schwache Wand zwischen zwey starken Pfeilern; besonders an den Gartenmauern.

Schild, der Theil hinter dem Vorderblatte eines Rindes, woraus besonders geurtheilt wird, ob der Ochse fette Ribben habe.

Schild, ein Stück Leinwand, worauf eine Kuh, ein Pferd oder ein Hirsch mit lebendigen Farben gemahlt ist, die Rebhühner damit nach dem gelegten Zeuge zu treiben. Das bemahlte Stück Leinwand wird mit hölzernen Stäben auseinander gespannt, und hat oben ein Loch, daß der Jäger, welcher dasselbe in Händen und vor sich herhält, durchsehen kann. In starkem Winde ist die Kuh besser zu gebrauchen, weil man sich an dem Schilde sehr müde tragen kann.

Schild, bey den Haselhühnern die schwarzen, bey den Feld- oder Rebhühnern die rothen Federn, die sie auf der Brust haben. In beyden Arten hat der Hahn allezeit mehr dergleichen Federn, als die Henne.

Schild, ein zierlich ausgefeiltes, bisweilen geädertes, durchbrochenes oder getriebenes blau angelaufenes, oder auch verzinntes Blech, welches das Schlüsselloch und den Drücker über die Klinke zieren muß.

Schild, die Wand, womit eine Arche oder ein Strudelbau von der Seite zugeschlossen wird.

Schild an den Thierhäuten, der Theil an der Haut eines Thieres, der über dem Hüftknochen gesessen hat. Er ist sehr schwammig, und zieht die mehreste Nässe an sich; taugt auch nicht zu Schuhen und Stiefeln, wenn er bey der Zubereitung nicht vorzüglich gut bearbeitet worden ist.

Schildbesenkraut, Schildkraut, Steinkraut, Alysse, Alyssum. Die zu dieser Gattung gehörenden Arten sind strauch- und krautartige Verzierungsblumenpflanzen.

a) Perennirende Arten:

1) Strauchartiges stacheliges Schildbesenkraut, A. spinosum L. Vaterl.: Spanien, Frankreich; Stengel: aufrecht, holzig, 2 F. hoch, aufrecht-

ästig, die ältern Zweige mit kleinen Stacheln bewehrt; Blätter: lanzettförmig, unregelmäßig; Blumen: in kleinen Trauben, weiß, im May, fahren in der Flor einige Monate fort. Der Saame kann bey uns im freyen Lande gesäet werden.

2) Strauchartiges borstiges Besenschildkraut, Bergalysse, A. montanum L. Vaterland: die Schweiz, Deutschland, auf sonnigen, trocknen Plätzen; Stengel: strauchartig mit weitschweifigen auf dem Boden ausgebreiteten Zweigen; Blätter: fast lanzettförmig, stumpf, mit stacheligen Puncten gezeichnet; Blumen: in kleinen Trauben, im May oder Jun.; hinterlassen nur bisweilen Schötchen und Saamen. Es ist eine niedrige Pflanze.

3) Wollichtes Schildbesenkraut, weißgraues oder bestäubtes ꝛc., A. incanum L., wächst bey uns zwischen den Hügeln auf sandigen Aeckern um die Dörfer und Weinberge. Stengel: aufrecht, holzig, aufrechtästig, 2 F. hoch; Blätter: lanzettförmig, weißgrau, glattrandig, abwechselnd; Blumen: in Sträußern, weiß, die Blumenblätter zweyspaltig, im Jun. und den ganzen Sommer über; der ausfallende Saame säet sich selbst aus.

b) Einjährige Arten:

4) Deutsches oder Oestreichisches Schildbesenkraut, A. calycinum L., wächst auf Fruchtfeldern. Stengel: krautartig, aufrecht, etwa 6 Z. hoch. Blätter: klein, länglich, abwechselnd, ungestielt; Blumen: in langen Aehren, gelb, die Staubfäden alle gezähnt, die Kelche bleibend. Diese Pflanze wird im freyen Lande ausgesäet.

5) Feldsteinkraut, A. campestre L. Vaterland: Deutschland, die Schweiz; Stengel: krautartig, schwach, dünn; Blätter: lanzettförmig, eyrund, unten schmal, oben gerundet, auf der Unterfläche weißgrau; Blumen: in langen Aehren, gelb, die Staubfäden mit einem Paare Borsten versehen, die Kelche abfallend.

Schildkröte, ein bekanntes unter die Amphibien gehöriges Thiergeschlecht. Man unterscheidet dasselbe gemeiniglich, wenn man auf den Aufenthalt sieht, in Meer-, Fluß- und Landschildkröten. Die ersten übertreffen die andern weit an Größe und haben solche Füße, die mehr mit den Floßfedern der Fische, als mit den Füßen der vierfüßigen Thiere übereinkommen. Bey den Flußschildkröten haben die Füße ordentliche Zehen, die mit einer Schwimmhaut verbunden sind; bey den Landschildkröten sind gemeiniglich die Zehen ganz frey und ohne Schwimmhaut. Die Nahrung dieser Thiere besteht in allerhand Seegewächsen, kleinen Krebschen und andern Wasserinsecten. Viele Schildkrötenarten ernähren sich auf eine lange Zeit hindurch bloß von Feuchtigkeiten; daher man sie in einem feuchten Keller, ohne alle Nahrung, viele Tage hindurch frisch und lebendig erhalten kann. Sie begatten sich gemeiniglich im März, April und May, während welcher Zeit, da die Begattung oft 3 — 4 Wochen hindurch dauert, sie weder hören noch sehen, und daher leicht gefangen werden können. Sie gebähren nicht lebendige Junge; sondern legen Eyer, welche wie Bälle rund, und mit einer pergamentartigen Haut überzogen sind; auch werden diese Eyer von ihnen in aufgescharrte Gruben gelegt und von der Sonnenhitze binnen 6 Wochen ungefähr ausgebrütet. Die meisten Arten, deren Linnäus an die funfzehn angiebt, haben nicht

nur

nur ein sehr wohlschmeckendes; sondern auch ein gesundes Fleisch, welches vorzüglich als ein kräftiges Mittel wider den Schaarbock gerühmt wird.

Schildlaus, Coccus L., ist ein Insect mit halben Flügeldecken, hat eine Schnauze an dem Bruststücke, und am hintern Körper zwey lange Borsten. Die Männchen haben zwey aufgerichtete Flügel; die Weibchen aber sind ungeflügelt, sehen wie ganz kleine Asselwürmer aus, haben 6 Füße, meistentheils einen weißlichen, gleichsam bepuderten Körper, und 5 Ringe. Wenn diese Insecten jung sind, in welchem Alter sie ungefähr die Größe der Sandkörner haben, laufen sie auf den Gewächsen herum, und zwar vorzüglich auf den Citronen-, Lorbeer- und Pfirschbäumen, Stechpalmen, Seineichen, Weiden und Weinstöcken. Auf diesen setzen sie sich dadurch fest, daß sie sich an die Gewächse ansaugen, schwellen auf, verlieren die Ringe des Hinterkörpers, werden rund, wie Beeren oder Galläpfel, und bekommen ganze Deckel oder Schilde, die bey einigen wie Muscheln aussehen. In diesem Zustande erreichen sie ungefähr die Größe der Pfefferkörner. Linnäus führt 22 Arten von diesen Insecten an, unter deren die sogenannten **Kermes-** oder **Scharlachbeeren** und die **Cochenille**, wegen der vortrefflichen Farben, die uns diese kleinen Thierchen verschaffen, zu merken sind.

Die **Kermes- oder Scharlachbeeren**, Coccus Ilicis L., welche man in den wärmern mittägigen Europäischen Ländern auf einer Art von Steineichen sehr häufig findet, haben anfänglich, wenn sie noch herumlaufen, eine schöne rothe Farbe, ein wollichtes Wesen, und einen länglichen Körper; welcher aber, sobald das Insect seine vollkommene Größe erreicht hat, und an dem Baum fest sitzt, ganz rund wird, und gemeiniglich eine glänzende blaue Farbe bekommt, die sich hernach beym Trocknen in eine braunrothe verwandelt. Man sammlet diese sogenannten Beeren, welche ungefähr die Größe der Erbsen haben, sehr sorgfältig, weil man daraus Scharlach- und Carmoisinfarbe verfertigen kann. Der Name **Kermesbeere** bedeutet so viel, als **Wurmbeere**, weil das Arabische Wort Kermes einen Wurm anzeigt. Die sogenannte Confectio Alkermes, die man in unsern Apotheken findet, und unter die stärkenden Arzneyen rechnet, hat ebenfalls von dieser Schildlaus ihren Namen, und ihre vornehmsten Bestandtheile.

In Polen und vielen Gegenden von Deutschland wird eine etwas ähnliche Art von Kermesbeeren an dem Knäbelkraute und einigen andern Gewächsen auf dürren Oertern gefunden; daher man ihr den Namen der **Polnischen Kermesbeeren**, oder der **Deutschen Cochenille** gegeben hat. Diese Schildlaus, Coccus Polonicus L., hat einen kleinen Kopf, ein noch kleineres Bruststück, ein paar schwarze Fühlhörner, eine kurze hinterwärts gebogene Schnauze, 6 kleine schwarze Füße und einen dunkelvioletfarbigen, mit einer silberartigen Wolle besetzten, Körper. Man gebraucht diese Insecten ebenfalls zur Färberey; doch geben sie keine so schöne Farbe, wie die vorhergehende Art. Die **eigentliche Cochenille** wird in America, und zwar am häufigsten in Mexico, auf den sogenannten Indianischen Feigen, gefunden, und daraus die schönsten Scharlach-, Violet- und andere Farben gezogen.

Schildmauer, eine niedrige Mauer an den Bergen, das Wasser abzuhalten, damit dieses nicht zu viel Erde fortführen könne. Sie dient also den Weinbergen gleichsam zum Schilde.

Schilf der Böttcher, wächst in Morästen, Seen und Teichen, hat lange dünne Blätter, und wird von den Böttchern, wenn derselbe trocken ist, gebraucht, die Fugen der Gefäße damit zu verstopfen, um das sogenannte Spackwerden zu verhindern. Wenn die Gefäße eine Zeitlang trocken gestanden haben, und ausgetrocknet sind: so erweitern sich die Fugen, durch welche sich alsdann hineingegossenes Wasser durchzieht, und zu rinnen anfängt; der schwammige Schilf aber, der in den Fugen steckt, von dem Wasser erweicht, dehnt sich in den Fugen aus, und versperrt gleichsam den Ausgang, bis das Holz selbst durch das Wasser genugsam aufquillt, und die Fugen verschließt. Zu diesem Gebrauche wird der Schilf um Bartholomäi geschnitten, weil eine jede andere Zeit nicht gut dazu ist, da er sonst wurmstichig, und hiedurch unbrauchbar wird. Wenn er abgeschnitten und getrocknet worden ist: so hebt man ihn zum Gebrauche auf, worauf er viele Jahre gut bleibt. Der beste Schilf ist derjenige, welcher an sumpfigen Oertern wächst. Der im Flußwasser wachsende ist hart, und daher weniger gut. Sollte man nicht versuchen, diesen Schilf entweder zwischen den Dachsteinen, wo sie zusammenstoßen, oder zwischen den Dachsplitten und Steinen, auch oberhalb der Reihen derselben, einzulegen, um das Durchdringen des Regens und des Schnees damit zu verhindern? Lehm oder die Versetzung desselben mit Kalk oder Flachsscheben versprechen nicht Dauer genug, und vermehren überdies die Last, die ein leichtes Sparrwerk zu tragen hat. Bey einem nicht doppelten Ziegeldache findet man die Splitte in jedem Jahrzehend so morsch oder faul, daß sie den Regen durchlassen; daher muß zum Umdecken und Belegen mit neuen Splitten geschritten werden; Schilf hält aber noch einmal so lange aus, wie solches hin und wieder an manchen, mit Schilf bedeckten, Hütten gesehen wird.

Schindel, ein dünnes, eine starke Hand breites, und etwas längeres Bretchen, welches an der einen Seite eine Schärfe hat; an der andern aber mit einem Falz versehen ist, und Statt der Ziegel zum Decken der Häuser an vielen Orten gebraucht wird.

Schirm, ein Gebäude in Gestalt eines Zeltes, worinn hohe Herrschaften mit ihrem Gefolge nicht nur beym Abjagen auf dem Laufplatze das getriebene und vorgejagte Wild erwarten, und solches erlegen; sondern auch nach geendigter Jagd speisen. Schirm heißt auch bey der gemeinen Jägerey, wenn von Busch- oder Reisigholz etwas aufgerichtet wird, oder ein von selbst aufgewachsener Busch dazu ausgepußt wird, daß man sich bey der Jagd selbst, oder auch wohl die Hunde, hinter demselben verbergen kann.

Schirmdach, ein Dach mit verschiedenen Seiten und mit 2 oder 3 Giebelspießen, um z. B. in einem Hinterhofe einen Brunnen, eine Presse, u. dergl. zu bedecken.

Schirrholz, allerley Holz, welches bey der Landwirthschaft zu Verfertigung neuer, und Ausbesserung alter Acker- und Hof-

Hofgeräthe bey der Landwirthschaft erfordert wird.

Schlämmen, von einem gepülverten Körper das zarte Pulver durch oft ausgegossenes Wasser, durch das Absetzen von dem gröbern, absondern.

Schlämmen, die erste Arbeit des Ausweißens einer Wand oder Decke. Der Maurer taucht den Schlammpinsel oft in die mit Lakmusbrühe vermischte Tünche, bestreicht damit die rohe Mauer, und reibt die Tünche wohl auseinander, damit bey dem folgenden Weißen keine Striche oder Flecken entstehen.

Schlafratte. Diesen Namen giebt man rattenartigen Thieren, welche, nach Art der Murmelthiere, den ganzen Winter mit Schlafen, oder vielmehr in einer, durch die Kälte verursachten, Erstarrung zubringen.

1) Der Siebenschläfer, Glis vulgaris, ist das größte unter diesen Thieren. Es hat in Ansehung des Körpers, und besonders des mit Haaren besetzten Schwanzes eine große Aehnlichkeit mit dem Eichhorne; nur unterscheidet es sich von demselben nicht bloß durch die graue Farbe, sondern auch durch einen weniger breiten Kopf, kleinere Augen und kürzere, beynahe ganz kahle, Ohren. Man findet sie nicht nur in den südlichen Ländern von Europa; sondern auch in Deutschland nicht selten. Sie wohnen nur in Wäldern, und zwar auf den Bäumen, wo sie von einem Aste zum andern; aber nicht mit der Leichtigkeit der Eichhörnchen, springen. Sie pflegen ihr Lager in hohlen Stämmen, oder in den Ritzen der Felsen, anzulegen, und nähren sich von Castanien, Nüssen, Buchekern, und andern dergleichen wilden Früchten. Sie sind im Herbste und den Winter hindurch sehr fett und eßbar. Gegen den Winter ziehen sie sich in ihren Höhlen, wie eine Kugel, zusammen, und nichts kann sie aus ihrer Erstarrung bringen, als eine gelinde und stufenweise vermehrte Wärme. Sie sterben, sobald man sie auf einmal sehr nahe an das Feuer bringt. Von den alten Römern wurden diese Ratten unter die Leckerbissen der Tafel gerechnet, und in großer Menge unterhalten.

2) Die große Haselmaus, Mus avellanarum major, Sorex Plinii, Mus quercinus L., ist etwas kleiner als der Siebenschläfer; auch sonst von ihm in Ansehung der Gestalt und der Farbe sehr unterschieden. Sie hat einen kürzern Leib und Kopf, eine spitzigere Schnauze, und längere Ohren, als der Siebenschläfer. Der Schwanz ist eben so lang, als der ganze Körper und Kopf zusammengenommen; sie hat auf dem größten Theile seiner Länge nur sehr kurze, und blos am Ende einen Büschel langer Haare. Die Farbe des Haars auf dem Rücken und der ganzen obern Fläche des Körpers ist rothfahl mit einer graubraunen Mischung; an der Kehle und am ganzen Unterleibe hingegen weiß, mit gelben und aschfarbigen Schattirungen. Die Augen sind mit einem schwarzen Streifen eingefaßt, der sich vorwärts bis an den Knebelbart und unterwärts bis hinter die Ohren erstreckt. Diese Thiere wohnen gemeiniglich in den Gärten, und finden sich auch bisweilen in den Häusern ein. Sie nisten in den Höhlen der Obstbäume und der Mauern, wo sie sich ein Lager von Kräutern, Moos und Baumblättern bereiten. Sie bestehlen nicht nur die Haselsträucher, wie man schon aus der Benennung vermuthen kann; sondern auch andere Fruchtbäume, und thun

daher

daher in den Gärten viel Schaden; vornehmlich sind sie den Pfirschen sehr gefährlich. Sie werden nicht so fett, wie die Siebenschläfer; ihr Fleisch ist auch nicht eßbar, weil es den übien Geruch der Hausratzen, den man an den Siebenschläfern nicht bemerkt, an sich hat. Sie schleppen gegen den Herbst eine Menge Nüsse in ihre Höhlen zusammen, unter denen man sie oft, in Gesellschaft vieler andern, im Winter ganz erstarrt, und zusammengerollt, findet.

3) Die kleine Haselmaus, Mus avellanarius L, ist nicht viel größer, als die gemeine Hausmaus; nur etwas dicker. Sie hat blitzende Augen, einen dicht behaarten Schwanz, und eine vorzügliche Farbe, die mehr ins Blonde, als ins Rothe, fällt. Sie nährt sich ebenfalls von Nüssen oder ähnlichen Früchten, und wohnt gemeiniglich in den Wäldern. Sie macht ihr Nest auf den Haselsträuchern und andern Bäumen, wozu sie Kräuter nimmt, die sie durch einander flicht. Wenn die kalten Tage herannahen: so verläßt sie ihr Nest, und sucht sich eine Höhle unter oder in einem Baume aus, worinn sie, wie der Siebenschläfer und die große Haselmaus, den Winter in einer völligen Erstarrung zubringt, die sich bey nachlassender Kalte wieder verliert.

Schlafzügel, ein Riemen oder Strick, der den Pferden um die Nase herüber und zwischen beyden Augen an dem Hauptgestelle der Stange gezogen, und inwendig an dem Sattel fest gemacht wird, damit sich das Pferd stät und in die Höhe tragen soll.

Schlag, ein abgeholzter Platz, welcher zum nächsten Wiederwuchs geheget wird. Ein solcher Platz muß sowohl im laub- als Nadelholze, nach Abführung der Scheite und des Abraums, gleich im ersten Jahre durch Hegewische besteckt, Niemanden darinn zu grasen verstattet; die Hutweide eingestellt, und etliche Jahre kein Vieh hineingetrieben werden.

Schlag- oder Schwangheftel, sind Hefte, welche auf einem Vogelheerde zum Anbinden der Garne hinten und vorn befestigt werden.

Schlagbänder, Feuerbänder, so heißen bey dem Böttcher alle Bänder zusammengenommen, die, nachdem der Seß- und Schloßband auf ein Faß getrieben, und dieses durch das Feuer zusammengebracht ist, aufgeschlagen werden; wovon aber jeder wieder seinen besondern Namen führt.

Schlagbauer, ein dreyfaches Vogelgelhaus, wo in der Mitte ein Lockvogel; auf beyden Seiten aber Fallthüren sind, damit, wenn wilde Vögel kommen, die der Locke zufliegen, und Futter in dem Bauer finden, die Fall- oder Schlagthüre abtreten, und sich neben der Locke fangen.

Schlageisen, ein etwas gekrümmtes Eisen an einem langen Stiele, womit der Kalk beym löschen zerschlagen und klein gemacht wird.

Schlageisen, ein Stück Eisen, welches in die Zähne der Kutschenräder, worauf die Rieme gehen, schlägt oder fällt, um sie fest zu halten.

Schlagen, wird von Hirschen oder Rehböcken gesagt, wenn sie das rauhe Häutchen, oder das sogenannte Bast vom Gehörne abreiben oder abschlagen. Von den

den Sauen heißt es, mit ihrem Gewehr beschädigen.

Schlagholz, beym Forstwesen solches Holz, welches in einem Walde mit Nutzen abgehauen werden kann.

Schlagkraut, Schlagkräutlein, Chamaepitys. Die zu diesem Geschlechte gerechneten Arten haben gestreckte Stengel, und in den Blattwinkeln einzeln gestellte, kurzgestielte Blumen. Zu diesem Geschlechte gehört:

1) **Gestrecktes Schlagkraut mit dreylappigen Blättern und kürzern Blumen, Erdkiefer, Erdweihrauch, Erdpin, Feldcypresse**, Teucrium Chamaepitys L. Dieses kleine, auf der Erde ausgebreitete, Sommergewächs findet sich bey uns auf unfruchtbaren Aeckern, ist haaricht und klebericht anzufühlen. Das Blumenblatt ist gelblich, und die untere Lippe mit 2 Reihen blutiger Puncte bezeichnet. Im Garten läßt sich diese Pflanze, von welcher es einige Abarten giebt, leicht aus dem Saamen erziehen. Sie hat einen starken harzichten Geruch, bitterlichen Geschmack, und wird von den ältern Aerzten als ein Thee bey Gliederkrankheiten und Nervenschwäche, auch zur Beförderung der monatlichen Reinigung und zu Zertheilung der Geschwulst, empfohlen; den Schwangern aber soll der Gebrauch schädlich seyn. Die Mohren sollen sich des Trankes davon wider das Wechselfieber bedienen.

Schlammbeißker, ein Fisch, welcher in sumpfigen Tümpeln und Morästen sich tief in den Schlamm hineinwühlt. Der Länge nach sieht er fast der Ahlraupe; wegen seines schwachen Leibes aber einer Schlange ähnlich. Er hat einen sumpfichten oder moderichten Geschmack; besonders wenn ihm der Kopf gelassen, und derselbe mitgekocht wird. Sonst ist von diesen Fischen bekannt, daß sie in einem hellen Glase, darinn Sand und Wasser ist, das Wetter anzeigen. So lange helles und gutes Wetter ist: halten sie sich ganz still; will aber trübes und ungestümes Wetter werden: so fangen sie an, sich zu bewegen, und das Wasser trübe zu machen. Man giebt ihnen alle Wochen einmal frisches Wasser, in welchem sie 2—3 Monate ohne andere Speisen leben.

Schlangen, Serpentes. Diese Thiere unterscheiden sich von andern Amphibien durch einen langen, wurmförmigen Körper. Sie sind ohne Füße, ohne Schwimmflossen, und ohne äußerliche Ohren. Ihr Kopf ist verschieden. Bey vielen ist er eben so dick, als der übrige Körper, und mit demselben ohne einen besondern Hals verbunden; andere haben einen breitern, dickern Kopf, einen etwas dünnern Hals, dickern Mittelkörper und spitzigen Schwanz. Die Kinnladen sind meistens mit spitzigen Zähnen besetzt, und lassen sich, so wie auch die innern Theile des Körpers, sehr stark ausdehnen; daher diese Thiere solche Körper verschlingen können, welche dicker sind, als sie selbst. Außer diesen unbeweglichen Zähnen, womit sie beißen, und ihren Raub festhalten, haben einige Arten, welche ungefähr den zehnten Theil der vorhandenen Schlangen ausmachen mögen, noch gewisse, den Zähnen ähnliche, Werkzeuge oder Waffen, welche außerhalb der obern Kinnlade an den Lippen sitzen, auch hohl und größer sind, als die ordentlichen Zähne, und von den Schlangen ausgestreckt und wieder eingezogen werden können. Hinter

ter der Wurzel dieser Werkzeuge, welche man Giftzähne zu nennen pflegt, befinden sich kleine Bläschen, in welchen eine flüßige Materie enthalten ist, die das Schlangengift ausmacht. Diese giftige Materie ergießt sich in die beyden hohlen, beweglichen Zähne, und dringt aus der Spitze derselben in die von den Schlangen gebissenen Wunden.

Der Körper ist entweder mit Schuppen und Schilden, oder mit Ringen und Runzeln bedeckt. Die Schuppen bekleiden den Leib vom Kopfe an bis zur Schwanzspitze. Durch die Schilde versteht man nichts anders, als verlängerte Schuppen, welche die Gestalt breiter, halbmondförmiger Ringe haben, und den Unterleib der Schlange wie halbe Zirkel umgeben. Diese Schilde lassen sich vermittelst der sehr dünnen Haut bald auseinander dehnen, bald zusammenziehen. Die Ringe und Runzeln sind niemals so knorpelig und hart, wie die Schuppen und Schilde; sondern bestehen bloß in einer dicken und festen Haut, die sich ebenfalls sehr stark ausdehnen und zusammenziehen läßt. Einige Arten dieser Thiere haben das Vermögen sehr weite Sprünge zu machen. Die Oberhaut ist bey den meisten Arten sehr schön gezeichnet; doch leidet diese Zeichnung mancherley Veränderungen, weil die Schlangen alle Jahre ihre Haut abliegen.

Der Ton, welchen diese Thiere angeben, besteht gemeiniglich aus einem Schmatzen und Zischen, welches mit Auslassung einer übelriechenden Luft verbunden ist, die bisweilen, besonders in den andern Welttheilen, giftig ist.

Einige Schlangen halten sich bloß auf dem festen Lande; andere im Wasser: und noch andere bald auf dem trocknen Lande, bald in dem Wasser auf. Die Nahrung der meisten Arten besteht größtentheils im Grase und in mancherley Kräutern, welche sie, nebst der Wurzel und der daran hängenden Erde, verzehren; viele Schlangen aber suchen auch Baumfrüchte, Kröten, Eidechsen, Insecten, Würmer, Vögel, Fische und vierfüßige Thiere, die sie auf eine sehr listige Art zu fangen wissen, zu ihrer Nahrung auf. Einige Arten gebähren lebendige Jungen; die meisten aber legen Eyer, die eine längliche, bohnenförmige Gestalt, eine pergamentartige Schale und eine graulichweiße Farbe haben, und meistentheils, wenigstens bey kleinern Arten, kettenförmig an einander hängen. Ein einziges Ey enthält oft 10—12 junge Schlangen in sich, welche wie ein Zwirnknaul in einander geflochten sind. Daß sich aber die Schlangen ihrer Fruchtbarkeit ungeachtet nicht allzu sehr vermehren, rührt von Gottes weiser Einrichtung her, vermöge welcher ihnen von verschiedenen Thieren, denen sie zur Speise dienen, eifrig nachgestellt wird; vorzüglich stellen ihnen die Störche, Reiher und andere Vögel, wie auch die Hirsche, Schweine und Wiesel, nach. Hält man gleich im gemeinen Leben fast alle Schlangen für gefährliche, wenigstens unnütze Thiere, welches doch eine irrige Meinung ist: so dienen sie doch, wie vorhin bemerkt worden ist, gewissen Thieren; die ausländischen größern aber auch zum Theil den Menzur gesunden Speise. Einige Arten von Schlangen können auch lebendig in den Häusern gehalten, und wie Katzen, zur Vertilgung der Ratten, Mäuse und anderer dergleichen schädlicher Thiere, gebraucht werden. Der Ritter von Linné hat das ganze zahlreiche Heer von Schlangen, welches einige Naturforscher nach den

Zähnen

Zähnen eintheilen, unter 6 Hauptabtheilungen oder Geschlechter gebracht.

Unter das erste Geschlecht rechnet er diejenigen Schlangen, die im Deutschen Klapperschlangen genannt werden, und unter den ausländischen die giftigsten sind.

Das zweyte Geschlecht enthält diejenigen ausländischen Schlangen, die zwar, wie die vorhergehenden, Schilde unter dem Bauche und Schwanze; aber keine Klapper haben. Diese werden, wegen ihrer Größe, woran sie alle andere übertreffen, im Deutschen gemeiniglich Riesenschlangen genannt, und sind, wegen ihrer Stärke, sehr fürchterlich und gefährlich; denn sie können wegen ihrer langen und scharfen Zähne sehr tiefe Wunden beißen, und schlingen sich um die Körper der Menschen und der größten Thiere herum, um sie auf diese Art zu erdrosseln.

Das dritte Geschlecht, welches man mit dem Namen Natter bezeichnen kann, unterscheidet sich von den übrigen dadurch, daß der Bauch nur allein Schilde; der Schwanz aber, welcher durchgängig klein ist, unterwärts nur Schuppen hat. Unter 97 Arten von diesem Geschlechte, welche der Ritter Linné anführt, giebt es ungefähr 18 — 20 giftige. Diejenigen Schlangen, welche man in den Europäischen Ländern findet, gehören größtentheils hieher, wenn man die sogenannten Blindschleichen ausnimmt. Einige legen nicht Eyer; sondern gebähren lebendige Junge; sie werden daher Vipern (viviparae) genannt. Die in Deutschland und einigen andern Gegenden unter diesem Namen bekannte Art, Coluber Berus L., ist nicht lang; auch ziemlich dünn; von Farbe braungrau; mit einem schwarzen Striche über dem Rücken, und sehr giftig. Man pflegt sie auch Otter zu nennen; welcher Name aber in vielen Gegenden nicht nur einer andern gemeinen Art, die einen röthlichen, oberwärts mit braunen Flecken besetzten, Körper, und wie jene 146 Bauchschilde, aber 46 Schwanzschuppen hat, Coluber Aspis L.; sondern auch fast allen Europäischen, giftigen Schlangen, wie der Name Natter, gegeben wird.

Das vierte Geschlecht, Anguis L., enthält diejenigen Schlangen, welche weder am Bauche, noch unter dem Schwanze Schilde; sondern überall Schuppen haben. Ihr Schwanz ist auch nicht so dünn und spitzig, wie bey den Schlangen des vorhergehenden Geschlechts; sondern meistentheils dick und stumpf. Sie werden von dem Deutschen Herausgeber des Linnäischen Natursystems Aalschlangen genannt, und sind alle ohne Gift. Linnäus beschreibt davon 16 Arten, unter denen sich auch die bey uns sehr bekannte Blindschleiche oder Bruchschlange befindet. Es ist aber falsch, daß man dieser Schlange keine Augen zuschreiben will; sie hat, nebst mehrern Arten, so kleine Augen, daß man sie kaum bemerken kann.

Die Schlangen des fünften Geschlechts, Amphisbaena L., haben weder Schild, noch Schuppen; sondern ihr ganzer Körper, nebst dem Schwanze, ist mit Ringen umgeben; daher sie auch im Deutschen Ringelschlangen genannt werden. Sonst pflegt man sie auch, weil sie bald vor-, bald rückwärts kriechen, Doppelschleicher zu nennen.

Zu dem sechsten und letzten Geschlechte, Caecilia L., gehören diejenigen Schlangen, welche ebenfalls weder Schilde, noch Schuppen; auch nicht, wie die Doppelschleicher, ordentlich zusammenlaufende

Ringe; sondern Statt derselben bloße Runzeln haben. Sie gehören unter die Indianischen Schlangen, und sind unschädlich.

In hiesiger Gegend waren ehedem in den Ellernbrüchern, zum Theil auch auf den Wiesen, sehr viele Vipern; die aber von den Hirten, weil ihre Hunde oft von ihnen gebissen wurden, dadurch sehr vertilgt worden sind, daß sie solche mit ihrer Hirtenkeule, wo sie diese giftigen Schlangen finden, todt schlugen. Sie liegen gemeiniglich an den Stämmen der Ellern, und anderer Bäume an der Sonne, wo sie das ihnen zu nahe kommende Rindvieh, auch die Hunde, gleich anfallen und beißen. Die gebissenen Thiere schwellen alsbald sehr auf, und sterben binnen einigen Stunden; wenn aber selbigen bald Ziegenmilch gegeben wird: so hat man daran das bewährteste Heilmittel. Nie habe ich gesehen oder gehört, daß Pferde bey uns von Vipern gebissen worden wären. Vermuthlich haben die Pferde durch den Geruch eine ihnen sehr widrige Witterung von denselben; sie kommen ihnen daher nie zu nahe. Man kann die Vipern, wenn sie gebähren sollen, von fern ächzen hören; zweymal habe ich auch gesehen, daß die ans Tageslicht gekommenen Jungen ihre Mutter gleich angefallen, und aufgefressen haben.

Schlangenröhre, eine lange, schlangenweise gewundene kupferne Röhre, welche in ein hölzernes Faß (Kühlfaß) dergestalt gesetzt wird, daß das obere Ende an die Röhre des Brennkolbens oder Blasenhuts anstößt; an dem untern Ende aber auf eine Vorlage zu liegen kommt, wodurch das gebrannte Wasser in die Vorlage läuft. Das Faß ist bey dieser Arbeit mit kaltem Wasser angefüllt, damit sich das durch die Röhre abfließende Wasser abkühle.

Schlauch, ein von Bretern, Leder, Leinwand oder dergleichen Materien verfertigter Canal, durch den man eine flüßige Materie an einen gewissen Ort hinzuleiten pflegt, wie z. B. Schlauchspritzen, Weinschläuche, u. s. w.

Schlauchspritze, Schlangenspritze, eine Feuerspritze, die an Statt der Standröhre einen langen ledernen Schlauch oder Schlange hat, damit man die Spritze weit herauf oder in die Ferne kann wirken lassen. Dergleichen Spritzen sind sehr bequem, das Wasser an alle, in Feuer stehende, Orte hinzuspritzen, weil man den langen Schlauch überall hinbringen, und vermittelst des daran angemachten Wenderohrs das Wasser in alle Winkel führen kann.

Schlecht behangen, wird von Hunden gesagt, die keine lange und breite Schlappohren und große Lefzen; sondern nur spitze Ohren und Nasen haben. Schlechte Nase aber ist, wenn der Leit-, Jagd- oder Hühnerhund nicht bald findet, oder zu Fährten kommt, und die Spuren leicht übergeht.

Schlegelarm, ein 8 Ellen langer und 6 – 8 Z. starker Baum, welcher an die Schlegelwelle befestigt wird, und den Preßkeil der Oelladе treibt.

Schlegelwelle, eine 8½ Elle lange und 14 Z. starke Welle, an welcher an der einen Seite der Schlegelarm befestigt ist, welcher den Oelschlegel an den Preßkeil der Oelladе treibt; auf der andern Seite aber, dem

den Schlegelarme gegenüber, ist die sogenannte Scheere befestigt.

Schleife, Schlinge, heißt bey der Jägerey, ein oder mehrere Pferdehaare zusammendrehen, und an dem einen Ende eine Schleife knüpfen; das andere Ende aber durchziehen, und also in die Runde richten, daß sich ein Vogel darinn fangen muß. Man kann sie auch aus Seide oder andern Fäden verfertigen. Wenn das Federwild an dem Halse damit gefangen wird: so heißt man es eine Schlinge; fängt man sie aber an den Füßen: so nennt man es eine Schleife. Die gewöhnlichste Art der Schleifen, womit man nicht nur Feld- oder Rebhühner; sondern auch Wachteln u. dergl. fangen kann, ist folgende. Man macht 3 oder 4 Schleifen an einen Bügel, der an beyden Seiten Spitzen hat, so daß man ihn in die Erde stecken kann. Dergleichen steckt man unterschiedene in die Hecken, Furchen, Fußsteige, ꝛc. solchergestalt, daß wo die Vögel eine Schleife oder Bügel verfehlen, sie in die andere laufen; daselbst kann man sie körnen, sowohl im Winter als auch im Sommer. Um Jacobi lassen sich die Rebhühner am besten fangen, denn da sind sie kaum halbwüchsig, und halten sich daher in Büschen und kleinen Sträuchern auf, woselbst man ihnen nachstellen kann.

Schleifhamen, ein Hamen, welcher dicht auf dem Grunde des Wassers an einer langen Stange fortgeschleift wird.

Schleifreiser, lange Büsche, welche die Fuhrleute bey steiler Wagenspur, wenn sie mit schwer beladenen Karren hergunter fahren, hinten an den Karren hängen, um solchen aufzuhalten, damit er dem Steilpferde nicht zu sehr auf dem Halse liege.

Schleifstein, Wetzstein, ein Stein, der zum Schärfen schneidender Werkzeuge gebraucht wird. Diejenigen, welche auf Schleifmühlen und von Scheerenschleifern und auf dem Lande zum Schleifen der Beile, Aexte und anderer Werkzeuge gebraucht werden, sind große, rund zugehauene, grobkörnige Sandsteine; die feinern und kleinkörnigen Sandsteine werden zum Abziehen der Scheermesser und anderer feiner Instrumente gebraucht; wovon ein Theil nicht rund, sondern länglich zubereitet wird.

Schleiftrog, das Gefäß, worinn der Schleifstein auf seiner Achse hängt, und worein das Wasser, welches den Schleifstein beym Herumdrehen anfeuchten muß, gegossen wird.

Schleifweg, ein schmaler Weg, der in den Feldern gehalten wird, um zur Aerndtezeit Korn und Heu bequem einfahren zu können. Dergleichen Wege nennt man auch Feldwege, zum Unterschiede der Fuhrwege und Heerstraßen.

Schleifzügel, eine Art leichter Zügel für junge Pferde.

Schleim, das Fleischige vor dem Vordersuße des Rindes, welches als ein Schätzungszeichen, daß nämlich ein Rind fett sey, angesehen wird.

Schleimruthen, sind lange, gespaltene, mit den Enden zusammengebundene, Reife, in der Stärke der schwachen Tonnenreife, mit welchen die Röhren der Wasserleitungen durch die Spundlöcher gereinigt werden, und der Schlamm herausgezogen wird.

Schleppen, Schleifen, bey den Schornsteinröhren die Abweichung von der senkrechten Linie, da man die Röhren nach einer schiefen Lage führt.

Schleppen, wenn die Jäger Raubthiere fangen oder schießen wollen: so nehmen sie vorher vom Wildpret oder von Hasen das Gescheide, binden es an einen Fangstrick, und schleifen es, wo dergleichen Thiere wechseln, hin und her, und endlich bis zu dem Platze hin, wo sie es ankörnen wollen.

Schlepper, Hungerrechen, Hungerharke, ein großer, breiter und schwerer Rechen, welcher von Pferden gezogen wird, um die bey dem Zusammenharken und Zubinden der Korngarben liegen gebliebenen Halme oder Aehren damit zusammen zu schleppen.

Schlepphaken, Schleppklammer, ein an der Schleppkette befestigter Haken, welcher in das, von einem Orte zum andern zu bringende, Holz eingeschlagen, und solches dadurch fortgeschleppt wird.

Schleppkette, eine etliche Ellen lange eiserne Kette, mit einem Haken, womit Hölzer von einem Orte zum andern geschleppt werden.

Schleppriegel, an den Deutschen Tassenschlössern der große Riegel, welcher die übrigen in Bewegung setzt.

Schleuder, ein starkes flächsenes oder wollenes Band, oder auch ein lederner Riemen, womit der Mäher die Kornsense an den rechten Arm schleift, damit er sie desto besser in der Hand halten, und damit den Hieb gut ausführen könne.

Schleuderscheibe, eine oben mit einem Haken versehene Scheibe, damit man solche da, wo man sie gebraucht, anhängen kann; woselbst aber auch ein Haken vorhanden seyn muß. Es wird ein Seil um die Scheibe geworfen, und damit werden Lasten in die Höhe gezogen.

Schleuse, ein sehr nützliches Wassergebäude, vermittelst dessen sich das Wasser erhöhen und erniedrigen läßt, damit die Schiffer darauf fortkommen können.

Schlicht, heißt in der Baukunst alles, was ganz glatt gemacht, und ohne Verzierung ist.

Schlichte, die aus Mehl und Fett gekochte Steife, womit die Kette des Leinewebers auf dem Stuhle vor dem Weben mit einer langhaarigen Bürste bestrichen wird. Die Kettenfäden werden dadurch gestärkt, daß sie besser halten, und nicht so leicht reißen. Je schlechter das Garn ist: desto öfter und besser muß die Kette geschlichtet werden.

Schlichthobel, ein großer Hobel, womit die Tischler das Holz eben und glatt machen.

Schließe, Splint, Niet, sind in Gestalt eines gleichschenkeligen Dreyecks platt und dünn geschmiedete Eisenstücke, welche durch das Loch oder Oehr eines Bolzens vorgesteckt, und umgebogen werden.

Schließen, ein Wort, welches verschiedentlich in der Baukunst gebraucht wird. Man sagt einen **Bogen, ein Gewölbe** ꝛc. **schließen,** d. i., den Schlußstein eintreiben, und die Verbindung zuschließen. **Eine Reihe Steine schließen** ist, wenn in einer geraden Mauer der Schluß mit einem Schlußsteine voll- oder aus-

ausgefüllt wird. Ferner sagt man, eine Thür oder Fenster in vollem Zirkel, oder geradem Sturz schließen; und endlich heißt: eine Werkstatt oder einen Bauhof schließen, entweder aus Mangel der Arbeit, oder wegen der Winterkälte, oder aus einer andern Ursache aufhören zu arbeiten.

Schließhake, Krampe, ein kleines Stückchen aufgenietetes Eisen, worein der Riegel bey dem Zuschließen eingreift, oder eintritt.

Schließkappe, ein Stück Eisen an den Französischen Schlössern, in Gestalt eines vierseitigen Kastens, der an der Thürpfoste befestigt ist, und in dessen Löcher der Riegel des Schlosses fällt.

Schließsäge, eine gemeine Handsäge von mittlerer Größe, deren Zähne nicht stark geschrenkt sind, weil Stücken damit geschnitten werden, welche genau passen und anschließen sollen.

Schlingbaum, Viburnum. Diese Pflanzengattung begreift schöne, theils im Winter unbelaubte; theils immergrüne Blumensträucher unter sich.

1) **Gemeiner Schlingbaum mit herzförmigen, ausgezähnten und unterwärts wollichten Blättern, Pappelstrauch, Schling- oder Bandelweide, Mehlbaum, Roth- oder Wegschlinge, Schlungbeer, Bügelholz, Schwindelbeerbaum, Holderhetteln,** V. Lantana L. **Vaterl.:** in dem wärmern Europa; aber auch in Schwaben, Franken und an andern Orten; am häufigsten im thonartigen Grunde; **Stamm:** holzig, ästig, 20 F. hoch und darüber; **Zweige:** lang, sehr biegsam, schießen in einem Jahre oft beynahe 6 F. lang in die Höhe; **Blumen:** weiß, in großen Dolden. Sie hinterlassen Büschel von Beeren, welche nicht wenig verzierend sind, weil sie anfangs eine feine rothe Farbe haben, und nachher eine tiefe schwarze Farbe annehmen. Der Baum kommt in einem mittelmäßigen Boden gut fort, und verlangt keine Wartung. Die Vermehrung geschieht sowohl durch den Saamen, der im Herbste eingelegt wird, als durch abgesenkte Aeste. Das Holz giebt feine und zähe Bände zu kleiner Böttcherarbeit; auch zum Aufbinden des Reisholzes. In Schwaben werden die starken, biegsamen Zweige an den Leitern der Ackerwagen, und in Franken solche zu Bügeln an den Vogeldohnen gebraucht. Die Lauge der Blätter färbt das Haar schwarz, und ist dem matten kranken Rindviehe zuträglich. Die Beeren werden, wegen der großen Vögel, in den Wildbahnen sehr geachtet. Die gesottene, in der Erde einige Zeit macerirte, Rinde der Wurzel und des Stamms giebt einen guten Vogelleim.

2) **Canadischer Schlingbaum mit glatten gezähnten Blättern und geänderten Blüthstielen,** V. Lentago L. Die ältere Rinde ist braun; die jüngere etwas gelblicher, und in beyden Fällen mit erhabenen Puncten versehen. Die Blumen sind weiß. Auch diese Art dauert bey uns im freyen Lande den Winter über aus.

3) **Americanischer Schlingbaum mit rundlichen ausgezähnten und glatten Blättern, pflaumenblätteriger Schlingbaum,** V. prunifolium L. Die Blumen sind in großen Dolden weiß; die schwärzlichen Beeren werden von den Nordamericanern gegessen.

Bey

Bey uns hinterlassen die Blumen selten Beeren, die noch seltner reif werden.

4) Americanischer Schlingbaum mit eyförmigen ausgezähnten und gefaltenen Blättern, V. dentatum L., ist der vorhergehenden Art sehr ähnlich; die Rinde ist aber grau, und die Blätter am Rande gleichsam gefalten.

5) Virginischer Schlingbaum mit glatten ungezähnten Blättern, V. nudum L. Stamm: 10—12 Fuß hoch; Rinde: röthlich, oder purpurroth; Blätter: lanzetförmig-eyrund, auf der Oberfläche lieblich leuchtendgrün; auf der Unterfläche bläßer. Den Saamen erhält man, weil solcher bey uns nicht reif wird, aus America. Man hat hievon eine Sorte mit immergrünen Blättern.

6) Immergrünender Schlingbaum, Lorbeertinus, wilder oder Bastardlorbeer, V. Tinus L. Vaterland: Portugal, Spanien, Italien; Blumen: überall an dem ganzen Strauche, zahlreich in großen doldenförmigen Büscheln, weißlich und roth, vom Jan. bis in den März oder Apr. Die Beeren purgiren mit der größten Heftigkeit, und sollen leicht eine Entzündung im Halse veranlassen. Bey uns unterhält man dieses Bäumchen zur Zierde in den Gärten, besonders wegen der zeitigen Blüthe. Man unterhält es, weil es unsre Winter nicht aushält, entweder immerfort in Töpfen; oder verpflanzt es im Frühjahre in das Land, und setzt es gegen den Herbst wieder in Töpfe. Es verlangt nur wenig Wärme im Glashause; aber freyen Zugang der Luft und Wasser; sonderlich im Sommer. Künstliches Beschneiden will es nicht vertragen. Die Vermehrung geschieht durch Ableger oder Wurzelschößlinge. Man hat viele Sorten, die sich am meisten durch die Blätter unterscheiden.

Schlingbaum, Mehlbaum, ist bey den Getraidemühlen dasjenige Stück Holz, in welches, wo der Lauf daran stößt, das Mehlloch gemacht ist, damit das gemahlene kleine Getraide durch solches in den Beutel laufen, und das Mehl von den Kleyen geschieden werden könne.

Schlitz, Vertiefung, in der Baukunst alle Vertiefungen, die zur Verzierung dienen, sie mögen krumm, oder nach einem Winkel gemacht seyn.

Schlitzen, sind in den Tragebänken der Mahlmühlen 17 Z. lange und 2 Z. breite durchgemeißelte Löcher, worinn ein Theil des Steges eingesteckt wird.

Schlitzen, wenn von dem Tischler 2 Stücke Holz nach einem rechten Winkel eingesetzt werden sollen: so erhält das eine Stück an einem Hirnende einen Zapfen; das andere aber auch an dem Hirnende einen Schlitz, d. i., eine Oeffnung, die so breit ist, als der Zapfen.

Schlitzfenster, ein Fenster in Gestalt eines Schlitzes, d. i., eine lange schmale Oeffnung in der Mauer, um dadurch Licht zu gewinnen.

Schlitzgraben, in einigen Gegenden ein kleiner schmaler Graben, die Wiesen dadurch zu wässern.

Schlope, ein Einriß vom Wasser in Deichen, Canälen, u. s. w.

Schloß, im Ziegelofen diejenigen Reihen Mauersteine, welche die Gewölbe über den Schlusten oder Feuerlöchern schließen, und worauf nachgehends die Dachsteine gesetzt werden.

Schloßband, derjenige Reif, welcher bey dem Aufsetzen eines Fasses oder einer Tonne über den Setzband getrieben wird, und die Stäbe nach dem Bauche zusammenhält.

Schloßblech, sind an einem Französischen Schlosse der Boden und die aufgerichteten Bleche an der Seite, daß alles aus einem Stücke gebogen ist, und worein die Theile des Schlosses zu liegen kommen. Auch nennt man so das künstliche ausgehauene Blech, womit das Schlüsselloch einer Thüre beschlagen und verziert wird.

Schloß des Reifs, die beyden eingeschnittenen Haken an den beyden Enden eines Reifs, wodurch der Reif, wenn er um ein Gefäß gelegt werden soll, zusammengehalten wird; es wird nämlich ein Haken in den andern gelegt, und die vorspringenden Enden vor den Haken werden mit einander verbunden, so daß der Reif zusammenhalten muß.

Schloßen, Hagel. Wenn die Regentropfen in solche Gegenden des Luftkreises gelangen, welche vorzüglich kalt sind: so verwandeln sie sich in kleine Eisklumpen, die wir Schloßen, auch Hagel oder Hagelkörner, nennen. Meistentheils sind die Schloßen nicht ganz rund, sondern etwas eckig; bald durch-, bald nicht durchsichtig. Die undurchsichtigen scheinen aus zusammengebackenen, und mit einer Eisrinde überzogenen, Schneeflocken zu bestehen. Die verschiedene Größe der Körner kommt theils von der verschiedenen Höhe, von welcher die Regentropfen herunterfallen; theils auch von ihrer Menge, und der verschiedenen Beschaffenheit des Windes her, vermöge welcher sich bald mehrere, bald wenigere Hagelkörner an einander hängen und zusammenwachsen. Daß der Hagel meistens nur im Sommer, und selten im Winter fällt, kommt daher, daß der Luftkreis im Winter viel zu kalt ist, als daß die in der Luft schwimmenden wässerigen Dünste in starke Tropfen sollten zusammenfließen können; hingegen herrscht in den obern Gegenden des Luftkreises auch mitten im Sommer solche Kälte, die noch mehr beträgt, als der zum Gefrieren erforderliche Grad; wie allen denjenigen bekannt ist, welche in den heißesten Tagen hohe Berge erstiegen, und auf deren Gipfeln eine unerträgliche Kälte empfunden haben. Da der Hagel nur immer strichweise geht: so wird dadurch eben keine Korntheurung verursacht; aber die Oerter, wo er hintrifft, und das Getraide zerschlägt, leiden desto mehr; auch wäre es zu wünschen, daß überall Hagelsocietäten errichtet würden, um die verhagelten Oerter zu entschädigen.

Schloßnägel, halbe, sind etwas kleiner, als die

Schloßspicker. Diese, die auch ganze Schloßnägel genannt werden, haben einen runden ebenen Kopf, der gegen die Spitze vierkantig; gegen den Kopf zu aber flach ist.

Schloßtritt, ist der Tritt, welcher, wenn der Hirsch von seinem Lager aufsteht, mitten in demselben gefunden wird. Er macht diesen Tritt mit dem rechten Vorderfuße, welchen er unter sich gelegt, und im Aufstehen sich darauf gestemmt hat. Hieran erkennt man den Hirsch vor dem Thiere; denn dieses tritt beym Aufstehen mit dem linken Fuße zur Seite hinaus.

Schloßzirkel, ein eiserner oder hölzerner Zirkel, der mit einem Bogen ver-

sehen ist, welcher in dem einen Schenkel befestigt, in dem andern aber verschoben werden kann; und einem kleinen Federzirkel gleicht. Mit diesem Zirkel bestimmt der Böttcher den Umfang eines Bodens zu einem Faß oder einer Tonne.

Schlotterfaß, Wetzkize, ein länglich rundes hölzernes Gefäß, fast eine halbe Elle lang und einen Arm stark, darein der Mäher oder Schnitter seinen Wetzstein mit etwas Wasser thut, und solches mit einem Riemen um den Leib bindet.

Schluft, ein Ort, wodurch ein Thier seinen Gang und Schlich nach einem Felde, Weinberge, u. dergl. nimmt, es sey nun ein Gehege, eine Hecke, oder ein Wasser, u. s. w.

Schluft, der Raum zwischen zwey Bänken eines Ziegelofens, welcher bis an das Schloß leer gelassen wird, das Feuer darinn zu machen.

Schluftlöcher, sind die in der Ziegelmauer eines vollgesetzten Ziegelofens vor jeder Schluft gelassenen Schürlöcher, durch welche das Holz in die Schluften geworfen wird.

Schlund, der Einlauf des Wassers in das Gerälle des Mühlengerinnes.

Schluß, heißt bey der Jägerey, wenn der Hirsch beym Treten mit den Hinter- und Vorderfüßen so genau zusammen kommt, daß man meinen sollte, der Tritt wäre nur mit der Schaale des Vorderfußes gemacht. Es ist eins der besten Zeichen, den Hirsch vor dem Thiere zu erkennen.

Schluß- oder Schloßbalken, ein Balken, welcher den Schluß eines Daches macht, und in welchem die Sparren zusammengehen.

Schlußstein, Keil, der oberste Stein im Mittel eines Schwibbogens, welcher vor andern Gewölbsteinen hervorsteht, und oft verziert wird. Auch bey den geraden Sturzen und Gewölbern geschieht die Schließung durch Schlußsteine.

Schmiege, heißt, wenn die Mauern zu beyden Seiten einer Fenster- oder Thüröffnung schräge, oder geschmiegt gemacht werden, damit durch das Fenster mehr Licht einfallen, oder ein Thürflügel weiter geöffnet werden könne.

Schmiege, ein aus zwey, an einem Nagel befestigten, Richtscheiten bestehendes Instrument, damit man nach allerley Winkeln die Richtscheite eröffnen könne, wenn man Winkel, oder Ecken an den Gebäuden, oder anderswo, abnehmen will.

Schmielen, Schmeelen, nennt man gemeiniglich diejenigen Grasarten, welche das Geschlecht Aira ausmachen. Der Kelch umgiebt 2 Blüthen, und besteht aus 2 eyförmigen, spitzigen, einander ähnlichen, Bälgelchen; die beyden Spelzen, welche zu jeder Blume gehören, haben mit dem Bälgelchen gleiches Ansehen. Das Uebrige kommt mit den meisten Gräsern überein. Die bekanntesten und nützlichsten Arten sind folgende.

1) **Wasserschmiele mit stumpfen über die Bälgelchen vorragenden Spelzen, Wasserhirse, Süßwassergras, Quellgras, süßer Miliz, Milenz,** A. aquatica L. Man erkennt diese Art hauptsächlich an den flachen Blättern der ausgebreiteten Blüthrispe, und den glatten, stumpfen oder nicht grannigen Spelzen, welche länger, als die Kelchbälgelchen sind. Gleditsch hält diese Art für das rechte **Milzgras,** und erinnert, daß

es

es von dem größern oder gemeinen Miliz, Poa aquatica L., ganz verschieden sey; auch schätzt er es sehr hoch, denn er schreibt von demselben also: Diese Pflanze ist fast unter allen Deutschen Gräsern, dem Ansehen nach, eine der schönsten; sie ist die süßeste und nahrhafteste unter dem Bruchheue, welchem sie nebst dem Wasserrispengrase, Poa aquatica, die eigentliche Kraft und den Vorzug giebt; wächst auf allen nassen Triften, wo sich die kalten Sprünge und kleinen Bäche finden; in dem allerschwammigsten, fettigsten, auch salzigen Boden, wo sie, ungeachtet einer Höhe von zwey bis drittehalb F., doch süß und saftreich gefunden wird; daselbst aber, wo sie unter dem andern dicken Grase stehet, ist sie niedriger, und vergeht, wenn die Wiese durch tiefe Graben trocken gemacht worden ist. Die Wurzel ist sonst ausdauernd.

2) Ackerschmiele mit grannigen und wolligen Spelzen, hohe Ackerschmiele, Ackerstraußgras, Ackerwindhalm, A. cespitosa L. Man erkennt diese Art an den flachen Blättern, der ausgebreiteten Blüthrispe und den Spelzen, welche unterwärts haarig, und mit einer kurzen, geraden Granne versehen sind. Die Wurzel ist ausdaurend. Sie wächst auf fruchtbaren Wiesen und feuchten Aeckern; breitet sich weit aus, und staudet stark, wenn der Boden gut ist. Wo in tief gelegenen Gegenden Waizen gebauet wird: da verdirbt dieses Gras in nassen Wintern und Frühjahren die ganze Waizenärndte. Es überwächst den Waizen, lagert sich mit selbigem bey starkem Regen, und macht, daß manchmal kaum die Aussaat wieder gewonnen wird. Das trockne Futter taugt nicht viel, das Vieh kommt dabey zurück, weil die Grannen in dem Zahnfleische sich einhäkeln, die Kinnbacken wund oder roh reiben, so daß Pferde und Rindvieh die Freßlust darüber verlieren. Es kann nicht ausgerottet, nur durch fleißiges Eggen in trocknen Sommern vermindert werden, weil das kleinste, im Acker bleibende, Fäserchen fortwuchert; auch ist dies die Ursache, daß man auf niedrigen Aeckern, im Moorgrunde, erst im October den Waizen einsäet, damit derselbe dem Windhalme den Vorsprung abgewinne; welches aber nicht geschehen könnte, wenn die Aussaat früher unternommen würde. In den sogenannten Buschdörfern des Sächs. Amtes Belzig und der angränzenden Gegend der Mark ist dieses Gras das allerbeschwerlichste Unkraut auf dem Acker, und die Wurzeln werden daselbst mit dem Namen Pähden (fast die einzigsten Graswurzeln daselbst) bezeichnet. In obbenannten Gegenden sind auch die Wiesen stark mit dem Windhalme angefüllt; wenn solcher vor der Blüthe, ehe die Grannen herauskommen, abgemähet werden kann: so hat man daran ein sehr gutes und kräftiges Heufutter.

3) Drahtschmiele mit borstigen Blättern und gebogenen Blüthstielen, A. flexuosa L., wächst in sandigem und steinigem Boden. Der Halm ist fast nackend; die Spelzen tragen eine starke Granne.

4) Grauschmiele mit borstigen Blättern und gebogenen Blüthstielen, A. canescens L. Die Wurzel ist ausdaurend, und die ganze Pflanze sieht bleich aus. Die Blätter sind haar- oder borstenartig, und das oberste umgiebt die Rispe unterwärts als eine Scheide. Die Granne an den Spelzen ist unten dick und braun; in der Mitte mit kleinen Zähnchen besetzt, und oben dünn, weißlich. Die

Rispe ist, ehe sie aufblühet, röhrenförmig. Diese Pflanze ist, wie Gleditsch anmerkt, der sogenannte rechte Bocksbart in der Mark Brandenburg, und wird von den Schäfern für eine den Schaafen sehr gesunde Weide gehalten. Er überzieht den unfruchtbaren Sand sowohl, als dergleichen trockene Felder; auch befindet er sich in solchem geackerten Lande überaus wohl; nur nicht in gutem und fettem Boden.

5) Kleine Schmiele mit borstigen Blättern und von einander abstehenden grannigen Blüthen, Nägeleinschmiele, klein Nägleingras, Silbergras, Augentrostgras, A. caryophyllea L., ist jährig und unter allen inländischen Gräsern fast das feinste; man findet es in Heiden, auf Feldern und Bergen.

Schnacken, Culex L. Ein Insectengeschlecht, welches in unsern Gegenden mit dem Namen **Mücken** belegt wird. Die gemeinste und bekannteste Art ist, die von dem Schwedischen Naturforscher Linäus Culex pipiens, Singschnacke, genannt wird. Das stechende Werkzeug befindet sich nur bey dem Weibchen, das einen langen Rüssel hat. Diese Thierchen sind in stäter Bewegung. Wenn sie ihre Eyer legen wollen: so begeben sie sich an ein stehendes Wasser, und setzen sich auf ein schwimmendes Blatt, oder einen andern Körper, weil die Larven sich im stillstehenden Wasser aufhalten, wo sie sich von Wasserflöhen und andern kleinen Insecten ernähren. Die großen Schnacken machen, unter dem Namen Langfuß, ein eigenes Geschlecht aus. Außer diesem giebt es noch ein anderes Geschlecht von Schnacken oder Mücken, die man Hüpfer, Empis L., nennen kann. Sie fliegen in großer Menge des Abends herum, und machen eine tanzende Bewegung. Die Farbe ist gemeiniglich aschgrau oder schwärzlich; doch findet man auch eine ziegelrothe Art, die sich in dem Miste aufhält, und von den jungen Enten und jungen Küchlein auf den Misthöfen begierig aufgesucht wird.

Schnäpel, ein der Zerte nicht gar unähnlicher Fisch, welcher in der Alten Mark Brandenburg, in der Elbe, auch im Lauenburgischen häufig gefangen; zu uns, im Rauche oder an der Luft gedörrt, hergebracht, und, als eine delicate Speise, mit kleinen Rüben gekocht, auf vornehmen Tafeln gespeiset wird.

Schnarre, sonst auch **Mistel-drossel, Mistler, Ziemer** genannt, ist die gemeine Benennung der großen Drossel, Turdus viscivorus maximus. Es ist nur eine Gattung derselben; denn die vorgegebene größere Art betrifft nur die größern Vögel dieser Art, die spät im Herbste zu uns kommen, und, wegen ihrer Fettigkeit, größer scheinen. Der Vogel singt schon im Febr., sobald der Schnee weggeht; aber gleichwohl nicht über 6 — 7 Wochen. Er bleibt im Winter bey uns, und nährt sich von Wachholder- und Mistelbeeren, auch allerhand kleinem Gesäme, z. B. von Ellern, Kiefern, u. s. f. Er wird meistens auf den Sangheerden, auch in den Dohnen und Schlingen; in letztern aber meistens sehr häufig, wenn die Erde mit Schnee bedeckt ist, gefangen. Das Wildpret dieser Vögel ist weniger delicat, als das der andern Krammetsvögel; wird aber doch geachtet, weil man im Winter das Bessere nicht haben kann. Sie halten sich im Winter in großen Haufen beysammen; es ist daher nichts Seltenes, daß

zur Schneezeit einige Schock an einem Tage in den Dohnen gefangen werden; man kann sie auch im Käfig viele Jahre mit Hirsenkleyen, in Milch geweicht, erhalten. Sie nisten im Schwarz- und Laubholze; setzen ihr Nest auf die Gabeln der Stämme und der weit abstehenden Aeste, bald hoch bald niedrig; brüten zweymal 3—5 Junge aus, die sie mit Würmern und allerley Insecten nähren. Außer dieser Drosselart bekommt den Namen Schnarre noch eine Art der Rallen, die man gemeiniglich Wachtelkönig zu nennen pflegt.

Schnarren, wird von der Hohlkrähe oder dem Schwarzspecht gesagt, wenn er mit seinem Schnabel so hart an die dürren Bäume schlägt, daß es einen vernehmlichen trillenden Laut giebt.

Schnecke, Schnörkel, wird der nach einer Schneckenlinie gebildete Zierath geheißen, der bey allerhand Grotesquen gebraucht wird.

Schneckenbohrer, ein Bohrer mit gewundenen Schärfen, und überdies noch mit einer schraubenartigen Spitze versehen. Er wird von den Stellmachern und beynahe von allen übrigen Holzarbeitern gebraucht; auch ist er nur auf einer Seite verstählt.

Schneckengewölbe, ist das um eine Spindel herumlaufende und schräg aufsteigende Gewölbe bey einer Wendeltreppe, welche gemauert ist.

Schneckenklee. Es ist zwar nicht bey allen Arten der Medica oder Medicago die Frucht schneckenförmig gewunden, und nicht bey allen sichel- oder mondförmig; sie lassen sich aber vereinigen, daß es also gleich viel seyn kann, ob man Mond-, Sichel- oder Schneckenklee zum Geschlechtsnamen wählt.

a) Strauchige Art:

1) Baumartiger Schneckenklee, grauer standiger dreyblätteriger Mondklee, M. arborea L. Vaterl.: Neapel, Rhodus; Stamm: 6—8 Fuß hoch, die jungen Schößlinge mit einem silberweißen Filze bekleidet und stark belaubt; Blätter: immergrün, auf der Unfläche weißlich und filzig, doch nicht so sehr, als die jungen Zweige; Blumen: in lang gestielten Trauben, schön glänzendgelb; Hülsen: mondförmig, glatträndig. Die eigentliche Flor ist im Apr. und May; man findet ihn aber auch in Gewächshäusern den ganzen Winter noch blühend. Er ist etwas zärtlich, und erfriert in strengen Wintern; daher man allezeit einige Stöcke in Töpfen unterhalten, und solche in ein Glashaus stellen muß; im freyen Lande wächst und blühet er aber stärker, als in Töpfen.

b) Einjährige Arten:

2) Jähriger gestreckter Schneckenklee mit vielfach gewundener Hülse, wahrer Schneckenklee, M. polymorpha L. Vaterland: das südlichere Europa; Stengel: krautartig, gestreckt; Blätter: bald größer, bald kleiner; Blumen: gelb, vom Anfange des Sommers bis zum Ende des Herbstes. Man hat hievon ungemein viele Sorten, welche, vornehmlich wegen ihrer sonderbaren Hülsen, in die Lustgärten aufgenommen werden, und in jeder Gartenerde fortkommen. Der Saame wird am Ende des Märzes oder im Anfange des Apr. gelegt; auch noch zu Ende genannten Monats, um den Klee noch länger in der Blüthe zu haben.

3) Gestrahlter Schneckenklee, M. radiata L. Vaterland: Italien; Stengel: schwach, kaum 1 F. lang; Blätter: dreyfach, ein wenig weißgrau; Blumen: gelb; Hülsen: nierenförmig, am Rande gezähnt.

4) Gekräuselter Schneckenklee, M. circinata L. Vaterland: Spanien, Italien; Stengel: gestreckt, 1½ F. lang; Blätter: gefiedert, weißgrau; Blumen: goldgelb; Hülsen: nierenförmig, am Rande gezähnt.

5) Hopfenlucerne, M. lupulina L. Vaterland: Europa, auf Wiesen; Stengel: gestreckt, 6—8 Zoll lang; Blätter: dreyblätterig; Blumen: gelb, vom May an den ganzen Sommer hindurch; Hülsen: nierenförmig, einsaamig. Es ist diese Art von dem aufrechtstehenden Hopfenklee (s. dens.) gänzlich unterschieden; obgleich beyde einander ganz ähnlich sind. Der letztere verdient ungleich mehr den Anbau, als ein sehr gutes Futterkraut. Diese 3 Arten werden, wie die vorhergehende zweyte Art, cultivirt.

c) Perennirende Arten:

6) Meerstrandsschneckenklee, M. marina L. Vaterland: die Ufer des mittelländischen Meeres; Stengel: gestreckt, filzig, 1 F. lang; Blumen: in kleinen Trauben, glänzendgelb; Hülsen: schneckenförmig, stachelig.

7) Schwedische Lucerne, Sichel- oder Ackerklee, gelber Steinklee, M. falcata L. Vaterland: Europa, auf sonnigen, trocknen Wiesen; Stengel: darnieder liegend, 1½ F. lang; Blätter: dreyblätterig, die Blättchen lanzettförmig; Blumen: in Trauben, gelb, ohne Geruch; Hülsen: mondförmig, hat gemeiniglich 4 Saamen. Diese Art ist, besonders wenn sie noch jung ist, ein sehr gutes Futterkraut; da sie aber gestreckt liegt, besser zum Abweiden, als zum Abmähen. Die Bienen finden auf den Blumen sehr gute Nahrung; auch sind sie jenen zur Sammlung weit bequemer, als viele andere Blumen, in welchen der Kiel allzufest verschlossen ist.

8) Lucerne, Spargel- oder Schnecken- oder ewiger Klee. Diese Sorte ist das berühmte Futterkraut, welches seit 20—30 Jahren in den meisten Deutschen Ländern sehr stark angebauet wird. Diese Kleeart erfordert in einem warmen Lande einen festen Boden, um von der Sonnenhitze nicht zu wenig zu treiben; in kalten Gegenden ist ihr ein sandiger hitziger Boden zuträglich. Wo die lange Wurzel mit der Spitze auf Nässe oder Wasser stößt, da geht sie bald aus. Auch auf einem sehr gras- und krautartigen Boden, auf welchem der Windhalm einheimisch ist, hat es mit der Lucerne keinen langen Bestand; wenn schon das Land von Quecken gut gereinigt worden. Die Aussaat geschieht zu Ende des Märzes oder zu Anfange des Aprils. Die jungen Pflanzen müssen, wenn sie aufgegangen sind, vom Unkraute gut gereinigt, und daher das Jäten im ersten Jahre, so oft es nöthig ist, wiederholt werden. Im ersten Jahre pflegt man die Stöcke, bis in den August, ungestört wachsen zu lassen, bis sie etwa 2 F. Höhe erreicht, auch Blüthen ausgetrieben haben; alsdann kann das Abmähen geschehen, und zu Ende des Sept. wiederholt werden. Im zweyten Jahre wird das Kraut schon im Jun. die Blüthe hervortreiben, und kann alsdann zum ersten Male geschnitten werden. Vor der Blüthe soll das Abmähen nie geschehen, weil das Vieh die Blüthen am liebsten frißt. Zu Anfange des Aug. und

und zu Ende des Sept. wird das Abmähen wiederholt werden, und die Stöcke verstärken sich nun von Jahr zu Jahr, so daß endlich 4 — 5 Aerndten im Jahre werden erfolgen können. Da die Pflanze 10 — 30 und mehrere Stengel treibt: so muß der sehr feine Saame nicht so dick, als der gemeine Klee und dessen Arten, gesäet werden; auf einen Morgen von 120 Quadratruthen etwa 8 — 9 — 10 bis 12 Pfund Saamen.

Schnee. Da jeder die Bedeutung des Worts weiß: so ist nur von der Entstehungsart desselben, nebst einigen andern merkwürdigen Umständen, Folgendes zu bemerken. Der Schnee entsteht nämlich, wenn die feinsten wässerigen Dünste, welche in der Luft schweben, in dem Augenblicke, da sie einander anziehen, um Tropfen zu bilden, in Eis verwandelt werden. Die meiste Zeit, zumal wenn es windig ist, fallen nur unordentliche, aus kleinen Schneespitzen zusammengesetzte, Flocken, die gemeiniglich desto größer sind, je geringer der Grad von Kälte ist. Bey sehr stillem Wetter besteht der Schnee größtentheils aus einzelnen kleinen Sternchen von einer sehr regelmäßigen und mannichfaltigen Gestalt. Uebrigens ist der Schnee ein so leichter und lockerer Körper, daß er bisweilen einen 12 — 20mal größern Raum einnimmt, als das Wasser, worein er durch die Wärme verwandelt wird; er schickt sich daher sehr gut zu einer Bedeckung der Saat und anderer zarter Pflanzen, welche sonst, wenn er mehr Schwere hätte, zerdrückt werden müßten. Er reinigt im Herabfallen die Luft auf eine ausnehmende Art, und bringt viele fruchtbar machende Theilchen auf die Erde herab. Kann man gleich den Schnee eine Säugamme der Saaten nennen: so ist er doch eine Stiefmutter derselben, wenn er an die 3 Monate oder länger liegen bleibt.

Schneebrüchiges Holz, dasjenige Holz, welches von dem starken aufliegenden Schnee zu Boden gedrückt ist.

Schneegarn, ein Garn zur Winterszeit, wenn es stark geschneyet hat, das bey dem Rebhühnersange so gut, als der Tyras im Sommer, gebraucht wird.

Schneehauben, zweyerley Netze. Die erste Gattung wird spiegelig, mit einem Himmel und etlichen Einkehlen, viereckig, gestrickt; die andere Gattung ist rund, und wird an einem eisernen Ringe, etwa 2 Z. weit, gestrickt, und in einen großen Reif gebunden. Beyde werden im Schnee aufgestellt, und die Feldhühner zuvor dahin angekörnt.

Schneehuhn, ein allgemeiner Name der wilden Hühner, welche rauhe, wollige, haarige, oder federige Füße haben, und über den Augen roth sind.

Schneeviole, Schneetröpflein, Merzblume, weiße Hornungsblume, Sommerthierchen, Galanthus nivalis L., eine unsrer gemeinsten Blumen. Die Wurzel vermehrt sich ohne alle Wartung fast allzuhäufig; damit dieses nicht geschehe, und die Blüthe desto besser erfolge: pflegt man die Wurzeln alle 2 — 3 Jahre in den Sommermonaten auszunehmen, von einander abzusondern, und alsbald, oder nach einiger Zeit, wieder einzeln, doch dicht an einander, einzusetzen, damit sie zur Blüthzeit, die im März erfolgt, desto besser in die Augen falle. Man hat eine Spielart mit gefüllter Blume, welche etwas später blühet,

sich auch nicht so häufig, als jene, vermehrt. Je häufiger die innerlichen, kleinern, grüngeflecken Blätter sind: desto schöner ist ihr Ansehen; sie hat aber keinen Geruch.

Schneidebank, eine Bank, worauf die mit dem Schneidemesser zu beschneidenden Hölzer festgehalten werden, und die auf jedem ländlichen Hofe sich befinden muß.

Schneideholz, beym Forstwesen unter dem hochstämmigen Laubholze diejenigen Bäume, welche sich gern schneideln, d. i., ihre Aeste, von dem untersten bis zum obersten, ja auch wohl zugleich ihre Gipfel mit, aus- und abhauen lassen, so daß nichts als der Stamm stehen bleibt, welcher wieder ausschlägt, und neues Holz und Aeste treibt. Dieses Schneideln ist meistens da gebräuchlich, wo ein Holzmangel ist; insgemein aber werden die in Brahnen an Wiesen und Holzrändern, in Gerührichten, an Gärten und in Hecken stehenden Bäume geschneidelt, und solches, nachdem das junge Holz geschwind oder langsam wächst, alle 3 — 6 Jahre wiederholt. Das beste Schneidelholz sind die Linde, Birke, Erle, Esche, Ahorn, Pappel, Weide, Ilme oder Rüster. Will man man junge Eichen, die aber nicht unter 20 Jahr seyn müssen, schneideln: so müssen die Zweige eine Elle lang und darüber, besonders oben am Gipfel, abgeschnitten werden; sonst können sie leicht inwendig von der Nässe oben hinein faulen, und dereinst beym Abhauen, Statt des festen Kerns, inwendig Mulm oder Erde haben. Auf diese Weise behandle ich meine Eichen; sie werden am Stamme von Zeit zu Zeit stärker und länger, und man hat an den lang gelassenen Aesten eine Treppe bis an den Gipfel heran, um die neuen Zweige an den stehen gebliebenen Aesten künftighin, als das junge Schneidelholz, ohne eine angelegte Leiter gut abzuschneiden. Das Nadelholz kann das Schneideln nicht vertragen.

Schnellen, mit dem Hängeseile den Leithund schnellen, um ihn zu strafen, wenn er auf der Fährte laut werden will.

Schneller, 1) die Biegel oder Bogen zu den Aufschlägen in den Vogelschneißen; 2) auch gewisse Stellungen, für die Vogeldiebe in die Schneißen zu legen.

Schnellfalle, eine krumm gebogene Stange, die bey der geringsten Berührung in die Höhe schnellt, und das Thier fängt.

Schnellgehend, ein Stamm, der nicht gerade in die Höhe, sondern etwas gedreht gewachsen, und daher, als nicht gleichspaltig, zu Schindeln, Schleußen ꝛc. untauglich ist.

Schnellschleife, diejenigen Seile, womit das Vogelgarn zum Zusammenschlagen in Schwung gebracht wird.

Schnellwaage, eine besondere und bequeme Art, da man mit einem einzigen Gewichte, z. B. mit einem Pfundstücke, eine Last von mancherley Schwere abwiegen kann; da man sonst bey einer gemeinen Waage zu einer jeglichen besondern Schwere auch gleich viel Gewicht zum Gegengewicht einlegen muß. Der Unterschied und Vortheil bestehen in der ungleichen Länge eines Wagebalkens. Es wird an den kurzen Arm die Waare, oder das, was gewogen werden soll; an den langen Arm ein Gewicht, nach der auf dem Arme befindlichen Abtheilung, gehängt und fortgeschoben, bis es sein Gleichgewicht mit der

der zu wiegenden Waare bekommt. Noch eine Schnellwaage andrer Art ist diese, da man die Achse mit der Waag-Saale, oder den Haken zur Last der Hauptachse näher bringen, oder davon entfernen kann.

Schnellwaage, schnelle, wird so genannt, weil sie weit empfindlicher ist, als andere Schnellwaagen, da die Last dem Ruhepuncte wohl 5 — 6 Mal näher steht, als das Gegengewicht; daher wenn dieses 1 Gran ist, die Waare nur $\frac{1}{6}$ Gran, oder, je nachdem der Balken lang ist, noch weniger seyn kann. Sie ist so eingerichtet, daß man sie in einem Futterale bey sich tragen kann.

Schnepfe, ein bey uns nicht unbekannter Vogel, der unter die Delicatessen zu rechnen ist. Alle Arten haben lange Beine, weil sie ihre Nahrung an sumpfigen und wässerigen Orten suchen; sie haben einen sehr leichten Gang; aber schweren Flug. Sie fressen lauter Würmer aus den Morästen; haben auch deswegen lange, dünne Zehen, mit welchen sie ganz gemächlich über das sumpfige Erdreich weglaufen können. Sie fliegen Morgens und Abends aus, ihre Nahrung zu suchen; halten sich am liebsten in feuchten Wäldern, und andern, mit Hecken umgebenen, Bächen auf, wo sie ihre Nahrung in der Erde finden.

1) **Waldschnepfe,** gemeine **Busch-, Holz-, Bergschnepfe.** Ist die größte Schnepfe, nicht ganz so groß, wie ein Rebhuhn, wird, wegen ihres vortrefflichen Fleisches, auf den Tafeln gar sehr geachtet. Dieser Vogel sieht beym Gehen nicht so groß aus, als er wirklich ist, weil er sich niedrig macht, und gleichsam auf dem Bauche geht. Diese Schnepfe hält sich in Wäldern und jungen Schlägen auf, wo nicht weit davon Feld, Heiden oder Wiesen liegen, da sie sich zur Nachtzeit hin begeben kann. Sie streicht bey nebeligem Wetter zur Herbstzeit, vornehmlich des Nachts, aus wärmern Gegenden, Futters halber, zu uns, und zieht mit dem Anfange des Frühlings wieder bey uns durch, und zwar nach kältern Gegenden und an dergleichen Orte, wo sie brütet; doch bleiben oftmals einige von ihnen bey uns zurück, und brüten an schicklichen Oertern, nämlich an sumpfigen Stellen, in Holzschlägen, u. s. w. Ziehen sie aber nach einem kältern Striche hin: so sie suchen daselbst zum Nisten die hohen Berge, und zwar die Mitternachtseiten; auch legen sie etwa 4 Eyer. Diese Schnepfen vermehren sich nicht so häufig. Ihre Art kann füglich erhalten werden, weil sie nicht in Schaaren; sondern nur paarweise ziehen, ihren Strich mehrentheils nur zur Nachtzeit halten, und bey Tage nur mit Hunden zum Schusse aufgetrieben werden müssen; sie werden daher nur einzeln geschossen, und mit Schlingen in nicht großer Menge gefangen. Denn man bedient sich zu ihrem Fange der Garne und der Schlingen von Schnüren oder Roßhaaren, die man in Hecken, wo sie durchgehen, auf die Erde legt. Mit Netzen fängt man sie in schmalen oder ausgehauenen Wäldern, wenn man solche, mittelst eines dünnen Seils, wie einen Vorhang, an dazu bereiteten Bäumen ausspannt. Diese Art sucht sonderlich mit ihrem langen Schnabel die fetten Erdwürmer oder Engerlinge aus dem lockern Boden hervor.

2) **Dubbelschnepfe,** Rusticola media. Ist die größte Art der Bruch- und Wiesenschnepfen. Der Kopf ist bunt; er hat nämlich weiße und schwarze Puncte, nebst 3 langen Strichen; der Unterleib asch-

aschgrau; das Uebrige gelb- und schwarzschuppig; der Schwanz oberwärts röthlich, mit schwarzen Queerstrichen. Diese Schnepfenart ist fast eben so farbig, wie die Waldschnepfe; auch sieht sie, wegen der langen Beine und des langen Schnabels, größer aus, als sie in der That ist. Sie hält und nährt sich eben so, wie jene; bleibt im Winter bey uns, und zwar an den Springbrunnen und Quellen der Flüsse. Sie wird geschossen; auch mit Tyrassen gefangen.

3) Heerschnepfe, Himmelsziege, Capella coelestis. Diese ist die gemeine Schnepfe, die sonst unter dem Namen der Becasse bey den Jägern bekannt ist. Sie fliegt schnell und hoch, und schießt wie ein Pfeil in die Brücher nieder. Ihr Fleisch ist überaus wohlschmeckend.

4) Haarschnepfe, Pudelschnepfe, Scolopax minima, die kleinste Schnepfe. Sie wird, wegen ihrer Federn, Haarschnepfe genannt; ihre Federn sind nämlich viel schmäler, als die der andern, und stellen gleichsam Haarfedern vor. Sie ist am Leibe nicht größer, als etwa eine Wachtel; eine Art hat eine schwarze Haube mit falben Flecken auf dem Kopfe. Alle Haarschnepfen sind gleich den übrigen Zugvögeln; halten sich in Sümpfen und Brüchern auf, und nisten auch daselbst.

5) Weiße Waldschnepfe. Sie unterscheidet sich durch ihre weiße Farbe. Die ausländischen Arten werden hier übergangen.

Schnüren, wird vom Wolfe gesagt, wenn er beständig den Trab läuft, und mit den Hinterklauen jedesmal in die vordersten Tritte genau eintritt, auch die Tritte so schnurgerade nach einander setzt, daß es ihm kein Hund nachthun kann, weil selbige sowohl mit den hintern in die vordern Tritte fehlen, als auch den Trab nicht so fortführen können; deshalb wird auch gesagt: der Wolf trabt.

Schnüren, geschiehet von dem Zimmermann, wenn derselbe mit der Schnur auf dem Bauholze eine gerade Linie beschreibt, nach welcher solches behauen werden soll.

Schnur, ein Strickchen, dessen sich die Maurer bedienen, um eine Mauer nach der Länge in gleicher Dicke zu machen; die Zimmerleute aber gebrauchen diese Schnur zum Schnüren des Holzes, und sie heißt bey ihnen die Zimmermannsschnur.

Schnurfolge, Richtung nach der Schnur, wird gesagt, wenn etwas nach einer abgesteckten Schnur, oder einer daran gekielspitzten Rinne aufgeführt wird; auch sagt man, die Häuser einer Straße sind nach einer Schnurfolge erbauet, wenn sie alle in einer geraden Linie erbauet sind, und keines vor dem andern hervorsteht.

Schöllkraut, Chelidonium, ein Name, welcher zwo von einander ganz verschiedene, Pflanzen führen; die aber am besten unterschieden werden, wenn die eine das große, und die andere das kleine Schöllkraut genannt wird.

1) Großes Schöllkraut, großes Schwalbenkraut, Mayenkraut, Goldwurz, Schönkraut, Augenkraut, Gilbwurzel, C. majus L. Diese Pflanze wächst häufig an schattigen und feuchten Oertern; ist zweyjährig und gar leicht kenntlich, weil aus jedem Theile, welchen man verletzt, ein safranfarbiger Saft quillt, dergleichen selten im Pflanzenreiche gefunden wird. Die Schärfe

des

des Saftes erregt sogar Furcht vor dem innerlichen Gebrauche dieser Pflanze in der Heilkunst; wie denn auch bey dem äußerlichen Gebrauche alle Vorsicht anzuwenden ist. Bey der wässerigen Geschwulst pflegt man die welk gewordenen Blätter auf die Füße zu legen. Die Viehärzte bedienen sich der zerquetschten frischen Blätter und Wurzel bey harten Beulen des Rindviehes am Kopf und Halse; auch lieset man in den Leipziger Sammlungen, Band 13, S. 777, daß ein Schäfer viele Jahre über dieses Kraut gesammlet, getrocknet, auf der Futterbank wie Häckfel klein geschnitten, und den Schaafen unter dem Salze zu lecken gegeben, und dadurch seine Heerde allezeit gesund erhalten habe. Man hat gefunden, daß diese Pflanze, als eine Farbenmaterie betrachtet, durchaus keine andere, als gelbe Farbe, von sich gegeben habe.

2) **Kleines Schöllkraut, Scharbockskraut, Schmergel, Feigwarzenkraut, Biberhödlein, Rammen- oder Pfaffenhödlein, Mayen- auch wild Löffelkraut, Mäusebrodt, Eppig, Pfenningkraut,** C. minus L. Die Pflanze wächst bey uns im guten feuchten Grunde. Die Blätter brechen schon zu Anfange des Märzes hervor, und die Blüthe dauert von der Mitte des Mayes bis in den April. Im Jun. ist alles bis auf die Wurzel verschwunden. Diese ist ausdauernd, und besteht aus weißen Fasern, welche sich zum Theil verlängern, und ihre Gestalt behalten; zum Theil aber aufgetrieben, und in kleine Knollen verwandelt werden. Die Wurzelblätter haben längere Stiele, und sind größer, als diejenigen, welche am Stengel sitzen. Sie sind saftig, fleischig, gleichsam fett und glänzendgrün, und am Ende mit einigen schwarzen oder rothbraunen Flecken versehen; sie sind ferner rundlich, oder auch nieren- und herzförmig, am Rande mehr oder weniger ausgeschweift, eckig und zackig. Der Stengel ist zweigig, gestreckt, etwa einer Spanne lang, unterher weißlich; oberwärts röthlich. Die Blumenblätter sind goldgelb, glänzend, groß, länglich, an beyden Enden schmal, und jedes ist, wie bey der Ranunkel, am untern Ende mit einer gespaltenen Honigschuppe versehen. Sie pflegen sich des Abends zu schließen und des Morgens wieder zu öffnen, bis sie mit den Kelchblättern abfallen. Man findet die Pflanze bald in Blättern, bald in Blumen größer oder kleiner. Wenn die Blumen größer werden: so ist die Anzahl der Blumenblätter gemeiniglich vermindert; man findet auch Stöcke mit gefüllten Blumen. Ueber den Geschmack und die Kräfte dieses Schöllkrauts sind die Aerzte nicht einerley Meinung. Einer findet in den grünen und saftigen Blättern und Wurzeln zu viel, der andere gar keine Schärfe. In hiesiger Gegend ist die Pflanze auf den Kohlländern in den Gärten aufs häufigste zu finden. Den Blättern, die hier von dem gemeinen Volke als Salat stark gegessen werden, ist eben nichts Scharfes abzuschmecken; vielleicht aber kann der verschiedene Standort darinn eine Veränderung machen. Sonst pflegt man auch die jungen Blätter unter die Frühlingsgemüse, Kräutersuppen und Salat zu mischen; sie sind aber in rohem Zustande für einen schwachen Magen zu hart und unverdaulich. Die Blumenknospen können, ehe sie aufgebrochen sind, abgesotten, in Weinessig eingelegt, und Statt der Capern gegessen werden. Friedr. Hoffmann rühmt den äußerlichen Gebrauch des Saftes bey

der Geschwulst, der goldnen Ader, und Börhaave empfiehlt ihn in gleicher Absicht unter die Salbe. Den Bienen sind die Blumen sehr angenehm, weil sie ihnen den ersten Stoff zu Wachs und Honig geben. Die knolligen Wurzeln sind innerlich mehlig. Man kann sie, wenn sie recht scharf getrocknet worden sind, mahlen, und daraus eine weiße Grütze bereiten.

Schöpfräder, sind Wasserräder, woran Kästchen, Eimer, und andere Gefäße gehängt sind, welche unten Wasser schöpfen, und, wenn sie in die Höhe kommen, dasselbe in eine Rinne oder einen Trog ausgießen.

Schöpfwerke, allerley Wassermaschinen, welche das Wasser an einem niedrigen Orte einnehmen, und an einem höhern ausgießen. Es sind derselben verschiedene Arten, als Hebschüsseln, Schaufelkünste, Eimer-, Paternoster-, Kasten-, Püschelwerke, und die Archimedische Schraube und Schnecke.

Schoppe, ein Weinmaaß am Rhein, deren zwey eine Kanne machen. In Schwaben ist es der vierte Theil eines Schenkmaaßes.

Schoren, Scharren, Streben, sind schräg eingeschlagene Pfähle zu Steifung oder Strebung des Holzwerks an den Uferbefestigungen.

Schorfhobel, Schruffhobel, ein Hobel, mit welchem das Holz aus dem Groben behobelt wird; auch die groben Späne abgenommen werden. Er hat gewöhnlich ein Hobeleisen von gerundeter Schneide, die etwas vor der Hobelbahn vorsteht, damit sie in das Holz recht eingreifen könne.

Schornsteinkasten, Dachkasten, die vor dem Dache vorspringende Mündung der Schornsteinröhren. Sie muß, weil sie der Witterung ausgesetzt ist, mit dauerhaften Steinen gemauert werden. Man bringt diesen Schornsteinkasten jetzt gern hinten an, so daß er, der Zierde wegen, ganz und gar nicht auf der Straße sichtbar ist. Er geht gemeiniglich oben zum Forst hinaus, und erweitert sich etwas.

Schornsteinröhre, Feuermauer, Feuereſſe, Schlott, Camin, die Röhre über den Orten, wo Feuer im Hause gehalten wird, durch welche sich der Rauch hinauf ziehen muß. Sie kann von Luftsteinen bis nahe unter das Dach; darüber aber von gebrannten Steinen seyn.

Schoßbalg, derjenige Theil an dem Getraidehalme, darinn die Aehre, ehe sie hervorkommt, verborgen steckt. Bey dem Schröpfen ist genau dahin zu sehen, daß die innerliche Aehre nicht getroffen werde.

Schoßfaß, ein Gefäß von etwa 100 Quart oder einer Tonne, welches in einer runden ausgemauerten Vertiefung vor dem Hahne des Bottichs steht, und worein der Meisch gezapft wird.

Schoßgerinne, Schußgerinne, eine von Bretern gemachte kurze Wasserleitung, darinn das Wasser aus dem Wassergraben auf das Mühlrad geht oder schießt.

Schoßrebe, eine junge Rebe am Weinstock, welche aus dem alten Holze hervorwächst, und das erste Jahr gemeiniglich keine Frucht, sondern nur Blätter hat.

Schott, beym Wasserbau so viel, als Thüren von zusammengeschlagenen Bohlen oder Pfosten, die in einem Spure niedergelassen und aufgewunden werden können.

Schräge Mauer, die von der Höhe herunter abhängende Mauer, auf welcher die Stufen einer Treppe liegen, worauf die Treppenwangen von Stein, Holz oder Eisen gelegt werden.

Schräges Gewölbe, ein Gewölbe, dessen Seitenmauern und Wiederlagen nicht von gleicher Länge, und nach dem rechten Winkel sind, auch dessen Schlußsteine am Kopfe schräg liegen.

Schragen, ein Holzmaaß in Sachsen zum Scheit- oder Klobenholze. Es hält 3 Klaftern, je 3 Ellen hoch und lang. Am Gewichte hat ein Schragen Büchenholz 80—83 Centner, und weiches Holz 70—72 Centner.

Schragen, ein aus Latten zusammengesetztes Gestelle, worauf der Backtrog zum Einsäuren des Mehls gestellt wird; auch nennt man so in einigen Gegenden den Sägebock, weil er aus kreuzweis gestellten Hölzern zusammengesetzt ist.

Schraube, ein mechanisches Rüstzeug, welches aus einem Cylinder oder Spindel besteht, um welche scharfe Kanten eingeschnitten sind, die nach einem geringen Abhange oder Schrägung nach einer Schneckenlinie steigen. Man nennt die Schraubengänge die Vertiefungen oder Fugen, welche zwischen den scharfen Kanten sich befinden; ihre Breite richtet sich nach der Höhe. Die Schraube drehet sich in einer Aushöhlung, welche man Schraubenmutter nennt, und mit dem Schneideeisen gemacht wird, so daß eines um das andere eingreift. Die Schrauben haben eine sehr starke Gewalt, entweder damit zu pressen und niederzudrücken, oder eine Last in die Höhe zu ziehen. Keine Presse kann ohne Schraube gebraucht werden; sondern diese ist der Haupttheil derselben.

Schraubengerinne, ein Gerinne bey Pansiermühlen, das beweglich ist, in dem rechten Gerinne steht, sich wie das Pansterrad erheben und erniedrigen läßt, und mit Schrauben hinauf- und hinabgeschraubt werden kann. In diesem Schraubengerinne, unmittelbar vor dem Pansterrade, ist denn das Gefälle angebracht.

Schraubenreif, ein eiserner Reif, welcher mit Schrauben an einem Fasse befestigt wird, wenn die gewöhnlichen Reifen gesprungen sind.

Schraubensatz, ein nützliches Hebezeug, welches aus 2 Schraubenspindeln besteht, die gleiche Gänge haben, und deren beyde Mütter neben einander in eine starke Bohle oder Pfoste eingeschnitten sind, darunter sich noch eine Schwelle befindet, man nennt solches auch ein Hebegeschirr. Es dient zur Erhebung eines ganzen Gebäudes oder einiger Theile desselben.

Schraubenzwinge, ein Werkzeug der Holzarbeiter, von zwey rechtwinkeligen Armen, wodurch das Ende des einen Arms eine Schraubenspindel geht, die bis auf das Ende des andern Arms geschraubt werden kann. Mit diesen Zwingen werden geleimte Stücken zusammengepreßt, und der Leim muß darinn kalt und trocken werden; auch bey dem Biegen verschiedener Stücke Arbeit werden diese Zwingen so gebraucht, daß zwischen die Schrau-

spindel und zwischen den andern Arm die Sache gelegt, und alsdann die Schraube aufgeschraubt wird.

Schraube ohne Ende, eine Schraube, deren Gänge oder Gewinde in ein Stirnrad eingreifen. Sie wird also genannt, weil ihre wenigen Gewinde, die sie hat, sich niemals auswinden lassen; sondern immer in das Stirnrad eingreifen, so daß, wenn die Schraube einmal herum ist, sie immer von unten wieder eingreift; daher die Bewegung ohne Ende fortgehen muß. Die Kraft wird durch eine solche Schraube dergestalt vermögend, einen Widerstand zu überwinden, daß man ihres Gleichen nicht haben kann. Dieserhalb läßt sich die Schraube hauptsächlich in 2 Fällen gebrauchen: 1) wenn ein großer Widerstand zu überwinden ist; 2) wenn man eine Bewegung lange aufhalten will.

Schreckheerd, ein Vogelheerd, welcher 4 Seitenwände und einen Himmel oder eine Decke hat, und in welchen die Vögel durch Raubvögel hineingeschreckt werden.

Schrecksprung, ein Sprung, welchen ein angeschossenes Thier vor Schrecken, oder in dem ersten Schrecken thut.

Schrecktuch, Schrecke, alle diejenigen Tücher oder Lappen, womit ein Jagdraum umstellt wird, um das Wild dadurch vom Durchgehen abzuschrecken.

Schrenken. Wenn der Hirsch trabt, oder sacht geht, daß die Fährte weit auf die rechte oder linke Seite geht: so sagt man, der Hirsch hat weit geschrenkt. Der Hirsch ist nämlich breit von Kreuz und Brust, die Hindinnen oder Thiere aber schmäler, und können also nicht so weit schrenken.

Schrimpf, Schrumpf, der Abgang an dem aufgeschütteten Getraide, welcher durch das Einschrumpfen oder Eintrocknen entsteht.

Schritt, ein ungewisses, unrichtiges Maaß einiger Feldmesser, welches auch vornehmlich von den Bauern zum Feldmessen; im gemeinen Leben aber auch noch überall, um einige Weiten auszumessen, gebraucht wird. Es ist deshalb nicht zuverläßig, weil einer weiter schreitet, als der andere; auch einer allein im lang anhaltenden Fortgehen nicht immer gleich weit schreitet. Man pflegt ihn insgemein in den einfachen Schritt, der auch ein Tritt heißt, und in den doppelten Schritt einzutheilen; man ist aber nicht einstimmig, wie viel Fuß auf einen von diesen beyden gehen. Denn einige rechnen auf den einfachen 2, 2½ bis 3 Fuß; auf den doppelten bald 4, bald 5 Fuß. Denn wenn man von einer Ferse bis zur Ferse des andern Fußes, oder von dem Zehe des einen Fußes bis zum Zehen des andern Fußes mißt: so ist der Raum, welcher überschritten worden ist, nicht mehr, als 2 Fuß; folglich der doppelte Schritt nur 4 Fuß. Daher ist der Unterschied zu machen zwischen dem gemeinen und geometrischen Schritt. Unter dem ersten wird nur der beschriebene verstanden; unter dem geometrischen aber eine Länge von 5 Französischen königlichen Fußen, weil der Mensch auf zweymal 5 Fuß ausschreitet.

Schröter, Lucanus L., ein Käfergeschlecht, welches seinen Deutschen Namen von dem Worte Schroten oder Zermalmen erhalten hat, weil die hierunter

ter gehörigen Insecten, vermöge ihres starken, zangenförmigen Gebisses, die Speisen leicht zermalmen können. Man pflegt diese Käfer auch Feuerwürmer oder Feuerschröter, auch Börner zu nennen, weil der gemeine Mann irrig glaubt, daß diese Käfer glühende Kohlen und anderes Feuer von einem Orte zum andern hintragen, und auf diese Art börnen, d. i., brennen. Die Kennzeichen dieses Geschlechts sind die weit hervortretende Kiefer, die bey manchen Arten ordentliche Hörner oder Geweihe vorstellen. Der größte bey uns ist der fliegende **Hirsch** oder **Hirschschröter**, Lucanus Cervus L., welcher wegen der Gestalt der langen geweihartigen Kiefer also genannt wird. Es ist aber nur das Männchen mit so langen, geweihartigen Kiefern bewaffnet; das Weibchen hat einen kleinern Kopf, und nur sehr kurze, zangenförmige Kiefer.

Schrot, Hagel, kleine bleyerne Kügelchen, womit man Wildpret und Vögel schießt. Diese Kügelchen werden nach Verschiedenheit der Größe in 8 Nummern eingetheilt. Num. 1. ist das stärkste Schrot, und Num. 8 das feinste, welches auch **Dunst** genannt wird.

Schrotaxt, eine Axt, wie eine Zimmermannsaxt gestaltet, Bäume damit von einander zu hauen oder zu schroten. Sie hat kein so breites und dickes Ohr, wie die Holzaxt, damit keine so breite Kerben beym Hauen entstehen.

Schrotleiter, ein Werkzeug, welches gebraucht wird, Gefäße in den Keller ämälig zu lassen, und wieder heraufzuziehen. Es besteht aus 2 starken, glatt bearbeiteten Leiterbäumen, die in der Mitte etwas rund gebogen sind, und mit 2 Sprossen, einer oben, der andern unten, verbunden sind.

Schrothammer, die zweyte Art Hämmer der Grobschmiede, womit große Stücken Eisen zertheilt, oder von einander geschrotet werden.

Schrotkleye, die gröblichen Kleyen, welche von dem Griese im Siebe zurückbleiben.

Schrotsäge, eine große lange, mit 2 hölzernen Handgriffen versehene, Säge, welche unten, wo ihre großen Zähne stehen, etwas gerundet ist. Sie wird zuweilen Baumsäge genannt, und von Holzschneidern, Zimmerleuten, u. a. m. gebraucht.

Schrotwaage, Satzwaage, ein Werkzeug, besonders für die Müller, womit sie das Abwägen des Wassers verrichten.

Schrubben, mit dem Schrob- oder Schrubhobel ein Bret aus dem Groben behobeln.

Schrubber, eine lang gestielte Bürste, welche zum Scheuren des Fußbodens in den Zimmern gebraucht wird.

Schuh, ein eiserner Beschlag an der Spitze eines Pfahls, den man in einen harten kiesigen Grund treiben will; imgleichen wenn man bey dem Rostlegen einen Pfahl an den andern treibt, wenn der erste noch keinen guten Grund gefunden hat; auch wird derjenige Beschlag so genannt, welcher unten an die Stampfen bey Oel- oder Stampfmühlen befestigt wird.

Schuh, Schüttelkästlein, Trögkein, der kleine Trichter in einer Mahlmühle, der an der Rumpfleiter hängt, und mit-

mittelst einer Winde, nachdem viel oder wenig Getraide einlaufen soll, in die Höhe gehoben, oder wieder niedergelassen werden kann. Dieser Schuh wird mittelst des Rührnagels hin- und wiedergeschüttelt, damit die Körner nach und nach in den Mühlstein fallen.

Schürbäume, sind die Bäume in den Schwarzwäldern, welche auf den Hieben oder Schlägen als Saamenbäume stehen bleiben.

Schürheerd, der Heerd im Ziegelofen, woselbst das Holz zum Brennen aufgelegt und geschürt wird.

Schürze, so nennt man bey den Rehen den langen Zopf weißer Spießhaare, den sie Statt des Schwanzes oder der Rutze hinten an den Keulen haben.

Schurz, der Schornsteinmantel eines Rauchfanges, welcher dazu dient, daß der Rauch auf dem Heerde damit gefaßt, und nach dem Schlunde der Feuermauer desto leichter geleitet werde. Seine Weite und Form richten sich nach des Heerdes Beschaffenheit; doch muß er auf allen Seiten etwas hervorragen. Seine Höhe von der Erde beträgt aufs Meiste 3 Ellen. In großen Küchen, wo manchmal der Heerd auf allen 4 Seiten frey steht, pflegt man den Schurz auf Bogenschlüsse zu mauren, und also von Grund auf steinern aufzuführen; sonst aber wird er gemeiniglich mit Stakwerk ausgemacht, geklebt, übertüncht, und entweder zwischen 2 Wände eingelegt, oder nur mit einem Ende in der Mauer befestigt, und mit dem andern Ende, mittelst starker eiserner Stäbe, an die Balken gehängt.

Schußgerecht, wird von einem Pferde gesagt, auf welchem man schießen kann, ohne daß es sich im geringsten scheuet. Es muß aber dazu besonders abgerichtet werden.

Schußladen, Gefälladen, Gießbret, Schußbrücke, eine eichene Bohle, welche oben bey dem Fachbaume anfängt, und in den Kropf eingelassen ist, damit das Wasser über diesen Schußladen bey unterschlächtigen Mühlen auf das Geschäufel mit Gewalt auffallen kann.

Schußmäßig, wird von einem Wildpret gesagt, wenn man ihm so nahe ist, daß es mit der Flinte oder Büchse erreicht werden kann.

Schuß- oder Schießpferd, ein dazu gewöhntes Pferd, den Kopf unter sich zu tragen, wenn man es haben will, damit es scheint, als ob es grase. Die Jäger verbergen sich dahinter, um so nahe zu kommen, daß das Wildpret geschossen werden kann. Es wird das Pferd durch Riemen nach und nach dahin gebracht, und der Kopf bis auf die Erde herabgezogen, bis es endlich gewohnt wird, und auf Verlangen solches selbst thut.

Schutt, das zu einem Gebräude gehörige Malz; daher die Redensart: nach dem vorgeschriebenen Schutt und Guß brauen. Es gehören z. B. zu einem Gebräude 12 Schfl. Schutt (Malz), 20 Eimer Guß (Wasser), und 2 Schfl. Hopfen. Auf dem Lande heißt auch Schutt der Lohn, der den Hirten gegeben wird.

Schutzbret, Schütze, Falle, Schotte, Verlath, ist ein Verschluß von auf einander nach der Breite befestigten Bohlen oder Bretern, wodurch bey den Wassermühlen, auch andern am Wasser

ser angebrachten Maschinen, oder einem Wasserabzuge, dasselbe entweder gestauet oder abgelassen wird. Es giebt auch eine Art großer Schutzbreter, welche bey Schleusen gebraucht, und in Fugen oder Falzen aufgezogen und niedergelassen werden können, welches durch dazu eingerichtete Maschinen verrichtet wird.

Schutzbuhne, diejenige Buhne, welche man dem Stromstriche, wenn er sich dem Ufer nähert, entgegenstellen muß.

Schwäderich, der Ort, wo das Mühlenwasser, welches von den Rädern abschießt, eine Tiefe auswühlt, und vor sich eine Bank im Grunde aufwirft, worein sich die Fische bey erhöhetem Wasser begeben. Wenn die Fischer dieses Loch vorn mit Pfählen verschlagen, daß die Fische, beym abgelaufenen und klein gewordenen Wasser, nicht herauskommen können: so thun sie oft einen guten Zug darinn.

Schwalbe, ein bey uns sehr gemeines Vogelgeschlecht, wovon wir folgende Arten haben.

1) **Hausschwalbe, Giebel-, auch Fensterschwalbe,** Hirundo domestica. Diese nistet von außen an den Gebäuden; ist vom Kopf bis den Rücken hindurch bis nach dem Bürzel zu, wo sie einen weißen Fleck hat, schwarz; der ganze Unterleib aber bis an den Schnabel schneeweiß. Die Füße sind auch weiß, ganz kurz, und rauch bis auf die Zehen. Männchen und Weibchen sind nicht zu unterscheiden; nur singt das Männchen ganz angenehm; jedoch, wie alle Schwalben, einförmig.

2) **Rauchschwalbe, Bauer-, auch Küchenschwalbe,** Hirundo rustica, agrestis. Sie ist etwas größer, als die vorige; ganz schwarz; der Schwanz, wie bey der vorigen, gespalten; aber mit längern und spitzig zugehenden Federn; unten an der Kehle roth; Brust und Bauch sind weiß; jedoch das Männchen etwas bräunlich. Sie nistet in den Häusern.

3) **Ufer-, Erd-, Sandschwalbe, Wasserschwalbe,** Hirundo cinerea minor. Sie führt den Namen, weil sie sich gern am Wasser aufhält, an den Ufern wohnt, und ihr Nest an stillen Gestaden, in Sandbergen, und tiefen Löchern hat, und darinn brütet und überwintert. Sie ist auf dem Rücken, Kopfe, Flügeln und Schwanze grau oder bräunlich; Kehle und Brust sind schmutzigweiß; die Füße nicht ganz mit Federn bewachsen. Sie erscheint im Frühlinge gleich nach der Hausschwalbe.

4) **Mauerschwalbe, Stein-, auch Spierschwalbe,** Hirundo muraria, saxatilis. Sie nistet und brütet im Gemäuer von Kirchen und andern hohen Gebäuden, und hat davon den Namen. Sie ist die größte unter den vorhergehenden; ganz schwarz am Körper; nur an der Kehle weiß; der Schwanz zwar gespalten; doch ohne lange Gabeln. Mit ihren spitzigen Klauen kann sie sich sehr fest anklammern, und einhaken. Sie kommt am spätesten zu uns, und zieht am ersten wieder weg; nährt sich auch, gleich den vorhergehenden, von den Insecten in der Luft.

Schwalbenschwanz, ein Zimmermannswort, welches das Blatt bezeichnet, das an dem Ende eines Holzes, das mit einem andern verbunden wird, in Gestalt eines Schwalbenschwanzes zugeschnitten wird.

Schwalbenwurz, Giftwend, Giftwurzel, Hirundinaria, macht kein eigenes Geschlecht aus; wird also billig mit dem Hundskohle vereinigt, und ist daher Asclepias Vincetoxicum L., gemeine weiße Aesculapie, eine von den ältern Aerzten geachtete Pflanze. Vaterland: Europa, auf unfruchtbarem, sandigem Boden, gemeiniglich in den Wäldern; Wurzel: stark, zaserig, officinell; Stengel: aufrecht, dünn, gegliedert, einfach, etwa 2 F. hoch; Blätter: eyrund, scharf gespitzt, an der Grundfläche bärtig; Blumen: aus den Winkeln der Blätter, nahe unter dem Gipfel der Stengel, in ästigen Trauben, weiß, im Jun.; Saamen: reif im Sept. Außer einer gelben Spielart hat man auch eine mit ganz schwarzer Blume. Beyde Arten, die weiße und schwarze, lassen sich in einem lockern Boden, auch im Garten, leicht unterhalten, und durch Theilung der Wurzel im Frühjahre und Herbste, nachdem die Blätter abgefallen sind, leicht vermehren.

Die andern Arten des Hundskohls enthalten eine scharfe Milch, und sind daher für giftig zu halten. Die Schwalbenwurzel hat zwar keine dergleichen Milch; ist aber doch nicht ganz von allem Verdachte frey. Das Vieh läßt selbige unberührt stehen; nur die Ziegen beißen die Spitzen der Stengel ab, und die Pferde fressen das Kraut, wenn es vom Froste durchdrungen ist. Die Saamen führen eine feine, wollichte Haarkrone, welche, wie von andern Arten dieser Familie, genutzt werden können; auch die Stengel können geröstet, und wie der Flachs zugerichtet werden. Die getrocknete Wurzel wird in den Apotheken aufbehalten, und man gebrauchte sie ehedem häufig, um die Verstopfung der Gefäße zu eröffnen, und den Schweiß, Urin, auch die monatliche Reinigung, zu befördern; vorzüglich ward sie wider die Wassersucht empfohlen; ja sogar bey hitzigen Fiebern gebrauchte man dieselbe Statt der Schlangenwurzel und anderer dergleichen kräftiger Mittel, sonderlich zu der Zeit, wenn der Puls schwach war, und dennoch Schweiß oder ein Ausschlag zu befördern nöthig schien. Aeußerlich hat man das Pulver, oder den Trank davon, bey bösartigen Geschwüren, und wider die Kröpfe gerühmt.

Schwarte, das Endebret, oder das äußerste Bret von einem Sägeklotze, welches rund ist, und noch die Rinde hat.

Schwan, Cygnus, ist der größte unsrer Wasservögel. Man theilt die Schwäne in zahme oder zahmgemachte und wilde. Beyderley Schwäne sind durchaus schneeweiß, und der wilde am meisten; dabey aber etwas kleiner, als der zahme. Wenn vom letztern die Rede ist: so kann man nicht allgemein sagen, daß er sich lieber in Seen, und morastigen Teichen, als in Flüssen, aufhalte. Man siehet hiervon das Gegentheil an den Schwänen auf der Spree bey und in Berlin, und auf der Havel bey und in Potsdam, wo man selten einen Schwan in den, mit gedachten Flüssen in solcher Gegend zusammenhängenden, Seen erblicken wird. Die Weiße ihrer Federn, und ihr majestätischer Gang in dem Wasser geben den Zuschauern ein angenehmes Schauspiel. Sie sind in vorgedachten Städten so zahm, daß sie, ganz ohne Scheu, auf den hindurchfließenden Wässern sehr häufig umherschwimmen; auch werden sie hier gehegt, um von ihren Federn die Betten in den königl. Preuß. Schlössern

zu

zu füllen. Im Winter werden daselbst die Schwäne, wenn das Eis die Ströme belegt hat, mit Gerste und Haber gefüttert, und im Fall einige eingefroren seyn sollten: so müssen sie von den Fischern losgeeiset, und eingebracht werden. Ihre Nahrung im Freyen sind, außer Wasserinsecten, allerley Wurzeln und Gesäme der Wasserpflanzen. Von dem Verdachte, daß sie Fische fangen sollen, muß man sie wohl frey sprechen, weil die langsamere Bewegung ihres Körpers mit der schnellern Bewegung der Fische gar nicht im Verhältnisse steht. Wenn man sagen will, daß sie Frösche fressen: so ist dies etwas anders, weil sie diese, wenn sie im Schlamme stillsitzend sind, gar wohl hervorlangen können. In ihren Flügeln haben sie eine solche Stärke, daß sie damit einen auf sie stoßenden Adler todt schlagen können. Das Weibchen legt im Frühjahre 5 — 6 Eyer. Die Mutter führt ihre Jungen, die, wenn sie noch klein sind, auf ihrem Rücken oder zwischen den Flügeln oft sitzend gesehen werden; sie werden außerordentlich von den Müttern geliebt, und herzhaft vertheidigt. Den jungen Schwänen bricht man das oberste Gelenke der Flüglein, daß sie in der Folge steif und ungelenksam werden; wird dieses unterlassen: so fliegen sie davon, werden wild, und kommen nicht wieder. Eben so muß man mit den Jungen der wilden Schwäne verfahren, wenn sie zahm werden, und an ihrem Geburtsorte bleiben sollen; dieses muß aber geschehen, sobald sie etwas ausgefiedert sind. Keine unsrer Federn sind so weich und elastisch, als die Schwanfedern. Die Berliner und Potsdamer Fischer müssen zu gewissen Zeiten auf Kähnen die Schwäne zusammentreiben, um ihnen die Federn abzurupfen; man bedient sich auch der ganzen Haut mit Flaumfedern, Statt eines der besten und leichtesten Pelzwerke, die besonders als Unterröcke der Damen getragen werden. Die Fischer auf der Spree und Havel halten die Schwäne für Wetterpropheten. Wenn sie sich halb untertauchen: so soll es schön Wetter; wenn sie aber mit den Flügeln patschen und Dunststaub verursachen: so soll es schlechtes und Regenwetter bedeuten. Ich habe sie einige Male in vorgedachten Gegenden sterbend gesehen, und ihr klägliches Singen angehört; welches aber wohl nichts anders als der Ausdruck ihrer Leibesschmerzen seyn soll; denn ich habe dieses Singen auch gehört, wenn ihnen etwas Widriges begegnete, oder wenn sie in naher Gefahr und Furcht vor Leiden waren.

Schwanenhals, ist bey den Gewächs- und Glashäusern der nach einem Zirkelstücke oben hervorragende Theil, woran ein kleines Gesimse ist, und hat den Namen daher, weil der Hals der Schwäne eine solche Biegung hat.

Schwanenhals, an dem Kutschengestelle, ein aufwärts gebogenes dickes Eisen hinter den Vorderrädern, worunter diese im Umdrehen durchgehen können.

Schwanzmetze, an dem Schwanzriemen eines Pferdegeschirrs unter dem Zierleder der runde, von Leder gemachte, Ring, wodurch der Schweif des Pferdes gesteckt wird. Es ist ein walzenartiges, zusammengerolltes Leder, wie beym Hinterzeuge des Sattels.

Schwanzriemen, ein starker lederner Riemen, welcher unter dem Schwanze eines Pferdes herumgeht, und an dem Sattel oder Vorderzeuge befestigt ist, solches

ches zu halten. Die Englischen Schwanzriemen sind die besten und bequemsten; man kann sie nach Belieben länger, und kürzer machen.

Schwarzgahr, eine Art der Gahre, wobey das Leder schwarzlich oder schwarz wird, im Gegensatz des weiß- oder lohgahren Leders.

Schwarzholz, allerley Nadel- oder Tagelholz, als Tannen, Fichten, Kiefern, u. s. w.

Schwarzkümmel, Nigelle, Nardensaamen, Nigella L. Diese Pflanzengattung begreift krautartige, einjährige, auch für die Lustgärten schickliche, Blumenpflanzen.

1) **Gemeiner Schwarzkümmel, wilder Schwarzkümmel, Deutsche Kornnigelle**, N. arvensis L. **Vaterland:** Deutschland, Frankreich, ꝛc. auf den Feldern; **Stengel:** dünn, ästig, etwa 1 F. hoch; **Blätter:** sehr fein, vielspaltig, wie die des Dill; **Blumen:** blaßblau, ohne blätterige Hülle, die Blumenblätter ganz, die Capseln kräuselförmig.

2) **Römischer Schwarzkümmel, schwarzer Coriander, Nardensaamen, Aegyptische Nigelle, Gartennigelle**, ꝛc., N. sativa L. **Vaterland:** Deutschland, Aegypten, Creta; **Stengel:** aufrecht, ästig, etwa 1½ F. hoch; **Blätter:** kürzer, als die vorhergehende Art, vielspaltig, etwas haarig; **Blumen:** groß, weiß, hinterlassen zackige rundliche Capseln; **Abarten:** a) mit niedrigen Stengeln, die selten 1 F. hoch werden; b) wohlriechend; c) und d) beyde Abarten mit gefüllten Blumen. In verschiedenen Gegenden bedienen sich unsre Bauern besonders des Saamens, ihre Kuchen und andre Speisen damit zu würzen. Man empfiehlt den Saamen als ein auflösendes, verdünnendes Mittel, sonderlich zu Beförderung des Urins, der monatlichen Reinigung; imgleichen zur Abführung des Schleims durch die Nase, da das damit abgekochte Wasser in die Nase gezogen; sonst aber der Trank, oder andere Zubereitungen innerlich genommen werden.

3) **Damascenischer Schwarzkümmel, Französische Nigelle, Jungfer im Grase, Schabab**, N. Damascena L. **Vaterland:** das südliche Europa, unter der Saat; **Stengel:** aufrecht, ästig, 1½ F. hoch; **Blätter:** in sehr viele, feine, lange, sehr schmale Abschnitte schön zerschnitten; **Blumen:** groß, blaßblau, mit einer langen blauen blätterigen Hülle umgeben; **Abarten:** a) mit weißen; b) mit gefüllten Blumen; c) mit gefüllten weißen Blumen. Es haben alle diese Pflanzen ein schönes Ansehen in den Blumengärten; auch erfordert die Unterhaltung weder Mühe noch Kunst, weil die im Herbste ausgefallenen Saamen im Frühjahre neue Pflanzen geben.

4) **Spanische Nigelle**, N. Hispanica L. **Vaterland:** Spanien; **Stengel:** aufrecht, ästig, 1½ F. hoch; **Blätter:** vielspaltig, mit breitern Abschnitten, als die der vorhergehenden Arten, sehr schön; **Blumen:** sehr groß, blau; **Abart:** mit gefüllten Blumen, sehr beliebt.

5) **Levantische Nigelle, gelbblühender Schwarzkümmel**, N. Orientalis L. **Vaterland:** Syrien; **Stengel:** aufrecht, ästig, 1½ F. hoch; **Blätter:** lang, fein, vielspaltig, schön; **Blumen:** klein, gelb oder gelblich; **Saamen:** häutig-geändert, dünn, zusammengedrückt.

Schwarzwerden, wird beym Forstwesen gesagt, wenn eine Lichtung oder Blöße wieder mit Holz bewächst, und also schwarz wird.

Schwarzwildpret, darunter wird von den Jägern das wilde Schwein verstanden.

Schwarzwurz, Symphytum. Die 3 Arten dieser Gattung sind sehr dauerhafte, krautartige, perennirende Pflanzen.

1) Gemeine Schwarzwurz, Beinwell, Wallwurz, Consolida major, S. officinale L. Ist in den feuchten Wäldern und um die Gräben häufig, im May und Jun. blühend anzutreffen. Wurzel: lang, dick, fleischig, tief in den Boden dringend, auswärts schwarz, inwendig weiß, mit einem zähen Safte angefüllt; Wurzelblätter: sehr groß, eyrund-lanzettförmig, gespitzt, rauh anzufühlen, blaßgrün; Stengel: aufrecht, dick, haarig, sehr rauch, nahe unter dem Gipfel ästig, 2 — 3 F. hoch, mit herunterlaufenden Blättern; Blumen: auf den Enden der Zweige, in Büscheln, unter sich hängend, von verschiedenen Farben nach dem Unterschiede der Sorten; Sorten: a) mit weißen; b) purpurrothen; c) blauen; d) gelben; e) rothen Blumen, unter denen die beyden ersten die gemeinsten sind. Diese Pflanze wird theils um der Mannichfaltigkeit willen; theils als Arzneypflanze, in den Gärten gepflanzt. Die Wurzel enthält auch im getrockneten Zustande viel schleimichtes Wesen, und wurde daher ehedem als ein Wundmittel empfohlen; auch bey allerley Verwundungen, Blutflüssen, scharfen Bauchflüssen ist sie sonst angewandt worden; nicht weniger, obgleich ganz mit Unrecht, gebrauchte man dieselbe bey Bein- und andern Brüchen, sowohl mit Wasser abgekocht, als auch im Pulver innerlich; imgleichen äußerlich als einen Umschlag. Jetzt wird sie von Aerzten wenig geachtet; man findet sie daher in den Apotheken ganz ausgetrocknet und unkräftig. Da sie aber leicht in Menge frisch zu haben ist: so könnte man sich ihrer nützlich bedienen, wo scharfe Säfte einzuwickeln, und überhaupt schleimichte Mittel von Nutzen seyn können. Sonst empfiehlt man das Pulver der Wurzel, beym Nasenbluten in die Nase zu ziehen, und versichert, daß solches dadurch besser, als durch alle andere Mittel, gestillt werde. In Angorien wird aus der Wurzel ein Leim bereitet, und damit das sogenannte Kameelhaar zugerichtet, damit es sich desto besser spinnen lasse. Nach der Bemerkung des Tabernämontanus wird die Wurzel im Weinmonate ausgegraben, und 10 Pfund in einem Eimer Wasser bis zur Hälfte abgekocht, und damit das Leder bestrichen, wovon es nicht nur dauerhaft; sondern auch immerfort weich und geschmeidig bleibt. Sonst sieht man diese Pflanze nicht gern auf den Wiesen; sie ist kein brauchbares Futter; es wird das andere Gras dadurch sehr verdämmt; sie vermehrt sich ausschweifend häufig, und läßt sich nicht ausrotten. Das kleinste Stückchen Wurzel, welches in der Erde bleibt, schlägt wieder aus.

2) Orientalischer Beinwell, S. Orientale L. Wurzel: dick, fleischig, fastig, auswärts schwarz, inwendig weiß; Stengel: aufrecht, dick, rauh, 1½ — 2 F. hoch; Blätter: eyrund, sehr rauh, haarig, auf kurzen, rauhen, haarigen Stielen; Blumen: in unter sich hängenden Büscheln, blau, im Apr. und May; Abart: mit weißen Blumen.

3) Knolliger Beinwell, Wallwurz mit knolliger Wurzel, S. tuberosum L. Vaterland: das südliche Europa; Wurzel: aus manchen dickknolligen, dickfleischigen Knollen zusammengesetzt; Stengel: rauh, haarig, 1½ Fuß lang, gewöhnlich niedergebogen; Blätter: lang, schmal, gespitzt; Blumen: auf den Enden der Stengel, in Büscheln, blaßgelb, im Jun. und Jul.

Schwederich, eine Art Schläuche oder Garnsäcke, welche die Müller am Ende des Mühlgerinnes aufstellen, um Fische darinn zu fangen; die aber in den meisten Ländern verboten sind.

Schweifung, ist die Aus- und Einbeugung von allerley Sachen, z. B. der Gesimse an einer Gypsdecke, oder wenn ein Gebäude aus allerley krummen und geraden Linien zusammengesetzt ist, u. dergl.

Schwein, zahmes, ein Hausthier, dessen theils eine größere, theils eine geringere Anzahl in den Haushaltungen gehalten wird. Wo starkes Brauwesen und Branntweinbrennen ist: da kann die Schweinezucht im Großen sehr nützlich betrieben werden; wo ein starker Kornbau ist, und davon viel Afterkorn mit Spreu oder Kaff abgeht: da kann die Schweinezucht auch nützlich seyn; wie nicht weniger bey Landgütern, denen es an Holzmast und weitläuftigen Waldtriften nicht fehlt; so wie auch da, wo es viele Abgänge des Obstes und der Küchengewächse giebt. Das Männchen heißt Keiler, Eber, Kempe, Hacksch, u. s. f. Der Keiler wird stärker, dauerhafter und brauchbarer, wenn er in einem Alter von 2½ Jahren erst zu den Zuchtsauen gelassen, und sodann 4 Jahre dabey gebraucht; nachher aber verschnitten, und zur Mast aufgestellt wird. Das Weibchen heißt eine Sau, welche ebenfalls 2½ Jahr alt seyn soll, bevor sie zugelassen wird. Nachdem selbige 4 Jahre zur Ferkelzucht gebraucht worden ist, kann sie gleichfalls verschnitten und gemästet werden. Eine Sau trägt, von der Conception an gerechnet, 17—18 Wochen, und bringt, wenn sie völlig ausgewachsen, und wohl im Futter gehalten worden ist, 8—12 Ferkel, welche 6—8 Wochen saugen müssen. Man gebe aber den säugenden Sauen so wenig, als den Ferkeln, Wadeke oder Molken, sie bekommen davon starke Durchfälle, und letztere können, besonders in der kältern Jahreszeit, davon sterben, oder wenigstens ganz verbutten und im Wachsthume sehr zurückbleiben. Die Sau kann alle Jahre zweymal tragen, 18 Wochen jedesmal, 6 Wochen säugen, Summa 48 Wochen, daß also ein paar Wochen Zeit übrig bleibt, ehe sie wieder empfängt. Solches geschehen zu lassen, geht nur in Städten und kleinen Haushaltungen an, wo nur eine Sau gehalten, gut gefüttert, und in einem warmen Stalle verwahrt wird; auf großen Gütern aber, wo 10—20 Sauen gehalten werden, ist solches nicht sonderlich anzurathen, weil die eine Parthey junger Ferkel bald nach Weihnachten kommt; und was kostet es nicht, mehrere, als 100 Ferkel, durch den Winter zu bringen, da solche leicht erfrieren? Die Sau aber kann sehr von Kräften kommen, weil bey starker Kälte das Futter gewöhnlich nicht recht anschlagen will. Läßt man aber die Sauen in der Mitte des Decembers besaamen: so fallen die Ferkel im May; um welche Zeit die beste Grasweide angeht, wo die Mütter mit ihren Jungen zu Felde gehen können. Sollen letztere nun abgesetzt

setzt werden: so werden sie 3 Tage allein eingesperrt. Hierauf vergeht der Sau die Milch, und jene sind entwöhnt. Kommen nun endlich die Sauen und Ferkel binnen 2 Monaten, da die Aerndte angeht, in das Stoppelfeld: so nehmen Junge und Alte ungemein zu, so daß letztere wieder im Dec. besaamet werden können. Vom Frühjahre an bis es friert werden alle Schweine untereinander gehütet; ausgenommen die Keiler, welche im Stalle behalten werden, damit die Sauen nicht vor der Zeit trächtig werden können. In Ansehung der Ferkel ist noch zu gedenken, daß man ihnen, sobald sie 4 Wochen alt sind, Roggen, Erbsen oder Wicken meistens gahr kochen, und nach dem Erkalten in einem flachen Trögelchen vorsetzen soll, damit sie theils fressen lernen; theils sich selbst die zu der Zeit spitzigen, schwarzen und lang gewachsenen Zähne, die man Schieferzähne nennt, abbeißen. Noch ist zu gedenken, daß den Zuchtsauen kein Branntweinstrank oder Spülicht aus der Branntweinbrennerey gegeben werden soll, weil sie meistens davon verwerfen; theils ihnen die Mutter (vagina uteri) lang heraustritt, oft in 2 — 3 Tagen schwarz und faul wird, und den Tod bringt. Auch soll keine ungeschnittene Sau in die Branntweinbrennereymast gestellt werden; sie erhitzt sich nämlich zu sehr dabey, und wird vor Geilheit ganz wütend und mager, als welches mit den unverschnittenen Keilern eben so ist.

Die Farbe der Schweine ist mancherley: weiß, ganz schwarz, roth, grau, weiß-, schwarz-, roth- und graubunt. Rothe und rothbunte Schweine soll man nicht halten, weil sie eher und mehr finnig werden, als die andern. Um aber einerley Farbe zu haben: darf man nur lauter weiße Sauen und weiße Keiler anschaffen und halten. Schwarze und graue Schweine sind zwar recht dauerhaft; wenn sie aber geschlachtet und abgebrühet werden: so findet sich, daß das Salz die schwarzen Stoppeln hervorzieht, und Schinken und Fleisch davon ein ekles Ansehen bekommen.

Schweinekrankheiten. Das Schwein ist zwar kein zärtliches Thier; es ist aber doch auch einigen Krankheiten unterworfen, die an gewissen Merkmalen erkannt, und durch wenig kostbare Mittel gehoben werden können. Die gemeinsten Krankheiten sind folgende.

1) Bräune, Kehlsucht. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind, daß die Schweine sich von andern absondern, auf die Seite gehen, ganz still stehen, mit dem Kopfe schütteln, die Augen starrstehend aufbehalten, mit den Vorderfüßen trampeln, und die Zunge dick und ganz schwarzbraun ist. Man weiß es, daß diese Entzündung des Halses oder der Kehle nur im Sommer, und selten, oder gar nicht, im Winter vorkommt; also von zu vielem Durst, großer Hitze und Vollblütigkeit herrührt. Wird einem solchen Schweine gleich anfangs unter der Zunge zur Ader gelassen: so wird es glücklich gerettet. Um der Krankheit zuvorzukommen: sehe man dahin, daß es den Schweinen auf dem Felde nie an Wasser fehle; daß sie zu Hause an sehr heißen Tagen mit säuerlich gemachtem Tranke vor zu großem Durste und innerlicher Erhitzung bewahrt, und in luftigen Ställen gehalten werden. Ferner kann man in den Trank derselben für jedes Schwein eine Handvoll gemeine Asche einrühren lassen, welches auch wider manche andere Krankheit, besonders wider das Verfangen, dient, wenn die Schweine,

aus

aus dem Felde kommend, und, wie bekannt, stark laufend, auf den Trank oder Spülicht sehr begierig losgehen; daher es auch gut ist, wenn die Schweine zuvor, ehe man ihnen Trank zu saufen giebt, etwas grüne Sachen aus dem Küchen- oder Krautgarten zu Hause finden, und dabey etwas verschnauben und abgekühlt werden.

2) Rank, eine oft vorkommende Krankheit der Schweine, die man erkennt, wenn sie mit den Zähnen knirschen, und dabey nichts fressen können, stille liegen oder stehen. Da man kein äußerliches Zeichen gewahr werden kann: so wird man, wenn man den Rüssel aufsperrt, oben an dem Gaumen, wo sonst lauter fleischfarbene Kerben sind, eine ganz harte, weiße, erhabene Haut finden. Diese wird mit einem scharfen Scheermesser behutsam abgeschnitten, und der Rachen mit Leinöl oder Honig bestrichen.

3) Hinterbrandt. Dieser zeigt sich durch die Lähmung der Hinterfüße, so daß sie nur auf den Vorderfüßen gehen, und sich damit allein aufrichten können. Einem ausgewachsenen Schweine wird ein Bissen aus einem halben Loth Antimonium und ein Quentchen Campher, mit etwas Mehl und Honig zu einem Teige gemacht, gegeben; dieser Zufall betrifft meistens nur die im Stalle oder auf dem Mastkoben eingesperrt gehaltenen Schweine, weshalb sie, um Bewegung zu haben, oft in die freye Luft zum Herumgehen gelassen werden sollten. Hiebey ist noch zu wissen, daß man den Rank nicht verwechseln muß mit der ihnen äußerlich angethanen Gewalt, d. h., wenn sie mit einem Knüppel auf das Kreuz geschlagen werden, als wovon sie auf den Hinterfüßen gleichsam lahm werden, und solche kreuzweise übereinander zusammenschlagen. Diese äußerliche, den Schweinen angethane, Gewalt erkennt man daran, daß sie, wenn man ihnen an das Kreuz etwas hart greift, dabey das Gefühl des Schmerzens äußern. Gemeiniglich vergeht der Zufall von selbst; ist aber das Kreuz eingeschlagen: so lernen sie nie wieder gehen; sondern kriechen immer mit den Vorderfüßen umher.

4) Die Finnen finden sich mehr bey den in der Waldmast befindlichen Schweinen, als den übrigen. In einigen Niedersächsischen großen Städten sind eigentlich bestellte sogenannte Finnengucker. Diese haben ein rothes Tuchläppchen, nehmen damit dem danieder geworfenen Schweine die Zunge heraus, und sehen nur unter oder neben der Zunge, wo sie die Finnen, als große weiße Hirsekörner, genau unter der Haut liegend, erblicken. In nassen Sommern findet man weniger finnige Schweine, als in heißen Sommern und trocknen Herbstzeiten. Gegen diese Krankheit wird das Antimonium angerathen, und jedem Schweine täglich ein halbes Loth gegeben, und damit 8—10 Tage fortgefahren; andere rühmen dawider Senfkörner, und zwar deren so viel, als man zwischen 3 Fingern halten kann, unter geschrotenes Korn gemengt.

Eine Vorsichtsregel bey kranken Schweinen muß wohl bemerkt werden, daß man nämlich selbigen mit keinen Eingüssen zuspreche; denn da sie beständig schreyen, wenn ihnen das Maul aufgesperrt wird: so läuft ihnen die Flüßigkeit in die Luftröhre, daß sie davon sterben müssen. Im Fall sie daher noch nicht Fressen und Saufen versagen: so gebe man ihnen die Arzney in dem Tranke oder in wenigem Futter, wenn sie noch nüchtern sind, und lasse sie darauf einige Stunden fasten. Wollen sie aber nicht mehr fressen und saufen: so

thue

thue man die Arzney, wie oben bey Nr. 3 gezeigt worden ist, unter einen Bissen Teig, und stecke ihnen solchen zum Verschlingen in den Rachen.

5) Der Durchlauf wird am besten geheilt, wenn man dem Thiere zu Pulver gestoßene trockne Eicheln oder Eichelschaalen, die ½ Pfund betragen können, unter das Futter giebt; auch hilft ebenfalls klein zerstoßene Eichenrinde.

6) Die Pocken sind meistens nur eine Krankheit der Ferkel. Man giebt ihnen einige Zeit Kuhmilch, reinliche Streu, und verwahrt sie, wenn es Winter ist, wider große Kälte.

Wildes Schwein. Dieses macht mit dem zahmen Schweine nur eine einzige Art aus, und die kleinen Verschiedenheiten sind nach und nach durch die Verschiedenheit des Futters, der Wartung, ingleichen durch die Versetzung in ein fremdes Klima, entstanden. Die Haut der wilden Schweine ist gemeiniglich schwarz, grau oder bräunlich, und wird mit der Zeit, weil sich diese Thiere gern an harzigen Bäumen reiben, so hart, daß sie kaum zu durchstechen ist. Des Nachts kommen sie aus den dicken Wäldern hervor, besuchen Wiesen und Fruchtfelder, und richten vielen Schaden an, so daß in Deutschland kein dem Landmanne schädlicheres Thier gefunden wird. Fürsten und Herren, welche von ihren Unterthanen Dienste und Abgaben nehmen, sollten so gerecht seyn, daß wilde Schweine in verschlossenen Saugärten allein gehalten, und nicht umherlaufend in freyen Wäldern seyn dürften. Der bessere Geschmack ihres Fleisches besteht wohl mehr in der Einbildung; auch verstehen ja unsre Köche die Kunst, dem Fleische der zahmen Thiere einen Wildgeschmack beyzubringen, daß es also dieserhalb des Hegens der wilden Schweine eben nicht bedarf. Wie mancher armer Unterthan muß immer noch klagen und weinen, daß er allen seinen sauren Schweiß vergeblich angewandt erblicken muß, wenn er in einer einzigen Nacht sein, mit Erdäpfeln bepflanztes, Stück Land von den wilden Schweinen umgewühlt findet, wovon er, sein Weib und seine Kinder ein halbes Jahr zu leben gedachten!

Schweißen, zwey Stück Eisen dergestalt zusammenschmieden, daß sie nur ein einziges Stück, wie zusammengelöthet, ausmachen.

Schweißhund, eigentlich ein solcher Hund, welcher lediglich gebraucht wird, die angeschossenen oder verwundeten Thiere aufzusuchen, sie zu stellen, sie zuletzt zu fangen und niederzureißen.

Schwelgenbaum, Viburnum Opulus L. Dieser Baum hat viele Deutsche Namen, z. B. Wasserholder, gemeiner Schwelkenbaum, Sumpf-, oder Aff-, oder Hirsch-, oder Wald-, oder Bach-, oder Rosenholder, wilder Schneeballenstrauch, Callinichen, Schweiß- oder Kalkbeerenbaum, u. m. a. Er wächst in feuchten und sumpfigen Wäldern und in den Hecken. Stamm: 18—20 F. hoch, die jungen Zweige haben eine glatte weißliche Rinde, die jungen Schößlinge pflegen eckig zu seyn; Blätter: groß, verzierend, schöngrün, aus 3 großen Lappen zusammengesetzt; im Herbste haben sie eine auserlesene Schönheit, weil sie alsdann eine so feine rothe Farbe annehmen, daß sie in solcher Jahreszeit einen auffallenden Effect machen; Blumen: in großen flachen

Dolden, weiß, rings um den ganzen Baum herum, von herrlichem Ansehen, hinterlassen scharlachrothe Beeren, welche in großen Büscheln beysammensitzen, und um den Baum überall in solcher Menge umherhängen, daß sie demselben ein Ansehen geben, welches fast alle beerentragende Bäume übertrifft, und wegen dessen derselbe, wenn er nicht so gemein wäre, unter die Bäume vom ersten Range in den Lustgärten gerechnet werden würde. Er vermehrt sich in der Wildniß durch die Beeren und bewurzelte Brut. Das Holz wird gern von den Schustern zu Zwecken in die Absätze genommen. Aus den Zweigen werden, wie von dem Schlingbaume, mit welchem er nicht verwechselt werden muß, Pfeifenröhre verfertigt, welche die Feuchtigkeit in sich saugen, und daher von Zeit zu Zeit biegsamer werden. Den Beeren, die im Herbst reif werden, gehen die Vögel begierig nach. In Rußland sollen sie auch, ihres unangenehmen Geschmacks ungeachtet, von dem gemeine Manne verspeiset werden. In Siberien pflegt man die Beeren in einen Topf zu legen, Branntwein und Zucker beyzumischen, solchen zuzudecken, und so lange in dem warmen Backofen zu unterhalten, bis die Beeren ganz weiß geworden sind, und die Farbe davon sich in den Branntwein gezogen hat. Dieser soll alsdann, dem Geruche und Geschmacke nach, von dem gewöhnlichen Branntwein nicht verschieden; aber viel stärker, und mehr berauschend seyn.

Abart: Viburnum Opulus L., Schneeballenstrauch, gefüllte Schneeballen, Gelder-, oder Baum-, oder Ballrosen, Rosenholder, eine zufällige und nachher in den Gärten fortgepflanzte Abänderung, von 15—20 Fuß Höhe, die von der Mutterart nur durch ihre Blumen sich unterscheidet. Weil diese in großen kugelichten Büscheln im Anfange des Jun. wie ein Ball zusammenstehen: so machen sie ein sonderbares Ansehen, da sie von der Crone des Baumes auf eine gefallende Art umher vertheilt sind. Diese Spielart muß, da sie keinen Saamen trägt, durch die Brut oder Ableger allein vermehrt werden.

Schwelle, Schwellholz, wird insgemein der, durch die ganze Wand eines Gebäudes fortgehende, starke Balken genannt, welcher eine darauf gesetzte Last tragen muß. Nach der verschiedenen Lage bekommen die Schwellen verschiedene Namen, als Grundschwellen, Plattstücken, Saumschwellen oder Sohlbänder, Mauerlatten, Dachschwellen, Stuhlfetten, u. s. f. Zu den Grundschwellen, die man gemeiniglich schlechtweg Schwellen nennt, muß man starkes, trocknes, und von seinem Splinte abgeputztes Kiefernholz nehmen, weil darauf der ganze Bau ruhen muß. Zu solchem Zweck muß solche Schwelle auch merklich über den Boden zu liegen kommen, und vor der daneben herunter fallenden Traufe wohl verwahrt werden; nicht minder fährt auch der untere Theil einer Oeffnung, worauf das Gerüste ruht, es mag steinern oder hölzern seyn, ebenfalls diesen Namen, z. E. die Thür- oder Fensterschwelle.

Schwerdtriedel, Schwerdtelried, Degenkraut, Igelskolbe, Igelsknospe, Sparganium. Von diesem Geschlechte haben wir nur zwo Arten.

1) Aufrechtstehender, dreyeckiger Schwerdtriedel, große Igelskolbe, S. erectum L., wächst in den Gräben und an-

andern wässerigen Gegenden; hat eine ausdauernde, kriechende, zäserige Wurzel, und blühet im Jun. und Jul. Der steife, aufgerichtete Stengel ist 3 F. hoch, und darüber. Die untersten Blätter sind oft 3 Schuh lang, dreyeckig, und umgeben den Stengel mit einem scheidigen Anhange; die obern sind kürzer. Aus dem Winkel der obern entspringen eckige, gebogene und nackende Blüthstiele mit kugelförmigen Blüthkätzchen besetzt. Pferde und Schaafe lassen die Pflanze unberührt stehen; das Rindvieh frißt sie dagegen gern und ohne Nachtheil. Unter dem Heue taugt sie nicht, weil sie hart und grobstielig ist, und eine zusammenziehende Kraft besitzt.

2) **Schwimmender flacher Schwerdtriedel**, S. natans L., hat gleichen Geburtsort; ist aber in allen Theilen kleiner und weicher. Der kurze Stengel ragt nur einige Zoll über dem Wasser heraus; die Blätter sind schmal, etwa 1 Fuß lang, weich anzufühlen, flach und gestreckt.

Schwerpunct, in der Mechanik der Mittelpunct der Schwere, d. i., derjenige Punct, durch welchen ein Körper in zwey gleich schwere Theile getheilt wird, oder um welchen alle übrige Theile gleiche Schwere haben.

Schwingel, Festuca L., ein Geschlechtsname, welcher den bekanntesten Grasarten beygelegt wird, wovon 16 Arten bey dem Hrn. von Linné vorkommen, die man nach der Blüthrispe unterscheiden kann; als welche bey einigen nach einer Seite, bey andern auf gleiche Art verbreitet ist.

a) **Schwingel mit einseitiger Rispe.**

1) **Schaafschwingel mit viereckigem Halme und borstenartigen Blättern, Schaafgras, kleiner Bocksbart**, F. ovina L., Gramen foliis junceis brevibus majus radice nigra C. B. P., wächst in dem dürresten Boden auf Heiden, Hügeln und Felsen. **Wurzel**: besteht aus langen, dürren, schwarzen Zäserchen, und treibt viele, dicht an einander stehende, borstenförmige, rundliche, fingerlange Blätter; **Halm**: nackend, viereckig, einen halben F. lang; **Rispe**: zusammengezogen; Stielchen und Aehrchen nach einer Seite gerichtet. Diese Aehrchen sind klein, lanzetförmig, und bestehen gemeiniglich aus 5 Blüthchen, die Bälgelchen kurz, spitzig, ohne Granne, die Spelzen schmal und mit einer kurzen Granne versehen. Dieses Gras bringt den Schäfereyen großen Nutzen, ohne daß es gekannt wird, und oft wegen seiner kurzen, steifen Blätter und feinen Wurzeln mit ähnlichen Gräsern verwechselt, und daher auch, obgleich unrecht, **Bocksbart** genannt wird. Der **ächte Bocksbart** ist Aira canescens. Diesen Schwingel sollte man in dürren Gegenden mit höchstem Fleiße anbauen, und große Strecken ebenfalls nur einführig besäen; und zwar bey nasser Witterung, damit der Saame bald aufgehen, das Land begrünen, und wider reißende Winde decken könne. Die Schaafe beißen auch nur die Blätter ab, und lassen den Halm stehen, gleich als ob sie wüßten, daß dadurch, oder vielmehr durch den darauf befindlichen Saamen, die Vermehrung geschehen müsse. Linnäus schreibt in dem III Theil der Abhandl. der Stockholm. Akad. (S. 214) also: Die große Carlsöen hat wenig anderes Gras über ih-

ren ganzen Allwar, als dieses; daher man auch diesen Felsen für ganz kahl und dürre hält; rings darum ist am Strande hohes und herrliches Gras. Doch gehen die Schaafe Tag vor Tag auf dem Allwar, werden da fett, ohne daß sie einmal das hohe Gras am Meerstrande anrühren oder niedertreten, weil sie nach dem Geschmacke dasjenige zu wählen wissen, was ihnen am nützlichsten ist.

2) Rother Schwingel mit halbrundem Halme und rauhen Blüthstielen, rother Bocksbart, Hartschwingel, F. rubra L., wächst häufig auf den unfruchtbaren Sandhügeln und Feldern; ferner an dürren Oertern in Heiden; unterscheidet sich auch von der vorigen Art vorzüglich durch die rauhen Stiele der Blüthrispe, und durch die Gestalt des Halmes, welcher an der einen Seite rundlich, an der andern platt ist. Es ist dieses Gras größer, und hat etwas breitere Blätter, als das vorherbeschriebene. Wenn der Saame desselben reift: so erhält es eine rothe Farbe. Gemeiniglich machen 6 Blüthchen ein Aehrchen aus, welche alle, das letzte ausgenommen, eine Granne führen; Haller zählt nur 5 Blüthchen. Diese Grasart ist gleichfalls eine angenehme Kost für die Schaafe, wenn es noch jung ist.

3) Hartschwingel mit glatten Aehrchen und borstenartigen Blättern, kleiner Hartschwingel, langstieliger Borstschwingel, F. duriuscula L., wächst auf trocknen Wiesen und andern dürren Oertern. Die Aehrchen bestehen aus 6 — 7 grannigen Blüthchen; auch sind sie glatt und länglich. Die Wurzelblätter sind borsten- oder fadenförmig, gefurcht; die Blätter am Halme aber platt und grasartig.

4) Wiesenschwingel, dessen Aehrchen in der ausgebreiteten Rispe schraubenförmig gedrehet sind, F. elatior L. Der Ritter von Linné setzt diese Art zwar in die folgende Abtheilung; giebt aber die Rispe als einseitig an; wie sie auch wirklich ist. Sie wächst auf fetten Feldwiesen, oft in Gesellschaft des Wiesenhabers. Auf dürrem, unfruchtbarem Boden bleibt sie sehr dürftig. Die Wurzel dauert viele Jahre. Die Halme sind 2 Ellen hoch; die Blätter breit und auf der Oberfläche tief gestreift, oben etwas rauh, unten glatt; die Rispe ist oft eine Spanne lang, fast einseitig, und nicht so sehr ausgesperrt; die Aehrchen bestehen meistens aus 5 — 7 — 9 Blüthchen. Die 2 Bälgelchen sind von ungleicher Größe, und umfassen einander nicht. Das untere ist etwas länger, und liegt dicht an dem untersten Blüthchen. Die 2 Spelzen sind beynahe gleich lang; die äußere zeigt der Länge nach 5 erhabene Striche, und endigt sich mit einer, oder zwey Spitzen; hat auch zuweilen eine kurze Granne. Die innere Spelze ist stumpf. Jede Blüthe enthält 2 Honigblättchen. Die Griffel sind pinselartig. Der Saame ist bräunlich; die anfangs zusammengezogene Rispe breitet sich nach und nach unter spitzigen Winkeln aus, und fängt von unten an aufzublühen, wobey sich die Aehrchen sehr artig, schraubenförmig in sich selbst drehen; die Blüthzeit ist im Anfange des Frühlings, auch wohl im August noch einmal. Der reife Saame fällt nicht leicht ab; sondern bleibt auf dem Halme, bis dieser dürre ist. Dieser Schwingel ist eines der besten und nützlichsten Futtergräser, und giebt dem Wiesenhaber nichts nach; jedoch ist er für die Schaafe so wenig ein taugliches Futter, als jener.

b) Gleich-

b) Gleichverbreitete Rispe haben:

5) Gestreckter Schwingel, dessen Aehrchen ohne Grannen, und kleiner, als der Kelch sind, glatter Haberschwingel, niedriger glatter Haberschwingel, F. decumbens L. Weil die Grannen fehlen: so rechnet Scopoli diese Art zu dem Rispengrase. Sie wird auf hohen und trocknen Triften, in Feldern und Heiden; aber nicht häufig, gefunden. Der Herr von Linné giebt die Unterscheidungszeichen also an: Der Halm liegt darnieder; die Blüthrispe ist aufrechtstehend; die Aehrchen eyförmig, ohne Granne; der Kelch größer, als die Blümchen. Nach Scopolis Beschreibung ist der Halm 1 F. lang, hin und her geknickt, und mit 3 Knoten versehen; die Blätterscheide haarig; die Rispe aufgerichtet, und selten aus mehr, als 7 Aehrchen, zusammengesetzt; von den untern Stielchen trägt jedes 2, die übrigen nur 1 Aehrchen; jedes Aehrchen besteht aus 3 Blümchen. Die beyden Kelchbälgelchen sind einander gleich, und länger als die Blüthchen; die Spelzen unterwärts haarig, ohne Grannen, die größere drey-, die kleinere zweyzähnig. Der Saame ist am untern Ende mit 2 — 3 Borsten besetzt. Nach Hallern besteht jedes Aehrchen aus 8 Blüthen; welche aber wechselsweise fruchtbar und unfruchtbar sind. An der kleinern Spelze innerlich steht ein kleiner gestielter Körper, welchen derselbe für eine unvollkommene Blume hält; auch erinnert eben derselbe daher, daß sich dieser Schwingel hierdurch dem Perlgrase nähert, und damit vereinigt werden könne; wenn anders dieser Umstand hinreichend sey, ein Geschlecht daraus zu bestimmen. Aus dem allen erhellet aber, wie schwer die Untersuchung und Beschreibung der Grasarten, sonderlich des Schwingels, seyen. Diese Art giebt auch ein gutes und süßes Gras, und macht breite, große Rasen.

6) Schwadenschwingel mit zweiger Rispe und rundlichen platt aufsitzenden Aehrchen, Mannaschwingel, Manna- oder Schwadengras, Enten- auch Flottgras, Miltau, Schlesischer Reiß, F. fluitans L. Dieses ist das rechte Gramen mannae esculentum, oder der graue Schwaden; darf daher mit dem blutigen Fenchgrase nicht verwechselt werden. Es wächst in Gräben und im fließenden Wasser; auch an solchen Orten, wo das Wasser den Sommer über austrocknet. Von dem Wasserrispengrase, Poa aquatica, unterscheidet es sich durch die schmälern und längern Blüthen, und durch den schmälern und langen Strauß. Sonst hat es mit dem Rispengrase viel ähnliches; daher auch Haller diese und andere Arten Schwingel, welche keine Grannen haben, mit dem Rispengrase vereinigt. Die Wurzel kriecht im Schlamme, und ist perennirend. Die Halme sind nach dem Boden 1 — 3 Ellen lang und darüber; sie stecken mit dem untern Theile im Schlamme, und treiben daselbst aus den Knoten ringsherum viele lange Fasern; sonst ist der Halm zusammengedrückt, und der obere Theil etwas zurückgebogen; der untere Theil treibt viele Aeste; der obere aber keine. Die Blätter unter dem Wasser sind lang; diejenigen, welche die Oberfläche des Wassers erreichen, schimmen auf demselben; die außer dem Wasser sind kurz; alle aber breit, und am Rande etwas ausgezackt. Die Rispe ist in gutem Boden zuweilen über eine Elle lang, und die Zweige derselben stehen nach 2 entgegengesetzten Seiten aus-

ausgebreitet. Jedes Aehrchen besteht aus 8 — 10 Blüthen. Von den 2 Bälgeichen ist das untere viel kürzer und schmäler, und endigt sich in eine scharfe Spitze. Es kommt diese Art, wenn man sie anbauen will, in allerley Boden fort, wo sie allenfalls nur einmal des Jahres unter Wasser steht, oder einen feuchten Grund hat; je tiefer aber das Wasser ist, worinn sie wächst: desto länger und blattreicher ist sie. Der reife Saame wird um Johannis gesammlet. Das Gras ist an und für sich selbst ein süßes, nahrhaftes Futter, sowohl für Pferde, als auch für Rindvieh. Der Saame dient Enten, Gänsen und Wasservögeln zur Speise; auch hat man bemerkt, daß ihn auch die Fische lieben, und daß die Forellen in solchen Teichen wohl gedeihen, wo dieses Gras in Menge wächst. Für Menschen ist dieser Saame eine der wohlschmeckendsten und nahrhaftesten Speisen; auch unter dem Namen Manna längst bekannt gewesen.

Die in Preußen und der Mark Brandenburg gewöhnliche Art, den Schwaden zu sammeln, und zu bereiten, ist folgende. Man schlägt nämlich den Saamen früh im Thaue, und bedient sich dazu eines, an einem nicht allzulangen Stiele befestigten, Siebes, welches an der einen Seite, nach dem Stiele zu, offen ist, und an der Oeffnung einen leinenen Beutel hat, worein der Saame, wenn das Sieb schräg gehalten wird, hineinfällt, und aus solchem Beutel, wenn er hinreichend gefüllt ist, ausgeschüttet wird. Mit diesem Siebe wird hin und her dem Grase entgegen geschlagen, da denn der Saame hineinfallen muß. Der gesammlete Saame wird auf einem leinenen Tuche ausgebreitet, und an der Sonne gut getrocknet. Noch kürzer kommt man auf dem Lande davon, wenn man den Saamen auf Tüchern in dem Backofen, nachdem das Brodt herausgenommen worden ist, trocknet; es muß aber der Ofen nicht zu heiß mehr seyn, weil sonst der Saame, wenn er angebrannt wird, eine röthliche Farbe annimmt, die er auch durch das Kochen nicht verliert. Er muß im getrockneten Zustande eine gelbliche Farbe haben. Der wohlgetrocknete Saame wird in einen Stampftrog (die Bauern in der Mark Brandenburg haben dergleichen, um den Hirsen darinn zu stampfen) geschüttet, mit Häcksel vermischt, und sodann mäßig gestoßen, daß die Spelzen abgehen, worauf er geworfelt, und von aller Unreinigkeit gesäubert wird. Hiernächst kommt er noch einmal in den Stampftrog, worinn er abermals mit Strohäcksel (andere nehmen getrocknete Ringelblumen, um die Grütze gelb aussehend zu machen, oder Aepfel- und Haselblätter) so lange gestampft wird, bis die schwarze Schale gänzlich herunter ist. Nun wird die Grütze durch wiederholtes Worfeln völlig gereinigt. Die Mannagrütze quellt im Kochen mit Milch oder Wein dergestalt auf, daß eine Handvoll zwey erwachsene Menschen sättigen kann, und es kommt auf die Liebhaber an, ob sie das Manna dick, wie Brey gekocht, oder dünn, als eine Suppe, essen wollen, da es im letztern Falle die Stelle des Sago völlig vertreten kann. Es verdient daher der Schwadenschwingel, dessen Frucht weit besser, als der Reiß schmeckt, eine mehr ausgebreitete Cultur; er kann in Gärten für die Küche da angebauet werden, wo weißer Kopfkohl gut fortkommt. Nach dem ausgeschlagenen Saamen wird das stehen gebliebene Gras abgemähet, als gutes Heu getrocknet, und verfüttert. Ist der Boden nicht zu dürftig: so wird der um Johannis abgeschnittene

sene Schwingel gegen Michaelis noch einmal reifen Saamen bringen, der abermals abgeschlagen, und das zurückbleibende Gras noch einmal als Heu getrocknet und zur Fütterung des Rindviehes angewandt werden kann.

Schwingen, an den Wagenleitern die breit geschnitzten Hölzer, welche die Ober- und Unterbäume derselben in gewisser Weite von einander halten, und also das dritte Stück einer Wagenleiter sind.

Schwippe, an einer Angelruthe die oberste biegsame Spitze, woran sich die Angelschnur befindet. An den Peitschen heißt der angedrehete dünne äußerste Theil gleichfalls die Schwippe.

Schwitzen, wird von dem Getraide gesagt, wenn es in den Scheunen feucht wird. Wird es auch noch so trocken eingebracht: so erwärmt es sich doch etwas, wenn es ein paar Tage über einander gelegen hat; die in den Halmen und Aehren, hauptsächlich aber in den Knoten, enthaltene Feuchtigkeit tritt heraus, und das Getraide greift sich feucht an. In solchem Zustande läßt es sich nicht gut dreschen; jedoch verzehrt sich diese Feuchtigkeit nach und nach von selbst, so daß man nach 2 — 3 Wochen nichts mehr davon verspürt. Gleiche Beschaffenheit hat es mit dem Heu und der Grummet. Wird Getraide, Heu, Grummet zu feucht eingefahren: so schwitzt es so sehr, daß es nicht wieder trocken wird. Das Heu erhitzt sich bis zu einem Grade, daß man die Hand kaum hineinstecken kann; es fängt an zu rauchen, und kann, wenn es nicht auseinander gerissen wird, sich fast sogar von selbst entzünden.

Schwöpe, ein aus einer halb durchgesägten Spiere bestehendes angenageltes Rimm- oder Schrägeband, zur Verbindung und Stützung von Pfählen, Sparren, u. s. w.

Schwungrad, Schwankrad, ein Rad, um seine Welle dergestalt mit schweren Gewichten an seiner Peripherie versehen, daß solches von der empfangenen Kraft vermögend ist, bey Nachlassung der Kraft, oder wo stärkere Kraft vonnöthen ist, solche empfangene Kraft zu Bewegung mit anzuwenden, oder durch gleichmäßigen Lauf und gleichmäßige Kraft die Maschine, die es bewegt, auch in einem gleichen Lauf und Gang zu erhalten. Die besten Schwungräder sind die runden Scheiben, wenn sie dünn und recht schwer sind. Alle Schwungräder aber müssen die Eigenschaft haben, daß sie hurtig und schnell umlaufen; denn je schneller der Lauf ist: desto mehr Wirkung und Nutzen kann man sich davon versprechen. Je kleiner nun ein solches Rad ist: desto schneller geht es in der Bewegung; je größer aber dasselbe ist: desto langsamer geht es. Wenn also bey einer Bewegung kein schnelles Laufen des Schwungrades nöthig ist: so darf man nur das Rad etwas groß machen.

Schwungriemen, diejenigen Riemen einer Kutsche, die auf jeder Seite des Kutschenkastens von der Mitte desselben zu den Bäumen des Wagengestelles hinabgehen, und in 2 Schwungriemenkrampen eingeschnallt werden. Es sind an jeder Seite des Kastens 2 dergleichen Riemen vorhanden; sie erhalten den Kasten im Schwunge, daß er nicht an die Bäume des Gestelles anstoßen kann.

Scor-

Scorzonere, Scorzonera. Von diesem Pflanzengeschlechte sind verschiedene Arten. Die bekanntesten sind folgende.

1) **Spanische Scorzonere mit ästigem blätterigem Stengel, Schlangenmord, Natterwurzel, schwarze Haberwurzel**, S. Hispanica L., ein in unsern Küchengärten häufig erbauetes Gewächs; weshalb sie auch die **Deutsche** genannt wird. Der Saame wird im Frühlinge in einen frischen, ungedüngten und lockern Boden, reihenweise in ganz flachen Furchen, die 6—8 Zoll von einander abstehen, gesäet, und mit Erde bedeckt. Die ausgegangenen Pflanzen werden von allem Unkraute gereinigt, und, wo sie zu dick stehen, verdünnt. Daß der Saamenstengel gemeiniglich schon im ersten Jahre in die Höhe schießt, benimmt der Wurzel nichts, so lange sie noch jung ist, von ihrem Werthe; man braucht aber die Wurzeln nicht alle im Herbste aufzugraben und sorgfältig den Winter über zu verwahren; sondern kann sie von der Zeit an, da ihre Blätter anfangen gelb und welk zu werden, bis in den May, so oft man einige brauchen will, beständig frisch aus der Erde nehmen. Wenn die Blüthenstengel aber zum zweyten Male in die Höhe treiben: so werden sie gewöhnlich stockig und unschmackhaft; daher man wohl thut, sie jedes, oder wenigstens jedes zweyte Jahr aufs Neue zu säen. Die zum Saamentragen bestimmten Scorzonerwurzeln läßt man an dem Orte, wo sie gewachsen sind, stehen; hält den Boden um sie herum beständig rein und locker, und unterstützt sie, wenn die Stengel in die Höhe wachsen, wider den Wind mit Stäben. Im Jul. pflegen sie zu blühen, und im Aug. reifen Saamen zu bringen. Sobald dieser Anzeigen seiner Reife giebt, muß er, um nicht vom Winde weggetrieben zu werden, oft nachgesehen und behutsam eingesammlet werden. Er bleibt selten über ein Jahr tüchtig zum Aufgehen, und muß daher jährlich gezogen werden. Die Scorzonere wird, wie bekannt, in unsern Küchen häufig gebraucht; auch verdient sie, wegen ihrer schnellwachsenden, saftreichen und fetten Blätter, als ein gutes Viehfutter, in kleinen Haushaltungen wenigstens, angepriesen zu werden. Einige rösten auch ihre Wurzeln, um daraus einen Kaffee zu bereiten; er muß aber auch, gleich den Cichorienwurzeln, mit Kaffeebohnen vermengt werden. Die Wurzel ist auch officinell, und wird bey hitzigen Krankheiten, meistens mit Wasser abgekocht, gebraucht; doch ist die Wurzel vom gemeinen Löwenzahn gewiß kräftiger zur Anfeuchtung der Gefäße und zur Verhinderung des stockenden Blutes und anderer Säfte.

2) **Niedrige Scorzonere mit einblumigem, fast nackendem Stengel, wilde Scorzonere**, S. humilis L., wächst in geraumen Eich- und Fichtenwäldern, und blühet im May und Jun. **Wurzel**: ausdauernd, etwa 1 Finger dick, lang, äußerlich schwarz, innerlich weiß; **Blätter**: auf der Erde ausgebreitet, lanzenförmig, völlig ganz, der Länge nach mit Nerven durchzogen, hellgrün und glatt; **Stengel**: 1 F. lang, meistens noch darunter, nackend, ohne Zweige, nur mit einigen Schuppen besetzt, und an der Spitze eine einzige gelbe Blume. Von dieser soll man, wie Linnäus angiebt, die Wurzel für die Apotheke sammlen.

3) **Purpurfarbige Scorzonere mit schmalen dreyeckigen Blättern**, S. purpurea L., wächst in Oesireich und

in der Mark Brandenburg. Die Kelchschuppen sind an der Spitze röthlich; die Blümchen blaßröthlich, oder bläulich.

4) Gelbe Scorzonere mit eingeschnittenen Blättern, S. laciniata L., wächst bey uns an den Zäunen; blühet im May und Jun. Wurzel: dick, lang, gelblich; Blätter: gestreckt, schmal, gefiedert-zerschnitten oder eingekerbt, glatt; Stengel: zweigig, glatt, oder wollig, 1—½ F. hoch, aufgerichtet; Blumen: klein, blaßgelb.

5) Gelbe Scorzonere mit herzblättrigen Schuppen am Blüthstiele, Scorzonere von Montpellier, S. picroides L., ist in hiesigen Gärten ein Sommergewächs; blühet im Jun. und Jul.; trägt reife Saamen. Die Blümchen sind gelb; die Saamen fast viereckig, und der Queere nach gestreift.

Seeblume, Nymphaea. Die hier folgenden zwo Arten sind sehr blumenreiche, perennirende Wasserpflanzen, die man in Gärten, Canälen und Teichen zur Verzierung zu unterhalten pflegt, und einen schönen Effect machen.

1) Gelbe Seeblume, Seerose, Wassertulipane, Nixblume, Haarwurz, Wasserlilien u. s. f., N. lutea L. Vaterland: Europa, an Ufern, unter süßem Wasser; Blumen: schöngelb; der Kelch fünfblätterig, und größer als die Blumenkrone.

2) Weiße Seeblume, N. alba L., gleichfalls in den Seen und Teichen. Blumen: weiß, wohlriechend. Die ganze Pflanze kommt mit der vorhergehenden, in Ansehung der Wurzel, Blätter und Blüthstiele überein. Die Wurzel von der gelben Art mit Milch abgerieben, soll die Hausgrillen und Schaben tödten. Blätter und Wurzeln fressen die Schweine gern. Will man mit diesen Pflanzen Flüsse, Teiche, Canäle, stillstehende Wässer, oder Wassergräben verzieren: so sammle man um die Zeit der Reife ihres Saamens solche Saamengefäße, die sich eben zu öffnen beginnen, und werfe solche auf das Wasser. Die Saamen fallen dann zu Boden, und im folgenden Jahre entspringen aus ihnen junge Pflanzen. Die zwote Art ist nicht so gemein, als die erste; bleibt aber eine der größten Zierden eines Wasserstückes.

Sege, Segegarn, eine große Fischwate, oder ein Zugnetz, welches zuweilen über 12 Ellen hoch, und auf anderthalb hundert Ellen lang ist.

Seidenschwanz, ein Vogel, der sich in vielen unsrer Wälder aufhält, den Wachholderbeeren gern nachgeht, und mit andern Vögeln im Striche aus den nördlichen Gegenden herzukommen scheint. Er hat fast die Größe eines Kernbeißers, und fängt sich in manchen Jahren sehr häufig in den Dohnen, die den Krammetsvögeln im Herbste gestellet werden. Der Kopf desselben ist rothbraun; am Genicke hat er längere Federn, die eine Art von Kamm vorstellen, welchen der Vogel erheben und niederlegen kann; der Hals ist kurz, vorn und hinten schwarz, an den Seiten röthlich, und gegen den Schnabel weiß; die Brust castanienbraun, oder rostfarben; der Bauch aschfarben, außer gegen den Steiß zu, wo die Federn weißlich, und weiter nach dem Schwanze röthlichbraun fallen. Am Rücken sehen die Federn nicht so braun; sondern mehr aschgrau aus. Die äußern Deckfedern an den Flügeln sind schwarz; die innern tief aschgrau, und haben vorn an den Spitzen vortrefflich schöne

Flecken oder Dipfel. Die Schwanzfedern vorn an der Spule sind aschgrau, nach der Spitze hin schwärzlich, und an den Enden mit Hochgelb ausgehend. Unten befinden sich röthliche Federn, die gleichsam einen kürzern Schwanz ausmachen. Der Vogel fliegt in Gesellschaft mit vielen seines Gleichen, und ist unter die Strichvögel zu rechnen. Im Sommer sucht er allerley Gewürme auf der Erde; im Herbst und Winter aber geht er, wie die Drosseln, allerley Beeren, dem Fichtensaamen, u. dergl. nach. Der auf dem Vogelheerde eingefangene Seidenschwanz wird sehr zahm, und kann mit Hirsenkleyen, in Milch geweicht, mit Wachholder-, Vogel- und Weinbeeren, auch mit Brodt, wohl fortgebracht werden. Sein Fleisch schmeckt angenehm, und gebraten wird es von manchen den Krammetsvögeln vorgezogen. Sein Gesang im Frühlinge gleicht fast dem der Rothdrossel; auch kommt er gemeiniglich erst im Striche gegen den December zu uns, und bleibt im Winter hier. Aus seinen schön gefärbten Federn wissen die Federschmücker allerley Sträußer zu binden, worein die gelben, weißen und schwarzen Spitzen schön untermischt werden; da vornehmlich der hochrothe harthäutige Absatz angenehm in die Augen fällt.

Seidenwurm, ist die bekannte, aus China nach Europa gebrachte, Raupe, welche uns die Seide spinnt. Da aber unser Himmelsstrich zu rauh ist: so müssen wir die Seidenwürmer in eigenen Stuben, die nach Beschaffenheit der Temperatur geheizt werden müssen, unterhalten. Da der Wurm einzig und allein von den Blättern des weißen Maulbeerbaums ernährt wird: so beruht der Seidenbau auf einer angemessenen Anzahl von Maulbeerbäumen; daß also die Anzahl der zu ernährenden Würmer darnach berechnet werden muß. Für so viel Würmer, die ein Pfund Seide hoffen lassen, als wozu 2500 bis 3000 Würmer erfordert werden, geben 3 — 4 alte Hauptbäume, oder 20 gute Mittelbäume von 10 Zoll in der Rundung am Stamme, eine hinlängliche Menge Blätter; nach welchem Verhältnisse man auch die Hecken und Baumschulen, wenn anders keine andere Blätter zur Hand sind, berechnen kann. Hiernach läßt sich also ferner für eine jede größere Menge Würmer das erforderliche Blättermaaß berechnen. Wer von einem Loth Graines (Wurmsaamen) die meiste Seide macht, hat eben nicht den größten Gewinnst vom Seidenbaue; nur derjenige hat eine gründliche Kenntniß davon, welcher von einer angegebenen Anzahl Bäume die größte Quantität Seide gewinnt. Der Seidenbau z. B., der mit 12 Loth Graines unternommen wird, und wobey 30 Pfund Seide; bey günstigen Umständen aber noch etwas mehr, herauskommt, ist der beste und vortheilhafteste. Man kann zwar eben so viel Seide aus wenigern Graines herausbringen; es kostet aber mehr; mithin hat man wenigere Vortheile dabey. Ob nun zwar die Wissenschaft Seide zu bauen so schwer eben nicht ist: so gehören doch dazu gewisse Vorkenntnisse, die man, wenn es an mündlichem Unterrichte fehlt, sich aus gedruckten Unterweisungen verschaffen muß. Eine der besten dieser Art ist der Seidenbau und die Maulbeerbaumzucht von J. G. Behnke, welche im Verlage der Realschule zu Berlin (1794) herausgekommen ist. König Friedrich II, und unter ihm sein Staatsminister Herzberg, strebten so sehr,

sehr, den Betrieb des Seidenbaues allgemeiner zu machen, daß i. J. 1784 beynahe 14000 Pfund Seide in den Preußischen Staaten gewonnen wurden.

Seifenkraut, Saponaria. Die zu dieser Gattung gehörenden Arten sind krautartige, dauerhafte, theils perennirende, theils einjährige Pflanzen.

1) Gewöhnliches, oder officinelles Seifenkraut, S. officinalis L. Vaterland: Deutschland, hin und wieder wild wachsend; Wurzel: auswärts röthlich, breitet sich bald weit aus; Stengel: aufrecht, gegliedert, rund, glatt, dick, 2 — 3 F. hoch; Blätter: eyrund-lanzetförmig, gespitzt, glatt, auf der Unterfläche mit 3 entlängs laufenden Ribben; Blumen: in doldenartigen Büscheln, purpurröthlich, oder weißlichroth, im Jul. und oft mit Ende des Sommers; Sorten: a) gemeines einfaches; b) mit gefüllten Blumen; c) mit ausgehöhlten Blättern, mit kurzen, dicken, geschwollenen Gelenken und purpurrothen Blumen; Stammmutter und Abarten sind Blumenpflanzen, und werden im Herbste durch Zertheilung vermehrt. Die Pflanze enthält eine natürliche Seife, und Bergius meldet in der Materia medica (S. 371), daß die Wurzel in England wirklich Statt der Seife zur Reinigung der Wäsche gebraucht werde; auch Gläser und andere Gefäße, in welchen Oel aufbewahrt gewesen ist, damit leicht und geschwind gereinigt werden. Die fremden Farben aber nimmt dieser Trank nicht weg; die Flöhflecke bleiben unverändert. Die Wurzel ist auch officinell, und wird am besten in wässerigen Tränken gebraucht, und denjenigen verordnet, welche dicke, schleimige Säfte und Verstopfung in den Eingeweiden haben; insofern kann dieses Mittel auch bey dem weißen Flusse und der Liebesseuche; ebenfalls auch, wie Linnäus angiebt, bey der fallenden Sucht nützlich seyn. Aeußerlich kann man dergleichen Waschwasser zur Reinigung der Geschwüre und bey andern Krankheiten der Haut gebrauchen.

2) Ackerseifenkraut, Getraideseifenkraut, S. vaccaria L. Vaterland: Frankreich, Deutschland, auf den Aeckern und zwischen dem Getraide; Blätter: aufrecht, 1½ F. hoch; Blumen: auf den Enden, in einer Art von lockern Dolden, roth, oder röthlich-purpurroth, mit sehr großen, pyramidenförmigen Kelchen.

3) Rundblätteriges Seifenkraut, S. ocymoides. Vaterland: das mittlere Europa; Blätter: schmal, gespitzt, blaßgrün; Blumen: in einer Art von Dolde, weißlichroth oder purpurröthlich.

4) Gelbes Seifenkraut, S. lutea L. Vaterland: die Alpen; Blätter: fast strichförmig, riemenförmig; Blumen: einigermaaßen in Dolden, gelb, mit bekränzten Blumenkronen, schwarzen Staubfäden, und langrunden Kelchen, im Jul. und Aug.

Seihkorb, ein von Weidenreisig geflochtener Korb, wodurch das Bier von dem Hopfen abgeseihet, und so gesondert wird, daß zwar das Bier ablaufen; der Hopfen aber nicht durchkommen kann.

Seil und Kloben, ein Rüstzeug, womit man vermittelst gewisser Seile, die um die Scheiben gezogen sind, Lasten in die Höhe ziehen kann.

Seilwerk, überhaupt alles Seilwerk, welches zum Ziehen und Indiehöhewinden gebraucht wird. Diejenigen Seile, welche zum Aufziehen der Steine, Mörtelkü-

bel und dergl. gebraucht werden, heißen Zugseile; die starken Seile, welche bey Krahnen, Winden, u. s. f. gebraucht werden, heißen die Franzosen, auch Deutsche, Haubans; die mittlern Seile aber, Vintains, bey uns Lenkseile, dienen dazu, daß man die Lasten, welche man aufzieht, damit lenken oder leiten kann, daß sie nirgends anstoßen, und nicht an die Seite oder an das Gerüst anschlagen.

Seiten, in der Baukunst die Flächen bey gehauenen Steinen. Man sagt z. B. **Bogenseite**, welches die in- oder auswendige Seite nach der Krümme des Gewölbes ist. **Hauptseite**, ist diejenige Seite, welche ins Gesicht fällt; **Lagerseite** aber ist diejenige, welche in den Fugen verborgen liegt. Die **Seiten eines Pflasters** aber sind die 2 Seiten, welche von den obern Steinen bis zur Einfassung nach einem Abhange herunter gehen.

Sembden, oder **Semsen**, ein Grasgeschlecht, Scirpus L. Planer nennt es **Binzengras**; darunter aber, oder unter **Binsen**, wird gemeiniglich der Iuncus verstanden.

a) Mit einer Blüthähre.

1) **Sumpfsembde mit rundlichem Halme und eyförmiger Aehre, Sumpfbinzengras**, S. palustris L., wächst in Wassergräben und überschwemmten Gegenden. **Halm**: nackt, rund, glatt, mit schwammigem Marke angefüllt, unten gewöhnlich röthlich, 1 — 1½ Fuß hoch; **Blumen**: auf den Enden der Halme, in fast eyrunden Aehren, braun, im Jul.

2) **Rasensembde mit gestreiftem Halme, Torfbinzengras**, S. caespitosus L., wächst in sumpfigen Wäldern und auf sumpfigen Wiesen; besonders wo Torf ist. **Halm**: nackt, gestreift, nahe über der Erde röthlich, 5 — 6 Zoll hoch; **Blumen**: in kleinen kurzen Köpfen, im Jul.

3) **Nadelförmige Sembde mit glattem Halme und zweyklappiger Blüthähre, Quelbinzengras**, S. acicularis L., wächst meistens in Quellwässern; auch auf feuchten Wiesen; ist aber daselbst so klein, daß man es unter andern Bruchgräsern kaum merken kann. **Halm**: dünn, nackt, borstenförmig, 4 — 5 Z. hoch; **Blumen**: in kleinen kurzen Köpfen, im Jul.

b) Mit rundlichen vieljährigen Halmen:

4) **Teichsembde mit lauter gestielten Blüthähren, Seesembde, Teichbinse**, S. lacustris L., wächst an den Ufern der Flüsse und Seen; auch in tiefen Gräben. **Wurzeln**: dick, kriechend, auswärts schwärzlichroth, inwendig weiß; **Halme**: zahlreich, dick, rund, nackt, glatt, ohne Knoten, mit weißem, schwammigem Marke angefüllt, auf der äußern Seite stark grün, 5 — 6 F. hoch; **Blumen**: in eyrunden, dachförmigen Aehren, hart anzufühlen, im Jul. und Aug.

Diese und die erste Art fressen die Schweine ungemein gern; sie gehen ihnen sogar im Wasser nach; auch fressen sie dieses Gras getrocknet. Die Bauern in Schweden erhalten die Schweine damit den ganzen Winter durch; das übrige Vieh berührt diese Sembden nicht, oder doch sehr ungern. Das Mark des Halmes wird wider die Brandschäden empfohlen.

5) **Borstiges Binzengras**, S. setaceus L., wächst auf feuchten Wiesen, besonders auf denen, welche der Ueberschwemmung ausgesetzt sind. **Wurzel**: faserig, treibt

treibt viele 3 — 4 Z. hohe Stengel, welche einen Rasen abbilden; Stengel: aufgerichtet oder gestreckt, glatt, unterwärts röthlich, mit Scheiden umgeben; Blumen: in kurzen ungestielten Aehren, braun, im Jul. und Aug.

c) Mit dreyeckigem Halme und nackender Blüthrispe.

6) Steifgespitztes Binsengras mit platt aufsitzender, ästiger Seitenrispe, S. mucronatus L., wächst hin und wieder in Sümpfen und stehenden Wässern; der Saame ist mit Borsten umgeben.

d) Mit dreyeckigem Halme und blätteriger Rispe.

7) Seesembde mit dreyfach gespaltenen Blüthbälglein, S. maritimus L., wächst in salzigen Sümpfen; auch hin und wieder in Teichen; Halm: dreyschneidig, 2 — 3 F. hoch.

8) Waldsembde, Waldbinsengras, S. sylvaticus L., wächst in schattigen, sumpfigen Gegenden. Halm: dreyschneidig, ½ — 2 F. hoch, mit scharf gespitzten Blättern besetzt, welche an den Gelenken einzeln stehen, und dieselben mit ihrer Grundfläche umfassen; Blumen: in blätterigen Dolden. Stengel und Blätter sind eher weich als hart zu nennen, und brechen leicht; daher ist diese Art besser, als viele andere sehr zähe Bruchgräser; sie wird auch, ob es schon nicht das beste Futter ist, von Pferden, Kühen und Schaafen gefressen; die Schweine aber sollen es nicht berühren.

Senf, Sinapis, ein Pflanzengeschlecht, wovon wir nur die bekanntesten Arten bemerken.

1) Ackersenf mit vieleckigen knoligen glatten Schoten, Feld- oder Ackersenf, Hederich, Triller, S. arvensis L., ein bekanntes jähriges Unkraut auf den Aeckern; gleicht zwar, und am meisten zur Blüthzeit, dem rechten Hederich (s. diesen); ist aber von diesem, der Frucht nach, ganz verschieden. Wurzel: weiß, zaserig; Stengel: 2 Fuß hoch; Blätter: lang, schmal, viel eingeschnitten; Blumen: klein, gelb, im Jun. und Jul; Sorten: a) mit weißen; b) mit goldgelben und weißen; c) mit schwarz gestreiften; d) mit purpurrothen Blumen.

Das gemeine Landvolk pflegt den Ackersenf bey uns den großen Hederich zu nennen, und ihn hiemit dem eigentlichen Hederich entgegen zu stellen; es kann aber ersterer, besonders an der Schote, unterschieden werden. Diese ist nämlich vielmehr glatt, als rauch; knotig, stroßend, und länger als der zweyeckige, hornige Fortsatz, oder der stehen bleibende Griffel. Der Saame ist kugelförmig, bräunlich, scharf, und hat eben die Eigenschaft, welche von dem gebräuchlichen Senfe angeführt werden soll. Die jungen Blätter können zu Salat gebraucht; auch als Zugemüse allein, oder mit Kohl zugleich, gekocht und verspeiset werden. Die Schaafe fressen das Kraut, wenn es noch jung ist, gern; später ist es gut für das Rindvieh. Man findet dieses Unkraut nur unter dem Sommergetraide, und besonders unter der Gerste.

2) Gartensenf, weißer und schwarzer, Sinapis alba und nigra. Beyde Arten werden häufig in den Gärten gezogen. Der weiße, oder die Blätter desselben werden, wenn sie noch jung sind, Statt des Kohls gekocht, oder damit vermischt; auch als Salat, oder unter denselben, mit zu-

gerichtet. Dieser Senf wächst 2 — 3 F. hoch; der schwarze aber oft 5 F. hoch. Im März wird der Senfsaame auf ein gut gegrabenes Land ganz dünn gesäet, eingeharkt, vom Unkraute gereinigt, und da, wo die Pflanzen zu dick stehen, verdünnt; nachher bedürfen sie keiner fernern Wartung. Wenn die Schoten gelb und reif werden wollen: so schneidet man die Pflanzen nahe vor der Erde ab; breitet sie zum Trocknen auf der Erde aus; drischt sodann den Saamen aus; reinigt und packt ihn in Tonnen. Aus dem Saamen kann Oel geschlagen werden, welches gleich andern Oelen genutzt wird; am meisten aber wird der sogenannte Möstrich daraus bereitet. Zur Verfertigung desselben nimmt man Folgendes: ½ Pfund gelben Senf; ½ Pf. braunen oder schwarzen, fein gemahlnen oder geriebenen Senf, den man durch ein Haarsieb laufen läßt; ½ Pfund braunen Zucker (Kochzucker), und ½ Loth fein gestoßene Nelken (diese können auch weggelassen werden). Hiezu gießt man so viel süßen Most oder jungen Wein, daß er, wenn er bis zur Hälfte in einem irdenen Geschirre eingekocht ist, seine gehörige Dicke hat; dann läßt man ihn abkühlen; füllt ihn in steinerne Kruken, die man mit Rindsblase zubindet; endlich verwahrt man ihn an einem trocknen Orte. Wenn der Most sehr süß ist: so kann der Zucker weggelassen werden. — Oder man nimmt auch so viel Wein, als man nöthig hat, und läßt ihn bis zum dritten Theile einkochen; thut die Species zusammen in einen Reibasch oder Reibesatte, und reibt sie so lange durch, bis die Masse so geworden ist, wie sie erfordert wird. Ehe man aber den Senf braucht, oder ihn wegsetzt: lasse man ihn, damit er gehörig aufquelle, bis er seine Consistenz hat, einige Stunden ungestört stehen. Man kann auch die gehörig getrockneten Saamen stoßen oder fein zerreiben; dieses Pulver in Gläsern oder steinernen Gefäßen aufbewahren, und alsdann erst mit Wein oder Essig vermischen, wenn man davon Gebrauch machen will. Der Möstrich oder Senf ist ein gutes Gewürz; erregt den Appetit; befördert die Verdauung, und löset den zähen Schleim in dem Magen und den Gedärmen auf; erregt aber leicht Hitze; daher man solchen mäßig genießen soll; auch schickt sich solcher, wie die meisten Gewürze, nur für solche Personen, welche schleimige Säfte, schlaffe feste Theile, oder überhaupt, wie man zu reden pflegt, eine kalte Natur haben.

Sonst hat man auch den Senfsaamen wider die Wechselfieber empfohlen. Man nimmt an dem guten Tage nach und nach etliche Löffelvoll ganzen oder ungestoßenen Saamens, verschluckt solchen ungekauet, und genießt darauf kein warmes Getränke; wovon dann der Leib nur gelinde geöffnet wird. Sollte das Fieber nach dieser Curart nicht gänzlich weichen: so braucht man die gestoßenen Senfkörner mit der Chinarinde vermischt. Hievon empfinden die Kranken im Magen zwar etwas Brennen; leiden aber davon weiter keinen Schaden. Bey den viertägigen Herbstfiebern ist der Senf unkräftig befunden worden. Das Senfpulver, mit gebranntem Kaffee vermischt, und ferner mit Wasser, wie Kaffee zubereitet, ist oftmals wider den Schwindel gut befunden worden. Wenn man Senfpulver mit Essig vermischt, und Milch damit abkocht: so erhält man Molken, welche wider den Husten empfohlen werden. Der äußerliche Gebrauch des Senfes ist bey vielen Krankheiten ersprießlich. Zum äußerlichen Gebrauche nimmt man

man gestoßene Körner, vermischt das Pulver mit Essig, oder Sauerteig, und legt dieses Pflaster, welches man Sinapismus nennt, auf die Haut. Es wirkt dieses Mittel, wie die eigentlichen blasenziehenden, nur gelind, und wird in allen Fällen dienlich seyn, wo man theils die Nerven reizen; theils die Säfte von innen nach außen zu, und an besondere Oerter hin, ziehen will, als bey den Blattern, da man dieses Mittel auf die Waden und Fußsohlen; bey den Zahnschmerzen, da man es an die Schläfe; in der Schlafsucht auf den Wirbel; bey der Lähmung auf den leidenden Theil legt.

Senken, Senke, wenn der Weingärtner einem guten, fruchtbaren Stocke eine Rebe nimmt; die aber am Stocke unabgeschnitten bleibt, und nun in eine dabey zugerichtete Grube unter sich biegt, welche die Senkgrube genannt wird. Man deckt diese Rebe in der Mitte mit Erde zu, und läßt das eine Ende 4 — 5 Finger breit herausgehen, so daß ein paar Augen in der freyen Luft bleiben.

Sense, ein eisernes Werkzeug, Gras und Getraide abzuhauen. Gras- und Getraide- oder Kornsense sind in Ansehung des Eisens zwar einerley; aber den Stielen, oder sogenannten Sensenbäumen nach verschieden. Die Grassense hat einen krummlaufenden, unten auf- und oben eingebogenen Baum, welcher von einem selbstgewachsenen Holze so zugerichtet wird. An dem einen Ende, welches man in der linken Hand hält, ist sie mit einer Krücke, und etwa bey dem dritten Theile von oben hinunter mit einem hölzernen Knebel, welcher wie ein Haken gestaltet ist, und welchen man beym Hauen mit der rechten Hand hält, versehen. Unten, am Ende des Baums, ist die Sense mit einem eisernen Ringe befestigt. Die Getraide- oder Kornsense hat einen geraden Baum, ungefähr $2\frac{3}{4}$ Ellen lang, ohne Krücke; ist aber ungefähr, jedoch nicht ganz, in der Mitte mit einem Knebel versehen. Oben, wo die Sense angestoßen wird, ist das Sensengerüste. Dieses ist das Gestelle, womit das Getraide beym Hauen gerade gehalten wird, daß es ordentlich hinfallen muß. Es besteht aus einer von weichem Holze gemachten Säule, nicht völlig eine Elle lang, mit 4, in gleicher Weite von einander stehenden, und von hartem Holz gemachten, Spießen versehen, die durch einen, gemeiniglich von Weißdorn gemachten, Biegel, welcher durch den Baum und die Säule geht, zusammengehalten werden; auch mit einem Stege von weichem Holze versehen sind, der durch den Baum und Biegel geht, und woran der Draht, welcher die Spieße hält, befestigt ist.

Serpentinstein, ein gränlicher, bisweilen grünlichschwarzer, und oft, wie Marmor, geflechter, am meisten dunkelgrüner, mit braunen und schwarzen Flecken versehener Stein, der sich drehen und arbeiten läßt, und einen angenehmen Glanz annimmt. Er bricht in Sachsen. Es werden allerley Gefäße daraus gemacht.

Setzen, heißt in der Baukunst, wenn das Bogengerüst oder die Lehre unter einem fertig gemauerten Gewölbe weggenommen wird, und das Gewölbe sich etwas senkt; welches gemeiniglich immer geschiehet; sonst heißt auch setzen oder legen, nach der Setzwaage den Grundstein legen, welcher liegen bleiben soll; es wird aber auch gesagt, das Steinpflaster setzt sich.

Setzen, wird von Rehen und Hasen gesagt, wenn sie Junge zur Welt bringen.

Setzhamen, ein kleines Fischergarn, wie ein Sack, an einem halben Reife oder gebogenen Stängelchen befestigt. Dieses Fischergarn wird vor Löcher oder Oeffnungen gesetzt, die herauskommenden Fische darinn zu fangen.

Setzhammer, ein Hammer mit einer doppelten platten Bahn, womit der Grobschmied einen Ansatz oder eine Vertiefung in das Eisen macht.

Setzkohle, die langen Kohlen, welche, wenn ein Kohlenwagen voll und beladen ist, inwendig an der Seite herumgesetzt werden, damit die kleinen Kohlen nicht herunterfallen.

Setzlinge, 1) ein junger, zum Versetzen tüchtiger, Baum; 2) junge Fische, die nicht mehr unter die junge Brut zu rechnen, sondern in die Deiche zu versetzen sind, damit sie fortwachsen können.

Setzstangen, eiserne Stangen, die zum Fortbringen und Legen der Steine gebraucht werden.

Setzwelle, diejenige Welle in einer Mahlmühle, in welcher der Anschlag und der Vorschlag befestigt ist, welche auf dem Kloben der Klobensäule steht.

Sichel, ein schneidendes Werkzeug, womit Gras und Getraide abgeschnitten werden. Die Grassicheln sind kleiner, als die Kornsicheln. Diese haben an ihrer Schneide gemeiniglich kleine scharfe Zähne, welche weit subtiler sind, als die kleinsten Sägezähne; an manchen Orten aber hat man sie nur mit glatten Schneiden, wie die Grassicheln. Wenn eine solche Sichel stumpf wird: so pflegt man sie nur mit dem Dengelhammer auf dem Dengelstocke zu dengeln, und nicht zu schleifen. In unsrer Gegend ist zum Abschneiden des Korns nicht die Sichel; sondern nur die Sense, gebräuchlich, weil die letztere weit mehr die Arbeit fördert. Man könnte sich aber auch da der Sichel bedienen, wo das Lagerkorn sehr unordentlich unter einander liegt, und viel Zeit erfordert wird, eine Handvoll nach der andern mit der Sensenspitze hervor zu suchen, wobey das Abhauen mancher Aehren nicht wohl vermieden werden kann; nicht zu gedenken, daß dergleichen verwirrtes Lagerkorn mit der Hand beym Abscheln mehr gerade auf das Schwad gelegt, und hiemit das Einsammlen des Getraides auch erleichtert wird, weil das Abscheln durch die Mägde geschehen, und hiemit eine Ausgabe für die Schnitter oder Mäher erspart werden kann.

Sichelkraut, Sium Falcaria L., wächst bey uns an den Zäunen und um die Aecker. **Wurzel**: tief unter sich gehend, stark wuchernd, ausdauernd; **Stengel**: in weit abstehende Zweige getheilt; **Blätter**: steif, meergrün, gefiedert, die Blättchen kommen mit einer Sichel gänzlich überein, als wodurch sich die Pflanze fast von allen Doldengewächsen unterscheidet; **Blumen**: weiß, in großen flachen Dolden, im Jul.

Sicherpfahl, Marqueur, ein eingerammter, mit einem Bleche bedeckter, Pfahl, wonach sich die Müller in Ansehung des Wasserstandes zu richten haben.

Sichter, eine hölzerne Rinne, die insgemein bedeckt durch einen Damm oder Deich

Deich geführt wird, das Wasser abfließen zu lassen.

Sichtwelle, in einer Windmühle eine neben dem Getriebe des Gabelwerks senkrecht stehende Welle, die das Erschüttern des Beutels in dem Mehlkasten bewirkt.

Sichtzeug, dasjenige Werkzeug, wodurch der Beutel in dem Mehlkasten einer Wassermühle senkrecht geschüttelt wird.

Sich werfen, wird von dem Holze gesagt, wenn es sich aus seiner geraden Lage begiebt, und sich krümmt. Frisches und nicht ausgetrocknetes Holz ist diesem Fehler fast immer unterworfen.

Siebt, Heidesiebt, in Niederdeutschland eine Art Sense oder Sichel, welche aus einem 12 Z. langen und 2 Zoll breiten Messer besteht, welches waagrecht an einem 3 F. langen Stiele hängt, der sich im Umfange des dritten Fußes seiner Höhe aufwärts beugt, die Heide damit abzumähen, oder vielmehr, wie man auch sagt, abzunärben.

Siede, Gesott, das Futter, welches von Spreu, Ueberkehr, auch von zu Häcksel oder Häckerling geschnittnem Futterstroh, Wirr- oder Krummstroh und Grummet mit klein gestampften grünen Sachen oder Wurzelwerk, als Rüben, Möhren, Krautblättern, u. dergl. m., vermengt, und mit heißem Wasser eingebrühet, dem Rindviehe gegeben wird. In den nicht holzarmen Gegenden findet man wenig Siede; denn das Rindvieh ist einmal zu kaltem Futter gewöhnt; befindet sich wohl dabey; auch wird dabey Holz und Mühe erspart.

Siel, Syl, Syhle, eine Deichschleuse, das hinter dem Deiche zusammenlaufende Wasser herauszulassen, und zugleich zu verhüten, daß nicht das vor dem Deiche aufschwellende Wasser hinter den Deich laufe.

Sigmarskraut, Rosen- oder Augenpappel, Vetterrose, Herzleuchte, Pflugwurz, Malva Alcea L., findet sich um die Hügel und Dämme, wo der Boden etwas lehmig ist. **Wurzel:** lang, zaserig; **Stengel:** aufrecht, ästig, 2 F. hoch; **Blätter:** groß, schön-vieltheilig, etwas rauch; **Blumen:** groß, glänzendroth, an den Seiten der Stengel; **Sorten:** a) kleineres; b) größeres; c) filzigblätteriges; d) weißblumiges Sigmarskraut. Die Pflanze wird jetzt von den Aerzten nicht mehr geachtet.

Silberblatt, Silberblume, Mondkraut, Mondviole, Lunaria. Von den Verzierungspflanzen dieses Geschlechts sind nur zwo Arten zu bemerken.

1) **Einjähriges Silberblatt, Mondviole, Atlasblume,** L. annua L. **Vaterland:** Deutschland; **Blätter:** groß, herzförmig, länglich, gezähnt, haarig, auf langen haarigen Stielen; **Stengel:** erhebt sich aus der Mitte der Blätter; aufrecht, steif, ringsumher ästig, 3 Fuß hoch; **Blumen:** an den Enden und Seiten aller Zweige, in Trauben, purpurroth; **Schötchen:** breit, mondförmig, weiß, atlasartig, weich anzufühlen, durchsichtig, reif im Aug. und Sept.; **Abart:** mit großen atlasartigen Schötchen und blässern Blumen. Beyde Sorten machen mit ihren, an den Zweigen lange bleibenden, Schötchen ein sonderbar angenehmes Ansehen; weswegen man ihre Stengel im

Sept. wohl abzuschneiden, zu trocknen, und, in weitschweifige Büschel zusammengebunden, in großen Zimmern aufzuhängen pflegt, woselbst sie den ganzen Winter durch eine schöne Verzierung machen; besonders dann, wenn sich ihre äußere Haut abgelöset hat, weil sie alsdann noch weißer, atlasartiger und glänzender sind. Die von einer Herbstaussaat entsprungenen Pflanzen blühen allezeit stärker, als die von einer Frühjahrsaussaat.

2) Perennirendes Silberblatt, Pfenningkraut, Silber- oder Atlasblume. Vaterland: das nördlichere Europa, Deutschland; Wurzel: zaserig, perennirend; Stengel: aufrecht, steif, 2 F. hoch; Blätter: eyrund-lanzettförmig, gespitzt, rauh; Blumen: in Aehren auf den Zweigen, von angenehmem Geruche, im Jun.; Schötchen: länglich, flach, von eben den Eigenschaften, wie die der ersten Art; Sorten: a) mit purpurrothen; b) weißen; c) gelben Blumen. Die Blumenstengel treiben im Frühjahre allezeit aus der Wurzel hervor. Die aus einer Herbstaussaat entsprungenen Pflanzen blühen schon im folgenden Sommer.

Sinngrün, Jngrün, Vinca oder Pervinca. Die dauerhaften, immergrünen, gestreckten und niedergebogenen Pflanzen werden auch in berühmte Lustgebüsche aufgenommen, um theils den Boden zwischen Sträuchern in besondern Departements zu überziehen; theils an einer Unterstützung einen aufrechten buschigen Wuchs anzunehmen.

1) Kleinblumiges gestrecktes Sinnkraut, Wintergrün, Immergrün, Todtengrün, Ewiggrün, Todtenviole, Jungfern- oder Mägdekranz, Mägdepalme, ꝛc. Vinca Pervinca off., Vinca minor L., wächst häufig in Deutschland, wo sie einen guten lockern Boden, vorzüglich in Wäldern, liebt. Stengel: dünn, holzig, darniederliegend, grün, glatt, treiben viel Zweige, laufen auf dem Boden lang beträchtlich weit fort, und treiben aus jedem Gelenke Wurzeln; Blätter: lanzettförmig-eyrund, dick, glatt, leuchtendgrün, glattrandig, auf starken kurzen Stielen paarweise gegen einander überstehend; Blumen: aus den Achseln der Zweige, einzeln, auf besondern Stielen, von unterschiedenen Farben; Sorten: 1) gemeines grünes Sinngrün, a) mit blauen; b) weißen; c) gefüllten weißen; d) gefüllten purpurrothen Blumen; 2) gelbgestreiftes Sinngrün, mit eben solchen blauen, und weißen und gefüllten Blumen; 3) weißgestreiftes Sinngrün, gleichfalls mit eben solchen blauen, weißen und gefüllten Blumen. Wenn sie in Menge beysammengepflanzt, und ihrer Natur überlassen werden: so bedecken sie den Boden dergestalt, und verwickeln sich so durch einander, daß sie dadurch, daß ein Theil ihrer Stengel den andern im hohen Wuchse übertreffen zu wollen scheint, ein anderer Theil derselben aber niedrig bleibt (dessenungeachtet aber gesund und blühend ist), in der Entfernung einem künstlichen Felsenwerke sehr ähnlich sind. Wenn sie nahe bey andern Sträuchern stehen: so pflegen sie 2— 3 F. hoch zu wachsen, und alsdann zwischen denselben ein artiges Ansehen zu machen; übrigens erfordert die Pflanze keine besondere Wartung, weil sie in schattigen Gegenden, wo andere Gewächse nicht füglich fortkommen, wohl gedeihet, und sich häufig vermehrt. Etwa alle drey Jahre kann man die Stöcke tief ausgraben und zertheilen. In den Apo-

theken

theken wird das Kraut aufbewahrt; in den neuern Zeiten wird aber von den Aerzten selten, oder gar kein Gebrauch davon gemacht; doch ist noch anzumerken, daß Gleditsch schreibt, daß das zu Pulver geriebene und mit Salz vermischte Kraut dem Rindviehe, wegen schlechter, nasser und unreiner Bruch- und Waldweide, auch der vielen Schwämme, besonders in gewissen Jahren, den Schaafen höchst nützlich seyn könne. Beym Rotze der Pferde wird das Pulver von diesen Blättern mit Aethiope minerali, von 1 — 2 Loth schwer, nützlich gegeben, wie man in den Schriften der Pariser Akad. v. J. 1761 nachlesen kann. Daß das Kraut die trüben Weine klar mache, wenn man dasselbe in die Fässer hängt, in welche ein solcher Wein abgezogen wird, hat man schon von Alters her richtig befunden. In den ältern Zeiten wurde das grüne Kraut zu Kränzen und Sträußern für die Leichen gebraucht; gewiß deswegen, weil solches an Oertern, wo die Luft keinen freyen Zugang hat, langsam trocknet, und sich lange Zeit bey seinem äußerlichen Ansehen erhält.

2) **Großblumiges aufgerichtetes Sinnkraut, großes breitblätteriges und staudiges Sinnkraut**, V. major L. **Vaterland:** Schweiz, Italien; **Stämme:** strauchig, glatt, blaßgrün, etwas aufrecht, 1 — 2 F. hoch, mit zur Erde geneigten Gipfeln; an einer Unterstützung werden sie wohl 4 — 5 Fuß hoch; **Blätter:** groß, eyrund, glatt, lieblich leuchtendgrün, glatträndig, in den Wintermonaten sehr verzierend; **Blumen:** groß, blau, einzeln, auf aufrechten Stielen, aus den Achseln der Stiele, fast zu jeder Jahreszeit. Dieses Sinngrün nimmt sich, wenn es zu der Form eines immergrünen niedrigen Strauches gezogen ist, mit seinen grünen Blättern, und mit seinen großen, obwohl nur sparsam erscheinenden, Blumen in Wildnissen sehr gut aus; überhaupt schicken sich keine Pflanzen besser zwischen niedrige und größere Sträucher, es sey in immergrünen Pflanzungen, oder in solchen, die im Winter unbelaubt sind, als die Arten des Sinngrüns.

3) **Gelbes Sinngrün**, V. lutea L. **Vaterland:** Carolina; **Stamm:** dünn, windend, windet sich an allem hinauf, was neben ihm steht; **Blätter:** länglich, denen unsers Weidenbaums ziemlich ähnlich; **Blumen:** beydes einfach und gefüllt, vom Jun. bis zu Ende des Sommers. Diese Pflanze verlangt einen warmen, leichten Boden, und eine gut geschützte Lage.

Smaragd, ein durchsichtiger grüner Edelstein, der im Feuer beständig ist.

Sohle, ist der weiche Theil unter dem Fuße des Pferdes, welcher von beyden Seiten von dem Horne oder Hufe in der Mitte eingeschlossen wird.

Sohllacher, Suhl, Prudel, ein Sumpf oder morastiger Ort, wo sich Hirsche und Sauen bey heißem Wetter hineinlegen, und sich darinn abkühlen.

Sohlschiene, die eiserne Schiene, womit die Sohle unter dem Streichbrete der Pflüge beschlagen ist.

Solidum, wenn alle für einen, und einer für alle, sich in einem Contracte unterschreiben; welches eigentlich unter dem Worte in Solidum ausgedrückt wird.

Sommerdeiche. Es giebt Wiesen, denen es vortheilhaft ist, daß sie von übertretenden Winterfluthen überschwemmt, und von deren Schlamme gleichsam beschwängert werden; da hingegen die jähen

Sommerfluthen, welche von Wolkenbrüchen über die Ströme entstehen, dem Grase hinderlich sind; weshalb man Deiche anlegt, und zwar solche, die hoch genug sind, eine Sommerfluth abzuweisen; aber den Winterfluthen den Ueberlauf verstatten.

Sommerfedern, die dunkelbraunen und schwarzen Haare und Borsten, welche die wilden Schweine haben; zum Unterschiede der hellgrauen Winterfedern. Die Jäger nennen überhaupt die Haare der Sauen Federn.

Sommerfeld, diejenige Abtheilung einer Flur, worein im Frühlinge erst solches Getraide gesäet wird, welches während des Sommers reif wird; und daher auch Sommergetraide genannt wird.

Sommerheerd, eine Art Sangheerde, auf welchen die Vögel nach verhaltenem Gesange gefangen werden; zum Unterschiede von den Herbst- und Winterheerden.

Sommerlatte, der junge Wuchs des Laubholzes, welches nach Abholzung eines Gehaues aus den Stöcken und Wurzeln aus- und aufgeschlagen, und einen Sommer lang in die Höhe geschossen ist. In einen solchen jungen Gehau muß kein Vieh eher getrieben werden, bis ihm die Sommerlatten, wie man sagt, aus dem Maule gewachsen sind.

Sommern, Sömmern, wird von großen, weitästigen und ihre Wurzeln weit ausbreitenden Bäumen gesagt, welche, so weit ihre Wurzeln und Aeste gehen, kein Korn, Gras oder andere Gewächse aufkommen lassen. Wo auch Felder nahe an großen Hölzern sind: da prallen die Sonnenstrahlen von den hohen und dicht stehenden Bäumen ab, und dämmen dergestalt in die Fruchtfelder hinein, daß das Getraide davon gar leicht verbleichen und schwinden muß; das Baumlaub frißt auch gleichsam alles Gras und Getraide so weg, daß nichts aufkommen kann. Die Bäume, die am stärksten sömmern, sind die Buchen, Eschen, Linden, Nußbäume und Pappeln.

Sommern beym Feldbau, denjenigen Acker, welcher der Feldart nach Brache seyn sollte, mit Sommerfrüchten besäen. An vielen Orten, besonders wo Schaafstriften sind, darf nicht so viel gesommert werden, als die Feldbesitzer wollen; sie sind nämlich nach gewissen Verträgen oder dem Herkommen gemäß gehalten, ein gewisses vorgeschriebenes Quantum der Brache zu versömmern; den Rest aber unbestellt zu lassen.

Sommerseite und Winterseite. Der Landmann und die Jäger theilen die Gegenden einer Flur oder eines Holzes in 2 Seiten, und die gegen Mittag zu liegende Seite, oder die zeitige, die am meisten von der Sonne beschienen wird, heißt die Sommerseite; die dieser gegenüber stehende, und also gegen Norden liegende, die Winterseite. Auch nennt man sie oft Sommerleite und Winterleite. Auf der Sommerseite werden in gebirgigen Gegenden die Feld- und Gartenfrüchte einige Wochen eher reif, als auf der andern oder der Winterseite; denn man kann auf jener Seite, wo der Schnee eher weggeht, und das Land eher ausgetrocknet wird, auch eher ins Feld kommen. Hingegen wächst alles Holz eher und stärker an der Winterseite, als an der Sommerseite; auch ist eine an der Winterseite gewachsene

Eiche,

Eiche, wie auch anderes Gehölze, viel fester und zum Geschirre dauerhafter, als jene auf der andern Seite gewachsene Eiche, weil diese kleinere Jahrwüchse hat, die wie ein Horn gleichsam auf einander gewachsen sind.

Sommerstand, heißt bey der Jägerey, wenn das Wildpret nach dem Frühjahre seinen Stand verändert, und die Dickichte sucht, um sich sowohl vor der Sonne, als auch vor dem stechenden Geschmeiße zu verbergen.

Sommerthierchen. Obgleich die Arten, welche das Geschlecht Levcojum L. ausmachen, zu verschiedener Zeit blühen: so wird doch hier der obige gebräuchliche Name beybehalten. Man unterscheidet drey Arten:

1) Einblumiges zeitiges Sommerthierchen, Schneeglöcklein, Hornungsblume, weißer Frühlings-Veil, L. vernum L. Wurzel: eine große, längliche, mit einer braunen Haut überzogene Zwiebel; Wurzelblätter: 5—6 auf einer starken Zwiebel, flach, oben stumpf, von sehr feiner grüner Farbe, 6—8 Z. lang; Blumenschaft: aufrecht, gestreift, hohl, ein wenig eckig; lichtgrüner, als die Blätter, etwa 1 Fuß hoch; Blumen: auf den Enden des Schaftes, nur obenhin betrachtet, den Schneetropfen sehr ähnlich, eben wie diese niederhängend, schneeweiß, außer daß ihr äußerster Rand grün ist, pflegt im März zu blühen, und heißt daher auch Märzblume; hat auch einen Geruch, welcher von vielen für angenehm gehalten wird. Der Griffel ist keilförmig.

2) Vielblumiges, breitblätteriges Sommerthierchen, L. aestivum L., heißt auch spätes Schneeglöcklein; ist der vorigen Art ähnlich; blühet aber später, und zu Ende des Herbstes.

3) Vielblumiges, schmalblätteriges Sommerthierchen, blühet gegen den Herbst, und unterscheidet sich dadurch von der vorigen Art, daß die Blätter dünn und fadenförmig sind. Die beyden ersten Arten werden ohne Kunst im Garten erhalten, und alle 2—3 Jahre, zu der Zeit nämlich, wenn die Blätter verwelkt sind, ausgehoben; die Wurzelbrut wird auseinander genommen, und wieder in ein lockeres Erdreich eingesetzt. Die dritte Art pflegt man im Scherbel aufzubehalten.

Sommerwolle, ist bey zweyschürigen Schaafen die im Sommer gewachsene Wolle, die zu Ende desselben geschoren wird; die Winterwolle ist aber diejenige, die im Frühlinge geschoren wird.

Sommerwurzel, eine Schmarozerpflanze, wovon wir in Deutschland zwo Arten haben.

1) Einstängelige Sommerwurzel mit einzelnen Deckblättern, große Sonnenwurzel, Schmeerwurzel, Maywurzel, Ervenstrang, Orobanche laevis L. Man findet sie auf trocknen Aeckern und Wiesen, entweder einzeln, oder beysammen; ihr Sitz ist insgemein auf den Wurzeln der Hülsengewächse, als der Hauhechel, dem Rehkraute, dem wilden Schneckenklee; aber auch auf dem Weinstocke, Schlehdorne, vielen Arten von Disteln und mehrern Pflanzen. Das Blumenblatt ist grünlich oder gelb, und die Blumen stellen eine Aehre vor, im Jun. und Jul. Die Pflanze hat einen nelkenartigen Geruch.

2) Vielstengeliche Sommerwurzel mit fünffachzertheiltem Blumen-

blatte, kleine Sommerwurzel, Hanfmännchen, Hanfwürger, Orobanche ramosa L., wächst sowohl unter dem Hanfe, als an den Hecken und aufgeworfenen Dämmen; besonders wo sich der Hanf von selbst aussäet; sie wächst aber auch auf verschiedenen wilden Hülsengewächsen, Disteln, dem gelben Mayerkraute, und sogar auf Gräsern. Die Blumen sind klein, bald purpurroth, bald blau, bald weißlich.

Sonnenblume, Sonnencrone, Helianthus, eine seit langer Zeit bey uns befindliche, die Lustgärten sehr verzierende, Blumenpflanze.

1) **Jährige, herzblätterige Sonnenblume mit abhängenden Blumen,** H. annuus L., die größte unter allen bekannten Scheibenblumen; sie soll sich, wie gesagt wird, allezeit nach der Sonne kehren, und sich nach deren scheinbarem Laufe drehen; welches sich aber in der That nicht so befindet. **Sorten:** a) **hochwachsende,** von 5 — 10 — 12 und oft 15 F. hoch, die majestätischste und ansehnlichste Sommerblumenpflanze in der ganzen Welt; b) **Zwergsonnenblume,** H. Nanus, nur 1½ — 3 F. hoch. Von beyden giebt es theils einfache; theils gefüllte Sorten, welche entweder hochgelb, oder schwefelgelb sind. Die gefüllten sind sehr schön, weil ihre Strahlenblümchen bis ganz zum Mittelpuncte der Scheibe vervielfältigt sind; die Zwergsorte aber ist gewöhnlich am stärksten gefüllt, und schickt sich für kleine Gärten am besten; ob man gleich in großen Gärten von jeder Sorte einige Stück unterhalten mag. Beyde Sorten lassen sich, wenn sie von einander entfernt stehen, ziemlich unverändert fortpflanzen. Man säet den Saamen im März und April auf die Beete im Garten, und verpflanzt die jungen Stöcke bey Zeiten, wenn sie etwa ½ F. hoch geworden sind; wartet man länger: so biegt sich der Stengel, und vertrocknet leicht. Die nicht verpflanzten Stöcke werden am stärksten und längsten. Mit den frischen Blättern kann man Schweine füttern. Die jungen saftigen, geschälten Stengel, wie auch das vom Kelche und Blümchen gereinigte Blumenbette, kann, wie die Artischocken, zugerichtet und gespeiset werden. Die öligen Saamen sind ein gutes Futter für das Federvieh, und geben durch die Presse ein süßes Oel, welches, wie andere dergleichen, nützlich zu gebrauchen ist.

2) **Beständige Sonnenblume mit breiten herz- und eyförmigen Blättern, vielblumige oder perennirende kleine Sonnenblume, Pariser Sonnenblume,** H. multiflorus L. **Blumen:** auf den Enden aller Stengel, Zweige und Seitenschösse, ziemlich groß, glänzendgelb, vom Jul. bis der Frost der Flor ein Ende macht. Eine vortreffliche Blumenpflanze; **Sorten:** a) mit einfachen; b) mit gefüllten Blumen, deren Strahlenblumen bis in den Mittelpunct der Scheibe vervielfältigt sind; aufs vollkommenste gefüllt; auch die schätzbarste Sorte. Die Wurzel dauert im freyen Lande aus, und die Stöcke blühen dabey sehr häufig. Die Vermehrung geschiehet durch die Theilung der Wurzel; welches auch öfters geschehen muß, weil die Fasern sich sehr vermehren, und einen dicken Pelz gleichsam machen, da denn die Stengel niedriger bleiben, und weniger Blumen tragen. Je lockrer das Erdreich ist, und je häufiger die Stöcke begossen werden: desto besser gedeihen dieselben.

3) **Beständige rothstengelige** Son-

Sonnenblume mit langen schmalen Blättern, die allerhöchste und rothstengelige Sonnenblume mit langen schmalen Blättern und vielen kleinen gelben Blumen, Riesensonnenblume, H. gigantheus L. Blumen: viele, gelb, im Strahle etwa 20, an der Spitze zweyspaltige Blümchen. Die Unterhaltung und Vermehrung geschehen, wie bey der zwoten Art. Die hohen Stengel soll man mit Stangen befestigen; sonst leiden sie vom Winde leicht Schaden.

Sonnenkäfer, Coccinella L. Diesen Namen hat ein Käfergeschlecht, theils wegen der schönen runden Gestalt; theils auch deswegen, weil man diese kleinen Käferchen meistens bey schönem Sonnenscheine auf den Blumenblättern antrifft. Sulzer nennt sie runde Blattkäfer; im gemeinen Leben heißen die bekanntesten Arten Marienkäfer; auch Marienwürmer. Der Körper bildet auf dem Rücken gleichsam eine halbe Kugel; der Leib aber ist ganz flach. Viele, und zwar die meisten, haben rothe oder gelbe Flügeldecken mit schwarzen Puncten. Einige haben zwar auch solche Flügeldecken; aber weiße Puncte; bey andern sind die Flügeldecken schwarz, und mit rothen Puncten geziert; noch andere haben ebenfalls schwarze, aber mit weißen oder gelben Puncten besetzte, Flügeldecken. Sie laufen auf den Bäumen und andern Gewächsen herum, bis sie ein Nest mit Pflanzenläusen finden, worinn ihre vornehmste Nahrung besteht. Bald nach ihrer Verwandlung begatten sie sich, und legen bernsteinfarbige Eyerchen auf die Blätter solcher Bäume, wo die herauskriechenden Jungen sogleich Pflanzenläuse zu ihrer Nahrung finden können.

Sonnenthau, Ros solis, Rorella, Drosera L. Linnäus giebt 6 Arten an; zwo davon sind einheimisch, nämlich:

1) Rundblätteriger Sonnenthau mit nackendem Stengel, insgemein Sonnenthau genannt, D. rotundifolia L., ist eine kleine zierliche Pflanze. Vaterland: Europa, in Sümpfen; Blätter: kreisförmig, hohl, haarig, röthlich, auf dünnen Stielen, auf der Oberfläche, sogar bey der heißesten Witterung, mit einem in Tropfen stehenden flüßigen Safte versehen, welcher der Pflanze, zumal wenn sie von der Sonne beschienen wird, ein besonders gutes und schönes Ansehen giebt, weil die Tropfen alsdann völlig ins Auge fallen, und durchsichtig sind; Blumenschafte: rund, etwa 4 Z. hoch; Blumen: auf den Enden der Schafte, in Aehren, jede auf einem besondern kurzen Stiele, und die Blumen größtentheils auf eine Seite gerichtet, weiß, im May oder Jun.; Saamen: reif im Jul. oder Aug.

2) Langblätteriger Sonnenthau mit nackendem Stengel, D. longifolia L. Vaterland: an denselben Orten, wo die vorhergehende wächst; Blätter: oval-länglich, haarig, röthlich, mit eben solchen durchsichtigen Tropfen, wie die der vorhergehenden Art; Blumenschafte: rund, aufrecht, 5—6 Z. hoch; Blumen: mäßig groß, gestielt, auf den Enden der Schafte in einer langen Reihe, weiß, mit der vorhergehenden zugleich blühend und Saamen gebend. Die Blätter dieser beyden Pflanzen enthalten eine reitzende und einigermaaßen ätzende Eigenschaft, und der ausgeschwitzte oder ausgepreßte Saft zerstört die Warzen und Hühneraugen, wenn sie oft damit bestrichen werden; daher auch einige Schriftsteller behaupten, daß der

Genuß

Genuß der Pflanzen dem Viehe, sonderlich den Schaafen, nachtheilig sey, weil nämlich dadurch die Lunge angegriffen, und ein tödtlicher Husten verursacht werde; doch findet man wieder andere Schriftsteller, welche diese Pflanze gegen die Lungensucht empfehlen. Das Wasser und andere flüßige Wesen werden von den eingeweichten trocknen Blättern feuerroth gefärbt. Die schädliche Wirkung, wenn die Schaafe davon fressen, will man einer Art Würmer zuschreiben, welche sich auf der Wurzel aufhalten; man muß also noch darauf warten, bis es genugsam untersucht worden seyn wird, wie? und wenn die Pflanze schädlich, oder nützlich seyn könne?

Sophienkraut, Besenkraut, Wellsaame, Habichtsaame, in den Apotheken Sophia chirurgorum; bey dem Ritter v. Linné Sisymbrium Sophia; welcher auch diese Pflanze mit dem Sisymbrium vereinigt. Die Pflanze wächst überall auf den Mauern, an den Wegen und wüsten Oertern; blühet im Sommer, und ist jährig. Blätter: zweymal zusammengesetzt, gefiedert, weißlich oder meergrün; Zweige: endigen sich mit den Blumenköpfchen, welche, wenn die Frucht anfängt zu reifen, sich in lange lockere Aehren verwandeln; Blumen: die Blätter kleiner als der Kelch, hochgelb; Schote: lang, dünne, etwas knollig, enthält kleine rundliche Saamen. Jetzt ist die Pflanze bey den Aerzten nicht mehr in Achtung; doch versichert Bergius, daß die Gothländer das Kraut wider die Mutterbeschwerden gebraucht, und in Nericien die rothe Ruhr, bey Menschen und Kühen, mit dem Saamen geheilt werde. Die getrockneten Schoten bleiben ungeöffnet bis zum künftigen Frühjahre auf dem Stocke stehen, und werden alsdann fleißig von den Sperlingen besucht.

Spannenmesser, Geometrae. Unter den Raupen, welche sich in Nachtvögel verwandeln, giebt es einige, die in den mittlern Absätzen des Bauchs keine Füße haben, und daher, wenn sie fortkriechen wollen, genöthigt sind, die 4 Hinterfüße an die Vorderfüße zu setzen, deren sie gemeiniglich 3 Paar haben. Weil sie nun in diesem Falle den Leib eben so zusammenbiegen, wie man die Finger zusammenbiegt, wenn man spannenweise etwas abmißt: so hat man diesen Raupen den Namen Spannenmesser gegeben. Man zählt schon über 90 Arten von diesen Insecten.

Spargel, ein Küchengartengewächs, über dessen besondern Wohlgeschmack man allgemein einverstanden ist. Man findet mancherley von einander abweichende Vorschriften zum Anbau des Spargels; ich habe mich aber immer an diejenige gehalten, welche man in dem Neuen Schauplatze der Natur (B. VIII, S. 314) findet, und nach welcher ich es bisher in der ganzen hiesigen Gegend den größten und wohlschmeckendsten Spargel erbauet habe. Zum Saamen, wenn man ihn nicht von bewährter Hand haben kann, gelangt man auf folgende Art. Man erwählt hiezu die Beeren von der besten Sorte und den dicksten Stengeln, zerreibt selbige, und säet die Saamen auf ein gutes tief gegrabenes Land, wozu der Kuhmist am dienlichsten ist. Die Aussaat geschiehet vor Winters, weil sonst der Saame, der einige Monate in der Erde liegt, im Frühjahre, wenn eine trockne Witterung herrscht, zu spät aufgeht. Hat man aber einen leichten, fetten Boden, der seine Feuchtigkeit nicht

sobald

sobald verliert: so kann er auch im Frühjahre sehr zeitig gesäet werden. Dieses geschiehet ganz dünn, reihenweise, in kleine Furchen, und der Saame wird gehörig mit derselben Erde bedeckt. Die nach 8 oder 9 Wochen hervorkommenden Pflanzen hält man von allem Unkraute rein, verdünnt sie da, wo sie zu dicht stehen, und schneidet im Herbste, wenn sie aufhören zu wachsen, die Stengel einen Zoll über der Erde ab. Den Herbst wählt man nicht gern zur Pflanzzeit des Spargels, um sich nicht der Gefahr auszusetzen, daß die meisten Pflanzen ausbleiben. Ehe man zum Pflanzen schreitet: werden die dazu bestimmten Beete sorgfältig zurecht gemacht; nachdem die jungen Pflanzen nach 2 — 3 Jahren die gehörige Stärke erreicht haben. Das zu bepflanzende Spargelbeet wird also zugerichtet. Man macht eine Grube 3 F. tief und breit; die Länge ist willkürlich. In die Grube thut man einen Fuß hoch vermischten Kuh- und Pferdemist, tritt solchen recht fest ein, und bedeckt diesen einen Viertelfuß hoch mit der ausgegrabenen Erde. Diese muß nicht steinig seyn; doch kann, wenn man einen festen Lehmboden hat, Sand darunter gemischt seyn. Hierauf bringt man abermals einen Fuß vermischten Mist, und wieder einen Viertelfuß Erde hinzu, und wechselt mit diesen Schichten so lange ab, bis das Beet wenigstens 1 — 1½ F. über den Gartengrund erhoben ist; doch muß die letzte Schicht Erde kaum 1½ Z. tief seyn. Diese Erhöhung ist nöthig, weil sich der Mist sehr setzt; man muß auch eine Einfassung von Bretern um das Beet machen, die hernach ohne Mühe wieder weggenommen werden kann. Man macht hierauf mit der Gartenschnur 3 Linien, jede 1½ Fuß weit von einander, und in die Queere des Beetes macht man dergleichen ebenfalls, 1½ F. von einander abstehend, so daß man Quadrate von 1½ F. durch das ganze Beet erhält. In der Mitte eines jeden Quadrats macht man ein rundes Loch; doch dergestalt, daß in der Mitte ein kleiner Hügel bleibe. Von den, aus dem Saatbeete ausgehobenen, Pflanzen setzt man eine jede dergestalt in dieses Loch, daß das Mittel der Pflanze, oder der Keim, auf die Spitze des Hügels zu stehen komme; die Wurzeln aber in der Runde umher in der Grube ausgebreitet werden; sodann bringt man einen guten halben Fuß Erde darauf; es wird aber der Stengel, wenn er durch so viele Erde treiben muß, sehr dünn, und die schwachen Wurzeln können dadurch erstickt werden. Man thut besser, wenn man nachher alle Herbste, die ersten 3 Jahre über, 2 Zoll gute Gartenerde, mit Sand und Asche vermischt, darauf bringt, als daß man die zarten Pflanzen zu Anfange mit vieler Erde belästigt.

Eine andre Erzeugungsweise des Spargels, wodurch die Pflanzen gleich durch den Saamen in das rechte Spargelbeet gebracht, und nicht verpflanzt werden dürfen, ist diese. Man richtet das Spargelbeet nach der vorhin beschriebenen Art zu. In der Mitte eines jeden Quadrats steckt man in einem Dreyecke 3 Saamenkörner 1¼ Z. tief, und jedes 1½ Z. von einander. Um Jacobi, wenn die Pflanzen erwachsen sind, urtheilt man, welches die beste unter den dreyen in jedem Triangel sey; diese läßt man stehen, und die übrigen zwey zieht man aus. Man kann diesen Sommer über Salat und Lauch auf diesem Beete erzeugen; soll aber solches vom Unkraute fleißig reinigen, bey dürrer Witterung fleißig begießen, und nach Michaelis wieder 1½ bis 2 Zoll gute Erde darauf legen.

legen. Im zweyten Frühjahre aber muß man Kuhmist und Erde behutsamer unter die Spargelpflanzen bringen, ohne die Wurzeln zu beschädigen; auch das Beet gleich, doch in der Mitte etwas höher machen; nicht weniger kann man in diesem Jahre das Beet zu Salat und Lauch nutzen. Im Herbste werden die Spargelstengel 2 Z. hoch über der Erde abgeschnitten, und abermals 2 Z. hoch Erde darauf gebracht, die mit verfaultem Dünger, Asche und Sand vermischt ist. Es ist nützlich, den Winter über einige Zoll hoch frischen Kuhdünger ohne Streh darauf zu bringen. Den vierten Sommer verfährt man in allem auf die vorige Art; auf den Herbst aber untersucht man, ob die Wurzeln überall 1 F. hoch Erde über sich haben, und was daran fehlt, muß durch alten verfaulten Kuhmist ersetzt werden. Das folgende 5te Jahr kann man den Spargel nutzen. Man soll die hervortreibenden Keime oder Stengel so tief, als möglich, nahe an der Wurzel abschneiden. Es werden sich diese alle Jahre an Stärke und Güte verbessern. Ein solches Spargelbeet wird 12 — 14 Jahre dauern, und sehr guten Spargel liefern. Die später hervorkommenden Stengel soll man in Saamen aufschießen lassen, und erst nach Michaelis abschneiden.

Eine andere Art, den Spargel ohne viele Mühe zu erbauen, besteht darinn, daß man nur ein ordentliches Beet, welches im vorigen Jahre zu Gartengewächsen genutzt worden ist, wählt, und darauf Abtheilungen macht, deren jede 2 Quadratfuß hat. In die Mitte eines jeden Quadrats legt man eins oder mehrere Saamenkörner, und ziehet die schwächsten, wenn sie aufgegangen sind, aus. Man stecket aber kleine Pfähle, wie bey den gewöhnlichen Pflanzungen, ein, um dabey zu merken, wo der Saame im Aufgehen gefehlt hat; auch lasse man nie mehrere, als eine, stehen, und behandle die Pflanzen übrigens, bis ihre Stengel brauchbar werden, auf die vorhin beschriebene Weise. Gewöhnlich geräth dieser Spargel besser, als der gepflanzte. Es wird alle Herbste kurzer Dünger, und über diesem gute Gartenerde aufgelegt, so daß man von Jahr zu Jahr immer ein höheres Beet hiemit zuwege bringt.

Sind von dem gepflanzten Spargel hin und wieder im ersten Sommer Stengel ausgeblieben oder vergangen: so muß man die ledigen Stellen, um sie im nächsten Frühjahre zu besetzen, mit Stäben bemerken. Gegen den Winter, etwa zu Ende des Oct., schneidet man den jungen Spargelstöcken alle Stengel, bis auf 1 Z., über der Erde ab; lockert die Beete, doch ohne die Wurzeln zu verletzen, auf, und verfährt auf dieselbe Art, deren oben gedacht worden ist. Hat man keine Erde über die Beete, von welcher Art sie seyn können, mehr in der Folge aufzuschütten: so kann man in jedem Herbste kurzen verfaulten Dünger, Tauben- oder Hühnermist auflegen, und im ersten Frühjahre ganz flach umgraben, um den Wurzeln nicht zu nahe zu kommen. Es ist durch Erfahrung bestätigt, daß ein bedüngter Boden den schnellen Wachsthum und Erhaltung des Spargels befördert, und der gute Geschmack desselben lediglich von diesem schnellen und schönen Wuchse abhängt. Fängt man an, den gepflanzten Spargel sowohl, als den gesäeten, zu stechen: so muß solches zum ersten Male, wenn die Stengel auch noch so stark wären, sehr sparsam, höchstens nur 4 oder 5 Mal, und nur hie und da, wo die besten Stengel sind, geschehen.

schehen. In den folgenden Jahren werden sie dafür, wenn man sich anfänglich gemäßigt hat, eine desto reichere Ausbeute geben. Kann man aber die Pflanzenbeete im ersten Jahre ganz dünn mit Salat, Spinat, Lauch oder Zwiebeln besäen: so muß solches in der Folge nicht mehr geschehen.

Noch kann hier die Anweisung zum Spargelstechen nicht überflüßig seyn. Die beste Zeit dazu ist der frühe Morgen, ehe die Sonnenhitze den größern Wachsthum der Stengel oder Pfeifen befördert, und ihnen die Farbe und den schönen, zarten Geschmack benimmt. Man schneidet ihn bis zum Anfange, höchstens bis in die Mitte des Jun., und zwar so, daß immer wenigstens Ein Stengel auf jedem Stocke stehen bleibt. Also der zuerst sich zeigende Stengel wird nicht eher gestochen, als bis sich der zweyte zeigt; und würde er darüber zu alt: so bleibt er auch ungestochen und unverletzt stehen. Man stößt, um den unter der Erde noch befindlichen Keimen nicht zu schaden, das Messer längs den hervorgekommenen Stengeln senkrecht hinein; dreht es, wenn man mit der Spitze desselben den Spargel fassen kann, um, und schneidet während des Umdrehens, indem man das Messer zu sich zieht, den Stengel ab. Sollen die Stengel nicht gleich gebraucht werden: so kann man sie an einem kühlen Orte in ein Gefäß mit Wasser werfen, oder sie auch in kleine Bündlein zusammenbinden, und diese im Schatten bis zur Hälfte in Sand einschlagen. Wenn gleich die frischen immer besser sind: so kann man sie doch auf diese Weise verschiedene Tage gut erhalten.

Will man selbst Spargelsaamen ziehen, welches, da auf guten Saamen so viel ankommt, sehr anzurathen ist: so wählt man dazu im May die besten Schösse; befestigt diese, wenn sie etwas höher werden, an Stäben, und schützt sie vor dem Winde. Gegen den Herbst, sobald sie gelb und welk aussehen, schneidet man sie mit den Beeren ab, und wirft sie zum Schwitzen auf einen Haufen in einen Kübel. Nach 3 — 4 Wochen wird die äußerste Schale der rothen Beeren in Fäulniß übergehen, da man denn in einem Kübel mit Wasser die Beeren an einander drückt, und sie mit den Händen zerreibt. Die Saamenkörner werden zu Boden fallen, und ihre Hülsen obenauf schwimmen. Damit diese nebst allem Unrathe weggeschwemmt werden: gießt man das Wasser gelind ab, und, zur Reinigung des Saamens, wiederum 2 — 3mal frisches auf, rührt es, so oft es nöthig ist, durch, reinigt auf diese Weise die Saamenkörner, breitet sie auf einem groben Tuche einige Tage an der Sonne zum Abtrocknen aus, und verwahrt sie alsdann in einem leinenen Beutel an einem sichern Orte.

Außerdem, daß die Gärtner in großen Städten durch künstliche Wärme den Spargel treiben, kann solches auch im freyen Lande geschehen. Die dazu bestimmten Beete muß man, damit sie besser erwärmt werden, nur 3, oder höchstens $3\frac{1}{2}$, und die Gänge 2 F. breit machen. Wenn die Pflanzen in diesen Beeten 3 Jahre gestanden haben: so kann man sie bereits gebrauchen; nur muß man, um sie zum ersten Male nicht zu erschöpfen, sie nie länger, als höchstens 3 Wochen lang, schneiden. In den folgenden Jahren können sie gewöhnlich 6 Wochen lang gestochen werden. Man muß immer mehrere Beete haben, damit die Früchte beständig auf einander folgen. Wenn man sie treiben

will: so wirft man aus den Steigen um die Beete herum alle Erde 2 F. tief heraus, und füllt den leeren Raum mit frischem langem Pferdemiste an. Hat man diesen recht eben und fest getreten: so macht man die vom Miste eingeschlossenen Spargelbeete gehörig zurecht, und bedeckt ihre ganze Oberfläche, damit die Erde desto leichter erwärmt und vor der Kälte gesichert werde, wenigstens 1 F. hoch mit frischem Pferdemiste. Wenn sich nun innerhalb 14 Tagen die Stengel zeigen wollen: so kehre man, nach Bewandtniß der Umstände, die Bedeckung um, oder vermenge sie mit frischem Miste. Hernach, wenn die Schößlinge etwas stärker werden, ist das tägliche Umkehren, Wegnehmen und Umlegen des Mistes, im Fall es nur irgend das Wetter zuläßt, aus der Ursache schon ganz nothwendig, damit die Pflanzen Luft bekommen, und nicht durch den Mist wachsen; auch kann man sogleich anfangen, die neu hervorgewachsenen Früchte, je nachdem sie dazu stark genug sind, einen Tag um den andern zu schneiden. Der Mist, womit die Beete bedeckt werden, muß während der Zeit des Schneidens, zumal wenn er naß und mit Schnee belegt gewesen ist, alle 14 Tage verneuert, oder mit frischen Theilen vermengt werden, damit die Beete stets eine mäßige Wärme behalten. Doch hat man dahin zu sehen, daß durch allzuheftige Bewegung des Feuers die Pflanzen nicht versengt werden, welches besonders in den ersten Wochen des Treibens leicht geschehen kann; zumal wenn unterdessen warme Regengüsse oder schöne Sonnentage, und darauf keine Nachtfröste einfallen. Leicht wird alsdann in der Geschwindigkeit die Hitze nach einem Puncte hin- und zusammengetrieben; wenn man nun unter diesen Umständen nicht gehörig Luft giebt, oder den Mist nicht hie und da wegnimmt: so steht oft nicht allein die Frucht, sondern auch die ganze Pflanze, in Gefahr zu verderben. Wenn die Zeit des Schneidens verflossen ist: so kann man die Beete vor der Hand nicht mehr nutzen. Man wirft die aus der Grube genommene Erde wieder in die Steige; wartet die Pflanzen gehörig, und läßt sie, damit sie sich wieder erholen, 2 Jahre ruhen; dann kann man sie ungetrieben wiederum schneiden. Will man nun beständig Spargel haben: so muß man sich verschiedene Jahre zum voraus darauf vorbereiten.

Auf eine kürzere Weise frühen Spargel zu haben: kann man im späten Herbste auf jeden Spargelstock einen leeren Blumentopf stürzen, und darüber einen Fuß hoch Mist legen. Im Frühjahre, wenn die größte Kälte vorüber ist, werden die Töpfe und der Mist wieder weggenommen; dadurch nun werden die Wurzeln dahin gebracht worden seyn, einige Wochen eher ihre Keime zu treiben.

Will man ferner noch frühern Spargel in dieser Art haben; auch die Stöcke dabey so erhalten, daß sie mehrmals genutzt werden können: so muß man 3 Spargelbeete so anlegen, daß um jedes eine Grube, 3 F. tief und breit, mit frischem Pferdemiste angefüllt, und diese fest eingetreten werde, so daß der Mist der Oberfläche des Beetes gleich sey. Dann wird ein viereckiger Kasten von Bretern, in der Größe des Spargelbeetes, darum gesetzt, so daß dieser Kasten die hervorragende Einfassung eines Mistbeetes vorstellt; auch wird der Kasten von außen, so hoch als er ist, gleichfalls mit Miste, und obenher mit Fenstern und Decken, belegt: hierauf wird der Spargel eben so gut und bald, als in einem ordentlichen

lichen Mistbeete, zu treiben anfangen; nicht weniger treibt man das andere Jahr das andere Spargelbett auf eben dieselbe Art. Man kommt hiemit alle 3 Jahr einmal herum; da aber jedes Beet immer 2 Jahre Zeit hat, sich wieder zu erholen: so werden die Stöcke dadurch nicht verdorben. Der Mist bleibt in den Gruben liegen, und wird nur den Herbst zuvor herausgenommen, wenn das Beet im Frühjahre getrieben werden soll. Man erhält dadurch eine gute Misterde, die zu anderm Gebrauche verwandt werden kann.

Ob der Spargel gesund sey? ist eine Frage, die verschiedentlich beantwortet werden muß. Es geht davon der Urin nicht nur häufiger ab; sondern dieser erlangt auch dadurch einen starken, widrigen Geruch, welcher von einer faulen Beschaffenheit zeugt. Da er nun eine starke, auflösende Kraft äußert; auch bey manchen Personen durch den häufigen Genuß des Spargels Blutharnen, und andere Zufälle verursacht worden sind: so müssen diejenigen, welche mit Fehlern in den Uringängen beschwert sind, oder bey welchen die gelbe Ader durch die Blase abgeht, sich dessen enthalten, oder ihn nur sehr mäßig genießen; indessen wird doch der wirksame Theil des Spargels durch die verschiedene Zubereitung gar merklich geschwächt, und kann dieserhalb auch häufiger ohne Schaden genossen werden. Unter diesen Zubereitungen scheint diejenige die schicklichste, nach welcher man den Spargel mit Essig, als Salat, oder mit einer säuerlichen holländischen Sauce, genießt. Da der Spargel eine der ersten grünen Speisen nach vergangenem Winter ist: so werden die im Winter zäh gewordenen, und zur Stockung geneigten, Säfte aufgelöst, und die Unreinigkeiten durch den Urin abgeführt werden können; vielleicht wird auch dadurch verhütet werden, daß sich nicht leicht Steine erzeugen.

Sparkalk, Erdkalk, Mergelkalk, Kalk, der aus Mergelerde gebrannt wird, welches eine mit etwas Sand vermischte Kalkerde ist. Er ist weißer, als der Steinkalk; aber nicht so bindend. Man vermischt ihn beym Gebrauche gleichfalls mit etwas Sand. Einige Maurer wollen behaupten, daß man auf einem Anwurfe von Sparkalk nicht so gut weißen könne. Einige nennen Sparkalk auch eine Mischung von Steinkalk und Lehm.

Sparren, die schräge liegenden Hölzer, die das Dach an einem Gebäude ausmachen. Es giebt deren verschiedene Arten: **Gradsparren**, welche von den Balken oder von den Enden der **Quersparren** bis in den Forst mit ihren Spitzen zusammenlaufen. Wenn sich ein Wiederkehr an einem Gebäude befindet: so wird da, wo die Dächer in einem Winkel zusammengehen, der Sparren, der von unterst bis zu oberst in den Forst geht, und die Einkehle binden hilft, der **Kehlsparren** genannt.

Sparrenfelder, die leeren Räume zwischen den Latten und den Sparren, worauf die Dachziegel zu liegen kommen.

Sparrlatten, Latten, die horizontal über die Sparren genagelt werden, und worauf das eigentliche Dach von Ziegeln zu liegen kommt.

Spatfährte, eine bereits vor einigen Stunden gemachte Fährte, so daß die Witterung beynahe schon vergangen ist. Eine kalte Fährte zum Unterschied einer warmen.

Spatgang, der Gang des Hirsches zu Holz, wenn solcher spät, d. i., kurz vor Tages Anbruch, geschiehet; zum Unterschiede von dem frühen Gange, welcher lange vor Tages Anbruch geschieht.

Spath, Spat, eine Gangart oder Gestein, meist blättericht, bisweilen brecklicht, zum Theil aus würflichen oder rautenförmigen Theilen bestehend, von verschiedenen Farben und verschiedener Härte, allezeit schwer. Er führt oft Metall, und eine von den vornehmsten Erzmüttern, weil er für eine Anzeige des Erzes gehalten wird, und alle Metalle oder Mineralien in Spath brechen.

Specht, ein bey uns gemeiner Vogel, welcher sich meistens von Insecten, vornehmlich von Holzwürmern, ernährt, die er tief aus dem Holze und unter der Rinde hervorsucht.

1) Schwarzspecht, Picus niger, ist der größte unter den Spechten, wie eine Feldtaube; nur noch etwas länger, und ganz kohlschwarz. Das Männchen hat eine glänzendrothe Platte auf dem Kopfe; die aber dem Weibchen fehlt. Er ist sehr früh bey uns zu sehen; brütet nur einmal 2—4 Junge, und hat sein Nest gemeiniglich in hohlen Espen und Weißbuchen.

2) Grünspecht, Graespecht, P. viridis, von seiner Farbe also genannt. Das Männchen hat einen hochrothen Wirbel auf dem Kopfe; Kehle, Brust und Bauch sind weißgrün. Die schönen Farben sind bey dem Weibchen nicht so lebhaft; hat auch nichts von der schönen Röthe auf dem Kopfe. Er sucht die Ameisen in ihren Löchern auf; im Winter aber die Raupennester auf den Bäumen.

3) Großer Buntspecht, P. varius major. Rücken, Hals und Kopf bis übers Genicke durchaus schwarz; Backen und vorn über dem Schnabel weiß; eine schöne, hochrothe Platte auf dem Kopfe; um diese ein weißer Streifen; Bauch: dunkel und schmutzigweiß; Flügel- und Schwanzfedern schwarz und weiß gestreift; auf dem hintern Flügelgelenke ein weißer Schild; unter dem Schwanze hellrothe Federn. Er sucht unter der Rinde der Bäume Würmer und Maden hervor; kommt auch gern den Besitzern der Haselnüsse zuvor, welche er abnimmt, solche in seinen Nägeln gegen die Rinde der Bäume so an- und einsetzt, daß er sie mit seinem keilförmigen Schnabel gar leicht und geschwind gerade in der Mitte von einander spaltet, und den Kern auffrißt.

4) Kleiner Buntspecht, P. discolo minor, ist dem vorigen ziemlich gleich; nur fallen die Farben dieser Art nicht so schön aus.

5) Kleinster Specht, P. varius minimus, so groß, wie eine Kohlmaise; hat mehr Weißes, als Schwarzes, und gar kein Rothes am Kopfe und an dem Schwanze.

6) Kleinster Schwarzspecht, P. niger minimus, ganz schwarz; doch eine rothe Kappe am Hinterhaupte, an den Flügeldecken etliche weiße Federn; Schnabel und Füße braun. Er ist seltner bey uns, als der vorhergehende, an welchem die Baumgärtenbesitzer viel Freude erleben, weil er die Eyer der grünen Wickelraupe den ganzen Winter hindurch unter dem Moose der Bäume hervorsucht, und sich davon, wie auch von andern Raupeneyern, die er in den Ritzen der Bäume aufsucht, ernährt. Zum Verspeisen taugen die Spechte nicht; ihr Fleisch schmeckt ganz so, wie faules Holz.

Speckstein, ein Stein, welcher so weich ist, daß er sich schneiden und drechseln läßt. Es wird derselbe im Feuer merklich härter; doch eine Art noch mehr, als die andere.

Speichen, Handspeichen, kleine Hebebäume, die in eine Welle oder Spille gesteckt werden, um solche damit umzudrehen; auch die man zum Kanten und Tragen des Holzes gebraucht.

Sperber, eine Art der Falken von der kleinern Art, von der Größe eines starken Krammetsvogels oder einer kleinen Taube. Er hat einen bläulichen kurzen Schnabel mit grüner Wachshaut, gelben Füßen; der Körper röthlich oder braun, je nachdem er älter ist; am Bauche lichtgrau, wo mancherley Streifen sich finden; der Schwanz lang, mit schwarzen Banden. Der Vogel hält sich das ganze Jahr hindurch bey uns, und zwar in den Wäldern, auf. Man gebraucht diesen Vogel zur Jagd. Er stößt auf Tauben; mehrentheils aber auf die kleinen Vögel. Er nistet auf den höchsten Bäumen, auf altem Gemäuer und hohen Felsen; das Weibchen legt etwa 4 Eyer.

Sperberkraut, Sanguisorba L., ein Pflanzengeschlecht, das auch von andern **Wiesenkopf** und **Blutkraut** genannt wird.

1) **Gemeines Sperberkraut mit rothen kurzen Aehren und kürzern Staubfäden, falsche oder große Bibernell, große Wiesenpimpinelle, Blut- auch Kölbleinskraut**, S. offic. L., wächst überall; doch bey uns mehr auf feuchten, als trockenen, Wiesen. Wurzel: viele lange dicke Fasern; Blätter: gefiedert, aus 5 — 6 Paar länglichen, gespitzten, sägeförmigen, glatten, glänzenden Blättchen zusammengesetzt, welche der Mittelribbe entlangs paarweise geordnet sind, und sich mit einem einzelnen Blättchen endigen; Stengel: aufrecht, gestreift, ästig, 3 F. hoch, mit Blättern geziert, welche den Wurzelblättern gleichen, jedoch kleiner sind, und nicht nur wechselsweise, sondern auch in einer beträchtlichen Entfernung von einander stehen; Blumen: auf den Enden der Zweige, in dicken, dichten, eyrunden Aehren, braun, im Jun. und Jul.; Saamen: reif im Aug. Da der Stengel hart und holzig ist: so ist die Pflanze nicht als ein schickliches Futter zu empfehlen. Sie hat eine kühlende, verdickende und stopfende Eigenschaft. Die Wurzel wurde ehedem unter dem Namen Pimpinellae Italicae, **Welsche Bibernell**, aufbewahrt; wird aber jetzt selten mehr gefunden. Scopoli hat in unsern Tagen solche zu Pulver gestoßen, und in der letzten Zeit der rothen Ruhr zu einem Quentchen in rothem Weine nützlich gebraucht.

2) **Sperberkraut mit rothen längern Aehren, mittlere Canadische Pimpinelle mit der langen purpurrothen Blumenähre**, S. media L., wächst in Canada.

3) **Canadisches Sperberkraut mit sehr langen, weißen Blüthähren und Staubfäden**, S. Canadensis L., blühet bey uns im Aug., hat eine ausdauernde Wurzel, und treibt eckige, 3 — 4 F. hohe, und in Zweige abgetheilte, Stengel. Die Pflanze ist wegen der langen weißen Blumenähren eine Zierde der Gärten, hält unsre Winter im freyen Lande aus, verlangt keine besondere Wartung, und kann durch Theilung der Wurzel vermehrt werden.

4) Un-

4) Unbewehrtes Sperberkraut mit getrennten Geschlechtern und eckigen Stengeln, gemeines Nagelkraut, kleine Italienische Bibernell, kleine rauhe Pimpinelle, Herrgottbärtlein, Pimpinella Sanguisorba minor hirsuta C. B. P., Poterium Sanguisorba L., wächst hin und wieder in Deutschland, auf rauhen Plätzen. Blätter: in einem dichten Büschel, langgestielt, vortrefflich gefiedert, aus 6 — 7 Paar, und einem einzelnen sägeförmigen Blättchen zusammengesetzt, bleiben das ganze Jahr durch; Stengel: viele, aufrecht, fast winkelig, ästig, 1½ F. hoch; Blumen: in länglichen Aehren, purpurröthlich, im Jun. Obgleich diese Pflanze von der schirmtragenden Bibernell, als dem zuerst beschriebenen gemeinen Sperberkraute, durch die zahlreichen Staubfäden gar leicht zu unterscheiden ist: so hat man sie doch bald mit der einen, bald mit der andern verwechselt. Der Name Bibernell hat hiezu vorzüglich Gelegenheit gegeben. Die rechte Bibernell, oder die Pflanze, welche von Einigen Burnet genannt wird, ist keine andere, als diese hier beschriebene vierte Art, die uns von den Engländern als ein Futterkraut angepriesen worden ist. Es bleibt diese Pflanze zwar den Winter über grün; hat aber keinen solchen Trieb, daß wir es bey uns als ein Futterkraut anbauen sollten. Da in England die Winter gelind sind: so hat man durch Versuche gefunden, daß die Schaafe sich mit den Blättern dieser Pflanze den Winter durch ernähren können; auch dieselbe daher mit großem Eifer angebauet. Es haben aber die Engländer bey uns wenige, oder gar keine Nachfolger gefunden, weil die Pflanze besser zur Weide, als zum Heue, dient; auch auf magerm Boden schlecht fortkommt, und in einem Jahre schwerlich zwey Aerndten vertragen kann. Die Blätter haben einen nicht unangenehmen Geruch, und nebst dem zusammenziehenden einen etwas bitterlichen Geschmack; daher man auch ehedem diese allein unter dem Namen Welsche Bibernell, Pimpinellae Italicae herba, in den Apotheken aufbewahrte. Uebrigens ist es bekannt, daß die frischen Blätter gemeiniglich mit dem gemeinen Salat vermischt werden, wodurch dieser einen reizenden Geschmack erhält.

Sperrhaken, der Haken der Hemmkette, vermittelst dessen das Rad gesperrt wird; auch ein Haken, womit die Fenster aufgesperrt werden.

Sperrhaken, Stellhaken, Anhalthaken, ein Haken, der in eine Krampe greift; oder ein Eisen, das in ein zackiges Rad an einer Welle einfällt, um jene aufzuhalten, oder die Rückbewegung daran zu hemmen.

Sperrhorn, Sperrhaken, ein Werkzeug der Eisenschmiede, womit allerley Ringe und hohle Sachen gebildet werden. Es besteht aus einem runden, zugespitzten und auch viereckigen Horn, das in der Mitte einen Angel hat, womit es in einen Stock oder Kloß eingesetzt, und unbeweglich festgemacht werden kann. Nachdem große oder kleine Arbeiten darauf gemacht werden sollen: nachdem sind diese Sperrhörner auch groß oder klein; der Grobschmiede ihre sind vorzüglich groß und stark.

Sperrleiste, eine Leiste oder gerades Holz, einen Körper damit auseinander zu sperren

Sperr-

Sperrleiste, ein Holz, wodurch die beyden Leitern an einem Wagen von einander gehalten werden. Die eisernen Ringe an den beyden Seiten heißen Scheeren.

Sperrmörtel, eine Mischung von feinem Sande und wenig Kalk, zum Ausschneiden, Ansetzen ꝛc., wenn die Maurer nämlich zur Zierrath Leisten oder Vertiefungen machen, Steine nachahmen, ꝛc.

Spieker, die großen Nägel und Bolzen, womit die Balken und Bohlen zusammengefügt werden.

Spiekernägel, die bey dem Verdielen der Boden gebraucht werden. Sie sind verschiedener Art, als: ordinaire Bodenspieker, Bretspieker, halbe oder glatte Schloßspieker oder ganze Schloßnägel; die nur in Ansehung der Größe von einander abweichen. Sie sind keilartig, oder alle 4 Seiten sind eckig, und ihr Kopf läuft zugespitzt zusammen.

Spierstaude, Spiraea, eine Gattung, deren strauchige Arten so dauerhaft sind, daß sie in allen Pflanzungen in freyer Luft fortkommen. Sie thun meistens dünne, biegsame Schüsse, deren Blätter gegen den Winter abfallen; tragen auf den Enden der Zweige traubenförmige Aehren, und Büschel von Blumen, welche ein sehr verzierendes Ansehen haben; daher werden sie zur Verschönerung der Lustgebüsche sehr hochgeschätzt, und müssen in den vornehmsten Quartieren derselben etwas vorwärts, zwischen andere Sträucher von ähnlichem Wuchse gepflanzt werden, um daselbst eine anständige Mannichfaltigkeit zu machen.

1) **Weidenblätterige Spierstaude**, S. salicifolia L. **Vaterland:** Siberien, auch hie und da in Deutschland; **Stämme:** viele, aufrecht, gerade, röthlich, 3—4 F. hoch, außer denen, welche die sich umher ausbreitende Wurzel als Nebenschüsse treibt, die schon im Herbste eben so hoch, oder noch höher, als der Strauch selbst, zu werden pflegen; **Blumen:** in zweyfach zusammengesetzten, 4—5 Z. langen Trauben, welche unterwärts größer sind, sich nach obenzu nach und nach verschmälern, und sich oben in einer stumpfen Aehre endigen, blaßroth. Diese ist die allergemeinste Art, die als Blumenstrauch hochgeschätzt wird. Ehe solche Blumen aber im Jun. und Jul. abgeblühet haben: pflegen ihre diesjährigen Nebenschüsse auch schon Blumenknospen zu haben, und vom Aug. an bis spät in den Herbst in der Blüthe auf einander zu folgen, und gewöhnlich größer und schöner zu blühen. Diese jungen und lebhaften Nebenschüsse werden gern, weil sie rund, gerade, biegsam und sehr zähe sind, zu Reitgärten und zu Spitzen der Angelruthen gebraucht; können auch, weil sie eine ziemlich starke Markröhre haben, zu Tabakspfeifen gebraucht werden. Dieser Strauch läßt sich durch Ableger; noch leichter aber durch die bewurzelten Schößlinge, vermehren.

2) **Filzige, oder Virginische Spierstaude mit wollichten Blättern**, S. tomentosa L. **Stämme:** purpurröthlich, 3—4 F. hoch, ziemlich filzig; **Blätter:** lanzet- und ungleichsägeförmig, die Oberfläche grün, die Unterfläche filzicht; **Blumen:** schön glänzendroth. Man hat eine Abart mit weißen Blumen; beyde Sorten blühen im Jun. und Jul., und haben ein schönes Ansehen.

3) **Johanniskrautblätterige Spierstaude**, S. hypericifolia L. **Vaterl.:**

Canada; Stämme: dünn, dunkelbraun, 5—6 F. hoch, die jüngern Schößlinge glatt, heller von Farbe und röthlich; Blumen: zahlreich, klein, weiß, den Zweigen entlängs, bis zur äußersten Spitze, in kleinen ungestalten Dolden.

4) Wasserholder- oder schwenkblätterige Spierstaude, S. opulifolia L. Vaterland: Canada; Stämme: viele, strauchicht, 6—7 F. hoch, mit einer braunen, im Winter sich losblätternden Rinde; Blätter: lappig, denen des Wasserholder- und des Johannisbeerstrauches ähnlich; Blumen: weiß, zahlreich, in Sträußern auf den Enden der Zweige; Sorten: a) Virginische ꝛc. Blumen: im Jun. anfangs weiß; nehmen aber nachher eine röthliche Farbe an, welche sich vor ihrem Verblühen immer noch mehr erhöhet, auf besondern Stielen, in großen Dolden, jede einzelne Blume denen des Weißdorns ähnlich, hinterlassen eben solche Büschel von röthlich eckigen Früchten, die im Herbste eine artige Mannichfaltigkeit machen; b) Carolinische ꝛc. Zweige: mit einer eben solchen sich ablösenden Rinde überzogen; die Blätter aber sind meistens beynahe rund; laufen aber spitz zu; Blumen: auch weiß; stehen aber in rundern und kleinern Büscheln beysammen und hinterlassen Früchte gleich den vorigen.

5) Sorbusvogelbeerartige ꝛc. S. sorbifolia L. Vaterland: Siberien, auf morästigen Plätzen; Blätter: schön gefiedert, denen des Sorbus ziemlich ähnlich; Blumen: in Rispen, weiß.

6) Gekerbte ꝛc. S. crenata L. Vaterland: Siberien, Spanien; Blätter: klein, etwas länglich, an der Spitze sägeförmig, lieblichgrün; Blumen: an den Seiten, in Sträußern, weiß, und haben ein eben solches reizendes Ansehen, als die der S. hypericifolia, von denen sie, dem ersten Ansehen nach, nur wenig unterschieden zu seyn scheinen. Die Fortpflanzung aller dieser Arten ist mit der ersten einerley.

Spinat, ein Gartengewächs, wovon man 2—3 Spielarten hat, von denen die Sorte mit glattem Saamen und großen runden Blättern vorzüglich der Erwähnung werth ist; der stachelige lange Spinat kann auch zu einem frühzeitigen Futterkraute in kleinen Wirthschaften dienen. Alle Arten werden auf einerley Weise gebauet. Man nimmt dazu das schönste und beste Land, das man haben kann, weil in einem ausgehungerten und trockenen Lande dies Gewächs keinen guten Fortgang hat. Die erste Aussaat zum Wintergebrauche wird in der Mitte des Aug. vorgenommen. Ist der Boden nicht vollkommen gut: so thut man wohl, wenn man den Saamen mit guter Erde weder zu dick, noch zu dünn, einstreuet, und gehörig unterharkt. Bis Ausgang Oct. fährt man, von 14 zu 14 Tagen, mit dem Aussäen so fort; alsdann kann man schon anfangen, die erste Aussaat, und bald darauf nach und nach auch die folgenden zum Schneiden zu gebrauchen. Sobald man alsdann in die Erde kommen kann: fängt man wieder an zu säen, und fährt damit, wie gesagt, von 14 zu 14 Tagen fort. In den wärmsten Sommermonaten streuet man den Saamen am besten in einen feuchten, fetten und schattigen Boden; zumal wo der Spinat in großen Haushaltungen beständig auf der Tafel gebraucht wird, weil seine Blätter dann viel grüner und schöner, als an einem sonnenreichen Orte werden; auch viel ergiebiger sind, und nicht so-

sogleich, wie sie aus der Erde kommen, verderben. Uebrigens braucht der Spinat keine andere Wartung, als daß er vom Unkraute gereinigt werde; blos im Frühlinge ist es nöthig, die Pflanzen, welche den Winter im Freyen ausgehalten haben, von den abgestorbenen Blättern, und von allem darauf liegenden Unrathe, zu befreyen, damit die Feuchtigkeit desto leichter ins Herz dringen, und die Staude destomehr Raum und Kraft gewinnen könne. Während des Winters und Frühlings muß man nicht, wie es gemeiniglich geschiehet, den Stock ganz und gar abschneiden; sondern beym Einsammeln nur alle äußere Blätter über der Erde mit dem Stiel wegnehmen, damit die Pflanzen wiederum von Neuem treiben, und sich ausbreiten. Dies ist um so mehr erforderlich, da die Herzblätter um diese Jahreszeit immer härter und unschmackhafter, als die andern Blätter, zu seyn pflegen; im Sommer hingegen wäre diese Vorsicht unnöthig. Man kann alsdann die ganze Pflanze nehmen, weil sie zu der Zeit leicht wieder aufschießt, und die Sonnenstrahlen die Härte der innern Blätter bald vermindern. Um Saamen zu erhalten: muß man von den Stöcken, die vor dem Winter, oder auch gleich im Frühling, gesäet worden sind, sich die besten auszeichnen, weil diese nicht allein mehrern; sondern auch vollkommnern Saamen liefern, als die spät gesäeten; nur soll man nicht, wie Viele aus Unwissenheit thun, die männlichen Pflanzen, die keinen Saamen tragen, um den andern Platz zu machen, ausziehen. Oefters Versuche haben es gelehrt, daß, wenn man diese, ehe sie die weiblichen Stauden geschwängert haben, wegschafft, gar kein Saame sich ansetzt, oder daß dieser doch nicht aufgeht; nur dann, wenn die männlichen Pflanzen gar zu dick stehen, kann man einige aufziehen, weil eine mäßige Anzahl derselben schon hinreicht, eine große Menge weiblicher zu befruchten. Sobald der Spinatsaame anfängt gelb zu werden, muß man, ohne darauf zu warten, bis er völlig reif und trocken wird, ihn sogleich abnehmen, um ihn vor den Vögeln zu verbergen. Man breitet ihn, damit er völlig nachreifen könne, einige Tage an der Sonne auf einem groben Tuche aus; drischt ihn sodann ohne Verzug, und verwahrt ihn. Er hält sich 2 — 3 Jahre lang.

Spindel, bedeutet in der Baukunst die gevierten senkrecht gestellten Ständer bey hölzernen Treppen, worein die Treppenwangen eingelassen und verbunden sind; auch führt diesen Namen ein steinerner oder hölzerner Cylinder (nachdem die Treppe von Holz oder Stein ist), an welchem die gewundenen Stufen einer Schneckentreppe eingelassen sind.

Spindelpresse, eigentlich eine mit einer Spindel oder Schraubenspindel versehene Presse; in welchem Falle aber die meisten Pressen diesen Namen verdienen. In engerer Bedeutung ist es eine Art Weinpressen, wo eine bloße Spindel zwischen ihren Nadeln und Cranzhölzern geht, und auf den untergelegten Saß drückt; zum Unterschiede von einer Baumpresse, welche mit Zwingbäumen versehen ist, die Wirkung der Spindel auf die Schwellen und Druckbäume zu verstärken.

Spint, Splint, der weiche und weiße Theil, welcher zwischen der Rinde und dem harten Holze eines Baumes ist.

Spint, ein Niedersächsisches Maaß, vornehmlich des Getraides. Im Lüne-

burgischen hat eine Himte 4; ein Scheffel aber 8 Spint, und in Bremen ein Scheffel 16 Spint. In einigen andern Gegenden ist es auch ein Feldmaaß, welches aus 10 Quadratruthen besteht.

Spitzbeutel, ein Beutel von Draht oder grobem Beuteltuche, welcher in der Mühle beym Spitzen des Waizens vorgehangen wird.

Spitzbohrer, ein Schraubenbohrer, nach einer Schneckenlinie gewunden, der spitz zu läuft, und womit man allerley Löcher vorbohrt; besonders wo hölzerne Nägel oder Döbel eingeschlagen werden sollen; bey den Tischlern wird auch ein Pfriem mit diesem Namen belegt, womit blos Striche beym Vorzeichnen, z. B. der Zapfen, gezogen werden.

Spitzbolten, Rungen, starke und lange eiserne Nägel, welche von der Seite eingehakt sind.

Spitzbrand, eine Art des Brandes am Getraide; besonders am Waizen, welcher deswegen so heißt, weil er sich blos an den Spitzen der Körner befindet.

Spitzhacke, Spitzhaue, eine spitzige Hacke oder Haue, hartes Erdreich zu gewinnen oder zu zerhauen.

Splint, ein eiserner Keil, der in ein Loch eines Bolzens oder dergleichen gesteckt wird, daß derselbe nicht herausglitschen kann; damit aber der Splint festsitze: so hat er an einem Ende einen starken Absatz als einen Kopf; das andere aber ist gespalten, welches man von einander biegen und umlegen kann; daß er also aus dem Loche des Bolzens oder Spannnagels nicht heraus kann.

Splinthammer, ein Hammer der Schmiede, der auf beyden Seiten eine runde Bahn hat; wovon aber eine Seite kürzer ist, als die andere. Man schneidet mit demselben Nägel.

Splisse, die gespaltenen Bandstöcke, so wie sie zu den Reifen und Bändern verbraucht werden. Die Bandstöcke werden nach ihrer Dicke in 2 — 3 Theile gespalten. Die in zwey Theile spaltet der Böttcher blos mit dem Handbeile; in drey Theile aber werden sie mit dem sogenannten Dreyklöber gespalten.

Spont, bey einer Röhrenlegung an der kurzen, kaum 3 F. langen, ungefähr alle 100 F. gelegten, Röhre das mit einem Stöpsel zugemachte Loch dieser Röhre. Bey diesen Röhren oder Wechseln sieht man in der Folge nach, wenn sich das Wasser verstopft, oder einen Ausbruch bekommen hat, als welche Stellen aufgegraben werden; dieserhalb bemerkt man sich auch diese Spunte, damit man sie bey der Untersuchung gleich finden kann.

Sporen, mit Eisen beschlagene oder mit scharfen Spitzen und Ecken beschlagene Bäume an den Brücken, damit sich die großen Eisschollen daran zerstoßen. Sie sind von den sogenannten Eisböcken noch verschieden.

Sporn, die Einfassung bey einem Ziegelofen, der von den zu brennenden Ziegeln erbauet, und durch auf die siebente Lage der Ziegel sich neigende Ziegel gemacht wird, und dazu dient, daß sie die achte Lage Ziegel hält, die wiederum den Sporn bedeckt, und diese Seite des Ofens aufhält.

Spornstätig, ein Pferd, das nicht von der Stelle will, oder stätig wird, sobald es die Sporn fühlt. Dergleichen

Pferde

Pferde sind selten zu ändern; weshalb man sie in Zug- oder Wagenpferde umwandeln muß.

Spreitzringe, die zwey Ringe, welche zunächst an den Speichen um die Nabe eingetrieben werden.

Sprenger, ein Hirsch oder eine Sau, die aus ihrem Lager gejagt und flüchtig gemacht worden ist; auch nennt man es gleichfalls so, wenn unter ein Rudel Sauen oder anderes Wildpret gehetzt und geschossen wird, daß sie von einander fahren; ferner wenn ein Volk Hühner durch das Schießen von einander gejagt wird.

Sprengmast, die Baummast, wenn nur hie und da einige Eichen und Buchen Früchte haben, so daß die Mast auf der Erde gleichsam nur gesprengt liegt; zum Unterschiede von der vollen und halben Mast.

Sprengwaage, an einem Wagen die Waage oder das Holz, welches an einer Kutsche abgedrehet ist, und in der Mitte ein Loch hat, das mit einer eisernen Büchse ausgebüchst ist, und in welches der Haken der Deichsel gesteckt wird.

Sprengwerk, ein Gatter oder Gitter vor einem Behältniß, einem Fenster, einer Treppe, u. s. w.; erhält diesen Namen besonders dann, wenn die Felder des Gitters mit Verzierungen ausgefüllt sind. Die Stangen dieses Gatters, oder die ganze Umfassung, erhält in einem Gesenk Gesimse. Die einfachste Art der Sprengwerke ist diejenige, die aus mehrern dünnen und flachen Stangen dergestalt zusammengesetzt ist, daß diese zusammengenommen verschiedene Figuren bilden.

Sprengwerk der Brücken, besteht darinn, daß eine hölzerne Brücke anstatt gemauerter Pfeiler, eine unterwärts angebrachte Unterstützung erhält, wodurch die biegsamen Balken, vermittelst eines Spannriegels, und zwoer Streben, gestützt werden. Der Spannriegel muß sich nicht selbst beugen; deswegen muß er nicht zu lang seyn; die Streben auch nicht; folglich müssen sie, ihrer Stärke gemäß, verhältnißmäßig seyn. Ein Sprengwerk hat den großen Vorzug, daß man der Brücke eine weite Oeffnung in Ansehung der Pfeiler erlauben kann.

Sprenkel, Strebe, ein zwischen zwo zusammendrückenden Wänden gegen das Einschieben eingeklemmtes Stück Holz.

Spriegel, eine dünne, krummgebogene Schiene, etwas darüber zu decken, z. E. über die Fuhrmannswagen, Postkutschen, u. s. f. So nennt man auch die Bogenhölzer an einer Kutsche, worauf oben der Himmel ruht; nicht weniger nennt man so die geraden und ungebogenen Schienen, womit die Decken und Wände eines Zimmers beschlagen werden, wenn dieselben mit Gyps überzogen werden sollen.

Spriegelzaun, eine Art Zäune, die zwar wohlfeiler; aber doch nicht so dauerhaft sind, als die geflochtenen Zäune. Es werden an eingeschlagene Prähle drey Queerstangen angebunden: eine nahe an der Erde; die andere in der Mitte, und die dritte eine halbe Elle niedriger, oder etwas darüber, als der Zaun hoch werden soll; sodann werden die daumdicken oder noch stärkern Zaunstecken ganz, die stärkern gespalten senkrecht durchgesteckt, so daß sie mit ihrer Krümmung kreuzweise die Mittelstange umfassen.

Spriet, Spreit, eine Stange, die an einem Ende mit einer Gabel versehen, oder in Gestalt einer Gabel oder gespaltenen Oeffnung gewachsen ist, z. B. das Spriet an einem Leiterwagen, ein starkes, an einem Ende, in Gestalt einer Gabel, gespaltenes Holz an dem Hinterwagen, welches denselben mit dem Vorderwagen verbindet.

Springbrunnen, eine Wasserkunst, wo das Wasser durch Röhren in die Höhe springt; die Schale aber oder das Becken, in dessen Mitte der Wasserstrahl in die Höhe geht, wird Springbecken genannt.

Springer, ein Pferd auf der Reitschule, welches zwischen 2 Pfeilern, nach Erforderniß, ordentliche Sprünge macht, die in Ballotaden, Croupaden und Capriolen unterschieden werden. Bey der ersten Gattung, wenn das Pferd alle 4 Füße in der Luft hat, weiset es nur die Eisen von den Hinterfüßen; bey der zweyten zieht es die Hinterfüße unter sich; bey der dritten schlägt es mit Gewalt hinten aus. Andere Erhebungen des Pferdes werden nicht unter die Sprünge gerechnet.

Springfedern, Stahlfedern, ein von gehärtetem Eisendraht nach einer Spirallinie gewundener Draht, dessen Windung etwa 6 Z. hoch), und in der größten Breite 4 Z. breit ist. Man bedient sich derselben bey allerley Stühlen, Kutschgesässen, u. s. f.

Springstock, ein langer, starker Stock, dessen man sich bedient, über Gräben und Bäche damit zu setzen.

Springgurke, Sprütz- auch Eselsgurke, wilde Cucumer, Momordica Elaterium L., eine perennirende krautartige, und zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit in den Lustgärten dienliche, Pflanze, deren Stengel zahlreich, dick, rauch, eckig, gestreift, ästig, ringsumher 2 — 3 F. ausgebreitet ist. Blätter: groß, eckig, fast herzförmig, länglich, grau oder graulich, an langen, rauhen Stielen; Blumen: klein, gelb oder blaßgelb mit grünlichem Boden; Früchte: groß, eyrund, graulich, steifborstig, gurkenähnlich, sprengen ihren Saft und den Saamen, wenn sie reif sind, besonders wenn sie berührt werden, mit einer bewundernswürdigen Schnellkraft ringsumher auf eine große Weite fort, und erschrecken dadurch diejenigen, die sie noch nicht kennen. Diese Pflanze dauert in einem trocknen, leichten, sandigen, kiesigen Boden 6 — 8 Jahre; da sie hingegen in einem fetten, feuchten Boden von dem ersten harten Froste gemeiniglich zu Grunde gerichtet wird. Man säet den Saamen im Frühjahre, am Ende des Apr. oder im May, wie Gurken, in gemeine leichte Erde, und verpflanzt die Pflanzen, wenn ihre Blätter 2 Z. breit sind, mit einem Ballen Erde in einen trocknen, warmen Theil des Gartens 3 — 4 F. weit von einander; diejenigen aber, die zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit dienen sollen, vertheile man auf den Rabatten umher, und warte sie so lange, bis sie sich eingewurzelt haben, mit Beschatten und Begießen. Sie pflanzen sich nachher durch ihre weit springenden Saamen selbst solchergestalt fort, daß man wegen des Erfrierens der alten Pflanzen eben nicht bekümmert seyn darf.

Die Pflanze enthält fast in allen ihren Theilen eine stark purgirende Kraft; die meisten von den neuern Aerzten verabscheuen ihren Gebrauch wegen der Heftigkeit und Unsicherheit in der Wirkung.

Da-

Dagegen haben Lister, Sydenham und andere das Extract, sonderlich bey Wassersüchtigen, angepriesen, um das gehäufte Wasser schnell und häufig auszuführen, und zugleich die Gedärme zu stärken. Es muß aber mit einem Grane überall angefangen, nach und nach damit gestiegen, und überhaupt nur von erfahrnen Aerzten gebraucht werden.

Sprossen, die Enden oder Zinken an dem Hirschgeweihe.

Sprossen, in den Fenstern und Glasthüren hölzerne Stäbe, die auch mit einigen Gliederzierrathen versehen sind, worein das Glas Statt des Bleyes eingesetzt wird.

Sprücke, Sprückchen, Breitchen, unförmliche Grasflecke, welche ein jeder Nachbar von einem Gemeindestücke zu seinem Antheil bekommt, die mit den Hauptstücken nicht zusammenhängen; aber doch mehrentheils durch einen Graben abgesondert werden.

Sprungfischerey, diejenige Art der Fischerey, da man den Forellen und Aeschen gewisse Insecten, z. B. Regenwürmer, an die Angel steckt, welche sie mit einem Sprunge zu erschnappen suchen; daher die Angel auch selbst der Sprung genannt wird.

Sprungriemen, ein breiter Riemen, welcher an dem Bauchgurte eines Pferdes befestigt, zwischen den Vorderschenkeln durchgezogen, und an dem Zaume befestigt wird, damit das Pferd den Kopf nicht in die Höhe werfen, und damit schnellen, oder sich gar hinterwärts überwerfen könne.

Spühlkahn, ein Fischerkahn, der aus einem Stücke Holz gehauen ist.

Spülicht, Spielicht, ist zweyerley, Küchen- und Branntweinspülicht. Das erste ist das unreine Wasser von dem abgespülten Geschirre; das andere aber besteht in dem, was in der Branntweinsblase, nachdem der Branntwein völlig herübergelaufen ist, übrig geblieben, und aus selbiger heraus in das Branntweinspülichtfaß geschöpft wird. Beyde Arten von Spülicht sind für die Schweine ein gutes Getränke; besonders wenn es mit Kleyen, Schrot, schwarzem Mehle u. s. w. vermengt wird.

Spund, Feder, Zapfen, Zunge, ein auf der Kante einer Diele oder Bohle in der Mitte fortlaufender Holzstreifen, welcher in die Nuth der benachbarten Bohle oder Diele paßt.

Spund oder **Zapfen**, ist bey der Zimmerey ein Stück Holz, welches dergestalt zubereitet ist, daß es mit einem Theile in eine Höhlung eines andern Holzes eingreift, wodurch also 2 Hölzer in eines verbunden und befestigt werden können. Es wird aber dieser Spund oder Zapfen bald als ein rechtwinkeliges Viereck, bald als ein Stab, bald aber als ein Trapezium gearbeitet; welches letztere aber insbesondere ein Schwalbenschwanz heißt. Ein Spundpfahl ist also derjenige, an welchem sich dergleichen Spund befindet.

Spundstücke, beym Mühlenbaue ausgezimmerte Bäume, daraus die Wasserleitungen oder Gerinne gebauet sind; es wird auf jeder Seite ein Spundstück, und in der Mitte werden Pfosten oder Breter gelegt, und alles wohlgespündet, daß kein Wasser durchgehen kann.

Spundtiefe, die Tiefe eines Fasses, wenn dasselbe durch das Spundloch gemessen wird; die Tiefe in der Mitte des Fasses, die Mittreltiefe.

Spur, an dem Mühleisen in seiner Pfanne die kleine Warze von Stahl, welche unten fast so breit, als die Pfanne selbst, etwa 2 Z. tief und 2 Z. im Diameter breit ist. In dieser Warze ist ein schräges Loch gebohrt, oben beyläufig $1\frac{1}{2}$ Z. breit, und so gebildet, daß die kolbige Spitze, oder vielmehr verlorne Abstutzung des Mühleisens genau darein paßt. In der Mitte des Lochs ist wieder unten ein $\frac{1}{2}$ Z. breites und sich auf einen Zoll hoch zuspitzendes Zäpflein heraus; weswegen denn auch das Mühleisen ein solches kegelförmiges Loch hinauf hat, darein das gedachte Zäpflein genau paßt, und dem Mühleisen zum richtigern und leichtern Umlauf dient.

Spurgang, ein Gang, den man bey einem frischgefallenen Schnee thut, um zu sehen, was für Sauen oder andere Thiere in einem Wege oder Flügel wechseln. Geschiehet solches zu Pferde: so heißt es ein Spurritt.

Staar, Wiesenstaar, Rinderstaar, Sprehe, ein sehr bekannter Vogel, etwas größer, als die Weißdrossel, dessen Gesang von Natur schlecht ist; aber zu allerley Melodien gewöhnt werden kann, wenn er vom Nest genommen, und aufgezogen wird. Da er gelehrig ist: so lernet er allerley Wörter ziemlich genau nachsprechen. Er brütet sehr hoch in den dürren und faulen Aesten der Eichen und Buchen; auch brütet er zweymal des Jahres. Das erste Mal 5—7; das zweyte Mal 3—5 Jungen aus. Da die Staare sehr gefräßig und begierig auf ihre Nahrung sind: so stellen sie den Schnecken auf den Feldern sehr nach; suchen auch die Heuschrecken auf, daß sie also sehr nützliche Vögel für den Landmann sind. Außerdem suchen sie Käfer und andere Insecten; fressen auch nebenher allerley Beeren und Körner. Sie fliegen sehr in Haufen, meist in einer runden Fläche, und mit einem Geräusche und Geschwirre, daß man es von Weitem hören kann. Im Octob. gehen sie alle weg, oder verbergen sich, und kommen im Februar wieder. Ihr Fleisch ist so ziemlich gut zu essen, wenn es gleich nicht an die Güte des Fleisches der Krammetsvögel reicht. Die jungen Staare, die aus den Nestern genommen werden, sind höher geachtet; obschon ihr Fleisch etwas bitterlich schmeckt; wofür es aber dem Magen desto besser zusagt. Man fängt die alten Staare auf einem sogenannten Staarenheerde. Dieser ist ein ordentlicher Vogelheerd mit Schlagwänden; sie werden schon um Johannis auf Wiesen, wo das Gras vorher abgehauen worden ist, ohnweit eines Teiches, nach den jungen Staaren besonders, aufgestellt.

Stabeisen, das nach verschiedenen Breiten und Dicken zu verschiedener Verarbeitung in Stäben oder Stangen geschmiedete Eisen, als Stabeisen, Schieneisen, Reifeisen, Gayneisen, u. s. f.

Stabeisen, ein Hohleisen zum Drehen, womit der Stellmacher die Stäbe und Gesimse der Naben abdrehet.

Stabergerinne, ein Gerinne zu den Staberrädern einer Mühle. Es hat selten über 5 F. und unter 3 F. Breite, und der Kropf ist ganz flach.

Sta-

Staberzeug, ein Mühlwerk; wenn man sagt, eine Mühle sey auf Staberzeug gebauet: so heißt es, daß ein Wasserrad, an welchem die Schaufeln nach dem Diameter des Rades innerhalb der Felgen eingesetzt sind, nur einen Mühlengang treibt. Es wird dem Pansterzeug entgegengesetzt, welches den Schaufeln nach diesem zwar gleich gebauet; aber fast noch einmal so groß, und auf 2 Mühlgänge eingerichtet ist. Im Staberzeuge ist das Rad insgemein 12 F. hoch. Die Schaufelhöhe ist etwas geringer, als die Tiefe des Wassers; die Breite ist auch etwas weniger, als das Gerinne. Der Wasserstand ist 2 Quadratfuß.

Stabhobel, ein Hobel des Zimmermanns, womit derselbe die Stäbe der Ordnungen ausstößt. Seine Bahn ist rund ausgehöhlet, und das Hobeleisen, nach Maaßgabe dieser Rundung in der Schneide, nach einem Bogen ausgeschnitten.

Stabwurz, Abrotanum Tourn., hat im Deutschen viele Namen erhalten, als: Aberciß, Aberaute oder Eberraute, Alp- auch Hofraute, Eberreiß, Ebrisch, Ebritten, Affrusch, Citronenkraut, Schoßwurzel, Gartenheil, Garthagen, Gertelkraut, Girtwurz, Küttelkraut, Campferkraut, Ganserkraut, Besenkraut. Da diese Pflanze mit dem Beyfuß gänzlich übereinkommt: so werden diese beyden Geschlechter mit einander vereinigt.

1) **Gestreckte oder wilde Stabwurz, Feldstabwurzel**, Artemisia campestris L., ist bey uns eine sehr gemeine und sehr dauerhafte Pflanze, die sich in dem schlechtesten Boden häufig vermehrt, und schwer auszurotten ist. **Wurzel**: äußerlich gelblich, innerlich weiß; **Stengel**: hart, fast holzig, röthlich, glatt, 2—3 F. hoch, die Zweige auf der Erde hingestreckt, die sich zur Blüthzeit aufrichten; **Blätter**: grün, anfangs sammetartig anzufühlen, nachher aber ganz glatt, vielfach gefiedert, und die Blättchen in lange, dünne Lappen 3- oder 5fach zerschnitten; die Zweige endigen sich mit einer lockern, einseitigen Blüthähre; **Blumen**: hängen etwas unterwärts, auf einfachen, kurzen Stielen, zusammengesetzt, dunkelpurpurfarbig, kegelförmig, nicht merklich dicker, als lang. Die Pflanze ist von gewürzhaftem starkem Geruch und Geschmack; wird aber selten, und nur im Mangel der folgenden, gebraucht, die viel kräftiger ist.

2) **Aufrechtstehende Stabwurz, Eberraute**, A. Abrotanum L. **Vaterland**: Syrien, Italien, Krain, auf sonnigen Bergen; **Stämme**: strauchig, aufrecht, sehr ästig, 3 F. hoch; **Stengel und Zweige**: hart, zerbrechlich, röthlich und gestreift; **Blätter**: weißlich, die untersten einfach gefiedert oder mehrmals zerschnitten, die obersten in wenig Einschnitte getheilt, und die Lappen ganz zart und pfriemenartig; **Blumen**: ährenweise gestellt, gelblich und klein, unterwärts gerichtet. Dieser Strauch kommt überall fort, und vermehrt auf gemeinen Rabatten und in der Fronte der Strauchgruppen die Mannichfaltigkeit. Seine Zweige pflegt man wegen des Wohlgeruchs ihrer Blätter mit in Blumensträußer zu binden. In London wird er zur Ausstellung zwischen andere, den dasigen Kohlendampf vertragende, dauerhafte Pflanzen, in Töpfen, 1 F. hoch und buschig gezogen, in Menge zu Markte gebracht. Er läßt sich sehr leicht durch abgerissene oder abgeschnittene

Stücke seiner Zweige vermehren, welche im Apr., Aug. und Sept. auf eine schattige Rabatte gesteckt werden können; auch werden die aus seiner Wurzel entspringenden Nebenschösse, wenn solche abgerissen oder zertheilt werden, und nur die geringsten Würzelchen haben, in einem Sommer rechte gute Pflanzen. Die ganze Wurzel ist dauerhaft; verlangt jedoch bey uns einen warmen und lockern Boden. Die ganze Pflanze ist gewürzhaft, und hat, sonderlich im frischen Zustande, einen sehr starken Geruch. Das Kraut und die Spitzen der Zweige werden als Heilmittel gesammlet; besitzen auch eine stark auflösende, zertheilende und ausführende Kraft; besonders kann dadurch der Schweiß erregt, und die monatliche Reinigung befördert werden. Es ist auch gut wider die Würmer und Windkolik; imgleichen zu Stärkung des Magens. Man kann es im Pulver, mit Zucker vermischt, auch in Wasser und Wein eingeweicht, gebrauchen. Durch das Kochen würden alle Kräfte verloren gehen. Aeußerlich schickt sich das Kraut zu Bähungen, um die stockenden Säfte in Bewegung zu setzen; imgleichen zu Fußbädern für das weibliche Geschlecht.

Stachelbeerstrauch. Es giebt mehrere Arten Stachelbeeren, welche wiederum verschiedene besondere Sorten (Varietäten) unter sich begreifen. Die Arten selbst sind folgende:

1) **Weiße, oder Gartenstachelbeere, Kloster- oder Rauchbeere,** Ribes Grossularia L., hat Beeren, die mit kleinen Härchen besetzt sind.

2) **Rothe, oder braune Stachelbeere,** R. reclinatum L. Die Beeren sind dunkelroth und zuletzt schwärzlich; auch haben sie einen süßen, fast ekelhaften Geschmack.

3) **Wilde, oder kleine Stachelbeere,** R. Uva crispa L. Die reife Beere ist gemeiniglich ganz glatt, oder nur mit einigen einzeln stehenden Haaren versehen, länglichrund, gelblich, durchsichtig und saftig.

4) **Stachelige, oder kleine Americanische Stachelbeere,** R. oxyacanthoides L. Die Beeren sind klein; nicht viel größer, als die Johannisbeeren; werden zuletzt dunkelpurpurroth, mit einem bläulichen Staube überzogen; ihr Geschmack ist auch mehr säuerlich.

Die Vermehrung der Stachelbeeren geschieht durch den Saamen; leichter aber durch Ableger und Schnittlinge. Die bewurzelten Schößlinge treiben gar zu gern neue dergleichen; sind auch daher weniger zu achten. Bey allen Sorten der Vermehrung hat man nichts weiter zu thun, als daß man den Schaft von Nebenschössen rein hält; ihrer Crone müssen die unregelmäßigen neuen Schößlinge genommen, und sie so gezogen werden, daß ein jeder Hauptzweig 6 — 8 Z. von dem andern entfernt sey; es darf auch weiter nichts an ihnen verkürzt werden, als einzeln zu lang ausschweifende Zweige; denn bey dieser vorhergegangenen Behandlung fangen sie schon im andern Jahre an zu tragen. In der Folge muß der Schaft allezeit rein gehalten, und alle an demselben hervortreibende Nebenschößlinge abgeputzt; alle Wurzelausläufer aber auch ausgerissen werden. Ihre Crone muß, damit die Beeren recht groß werden, offen und regelmäßig gehalten; auch müssen deren Hauptzweige allezeit 6 — 7 Z. weit von einander gehalten, und wenig oder gar nicht verstutzt werden; außer einzelne lang umher-

umherschweifende, oder tief herunter hängende. Ihre tragbaren Zweige müssen, so lange sie zu tragen fortfahren, beybehalten werden, weil sie, wenn sie einige Jahre alt geworden sind, Augen oder Fruchtträger bekommen, an welchen sie tragen. Sie treiben in jedem Sommer unzählig viel junge Schösse. Wenn solche dann zu gedrängt stehen: so müssen, damit die Beeren recht groß werden, die unregelmäßigsten, und am dichtesten nebeneinander stehenden, im Jun. oder Jul. glatt am Holze weggenommen; doch aber eine genugsame Anzahl regelmäßiger junger Schösse bis zum künftigen Winterbeschneiden in Reserve beybehalten werden. Im Winter werden nun alle überflüßig befundene; imgleichen alle zu gedrängt stehende, oder unregelmäßig ältere, wie auch alte, nicht mehr gut tragende, Zweige glatt am Holze weggenommen. Die Hauptzweige werden wenigstens 6 — 8 Z. weit von einander gehalten, und ihre Spitze wird ihnen zum Leitreise gelassen; oder es werden diejenigen von ihnen, welche zu weit in die Länge gewachsen sind, und also umherschweifen, über einem, zum Leitreise schicklichen, niedrigern jungen Schößlinge abgenommen, und die an den Zweigen entlängs stehenden kleinen Augenträger sorgfältig beybehalten. Ganz mäßig nur werden verstutzt die aufs neue beybehaltenen Schößlinge; vorzüglich aber nur diejenigen, welche schon so lang geworden sind, daß sie umherschweifen, oder sehr krumm hängen. Dieses Verstutzen darf jedoch nur so weit geschehen, daß sie ein wenig regelmäßig werden. Bey einer solchen Behandlung pflegen die Stachelbeeren zwar nur mäßig zu schossen; dagegen aber verhältnißmäßig größere und feinere Beeren zu tragen, die man als Tafelobst zu achten haben wird. Werden die Sträucher durch die Baum verstutzt: so treiben sie im folgenden Sommer aus allen ihren Augen, daß sie also unzählig viel unnöthige und unnütze Schösse thun; daß ihre Crone ein wahres dichtes Gebüsche wird; daß die Beeren nur klein bleiben, und man nachher im Winter mit dem Beschneiden viel unnöthige Mühe hat. Es soll aber das Beschneiden nie mit der Gartenscheere geschehen; sondern allezeit mit dem Messer. Die Hauptsache bleibt dabey immer, daß die Crone allezeit dünn gehalten werde, um die möglichstgroßen und wohlschmeckendsten Beeren zu erzeugen. Auf diese Weise hat man recht ansehnliches Tafelobst, weil die Beeren reif werden, wenn die Kirschen aufhören, und ehe die Pflaumen anfangen. Werden sie aber überreif: so werden sie zwar süßer; aber unschmackhaft. Hat man derselben die Menge: so kann ein sehr guter Cyder oder Obstwein daraus erhalten werden, dessen Bereitung mit der der andern Obstweine übereinkommt. Haller lehrt, daß aus dem Safte dieser Beeren, mit dem Safte von den Gichtbeeren vermischt, ein dem Moseler ähnlicher Wein bereitet werden könne. Die unreifen Beeren werden, wie in meiner Hausmutter gezeigt worden ist, theils an das Fleisch gekocht; theils, mit Zucker gestoft, zum Braten gegessen; auch als eine Dauerspeise zum künftigen Gebrauche aufbewahrt.

Stachel- oder **Wassernuß**, Trapa natans, wächst in Asien, Europa; besonders in Sachsen, um Wittenberg herum, im Stadtgraben daselbst, und in lehmigen Teichen. Ihr Wachsthum dauert nur einen Sommer über, und keimt jährlich aus der stacheligen Nuß hervor. Die Aussaat geschiehet im Herbste;

auch im März, da die Nüsse einzeln und weit aus einander ins Wasser geworfen werden. Die eigentliche Zeit der Reife ist gegen Bartholomäi. Das innerliche weiße Mark wird auf verschiedene Art zur Speise angewandt. Die mit bloßem Wasser gekochten Nüsse werden häufig da, wo sie zu haben sind, bey der Mahlzeit aufgesetzt, und von Vielen gern gegessen. Sie sättigen und nähren gut; können aber bey schwachen Körpern leicht zu Blähungen und Verstopfungen Gelegenheit geben.

Stachelthier. Unter diesem Namen werden gemeiniglich zweyerley vierfüßige, mit Stacheln besetzte, Thiere, nämlich der Igel und das Stachelschwein, verstanden.

1) Der **Igel**, Erinaceus, ist bey uns gar nicht selten. Er nähret sich von Kräutern, Wurzeln, Baumfrüchten, Mäusen, Käfern und andern Insecten, welche er des Nachts aufzusuchen pflegt, da er bey Tage gern in seinen Schlupfwinkeln sich ruhig hält. Den Winter durch bringt er größtentheils mit Schlafen, oder in einer Erstarrung, zu. Das Fleisch wird, weil es schlecht schmeckend ist, allein von den ärmsten Leuten nur gegessen.

2) Das **Stachelschwein**, Hystrix, hat mit dem Schweine, außer der grunzenden Stimme und den borstigen Haaren, sonst nicht viel gemein. Das Fleisch wird für eßbar; aber für keine angenehme Speise gehalten; weshalb man es auch aus seiner Heimath, den heißen Welttheilen, nicht hat nach Europa bringen und hier unterhalten wollen.

Stacken, Staken, ist die Arbeit der Lehm- oder Leimarbeiter, welche man Staker nennt, und welche die Balken oder das Riegelwerk (die Fächer) ausreisen; auch rohe Scheite Holz, nach Erforderniß des Zwischenraums, in gehörige Länge spalten, schneiden und zuspitzen, welche sie dann in die Zwischenräume hineintreiben, und hernach mit zugerichtetem Lehm und Stroh umwinden und bekleiben. Dieses Holz, welches weich und sehr trocken seyn muß, wird Stakholz genannt.

Stackwerke, sind nichts anders, als stark gesütterte Zäune, die man nach der geraden und krummen Linie des Ufers zu dem Ende vorzieht, damit das aufschlagende Wasser das vorhandene schwache Ufer nicht ganz einreiße, oder wegspüle.

Stärke, zum Unterschiede der blauen, welche aus dem Kobold gemacht wird, nennt man weiße Stärke diejenige, welche aus Waizen bereitet wird. Der Waizen wird sowohl geschroten, als ungeschroten dazu im Wasser eingeweicht, bis er in Gährung übergeht; dann wird das Stärkwasser aus dem Waizen ausgepreßt, und das Wasser von der Stärke abgesondert, und letztere getrocknet. Von 3 Theilen eingewässerten Waizen, das Wasser nicht mitgerechnet, erhält man wenigstens einen Theil brauchbare Stärke; auch muß schon schlechter Waizen dazu gebraucht worden, oder bey dem Verfahren ein Fehler vorgegangen seyn, wenn der Gewinnst so gering und nicht mehr seyn sollte. Es giebt in Sachsen, und in Halle besonders, viele Stärkenmacher, die, außer den Vortheilen von der Stärke selbst, noch die Kleyen, den Waizenschlamm und das abgeschöpfte Wasser zur Mast der Schweine nutzen, und sie nach 6—8 Wochen ganz fett damit machen, da sich solche Mast für das Rindvieh nicht schicken will.

Stahl, ist nichts anders, als verbessertes, oder das reinste und beste Eisen; denn da das Eisen, welches man von den Hammerwerken bekommt, noch nicht rein genug ist; sondern noch fremde und unmetallische Theile bey sich hat, und dieselben sich zum Theil scheiden, zum Theil in Eisen verwandeln oder reduciren lassen: so erhält man, wenn die Verbesserung geschehen ist, ein vollkommeneres Eisen; welches auch alsdann den Namen Stahl bekommt.

Stallung, heißt bey der Jägerey, wenn mit dem kleinen Zeuge nach Hasen, Füchsen, Rehen und Wölfen, desgleichen mit dem Schweinszeuge nach Sauen gestellt wird, da denn der eingesteckte Ort oder das Dickicht eine Stallung genannt wird.

Stamm, an einem Baume das Stück zwischen den Wurzeln und Aesten; daher Stammende der untere Theil eines Baums nach der Wurzel zu.

Stämmband, das oberste Band oder der Reif eines Fasses auf der einen Hälfte desselben, wenn solches zusammengesetzt werden soll.

Stämmen, das Bauholz durch Holzhauer abhauen lassen. Es heißt so, weil das Holz so nahe an der Erde, als möglich, abgestämmt oder abgehauen wird.

Stammklafter, eine Klafter Holz, welches aus den Stämmen geschlagen wird.

Stammleiste, an dem Rüst- und Leiterwagen eine starke Stange, welche unten auf der Achse steht; oben aber durch einen Ring an den Leiterbaum gesteckt wird, damit sich solcher daran stämmen und stützen könne.

Stammlohde, Lohden, d. i. junge Schößlinge, welche aus den Wurzeln und Stämmen des abgehauenen Laubholzes hervorkommen.

Stampfe, Stößel, Jungfer, ein hölzerner Bock von hartem Holze, in welchem ein Handstiel befestigt ist, der gemeiniglich 15 — 30 Pfund wiegt. Man gebraucht solche bey den Dämmen und bey Anlegung der Straßen, die Erde fest auf einander zu stoßen.

Stampfe, Stampe, Stempel, Stößer, geschnittene 12 — 14 Fuß lange und 5 — 6 Z. breite Hölzer, welche unten gemeiniglich mit einem eisernen Schuhe belegt sind, und in den Oel- und Stampfmühlen gebraucht werden.

Stampfgang, in einer Mühle ein Gang, womit nicht gemahlen, sondern Oelkörner, Hirse, Graupen, u. s. f. gestampft werden.

Stand, der Ort, wo sich die Hirsche und Auerhähne zu ihrer Brunst- und Balzzeit oft spüren und antreffen lassen; man sagt dann: sie haben allda ihren Stand.

Standbaum, eine starke Stange, welche in einem Pferdestalle, der mit unterschiedenen Ständen versehen ist, zwischen die Pferde nach der Länge gelegt, und mit dem einen Ende durch die Spriessel der Rause gesteckt wird, damit die Pferde nicht zusammenkommen, und sich nicht schlagen können.

Ständer, Säule, wird bey hölzernen Gebäuden und Wänden das senkrecht stehende gevierte Holz genannt. Wenn ein solcher Ständer an der Ecke des Gebäudes stehet: so heißt er Eckständer oder Eckſäule.

Ständerwerk, das Zimmerwerk, welches aus Ständern und Riegeln zusammengesetzt ist, und auf der Schwelle ruhet; oben aber mit dem Blattstücke bedeckt ist, worauf wieder die Ständer eines zweyten Stockwerks aufgesetzt werden.

Stange, das abgeworfene Horn eines Hirsches.

Stangen, auf den Schlägen oder Hauungen in den Buschhölzern stehen gebliebene Hägereiser.

Stangen, zwey auf besondere Art, gemeiniglich aber in der Form eines lateinischen S, gebogene Stangen Eisen, welche mit dem einen Ende an das Hauptgestelle des Reitzeuges; mit dem andern aber an dem Zügel befestigt sind, und das Mundstück, das Kettchen und die Kinnkette zwischen sich haben. Man theilt die Stangen in 3 Stücke, als: 1) den Theil, wo das **Mundstück** eingemacht ist; 2) den Theil, welcher oberhalb des Mundstücks hinauf geht, und worein der Haupttheil eingeschnallet wird; endlich 3) den Theil, welcher unterhalb des Mundstücks ist, wo die Zügel angemacht sind. Die obern Augen oder Löcher, in welche man das Hauptgestelle schnallt, müssen ziemlich weit und rund ausgefeilt seyn, daß die Riemen darinn Raum haben; auch die Haken an den Kinnreifen recht liegen können, und an ihren gebührenden Ort kommen mögen. Ueberdies müssen die Stangen, wenn sie hoch sind, von des Pferdes Kopf oben ein wenig auswärts gebogen seyn, damit sie das Pferd oberhalb des Maules an den Backen nicht wund machen; auch dient dieses Auswärtsbiegen noch dazu, daß sich die Stangen unten nicht so leicht über einander schränken. Die geschränkten Stangen sind zwar gut, daß man, wenn ein Mundstück untauglich geworden ist, bald ein anderes und besseres einschrauben kann; im Fall aber die Schrauben nicht sehr gut gemacht und verwahrt sind: so giebt es im Reiten Unordnung und Verhinderung; die ungeschraubten Stangen sind dagegen viel sicherer. Die Länge der Stangen muß nach des Pferdes Hals und Kopf verhältnißmäßig seyn. Wenn man nämlich das Pferd in Positur stellt, und von dem Orte an, wo das Mundstück liegt, bis dahin, wo sich Hals und Brust scheiden, mit einem Zollstocke mißt: so wird man gemeiniglich die rechte Länge haben; hat man aber eine Ueberzäumung zu befürchten: so macht man das Untertheil eine Queerhand kürzer.

Stangeneisen, sind Fangeisen mit 2 Stangen, mit Zähnen und einer Feder, gleich den Tellereisen, worinn Wölfe, Luchse, Füchse und dergleichen gefangen werden.

Stangenholz, zu Stangen erwachsene junge Bäume; imgleichen ein mit solchen Bäumen bewachsener Schlag.

Stangenkäficht, ein Vogelbauer für kleine Vögel. Boden und Decke sind gewöhnlich von Holz gemacht, und mehr oder weniger zierlich gedrehet. Die Stangen werden von dem Nadler aus Draht gemacht.

Staubboden, der über dem Beutelkasten einer Mühle besonders dazu gemachte Boden, das Staubmehl darauf zu sammlen.

Staubbrand, ist derjenige Brand im Getraide, der sich in einer lockern Schale befindet, daß sie unter dem Dreschflegel zerreißt, und wie Staub das Stroh und die Körner bestäubt.

Stauberde, Humus, Terra ruralis, ist eigentlich diejenige Erde, welche auf der Oberfläche des Erdbodens mehr oder weniger ausgebreitet ist, und diejenigen Materien enthält, welche die Fruchtbarkeit und das Wachsthum der Pflanzen befördern. Es bestehen die Stauberden aber aus verfaulten vegetabilischen und thierischen Theilen, welche mit lehmigen, thonigen, sandigen und andern erdigen Theilen vermischt sind. Diejenige Erdart, welche größtentheils von verfaulten Pflanzen herrührt, wird Gartenerde, Humus vegetabilis, genannt; eine andere Art heißt Sumpferde, H. palustris, welche zwar ebenfalls aus verfaulten Pflanzen besteht; aber von jener darinn unterschieden ist, daß sie an sumpfigen Orten sich befindet, und aus vermoderten, in Schlamm aufgelösten Wurzeln besteht; es ist dieselbe auch von dem sogenannten Torf oder der Torferde unterschieden, als welche aus einer, mit unveränderten Pflanzen oder Wurzeln vermengten, Stauberde besteht, und zusammenhängend gefunden wird. Noch eine andere Art Stauberde ist die reine Thiererde, H. animalis, welche aus bloßen verfaulten thierischen Theilen besteht; aber selten ganz rein gefunden wird. Die gemeinste Stauberde ist diejenige, welche aus Thier-, Wurzel- und Gartenerde, auch andern Erdarten vermischt, besteht, und Fruchterde, Ackererde, Dammerde, H. communis, atra, terra daedala, terra fertilis nigra, genannt wird. Je mehr diese Erde von Thier- und Wurzelerde enthält: desto fruchtbarer ist sie; je weniger dieselbe aber bey sich führt: desto unfruchtbarer giebt sich solche zu erkennen (s. Ackererde).

Staubmehl, Flugmehl, das flüchtige Mehl, welches beym Mahlen verstäubt, und sich in der Mühle, an den Wänden, auf dem Staubboden und andern Orten, ansetzt. Dieses wird von den Müllern zusammengekehrt, und vorzüglich zur Schweinemästung genutzt

Staubsieb, ein enges Sieb, wodurch das unreine Getraide gesiebt, und der Staub von den guten Körnern abgesondert wird.

Stauch, im Stauch gehen, wird von einem Mühlenrade gesagt, wenn das Wasser so hoch angewachsen, und im Gerinne so tief geworden ist, daß das Rad wegen des Wasserwiderstandes nicht wohl herumgehen kann. Diesem Hindernisse helfen vornehmlich die Ziehpansterzeuge ab.

Stauchzange, eine etwas hohle Zange, womit ein zu stauchendes Eisen festgehalten wird.

Stechbödel, ein breites Stecheisen des Tischlers, welches zum Ausstechen verschiedener Arbeiten gebraucht wird.

Stechen, Umstechen, wird vom Getraide gesagt, welches auf dem Boden mit hölzernen Schippen umgeschippt wird, damit es nicht dumpfig werde, oder sich erhitze, und die Kornwürmer anlocke. Ist es gleich nach der Aerndte auf den Boden gekom-

gekommen: so muß es alle 8 Tage gestochen, oder wohl gar gefegt werden; ist das Getraide aber bereits ausgetrocknet: so darf es nur immer nach einigen Wochen erst umgeschippt oder gefegt werden. Selbst das Mehl muß, wenn es auf dem Boden liegt, im Sommer zweymal; im Winter aber alle 8—14 Tage, umgestochen werden.

Stechapfel, Datura L. Die zu dieser Gattung gehörenden Arten sind krautartige, große, aufrechte Blumenpflanzen für die Lustgärten, welche mit sehr großen, entweder eyrunden, oder herzförmigen, Blättern besetzt sind, und große, einblätterige, trichterförmige Blumen haben, welche große, rundliche Saamencapseln, von der Größe eines mittelmäßigen Apfels, hinterlassen, die dicht mit scharfen Stacheln besetzt sind; daher diese Gattung den Namen Stechapfel hat.

1) **Stechapfel mit aufgerichteter Frucht, daran die obern Stacheln groß und mit einander vereinigt sind**, D. ferox L. Diese Art soll aus China abstammen.

2) **Stechapfel mit aufgerichteter, stacheliger Frucht und eyförmigen Blättern, gemeiner Stechapfel, Dollkraut**, D. Stramonium L. **Vaterland**: America, jetzt durch ganz Europa gemein; **Blumen**: aus den Theilungswinkeln der Zweige, sehr groß, rein weiß, einzeln, vom Jul. bis zum Sept. Die Pflanze enthält in allen Theilen; besonders aber in dem Saamen, ein Gift, so daß sogar die Ausdünstungen, welche theils von der frischen, theils von der bey gelindem Feuer getrockneten Pflanze in einem verschlossenen Zimmer gesammelt worden, schädliche Wirkungen äußern. Brechmittel sind das beste Gegengift; wobey zugleich Essig, Citronsaft und anderes häufiges Trinken zu gebrauchen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß alle übrige Arten dieses Geschlechts gleiche schädliche Kräfte besitzen.

3) **Stechapfel mit aufgerichteter, stacheliger Frucht und herzförmigen Blättern, blauer Stechapfel**, D. Tatula L. **Blumen**: blaßpurpurroth.

4) **Stechapfel mit abhängender höckeriger Frucht und eyförmigen Blättern, Aegyptischer Stechapfel**, D. fastuosa L. **Blumen**: groß, weit auseinander gebreitet, auswärts purpurroth, inwendig rein weiß, hinterlassen mit stumpfen Beulen besetzte Capseln. Die prächtige Blume hat einen angenehmen Geruch.

5) **Stechapfel mit abhängender stacheliger Frucht und herzförmigen Blättern, weißer Stechapfel**, D. Metel L. **Blumen**: rein weiß, einzeln, sehr lang; **Abarten**: a) mit violetten; b) mit röthlichen; c) mit gefüllten Blumen.

6) **Baumartiger Stechapfel mit abhängender glatter Frucht**, D. arborea L. **Vaterland**: Chili; **Stamm**: 12—14 Schuh hoch und ½ Schuh dick, und mit einer schönen Crone versehen; **Blumen**: weiß, ungemein stark und angenehm riechend; **Frucht**: ohne Stacheln und platt. Dieser Baum wird aus dem Saamen erzogen, und beständig im Glashause unterhalten.

Die beyden ersten Arten sind so dauerhaft, daß sie ohne sonderliche Mühe aus ihrem Saamen im freyen Lande erzogen werden können; die übrigen aber sind zärtlich, müssen auf Mistbeeten erzogen, und

von

von da in Töpfe, oder auf die Rabatten gepflanzt werden. Sie gehören alle zu den Verzierungspflanzen.

Stechfliege, Canops L. Diese Fliege, welche Sulzer Pferdestecher nennt, ist äußerlich von den gemeinen Fliegen fast gar nicht unterschieden; wird auch von Müllern Wadenstecher genannt, weil sie die Menschen, die Pferde und andere Thiere in die Waden oder Beine zu stechen pflegt; daher diese Thiere beständig mit den Füßen stampfen. Sie hat einen aschgrauen Cörper, und ist einer gemeinen Stubenfliege überaus ähnlich. Zur Zeit, wenn es regnen will, läßt sie sich häufig in den Stuben blicken.

Stechpalme, Hülse, Hulst. Die beyden Arten dieser Gattung sind dauerhafte, immergrüne Bäume von vieler Schönheit, die lange, stachelige, sägenförmige Blätter haben, und kurze Büschel mit einblätterigen, viertheiligen Blumen tragen, welche Beerenbüschel hinterlassen, die im Herbste und im Winter schön roth sind.

1) Stechpalme, gemeine Hülse, Walddistel, Ilex Aquifolium L., wächst hin und wieder in Deutschland in Wäldern und an Hecken, und gemeiniglich unter dem Schatten andrer Bäume. Sie verlangt einigen Schutz, wenn sich solche gut bewurzeln und stark treiben soll; wächst aber auch in einem guten Grunde ganz langsam; bleibt schwach und niedrig, und erreicht gemeiniglich 14, selten 20 F. Höhe. Obgleich die Stechpalme einheimisch ist: so leidet sie doch bey harten und strengen Wintern so sehr, daß auch die ältesten Stämme erfrieren; auch läßt sich selbige schwer verpflanzen, daß man also dieselbe, so viel möglich, mit einem Kübel Erde

versetzen soll. Der Saame bleibt gemeiniglich 2 Jahre in der Erde liegen, ehe er auskeimt. Man thut wohl, wenn man die reifen Beeren, wenn sie anfangen abzufallen, auf ein grobes Tuch legt, sie gelinde an einander reibt, und den zähen Saft von dem Saamen abwischt; hierauf noch mit trockenem Sande vermischt, einen großen Blumentopf mit dieser Mischung anfüllt, und diesen in die Erde gräbt. Man läßt diesen vom Herbste an, da die Beeren gesammelt werden, bis zu Anfange des folgenden Septembers stehen; alsdann nimmt man den Topf heraus, macht ein Beet von guter leichter Erde, säet den Saamen darein, und bedeckt ihn ein wenig. Im folgenden Frühlinge wird der Saame hervorkeimen; also braucht der Saame 18 Monate Zeit, ehe er keimt. Da die Stechpalme so langsam wächst: so ist sie zu Hecken nicht wohl zu gebrauchen. Dem Rothwilde und den Schaafen sind die jungen, weichen Blätterknospen ein angenehmes Futter; mithin können dergleichen Anlagen leicht verwüstet werden; sonst vertragen sie die Scheere recht gut. Aus der Rinde kann man einen recht guten Vogelleim bereiten, wenn man sie, nachdem zuvor die äußere Schale abgesondert worden ist, zu einem Brey zerstößt, diese in einem Topfe etliche Tage über unter die Erde vergräbt, und hernach den Leim mit Wasser herausziehet. Es giebt viele Sorten, die durch das Pfropfen auf den wilden Stamm vermehrt werden.

2) Carolinische Stechpalme, Hülse, I. Cassine L. Blätter: eyrundlanzetförmig, etwas dick, von Consistenz, von einer feinen grünen Farbe, sägeförmig. Diese Carolinische Hülse ist zärtlicher, als die gemeine; wird auch sehr

sorgfältig zu behandeln seyn, wenn sie wider den Frost bestehen soll.

Steckgarn, Flachgarn, ein zur Hasen- und Caninichenjagd gehöriges Netz, welches man an den Orten, wo dergleichen Gehege anzutreffen sind, wie die gewöhnlichen Hasengarne braucht.

Steg, Oberlager, ein Zwergholz, breiter, als dick. Es ist von verschiedener Länge, je nachdem es die Mühle erfordert. In diesem Holze wird eine Pfanne angebracht, worinn das Mühleisen läuft.

Steig, Biet, Gebiet, Mühlengerüste, ist in Mahlmühlen dasjenige Gerüst, unter welchem das Kammrad und Getrieb, oben aber die Mühlsteine, sich befinden.

Steigung der Brücke, die Höhe einer Brücke von den äußersten Widerlagen bis zur Crönung des Gewölbes vom Hauptbogen.

Steigung des Gewölbes, ist die Höhe desselben von der Widerlage bis zum Schluß.

Steinbeißer, wird auch sonst Kernbeißer, auch Kirschfinke, genannt. Er hat den letztern Namen daher, weil er den Kirschkernen sehr nachgeht, und sie mit seinem dicken, scharfen Schnabel und starken Kinnmuskeln sehr geschickt aufmachen kann. Er hat auf dem Kopfe eine hellbraune Platte, und hinten am Genicke einen aschfarbigen Ring; der Rücken ist schönbraun; nur beym Weibchen etwas dunkler; dies Braune geht bis auf den Schwanz hinaus, welcher glänzendschwarz, und mit weißen Spiegeln vorn an den Federn versehen ist. Die Schwingfedern sind schwarz, und haben in der Mitte weiße Spiegel. Die Kehle ist schönschwarz; die Brust beym Männchen röthlich, bis an den Bauch, wo die Farbe weißlich wird. Außer den Kirschkernen frißt der Vogel noch Bucheckern, Schlehen, Eicheln, Hanf, Rettig- und Rübsaamen; auch die Erbsen aus den grünen Schoten; im Winter aber allerley Beeren. Er brütet das erste Mal 4 — 5 Junge; das andere Mal weniger, die er aus dem Kropfe ätzt. Viele dieser Vögel bleiben den Winter über, zumal wo es Buchnüsse giebt, bey uns; die andern streichen größtentheils im Oct. hinweg, und kommen im März wieder da hin, wo sie brüten wollen. Der Vogel fliegt schnell, hat einen schlechten Gesang, geht begierig auf die Locke, und wird stark auf den Heerden gefangen. Sein Fleisch ist wohlschmeckend, und gesund. Eingesperrt frißt er Hirsekleyen mit Milch, wobey er sich lange erhalten läßt.

Steinbrech, Saxifraga. Diese Gattung enthält viele niedrige, dauerhafte, krautartige, perennirende Pflanzen, unter denen einige sehr verzierend blühen, und daher zur Verzierung der Lustgärten gebraucht werden können. Die Stengel sind meist einjährig, 1 F. hoch und darüber, oder auch niedriger, welche theils mit kleinen lappigen; theils ganzen Blättern endigen. Linnäus macht 4 Abtheilungen, um die Arten desto leichter zu unterscheiden.

a) Mit ungetheilten Blättern und fast nackendem Stengel:

1) Steinbrech mit blätterigen, am Rande knorpeligen und eingekerbten Wurzelröschen, Nabelkrautsteinbrech, Jehovahblümlein,

S. Co-

S. Cotyledon L. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in Rispen, weiß, klein; jedoch sehr schön, vorzüglich im Jun. Unter mehrern Abarten ist die wichtigste der **pyramidenförmige Steinbrech**, im Ganzen eine schöne Pyramide bildend, wovon einige Stücke in Töpfe gepflanzt werden mögen.

2) **Steinbrech mit schmalen, dicht bey einander gestellten, auswärts gebogenen und durchlöcherten Blättern, meergrüner Steinbrech**, S. caesia L., hat rundliche, weiße und grün gestrichelte Blumenblätter.

3) **Steinbrech mit ausgezahnten Wurzelblättern und spitzigen Blumenblättern, sternartiger Steinbrech**, S. stellaris L., wächst auf den Alpen. **Blumenblätter:** spitzig, lanzetförmig, weiß, beym Anfange mit 2 safranfarbigen Puncten, oder auch mit einem halbmondenförmigen Flecke, und mehrern purpurfarbigen Düpfelchen, bezeichnet.

4) **Steinbrech mit dicken, gestielten, eyförmigen Blättern und hochrothen Blumen**, S. crassifolia L., wächst in Siberien. Pallas empfiehlt diese Pflanze wegen ihrer Kraft, dem Brande zu widerstehen.

5) **Steinbrech mit nierenförmigen, ausgezahnten Blättern, Alpensteinbrech**, S. Geum L.

6) **Gedüpfelter oder punctirtblühender Steinbrech**, S. punctata L. **Vaterland:** Siberien; **Blumen:** in Rispen, auf den Enden, weiß, mit purpurrothen Puncten gefleckt.

7) **Steinbrech, deren eyförmige Blätter am Rande knorpelig, umgeschlagen, und tief eingekerbt sind**, S. umbrosa L. **Vaterland:** die Biscayischen Gebirge; **Blumen:** in Rispen, weißlich, roth gefleckt. Die Vermehrung geschiehet leicht durch die Wurzel und Abnehmung der Blätterröschen, welche auch im Winter zugegen sind. Sie wird trippelweise auf den Rabatten umher gepflanzt.

8) **Steinbrech mit keilförmigen, stumpfen, kaum merklich eingekerbten Blättern**, S. cuneifolia L. **Vaterland:** die Alpen; **Blumenblätter:** spitzig und mit mehrern gelben Puncten gedüpfelt.

9) **Steifborstiger Steinbrech**, S. hirsuta L. **Vaterland:** Siberien; **Blumen:** auf den Enden, weiß, mit rothen Puncten gefleckt.

b) **Mit ungetheilten Blättern und blätterigem Stengel:**

10) **Steinbr. mit gestielten, nierenförmigen und ausgezahnten Stengelblättern**, S. rotundifolia L. **Vaterland:** die Alpen; **Blumen:** klein, röthlich, oder rothgefleckt.

11) **Steinbr., gemeiner, mit nierenförmigen, in Lappen getheilten Stengelblättern und körniger Wurzel**, S. granulata L. Diese Art wächst häufig bey uns auf grasigen Hügeln und andern sonnenreichen Oertern. **Blumen:** auf den Enden der Zweige, in kleinen dichten Büscheln, zahlreich, weiß, im Apr., May und Jun. Die Abart mit gefüllten Blumen ist eine sehr verzierende Pflanze. Die erste Pflanze vermehrt sich durch ihre körnige Wurzel ungemein stark. In einer nur die Morgensonne habenden, vor Winden gesicherten, Lage, und in einem mäßig feuchten starken Boden, blühet sie am schönsten; muß aber nur alle 3 — 4 Jahre umgesetzt werden, und verschönert die Rabatten ungemein; für die Apotheken

aber ist der Gebrauch der Pflanze ganz abgekommen.

c) Mit lappigen Blättern und aufgerichtetem Stengel:

12) Steinbr. mit keilförmigen, dreylappigen, wechselsweise gestellten Blättern, Hendelkraut, S. tridactylites L., wächst bey uns in sandigen Gegenden wild, und ist ein Sommergewächs. Stengel: kleberig und oft röthlich, 4 Z. lang; Blumenblätter: klein und weiß. In der Heilkunst wird kein Gebrauch mehr von dieser Pflanze gemacht.

d) Mit lappigen Blättern und gestrecktem Stengel:

13) Goldner Steinbrech mit wechselsweise gestellten Blättern, größeres Milzkraut, Chrysosplenium alternifolium L., wächst bey uns an feuchten und schattigen Oertern. Stengel: sehr dünn, haarig, ein wenig ästig, 6—8 Z. hoch; Blätter: länglich, rundlich, gekerbt, haarig, mit Ohren, lang gestielt; Blumen: klein, glänzendgelb, auf den Enden, im Apr. und May.

14) Goldner Steinbrech mit gepaarten Blättern, gemeines oder kleines Milzkraut, Goldmilz, gülden Leberkraut, Goldveilchen, Steinkresse, C. oppositifolium L., hat mit der vorhergehenden Art gleiche Geburtsstätte. Stengel: schwach, viereckig, haarig, ein wenig ästig, etwa 6 Zoll hoch; Blätter: rundlich, gekerbt, mit Ohren, kurz gestielt; Blumen: aus den Winkeln der Blätter, an den obern Theilen der Zweige, kurz gestielt, goldgelb, im März, April und May.

In ältern Zeiten bedienten sich die Aerzte dieser beyden Arten in Milzkrankheiten; auch überhaupt die Verstopfungen der Eingeweide zu verbessern; jetzt aber werden sie, bey der Menge anderer viel kräftigerer Mittel, gänzlich entbehrt. Beyde Arten pflanzt man als Verzierungspflanzen auf einer schattigen Rabatte, wo sie gut fortkommen, oder auf feuchten Plätzen; auch in den Wildnissen unter den Bäumen, woselbst sie zeitig im Frühjahre blühen, ehe die Bäume völlig ausschlagen. Sie lassen sich durch Zertheilung ihrer kriechenden Wurzeln vermehren, wozu der Aug. die beste Zeit ist.

Steinhirse, Steinsaame, Lithospermum, wovon Linnäus 7 Arten angiebt; von welchen aber hier nur drey angeführt werden.

1) Kleinblumiger Steinhirse mit glattem Saamen, großer Perlenhirse mit kleinen gelben Blumen, Meerhirse, gewöhnlicher Steinsaame, L. offic. L., wächst bey uns hin und wieder, zwischen Hecken und Gesträuchen. Stengel: beynahe 3 Fuß hoch, aufrecht, ästig, rund, hart, steif; Blätter: lanzetförmig, rauh, haarig, schmutziggrün, ohne Stiele, an den Zweigen abwechselnd stehend; Blumen: früh im Jun., weiß; Saamen: glatt, glänzend, reif im Aug. Die ältern Aerzte haben die Saamen als ein harntreibendes und steinzermalmendes Mittel, auch zur Beförderung der Geburt gerühmt; jetzt aber sind sie außer Gebrauch. Aus dem Saamen kann man ein gutes Mehl bereiten, und aus diesem Brodt backen.

2) Kleinblumiger Steinhirse mit runzeligem Saamen, Acker- oder wilder Steinhirse, rothe Ochsenzunge, L. arvense L., ist eins der gemeinsten Unkräuter auf Aeckern und in Gärten.

Gärten. Wurzel: jährig, länglich, roth, tief eindringend; Stengel: rund, rauh, ästig, etwa 1½ F. hoch; Blätter: lanzetförmig, haarig, lichtgrün; Blumen: auf den Gipfeln, einzeln, auf kurzen Stielen, über dem Kelche kaum hervorragend, klein, weiß, im Jun.; Saamen: runzlich. Da die frische Wurzel, die ein weißes Mark hat, aus einer färbenden rothen Rinde besteht: so wird sie von den Bauermädchen in den Nordischen Provinzen zur Schminke gebraucht. Andere färben damit die Butter roth, und rühmen dieselbe wider das Seitenstechen; man verwechsele diese Wurzel aber nicht mit der färbenden Ochsenzunge.

3) Großblumiger Steinhirse mit gestreckten und aufgerichteten Stengeln, Perlenhirse mit kriechenden Stengeln und großen rothblauen Blumen, L. purpuro-coeruleum L., wächst hin und wieder in Deutschland.

Steinkohlen, sind schwarze, schieferichte, oder blätterichte und glänzende Körper, welche sich entzünden lassen, und nach dem Brennen eine harte, glänzende, oder leichte und schwammichte Schlacke, oder auch nur eine Asche hinterlassen. Einige Arten sind hart, schwer, und lassen sich schwer zum Brennen bringen; brennen aber desto länger, und geben eine sehr starke Hitze. Eine andere Art ist mürbe, fängt bald Feuer; giebt aber auch wenig Wärme. Die besten sind diejenigen, welche schwarz und steinicht sind, im Brennen eine helle Farbe zeigen und einen schwarzen Rauch, und keinen schwefelichten, sondern harzichten Geruch von sich geben. Sie werden vorzüglich von den Schmieden mit vielem Nutzen; auch von Andern zum Brennen und Heizen gebraucht; beym Schmelzwesen aber wollen sie sich nicht so wohl gebrauchen lassen. Außer diesem Gebrauche werden auch aus den Steinkohlen, wenn sie hart genug sind, und sich schleifen lassen, allerley künstliche Sachen, als Dosen, Stock- und Rockknöpfe, u. dergl. gemacht. In Deutschland, besonders in Schlesien, Sachsen, Mansfeld, und vielen andern Provinzen, werden viele und gute Steinkohlen; außerdem aber in England, Schottland, Frankreich und Schweden gefunden.

Steinmehl, ist dasjenige Mehl, welches sich in dem Laufe anlegt und zurückbleibt. Es ist, wie das Staubmehl, eine gute Schweinemast

Steinmörtel, eine Art Mörtel, welcher aus Kalk, Sand und Steintrümmern oder Kieselsteinen zusammengesetzt ist, um daraus einen Mauerkörper zu machen.

Steinriegel, bey Getraidemühlen derjenige Riegel, durch welchen der Bodenstein oder untere Mühlstein festgehalten wird.

Steinring, in den Mahlmühlen ein eiserner Ring, welcher um die Mühlsteine gelegt wird.

Steinschmätzer, ein kleiner Falke, der so genannt wird, weil er in den Steinhaufen, Felsen und alten Gemäuern brütet, und mit der Stimme ein Schmatzen verursacht, wie man es mit der Zunge und Zähnen zu machen pflegt. Sein gewöhnlicher Raub sind die kleinen Vögel; auch einige kleine kriechende Thiere. Er vermehrt sich mehr, als die meisten andern Raubvögel; und ist daher sehr zahlreich. Er wird zur Baize abgerichtet, und man kann damit andere Vögel jagen.

Stein sprengen, eine Arbeit, die Steine in den Brüchen zu zerbrechen. Man bohrt ein 6—8 Z. tiefes Loch; dieses wird voll Pulver gefüllt, und mit Lehm zugeschlagen; doch so, daß in der Mitte eine kleine Röhre bleibt, die auch mit Pulver angefüllt wird. Alsdann legt man einen angezündeten Schwefelfaden daran; der aber so lang seyn muß, daß sich die Arbeiter vor dem Abbrennen weit genug entfernen können. Sobald der Schwefel das Pulver erreicht: so wirft solches den Stein in viele Stücken auseinander.

Stellen, sagt man von einem verwundeten Thiere, wenn es vor einem Hunde stehen bleibt, daß der Hund laut wird, und man davon sagt: es hat sich gestellt, oder der Hund hat das Thier gestellt; auch werden nicht verwundete Sauen, auch Rothhirsche von Hunden gestellt.

Stellen des Bieres, das gebraute Bier mit Bärme oder Hefen versehen, daß es gähren kann. Dieses geschieht, wenn das Bier so weit abgekühlt ist, daß das Gelenk der hinein gesteckten Hand etwas kühl wird. Zu einem halben Brauen gießt man 12—13 Quart frische, oder halb so viel alte Hefen.

Stellflügel, ein ausgehauener, durch ein Holz gehender, Weg, der gemeiniglich von einem Ende zum andern mit Marken oder Ziffern bezeichnet ist.

Stellgarn, ein mit doppelten Spiegeln versehenes Netz, welches wegen der Schwere des Gesenks nicht gezogen werden kann. Es wird über den ganzen Fluß gezogen, und an beyden Enden festgemacht. Die Fische fangen sich selbst, sowohl die auf- als abwärts schwimmenden; sie werden auch hineingetrieben.

Stell-her, ein Wort bey der Jägerey, welches von den Zeugknechten und Jägerburschen gebraucht wird, wenn sie hier oder da stellen sollen.

Stellleute, Leute, welche außer den Jägern zur Stellung des Jagdzeuges gebraucht werden.

Stellpfähle, zum Behuf einer Stellage eingeschlagene Pfähle, über welche Riemen nur los übergelegt werden, welche an oder zwischen erstern hingelegt, und wieder weggenommen werden, um darüber die Unterlager, und auf diese die Bohlen zu legen.

Stellpflock, bey der Vogelstellerey ein 1 Fuß langer Pflock, der oberhalb des Stellstabes steht, und selbigen befestigt.

Stellstab, ist ein Stock, der ein gerichtetes Garn leitet oder führt, wenn die Vögel mit der Wand sollen gefangen werden.

Stellung eines guten Reiters. Diese besteht: 1) im Festsitzen zu Pferde; 2) daß er beherzt und stark sey; 3) sehr wohl in dem Sattel sitze; und wenn sein Pferd zu tummeln bereit ist, muß er es regieren, ohne seine Statur zu verändern, oder den Leib hin und her zu werfen, oder damit zu wackeln; auch nicht mit den Händen oder Schenkeln sich ungeberdig zu verstellen; mit einem Wort: er muß keinen Zwang in allen Handlungen spüren lassen, die Hülfe so sanft, als hurtig, geben, die Faust gelinde und sanft halten; auch das Gesicht muß ernsthaft und beherzt seyn.

Stelze, die mit Gliedern der Bauordnung in einer Mühle auf der Mehlbank gesetzten Stücke, wovon die vördersten, von der Mehlbank gerechnet, 2 Ellen

len lang, 16 Z. breit und 6 Z. stark sind. Sie haben Falze, worein der Steg paßt, oder darinn steht, damit er, wenn die Mühlsteine abgemahlen und niedrig geworden sind, auch mit der Rumpfleiter nachgekeilt werden könne.

Stelzen, Stützen, Trempel, die Hölzer, womit etwas unterstützt wird; es wird z. E. bey der Grabung eines Brunnens das Erdreich, vermittelst der Stelzen und Breter, zurückgehalten, damit es nicht nachstürzen könne.

Stemmeisen, ein fast allen Holzarbeitern unentbehrliches Werkzeug, welches vorn eine breite Schärfe hat, die wohl verstählt ist. Man hat dergleichen nach dem verschiedenen Gebrauche von verschiedener Größe; und da auch öfters die Schneide eine andere, als gerade Fläche hat: so verwandelt sich auch der Name Stemmeisen in einen andern.

Stendel, Satyrium L. Die hier folgenden Arten dieser Gattung haben mit denen der Gattungen Orchis und Ophrys so viel Aehnliches, daß man sie, wenn man sie nicht genau beobachtet, für Arten derselben ansieht, und sie der Familie jener beyden Gattungen zugesellen kann.

1) **Stinkender Stendel mit sehr langem, dreyfach gespaltenem Lippenblatte, Bocksgeilen,** S. hircinum L. **Vaterland:** Frankreich, Deutschland, in Feldgegenden; **Wurzel:** zwey große, ungetheilte Knollen, fast so groß wie ein Ey; **Blumen:** in großen, lockern Aehren, am gewöhnlichsten röthlichpurpurroth; ob es gleich Abarten giebt, welche weiß, und oft auch grün gefleckt sind, mit einem langen, niederhängenden Barte versehen. Die ganze Pflanze hat einen starken bocksartigen Geruch.

2) **Grüner Stendel mit dreyfach kurz gespaltenem Lippenblatte,** S. viride L. **Vaterland:** die Schweiz, Preußen, und andere kältere Gegenden Europens, auf rauhen Plätzen; **Wurzel:** zwey kleine, in 5 Finger handförmig getheilte, Zwiebeln; **Blumen:** in langen Aehren, klein, grünlich, mit einer Mischung von Weiß und Purpurroth; ob es gleich auch Sorten von einer andern Farbe giebt; gleichwie auch einige auf eine solche Art getheilt sind, daß sie die Gestalt eines Frosches haben; daher die Pflanze auch die Frosch-Orchis genannt wird.

3) **Kriechender Stendel,** S. repens L. **Vaterland:** Schweden, England, in der Schweiz in Wäldern, wie auch in Deutschland in Fichtenwäldern; **Wurzeln:** zaserige Zwiebeln, oder viele dicke, fleischige, unter der Oberfläche fortkriechende und ausgebreitete, mit einander verbundene, Fasern; **Blumen:** in schmalen Aehren, weißlich, mit hochrothen und dunkeln Flecken sehr artig gezeichnet, seitwärts gekehrt, im May und Jun. Man hat eine Abart mit Blättern, welche mit schwarzen und weißen Flecken schön gezeichnet sind.

Diese schöne Pflanze wird durch ihre kriechenden Wurzeln leicht vermehrt. Man zertheile sie etwa am Ende des Sommers, oder im Anfange des Herbstes. Die zertheilten Stücke können in die Blumengärten gepflanzt werden; wie wohl sie am besten auf kalten, schattigen Plätzen unter Bäumen fortkommen.

Sterblinge, die umgefallenen und gestorbenen Schafe. Die Sterblingsfelle

felle sind nicht so gut, als die Schlachtfelle, weil ihre Wolle härter ist.

Sternblume, Aster L. Diese Gattung begreift, außer einigen strauchigen und im Gewächshause zu durchwinternden Pflanzen, meistens krautartige, faserwurzelige, sehr blumenreiche, schön blühende, sehr verzierende Blumenpflanzen, deren einige nur einjährige; die mehresten aber dauerhafte perennirende Pflanzen sind, mit 1—5 F. hohen Stengeln, mit einfachen Blättern und zusammengesetzten strahligen Blumen, die meistens groß, schön und ansehnlich sind, und größtentheils spät im Herbste blühen; folglich um so viel angenehmer sind, je geringer die Anzahl anderer alsdann noch blühender Blumen ist.

a) Einjährige Art:

1) Chinesische Sternblume, A. Chinensis. Stengel: nur einer, rund, theilt sich in viele abstehende blumige Zweige; Blätter: eyrund, winkelig, gezähnt, gestielt; Blumen: groß, schön, gestrahlt, im Aug., Sept., Oct. und Nov; Sorten: a) mit weißen Blumen; b) blau; c) purpurroth; d) roth; e) blau und weiß gestreift. Alle diese Sorten sind: aa) einfach; bb) auch gefüllt. Die einfachen Sorten haben eine breite, gelbe, von flachen abstehenden Blümchen, welche den Strahl bilden, umgebene, Scheide; die gefüllten aber bestehen bis ganz in den Mittelpunct aus vielen Reihen solcher Blümchen, und sind bewundernswürdig große und vortreffliche Blumen; obgleich die einfachen, wegen ihrer Größe und ihres Strahls, auch ihre Liebhaber haben, welche ihnen vor den gefüllten den Vorzug geben. Sie geben alle im Herbste eine Menge Saamen, welche von jeder Sorte besonders aufgenommen, und wozu die besten gefüllten und am lebhaftesten gefärbten Blumen ausgewählt werden müssen. Der Saame wird in der Mitte oder am Ende des Apr. oder im Anfange des May auf eine warme Rabatte, entweder über das ganze Beet, oder in flache mit Fingern gezogene Furchen gesäet, und ¼ Z. hoch mit feiner Erde bedeckt. Im May oder Jun., wenn sie etwa 3 Z. hoch sind, werden die jungen Pflanzen, nachdem sie ziemlich stark geworden sind, auf die Rabatten, und andere an die Hauptwege, an Rasenstücke ꝛc. stoßende Abtheilungen, wenigstens 1½ F. weit von einander, verpflanzt.

b) Perennirende Arten:

Diese treiben aus ihren faserigen, sich weit umher ausbreitenden, Wurzeln in jedem Frühjahre neue Stengel, welche den ganzen Sommer hindurch im Wachsthume bleiben, blühen, und Saamen geben. Die bekanntesten und allgemeinsten unter ihnen verdienen hier namentlich bemerkt zu werden.

2) Italienische ꝛc., A. Amellus L. Blätter: lanzetförmig, stumpf, rauh, dreyribbig, ganz; Blumen: groß, auf ziemlich nackten, straußförmigen Stielen, die Scheibenblümchen goldgelb; die im Strahle aber vortrefflich glänzendblau, im Oct. und Nov., die Kelchschuppen stumpf. Sie hat während der Blüthe ein herrliches Ansehen; ihr Werth wird aber auch dadurch erhöhet, daß sie oft noch im Dec. Blumen hat. Virgil beschreibt sie in seinen Georgicis unter dem Namen Amellus.

3) Tradescantische, oder spät blühende kleine weiße ꝛc., A. Tradescanti. Stengel: oft 6 F. hoch, mit verschie-

schiedenen Seitenzweigen, traubenförmig; Blätter: lanzet-strichförmig, in der Mitte sägeförmig; Blumen: in Aehren, auf blätterigen Stielen, in aufrechten Kelchen, klein, weiß, im Nov.

4) Alpen- oder Bergsternblume, A. alpinus. Stengel: sehr einfach, einblumig, selten 1 F. hoch; Blätter: spatelförmig, sehr haarig, die auf der Wurzel stumpf; Blumen: groß, blau, im Jul.

5) Neuengländische ꝛc., A. novae Angliae. Stengel: viele, aufrecht, steifborstig, 4—5 F. hoch; Blätter: lanzetförmig, abwechselnd, glatträndig, halb umfassend; Blumen: in Rispen, dicht bey einander stehend, sehr groß, violetpurpurroth, im Aug. und Sept.

Diese und alle übrige perennirende Arten lassen sich im Herbste ungemein leicht durch Zertheilung vermehren, man mag dann entweder ganze Pflanzen aufnehmen und zertheilen; oder von solchen Arten, die sich durch ihre Wurzel stark vermehren, mit dem Spaden nur einen Theil abstechen, und solchen in lauter einzelne Stücke theilen. Sogar die kleinsten Stückchen pflegen leicht anzuschlagen, und schon im folgenden Herbste zu blühen. Die mehresten Arten lassen sich auch sehr leicht durch abgeschnittene Stücke ihrer Stengel vermehren, welche, wenn sie im May und Jun. auf eine schattige feuchte Rabatte gesteckt werden, leicht Wurzeln schlagen. Will man Pflanzen aus Saamen ziehen: so muß er im Herbste, sobald er reif ist, gesäet werden. Es entstehen ohnedies aus dem ausfallenden Saamen eine große Menge Pflanzen, unter denen man, wenn solche zur Blüthe kommen, allezeit neue Abänderungen wahrnehmen wird.

Sternhammer, der Spitzhammer mit einer abgestutzten Spitze, worauf ein Stern steht. Der Schmied macht damit auf dem Eisen allerley Zierrathen.

Sternkraut, Schirmkraut, Trientalis L. Die eine bekannte Art dieser Gattung wächst in unsern Eich- und Wachholderwäldern um die Baumwurzeln. Wurzeln: zahlreiche, lange, weiße Fasern; Blätter: lanzetförmig, gespitzt, glatträndig, etwa 1½ Z. lang; Stengel: rund, glatt, dünn, 4—5 Z. hoch, am Gipfel mit 6—7 kleinen, kurzgestielten, in einem Kreise stehenden, Blättern besetzt; Blumen: auf den Enden der Stengel, auf langen, dünnen Stielen, weiß, im May und Jun. Die Blätter sind weich, ziehen gelinde zusammen, und werden von den Schaafen begierig aufgesucht.

Sternrad, Stirnrad, Cron- auch **Hirnrad**, ist bey den Mühlen und andern Maschinen ein Rad mit Zähnen oder Kämmen, welche oben auf der Stirne eines Rades stehen, und gleichsam aus dem Mittelpuncte laufen.

Sterz, der Baum an einer Bockwindmühle, woran dieselbe vermittelst der Erdwinde herumgedrehet wird, um in die Ruthen den Wind zu gewinnen.

Stich, Zeichen, ein Gemark, welches auf einer Mauer gemacht wird, um die Abschnürung darnach zu richten. Die Zimmerleute und Tischler haben auch Stich und Zeichen, welche sie auf die Stücke ihrer Verbindung machen, um sie geschwind und ohne alles Suchen wieder zusammen zu finden; auch die Dammsetzer oder Pflasterer heißen die kleinen Pfähle Stiche, welche sie von Strecke zu Stre-

cke, oder von Raum zu Raum, setzen, um den Abfall oder das Gehänge zu bestimmen.

Stich, in den Fischteichen die Grube, in welche sich die Fische beym Ablassen eines Teiches zusammen ziehen.

Stich, heißt beym Garten- und Deichbau eine Tiefe von einer halben Elle, so daß 4 Stiche 2 Ellen ausmachen.

Stichbalken, derjenige Balken des Stockwerks, der abgebrochen ist, zwischen welchem der Schornstein durch die ganze Höhe des Gebäudes hinaufgeht. Wo also der Schornstein hindurch geht: da muß auch der Balken abgebrochen werden; auch wird jeder dieser Balken in 2 abgesonderten Theilen angebracht. Dieser Balken wird abgekrümpft oder abgewechselt, wodurch er mit den andern Balken befestigt wird, und hiemit den Schornstein in sich einschließen kann.

Stiche, sind bey den Zimmerleuten, welche das zum Bauen bestimmte Holz beschlagen oder kantig behauen, die Kerben, welche auf beyden Seitenflächen des Bauholzes, von der obern Seite bis zur Unterlage, mit der Zimmeraxt eingehauen oder gekerbt worden sind. Sie stehen ungefähr 2 F. von einander ab, und jeder Stich reicht bis an die mit der Schnur gezogene Linie. Sie dienen dem Zimmermann gleichsam zum Wegweiser, wie tief er den Span mit der Zimmeraxt weghauen soll; oder vielmehr erleichtert er sich dadurch das Beschlagen des Bauholzes.

Stichholz, schwaches, ungefähr spaniges, oder halbspaniges Bauholz, wovon die stärksten Bäume, welche 4 Stich haben, vierziger; die andre Gattung, welche nur 3 Stich hat, sechs und dreyßiger; die aber mit 2 Stichen dreyßiger, und die mit einem Stich vier und zwanziger genannt werden.

Stichsäge, hat ein zugespitztes, aber starkes Sägeblatt mit ungeschränkten und aufrechtstehenden Zähnen. Sie ist nicht in einem Gestelle oder Bogen; sondern bloß an einem hölzernen Griffe befestigt. Es wird damit in der Mitte des Brets ein Loch durchgesägt.

Stiefel der Feuerspritze, eine messingene Röhre, die in einer Spritze angebracht ist, um darinn, vermöge des Zuges, durch das bey ihm angebrachte Ventil das Wasser einzuziehen, und wieder durch den Kessel und die Standröhre von sich zu spritzen.

Stock, ein Stümmel, welcher von dem abgehauenen Baume in der Erde bleibt; daher **Ausstocken**, d. i. dergleichen Stümmel ausreuten, und **Stockholz**, das von solchen Stöcken zum Brennen gespaltene Holz. Die **Kienstöcke** werden mit Fleiß ausgegraben, weil sie guten Kien geben.

Stockhamen, ein Hamen mit einem Stock oder Stiel.

Stockmesser, das krumme Messer, oder die Hippe der Winzer.

Stockpanster, wird bey Panstermühlen den Ziehpanstern entgegen gesetzt, und ersterer bleibt allezeit liegen. Wenn aber ein Stockpanster angelegt werden soll: so muß das überflüßige Wasser durch einen Nebengraben so weit unter den Mühlrädern wieder in den Mühlgraben eingeführt werden, daß es keine Stauung verursache.

Stock-

Stockwinde, eine besondere Art eines Haspels, mit einer Schraube ohne Ende versetzt, wodurch man gar leicht Stöcke oder Pfähle aus der Erde ziehen kann.

Stockzangen, die kleinste Art von Zangen, welche in der Schmiede das Eisen halten, wenn es ausgewärmt, oder auch auf dem Amboße ausgeschmiedet werden soll. Die Kneipen sind bey einigen vorn breit; bey andern spitzig, oder wohl gar gebogen. Sie liegen beständig auf dem Amboßstocke, um bey allen Vorfällen gleich bey der Hand zu seyn.

Stöchas, Stöchaskraut, Stoechas Tourn., ist billig mit dem Lavendel von den Kräuterlehrern vereinigt worden. Der Lavendel trägt länglichrundliche Aehren mit kurzen Deckblättern; die Stöchas aber viereckige Blumenähren mit größern Deckblättern und einem gefärbten Blätterstrauße oder Zopfe über den Aehren.

1) Ganzblätterige Stöchas, Arabische Stöchas oder der ganzblätterige zopfige Lavendel, heißt sonst auch Römischer Kümmel oder Thymian, Lavandula Stoechas L. Die Pflanze blühet in hiesigen Gärten den ganzen Sommer über, und hat, vornehmlich in der Blüthe, einen noch stärkern Geruch, als der Lavendel. Bey den neuern Aerzten ist die Pflanze, welche von den ältern Aerzten, sonderlich bey Schwindsuchten, Lähmungen und andern Nervenkrankheiten empfohlen ward, nicht mehr im Gebrauch; vermuthlich weil man sie nicht immer im besten Zustande erhalten, und den Lavendel wohlfeiler und kräftiger haben kann.

2) Federartige Stöchas, oder federartiger zopfiger Lavendel, L. dentata L. Die Blumenähre ist, wie bey der ersten Art, beschaffen; die Blumen und die Zopfblätter sind mehr hellblau.

Beyde Arten lassen sich in der letzten Woche im März, oder in der ersten Woche im Apr., durch abgeschnittene junge Schösse leicht vermehren. Man steckt sie, nachdem man ihnen die untern Blätter abgestreift hat, auf eine schattige Rabatte, gießt sie gut an, und wiederholt dieses nun jeden Abend so lange, bis sie Wurzeln getrieben haben; worauf sie im Sept. oder Oct. an einem feuchten Tage mit einem Ballen Erde vor der Fronte der Lustgebüsche einzeln umher eingesetzt werden können; man kann sie auch aus Saamen erziehen. Sie verlangen einen trocknen Boden, eine warme, gut geschützte Lage, und im Winter eine leichte Bedeckung; allenfalls kann man sie auch im Glashause, in gemäßigter Wärme, den Winter über erhalten, wo sie abwechselnd etwas Luft und Wasser verlangen. Im Sommer ist häufiges Begießen eher nützlich, als schädlich.

Stör, Stier, wird unter die größten Stromfische gezählt. Seine Heimath ist eigentlich das Meer; er tritt aber in die größten Flüsse, in die Wolga, Donau, Elbe, Oder, Weichsel, Tyber, u. a. m., und erlangt dadurch das Flußrecht. Es giebt ihrer verschiedene Arten. Der Rogen dieser Fische wird in Rußland im Winter ungesalzen; im Sommer aber eingesalzen in Tonnen verführt, und Caviar genannt.

Störstange, Fischtrampe, Pulskeule, eine vorn mit Filz oder Leder versehene Stange, die Fische damit

aus ihren Löchern zu stören, und in das Netz oder in den Hamen zu jagen.

Storch, ein sehr gemeiner Vogel, wovon wir bey uns den weißen, oder bunten und den schwarzen Storch haben. Jener horstet gemeiniglich auf den Gebäuden der Dörfer, die nahe an Wiesen, Brüchern und Seen liegen; der schwarze Storch aber ist seltener, und horstet auf hohen Bäumen in den Waldungen. Beyde Arten nähren sich von Fröschen, Fischen, Schlangen, Schnecken, Heuschrecken, ꝛc. Bey uns kommt der Storch aus Aegypten, und andern warmen Ländern, wenn der Winter lange anhält, um Petri Stuhlfeyer alten Styls, oft noch später, an, und zieht um Laurentii wieder weg. Er legt 2—4—5 Eyer, und brütet 4 Wochen. Eigentlich brütet das Weibchen unausgesetzt; wenn es aber, Futters halber, vom Neste geht: so sitzt das Männchen über den Eyern.

Storchschnabel, Geranium L. Dieses bekannte Pflanzengeschlecht unterscheidet sich durch ein besonderes Merkmal von allen andern, und hat auch davon, nämlich von der langen, gleichsam schnabelförmigen, Frucht seine Benennung erhalten.

a) Perennirende Arten:

1) Blau- oder weißblumiger Storchschnabel mit runzeligen viellappigen, schildförmigen Blättern und völlig ganzen Blumenblättern; hoher staudiger Wiesenstorchschnabel mit runden, schildförmigen, tief zertheilten Blättern und rauhen breiten Einschnitten, Gottesgnade, G. pratense L. Blumen: groß, vortrefflich blau. Eine der schönsten Arten dieser Gattung. Abarten: a) weiß; b) scheckig; c) die jedoch der Mutterart in der Schönheit nachstehen.

2) Blutiger Storchschnabel mit einfachen gegliederten Blüthstielen und großen rothen oder blauen Blumen, Blutwurzel, rothe Hühnerwurzel, G. sanguineum L., wächst bey uns in einem lockern magern Grunde, in den Vorhölzern, Hecken, sonderlich auf Hügeln und Kalkbergen.

3) Blau- oder weißblumiger Storchschnabel mit lappigen, fast schildförmigen Blättern und eingekerbten Blumenblättern, großblumiger Storchschnabel mit Wolfswurzelblättern, Waldstorchschnabel, G. silvaticum L. Blumen: vortrefflichblau, die Blumenblätter ausgerandet.

4) Purpurfarbiger gestreifter Storchschnabel mit fünflappigen Blättern und völlig ganzen Blumenblättern, gemeiner langstieliger m. großblumiger Wasserstorchschnabel, Sumpf- oder Bruchstorchschnabel, G. palustre L., wächst bey uns in sumpfigen Niederungen; gemeiniglich zwischen den Ellernsträuchern. Wurzel: knollig, äußerlich braun, innerlich roth.

5) Rother wohlriechender Storchschnabel mit lappigen, ausgezackten Blättern und blasenförmigen Kelchen, langwurzeliger wohlriechender Storchschnabel mit Froschpfoten-Blättern, G. macrorhizum L., wächst auch in Deutschland. Blumen: glänzendpurpurroth, mäßig groß.

b) Ein-

b) Einjährige Arten:

6) Gestreckter vielblumiger Storchschnavel mit doppelt gefiederten Blättern, Kranichschnabel, kleiner Storchschnabel mit Schierlingsblättern, G. cicutarium L., kommt häufig an den Hügeln, Triften, um die Landstraßen, auch in den Krautgärten zum Vorscheine. Stengel: ästig, kurz; Blätter: gefiedert, eingeschnitten, stumpf, flach, auf dem Boden liegend; Blumen: 3—4 auf jedem Stiele, lichtpurpurroth mit Staubfäden. Diese Art ist der folgenden ähnlich; jedoch ohne deren Bisamgeruch. Es giebt Abarten mit blauen Blumen; imgleichen Gauchheilblättern (pimpinellae folio).

7) Bisamstorchschnabel, G. moschatum L. Vaterland: die Schweiz, Siberien; Blätter: gefiedert, eingeschnitten, die Saamenblätter geschlitzt; Stengel: oft zur Erde gebogen; Blumen: blaßroth. Diese Pflanze wird, wegen des Bisamgeruchs ihrer Blätter, von Vielen geschätzt.

8) Jähriger rother Storchschnabel mit dem haarigen zehneckigen Kelche, Ruprechts- oder St. Robertskraut, Gichtkraut, Gottesgnade, Rothlaufkraut, Kleinschwalbenkraut, G. robertianum L., wächst bey uns überall in bergigen Gegenden; auch auf Mauern und Felsen. Die Pflanze hat einen starken widrigen Geruch.

9) Rosenfarbiger Storchschnabel mit dem pyramidenförmigen, eckigen und runzeligen Kelche, heller oder glänzender Storchschn., G. lucidum L., wächst überall in schattigen Gegenden. Blätter: hell, röthlich; Blumen: pyramidenförmig, erhaben, runzelig; ist auch ein Gartenunkraut; doch nicht ohne Schönheit.

10) Weicher Storchschn., G. molle L., wächst bey uns an grasigen sonnenreichen Orten; besonders um die Wege und Triften. Stengel: gestreckt, etwas aufrecht, bräunlich, weitschweifig; Blätter: rund, fünflappig, gekerbt; Blumen: glänzend purpurroth, die Blumenblätter zweyspaltig.

11) Storchschnabel mit langen Blüthstielen, grannigen Kelch-, großen eingekerbten Blumenblättern und glatten Saamenhülsen, kleiner Feldtaubenfuß mit langstieligen tief zerschnittenen Blättern, Taubenschnabel, G. columbinum L., wächst häufig an den Wegen und Hecken. Blätter: rundlich oder nierenförmig, fast bis auf den Stiel in 5—7 Lappen zerschnitten.

12) Tief eingeschnittener ꝛc., G. dissectum L., wächst in Deutschland unter den Stoppeln. Blätter: groß, langgestielt, fünftheilig-dreyspaltig; Blumen: weiß oder purpurroth.

13) Rundblätteriger ꝛc., G. rotundifolium L., wächst im gebaueten Lande. Stengel: kleberig, darnieder liegend; Blätter: nierenförmig, eingeschnitten; Blumen: vortrefflich blau.

14) Sehr wohlriechender Storchschnabel, G. odoratissimum L. Blätter: langgestielt, weich, haarig, wie Sammet anzufühlen, gemeiniglich nur ausgezahnt, selten in kleine Lappen abgetheilt. Blätter- und Blüthstiele sind etwas röthlich, und vertheilen sich in einen kleinen, unordentlichen Strauß. Die Blumenblätter sind klein und weiß, und die beyden obersten sitzen an der Kelchröhre. Blätter und Zweige haben einen ungemein angenehmen,

nehmen, bisamartigen Geruch, und bleiben lange grün; nachdem aber die untern nach und nach abgestorben sind: wird der Stengel mehr sichtbar; da solcher bey jungen Stöcken fast ganz zu fehlen scheint. Die Vermehrung geschiehet durch Saamen und Zweige. Diese einzige ausländische Art, mit Uebergehung aller übrigen, wird nur hier bemerkt, weil sie, wegen ihres Wohlgeruchs, in so vielen Häusern in Töpfen an den Fenstern gehalten wird; doch ist auch noch zu gedenken, daß das Geranium columbinum, in Buttermilch gekocht, dem Rindviehe und den Schaafen für das rothe Wasser gegeben; daß ferner in Schonen das grüne Kraut davon in ein leinen Tuch eingebunden, über den Magen gelegt, und das kalte Fieber damit geheilt wird. Der Wein, worinn die zerquetschten Blätter vom robertiano eingeweicht worden sind, soll die Blutflüsse stillen. Mit dem Geranio silvatico färben die Isländer blau.

Stoß, heißt die Wirkung eines Körpers mit seiner Bewegung auf einen andern; davon **Stoßwinkel**, derjenige Winkel, in welchem ein Körper in den andern wirkt.

Stoßart, ein Werkzeug des Zimmermanns, welches als ein großer Meißel angesehen werden kann. Es ist eine Klinge, 1 F. 9 Z. lang, und 3 Z. breit. Ihr hohles Gehäuse springt an einer Seite etwas vor, damit sie desto besser angefaßt werden könne, wenn damit die Zapfenlöcher rein gestoßen, geglättet oder geputzt werden sollen. Ihre Schneide hat einen Ballen, wie die Ballenmeißel, d. i., eine Bahn an einer Seite. Ist ein Zapfenloch sehr tief, und geht es durch das Bauholz durch: so steckt der Zimmermann in das Gehäuse oder Auge ein Stück Holz, und hält hiemit beym Gebrauch die Axt fest, damit er sich nicht die Finger verletze.

Stoßen der Felgen, der Ort aus einem Stirnrade, wo die Felgen zusammenstoßen, und wo ein Kamm zu stehen kommt.

Stoßgarn, ein Garn, das mit einer Masche angefangen, und 20 Maschen hoch, 4 Ellen lang, gestrickt wird. Das Gemäsche ist, von einem Knoten bis zum andern, 4 Z. weit, spiegelicht gestrickt, und wird mit einer lebendigen Taube nach den Raubvögeln ausgestellt.

Stoßlade, ein Hobel der Tischler, mit welchem die Gehren der Gesimse verkröpft werden.

Stoßriemen, die Riemen, wodurch der Kutschkasten mit den Bäumen verbunden ist, damit derselbe bey einem Stoße nicht zu sehr schwanke.

Stoßrinken, der eiserne Beschlag, womit die Naben eines Rades an die Achsen anstoßen.

Stoßscheibe, eine lange halbgerundete Scheibe, oder starkes Eisenblech, womit die Deichsel eines Wagens vorn beschlagen wird.

Stottern der Maschinen, wenn die Räder oder Getriebe der Maschinen nicht einen gleichmäßigen Gang haben; sondern bald hie, bald da anstoßen. Dieses liegt an der ungleichen Bearbeitung der Zähne, Kämme und Stöcke der Räder und Trillinge; oder daran, daß sie nicht gleich eingetheilt sind.

Stränge,

Stränge, diejenigen Riemen, welche bey dem Pferdegeschirre dazu dienen, den Wagen fortzuziehen, und an die Ortscheiden geschnallt werden.

Stranghaken, ein starker Haken, der an jedem Brustringe eines Geschirrs vorhanden ist, worein die Stränge des Geschirres eingehakt werden.

Strangschleifen, an dem Mittelgeschirre eines Pferdegeschirres die Schleifen von Leder, durch welche die Stränge des Vordergeschirres gehen, und in den Stranghaken eingehängt werden.

Straßbäume, in der Schneidemühle diejenigen Balken der Unterlage, auf welchen der Schlitten oder Wagen, vermittelst des Getriebes, auf der Schlittenwelle fortgezogen wird; auch werden die Bäume also genannt, worauf der Block auf den Wagen gezogen wird.

Straubrad, eine Art von unterschlächtigen Wasserrädern, an welchen die Schaufeln auf der Stirne eingesetzt, und an den Enden mit Stecken und Stäben wider die Gewalt des Wassers verwahrt werden. Es wird dasselbe gebraucht, wo man nicht Wasser genug hat zu einem Staberrade, und auch nicht gehöriges Gefälle zu einem überschlächtigen Rade; wie denn öfters das Gefälle etwa nur 3 F. ist, und der Wasserstand $1\frac{1}{2}$ F. Das Rad selbst hat kein Maaß in seiner Höhe und Weite; sondern wird nach Befinden des Gefälles und nach Gutdünken des Meisters gemacht.

Strauchheerd, Buschheerd, eine Art von Vogelheerden, welche aufs freye Feld, nicht allzuweit von einem Walde, angelegt, und wo allerley kleine Vögel mit 30—40 Schuh langen Wänden gefangen werden.

Straußgras, ist der gewöhnliche Deutsche Name von Agrostis; worunter Linnäus jedoch viele Arten begreift, welche bey andern Kräuterlehrern unter andern Namen vorkommen. Die bekanntesten Arten sind folgende.

1) Ackerstraußgras mit einer langen Granne an der äußerlichen Spelze, große Ackerschmiele, Windhalm, Ackerriedgras, A. Spica venti L., ist ein gemeines Unkraut auf den Aeckern; auch häufig auf den Rainen anzutreffen. In nassen Jahren oder feuchten Niedrigungen überwächst es zuweilen das Getreide, so daß solches schlecht lohnt. Halm: 2—3 F. lang. Es ist diese Art daran gar leicht zu erkennen, daß sie kleine schmale, mit einer langen, geraden, steifen Granne versehene Blüthen hat, die unter sich eine große, weit ausgebreitete, flatterige Rispe abbilden, und zuerst grün, hernach braunroth aussehen. Die einzelnen Halme, die am Hauptstengel an unterschiedenen Oertern, aber aus jedem Puncte zu 15 und mehrern, alle nach einer Seite zu, herausgehen, hängen vor dem völligen Aufblühen unterwärts. Dieses Gras ist nur in seiner Jugend, ehe die Rispen hervorkommen, dem großen Viehe schmackhaft; die Schaafe übergehen es gern. Mann kann mit den Aehren dieses Grases hellgrün färben. Die Halme dienen, statt des gemeinen Grases, zu allerhand geflochtenem Geräthe, als Strohtellern, u. dgl.

2) Schilfförmiges Straußgras, dessen äußerliche Spelze unterwärts rauh, und mit einer kurzen gewundenen Granne besetzt ist, braune Sand-

Sandschmiele, schilfichtes Straußgras, A. avenacea L., wächst auf trockenen Heiden, und hat eine ausdaurende Wurzel und einen 4 F. hohen Halm. Blätter: hart, breit, schilficht; Rispe: dergestalt zusammengezogen, daß selbige fast einer Aehre gleicht; doch breitet sich der blühende Theil auseinander, zieht sich aber auch hernach wieder zusammen. Die Kalmucken flechten daraus Decken, und bedecken damit ihre Hütten. Linnaeus hat angemerkt, daß eine Heerde Ziegen lieber auf einer Insel hätte verhungern, als dieses Gras fressen wollen; und doch rühmt es Kalm, wenn er meldet, es sey eine der blätterreichsten und weichsten Grasarten, und es gehöre unter die zeitigsten im Frühjahre; auch halte es sich im spätesten Herbste noch grün und frisch; doch läßt es sich im ersten Jahre, nachdem es ausgesäet worden ist, nicht abhauen. S. Schwed. Akad. Abhdl., IX. B., 70 S.

3) Rohrstraußgras, dessen äußere Spelze durchaus wollig und an der Spitze mit einer Granne besetzt ist, A. calamagrostis L., wächst auf den Alpen, und um Verona.

4) Rothes Straußgraß, dessen äußerliche Spelze glatt und mit einer gewundenen, zurückgebogenen Granne geendigt ist, A. rubra L., wächst auf feuchten, niedrigen Wiesen und tief gelegenen Ackerfeldern, wo guter Boden ist, und gleicht viel der zweyten Art. Die Wurzel ist ausdaurend; die blühenden Wirtel der Blüthrispe stehen ausgebreitet und horizontal, und die noch nicht blühenden sind gleichsam in eine Aehre zusammengezogen. Wenn der Stock verblühet hat, ist solcher ganz röthlich. Die Schaafe fressen dieses Gras nur, wenn es jung und süß ist.

5) Braunes gestrecktes Straußgras mit langen, gefärbten Bälglein und eingeknickter Rückengranne, liegendes Hundsgras, A. canina L., wächst auf feuchten niedrigen Wiesen. Die Wurzel ist ausdaurend. Der gestreckte Halm treibt gemeiniglich etliche Zweige. Blätter: haarförmig, glatt; Blüthrispe: öfters verlängert, in den Zweigen zusammengezogen, purpurröthlich, glänzend, welches sich von ferne besser, als in der Nähe, wahrnehmen läßt; Granne: borstenartig, weiß, noch einmal so lang, als die Blüthe, gerade, in der Mitte mit einem Gelenke versehen; auch dieses Gras genießen die Schaafe nur so lange, als es jung ist.

6) Kriechendes Straußgras, dessen Blüthrispe sich in ausgebreitete Zweige vertheilt, kleines braunes, kriechendes Hundsgras, A. stolonifera L., wächst in allerhand leichtem und sandigem Boden, in Heiden und auf Sandhügeln. Wurzel: ausdaurend, kriechend, viel Halme treibend, welche am untern Theile gestreckt und an den Knoten durch Wurzelfasern an der Erde befestigt sind, bleiben nicht immer durchaus gestreckt, sondern richten sich im Fortgange mehr in die Höhe, und erreichen 2 — 3 F. Länge; Blüthrispe: zart, grünlich, purpurfarbig, glänzend, anfangs ganz zusammengezogen, hernach aber mit den Zweigen sehr ausgebreitet, 5 — 10 Zweige gehen bündelweise aus einem Orte hervor, und sind sehr dünne; Blüthe: ohne Granne; Kelchbälglein: gleicher Länge.

7) Haarförmiges, unbewehrtes Straußgras, mit pfriemartigem, gleichlangem, borstigem und gefärbtem Kelchbälglein, Haarschwiele, Haarstraußgras, A. capillaris

laris L., hat mit der vorhergehenden Art gleichen Standort. **Wurzel**: faserig; **Halm**: aufgerichtet, einfach, 1½—2 F. hoch; **Blüthrispe**: anfangs zusammengezogen, zur Blüthzeit ausgebreitet, und hernach wieder zusammengezogen, ganz dünn, und besteht aus vielen zarten, haarförmigen Zweigen. Die Blümchen sind gemeiniglich röthlich, bisweilen grün. Alles Vieh, besonders die Kühe, fressen dieses Gras gerne; es wächst sogar im magern Boden dichte und hoch, läßt kein Moos aufkommen, und ist daher vorzüglich werth, in dergleichen Boden angebauet zu werden.

Strebe, ist ein nicht gar starkes vierkantiges Holz, welches dienet, das Geländer bey einer hölzernen Brücke zu halten, wo die Decken oder Pfosten auf dem Jochholze stehen; in diese wird die Strebe oben mit einem Zapfen und Holze eingesetzet, unten ist sie aber in das Jochstück eingelassen.

Strebe, schräge Stütze, wird von den Zimmerleuten jedes Stück Holz genennet, welches dienet, die senkrechten Stützen eines Gerüstes in ihrem Stande zu halten.

Strebeband, ein schrägliegendes Holz gegen ein anderes sich strebendes Band.

Strebpfähle, Scharren, sind solche Pfähle, welche schräg eingeschlagen, und gegen eine Riem- oder Wasserleiste mit dem Einschnitte, so sie am Kopfe haben, sich streben.

Strebepfeiler, ein hinter einer Mauer, die ein Gewölbe oder Erde hinter sich zu tragen hat, angesetzter und meistens mit der Mauer verbundener Pfeiler. Zuweilen hat man nöthig, dergleichen Pfeiler gegen eine Mauer zu setzen, um sie von dem Einstürzen zurück zu halten, und da werden sie von unten nach oben zu schräge geführet.

Strecke, in einer zu bepflasternden Straße, eine Weite von 72 F. oder 6 rheinländischen Ruthen, nach der Länge der Straße, und 6 F. oder eine halbe Ruthe nach der Breite der Straße, nach welchen der Dämmsetzer von Strecke zu Strecke den Abfall visieret.

Streckfugen, die wagerechten Fugen in zusammengesetzten Steinwerken, im Gegensatz der senkrechten Stoßfugen.

Strecklage, die lage Steine, welche mit der langen Seite der Mauer der Länge nach liegen.

Streckschicht, eine Reihe Steine in einer Mauer von lauter Streckern oder Bindern in Ansehung ihrer Länge, sämmtlich nach der Dicke der Mauer.

Streckteich, Erstreckteich, Karpfenteiche, worein der zweyjährige Saame gesetzt wird, damit er sich darin strecke, d. i. zur gehörigen Größe erwachse, zum Unterschied von einem Streich- oder Setzteiche.

Streichen, wird von Fischen gesagt, wenn die Milchner und Rogner zu gewisser Jahreszeit an seichten Orten der Gewässer ihren Saamen und Brut von sich lassen, so hernach durch die Sonnenwärme lebendig wird.

Streichmaaß, ein Maaß der Tischler, womit die Dicken und Breiten der zuzurichtenden Hölzer abgemessen werden.

Streichnetze, Nachtnetze, sind 60—70 F. lange und bis 24 F. breite

Netze, mit einem Busen in der Mitte, und an beyden Enden mit langen Enden ausgesperrt. Diese Netze werden eigentlich nur auf die Lerchen gebraucht, weil aber leicht Rebhühner und junge Hasen damit geschlagen werden: so ist, außer dem Herrn der Wildbahn, Niemand befugt, mit demselben zu gehen.

Streichschindeln, Strichschindeln, sind Schindeln, welche der Feuersgefahr wegen mit Lehm überzogen sind, und statt der Ziegel zu Dachdecken gebraucht werden.

Streichspan, ein hölzernes Werkzeug der Stellmacher, das einen langen Einschnitt oder Kerb hat, der eine Art von Schenkel bildet. Sie bestimmen damit die äußere Rundung der Felge eines Rades.

Streichstangen, an einer Kutsche die beyden Stangen, welche die Sprengwaage mit dem Schemel des Wagengestelles vereinigen, indem an jedem Ende der Sprengwaage das eine Ende der Streichstange und das andere Ende am Gestelle befestigt ist.

Streichstangen, die Stangen an den Gerüsten, welche der Maurer quer über die Scheere bindet, und welche sich auf die sogenannten Netzbäume stützen.

Streifgerte, eine dicke Gerte oder Ruthe, welche in dem Loche des obern Mühlsteins geht, seinen Rand abfegt, und das herunterstreift, was sich daselbst anhängt.

Strich, Streich oder **Brut,** ist der junge Saamen der Fische, insonderheit der Karpfen, welcher, wenn er 2 Sommer und einen Winter gestanden hat, auf den Herbst des andern Jahrs herausgefischt, und alsdann zweyjähriger Saamen genannt wird, Den Strich soll man, seiner Schwäche halben, und weil er noch gar zu zart und weich ist, den ersten Sommer oder Herbst nicht fortführen oder fortsetzen, weil er unter diesen Umständen leicht einen Unfall zu bekommen und zu sterben pflegt; es ist daher am rathsamsten, daß man ihn auf seiner ersten Stelle 2 Sommer wachsen läßt, damit er sich erstreckt; auch kann er nachmals viel besser verführt, und in die gehörigen Orte zum Erstrecken gesetzt werden. Wenn aber die Teiche nahe hinter einander sind, und man den Strich gern in die nähesten Teiche haben will: so darf man ihn nur zugleich mit dem Wasser hineinlaufen, und gemächlich gehen lassen, weil er obgedachtermaaßen keine harte Behandlung vertragen kann.

Studentenblume, Sammetblume, Tagetes. Diese Gattung besteht aus krautartigen, etwas zärtlichen, Blumenpflanzen zur Verzierung der Lustgärten, die schwelgerisch blühen; meistens aber einen sehr unangenehmen Geruch haben, und von denen es mancherley, theils einfache, theils gefüllte Sorten giebt, welche alle im Septbr. eine Menge reifen Saamen geben.

1) **Große Studentenblume mit aufgerichteten Zweigen,** T. erecta L. Flos Afri.. nus major. Blumen: groß, einfarbig-gelb, vom blassesten Limonengelb bis zum höchsten Pomeranzengelb, entweder mit flachen, oder mit wellenförmigen, oder mit röhrenförmigen Blümchen. Man hat hievon sehr viele Sorten. Die gefüllten sind groß und aufgeblasen, und auf mannichfaltige Art gefüllt; die gemeinen einfachen hingegen bestehen aus flachen

Strah-

Strahlen, und aus zahlreichen kleinen röhrigen Scheibenblümchen.

2) Kleine Studentenblume mit weitschweifigen Zweigen, Tagetes patula L. Blumen: an der ganzen Pflanze überall so zahlreich, daß sie oft ganz mit Blumen überdeckt ist, mäßig groß, verschiedentlich gelb, karmoisinroth und gescheckt, und bald größer, bald kleiner. Hievon giebt es ebenfalls verschiedene Sorten, einfache und gefüllte. Die schönsten sind die gefüllten scheckigen und gestreiften.

Man säet den Saamen im März oder April auf das Mistbeet, oder in Scherbeln, und setzt die jungen Pflanzen in der Mitte oder Ende des Maymonats ins Land, oder einzeln in geräumige Töpfe. Versieht man sie mit guter Erde und genugsamem Wasser: so werden sie häufig und lange blühen. Einige Schriftsteller halten diese Pflanzen für giftig; andere empfehlen selbige als eine kräftige Arzney, die innerlich und äußerlich anwendbar sey.

Stüedelbau, besser **Strudelbau**, ist ein Packwerk, welches aus den Stüedellagerhölzern, Stuedeln, Greinern, Bruckhölzern, Reiserbäumen, Weidenästen, Kies, auch Vorpfählen zusammengesetzt und verbunden wird. Es dienen dergleichen Packwerke bey stark reißenden Flüssen und Ströhmen sowohl zur Uferbefestigung, als auch zu Sporn oder Einbaue; bey welchen sie aber in der Anlage etwas verändert werden müssen.

Stützband, Strebe, ein kleines Stück Holz, womit man die Dachstuhlsäulen, Dachsparren und dergleichen unterstützt; man nennt aber auch Stützbänder die zwey Hölzer, welche einen Haspel unterstützen, und ihn in seiner Richtung unterhalten.

Stumpfe, die Fährte oder das Zeichen eines starken und alten Hirsches, weil je größer, älter und stärker er ist, je mehr tritt er nach und nach die Schaalen vorn hinweg, daß er sich endlich ganz stumpf spürt. Es ist dieses ein gutes Zeichen, den Hirsch vor dem Thiere zu erkennen.

Sturmband, Kreuzband, ist ein schräges, zuweilen mit einer ins Kreuz gestellten Stütze versehenes, Sparrwerk, oder eine hölzerne Wand und sonstige Holzverbindung, um solche wider den Sturm oder das Umwerfen zu bewahren.

Sturz, Oberschwelle, das obere, über die Queere liegende, Stück Holz, oder die Steine, welche über den Thüren und Fenstern, oder andern Oeffnungen liegen, und mit der Sohle parallel laufen.

Sturzlatte, die Unterlage oder das starke Bret, worauf der äußere ebene Sturz eines Fensters gemauert, und wenn solcher trocken geworden ist, wieder hinweggenommen wird.

Stuterey, eine Anstalt, da man viele Pferde zur Zucht hält, und sich befleißigt, eine gute Race von Pferden anzuziehen, und dieserhalb gute ausländische Beschäler hält.

Süßholz, Lekkritzenholz, Glycyrrhiza oder Liquiritia, ein Pflanzengeschlecht mit schmetterlingsförmig gestellten Blumenblättern.

1) Gemeines oder glattes ꝛc., G. glabra L. Wurzel: in der Erde hinkriechend, aber nicht in die Tiefe gehend; Stengel: 3—4 F. hoch, steif; Blätter: gefiedert, aus 4—5 Paar eyrunden

Blättchen zusammengesetzt; Blumen: in lockern, langen, aufgerichteten, blaßblauen Blumenähren. Die Wurzel dieser Pflanze ist das, was man in den Apotheken Süßholz nennt, und wird in Franken stark gebauet. Sie wird gemeiniglich frisch verkauft, weil sie schwer zu erhalten, und im Ganzen schwer zu trocknen ist. Um solche getrocknet aufzubehalten: muß man sie der Länge nach spalten, und in kleine Stücke zerschneiden. Die Wurzel soll glatt, etwa 1 Finger dick, äußerlich rothbraun, inwendig goldgelb, und von einem süßen angenehmen Geschmacke seyn. Man trinkt diese Wurzel als Thee; selten aber allein. Gemeiniglich versetzt man solche mit andern Kräutern und Wurzeln; oft nur deswegen, damit der Thee oder Trank davon einen andern Geschmack erhalte. Durch das Abkochen der frischen Wurzel bereitet man den sogenannten Lekritzensaft. Man findet davon schwarzen, braunen und weißen; wovon aber nur der schwarze ein wahres Extract ist; die andern werden aus Zucker, Kraftmehl, Violenwurzel, Tragacanth und gepülvertem Süßholze gemacht. Der schwarze soll derb und fest, trocken, leicht zu zerbrechen und inwendig glänzend seyn, in dem Munde ganz und leicht zergehen, und einen süßen Geschmack haben. Aus Bamberg erhält man dergleichen in runden Kügelchen mit allerhand aufgedrückten Figuren; welche aber auch gemeiniglich mit Mehl vermischt sind. Der Spanische und Italienische Lekritzensaft besteht aus Rollen, und wird in Kisten, mit dazwischen gelegten Lorbeerblättern, zu uns gebracht. Reglise nennen die Franzosen das Süßholz; in der Apotheke aber erhält diesen Namen eine Zubereitung aus Süßholz, welche dem gemeinen Leime fast ähnlich ist, und in dünnen Täfelchen verkauft wird. Es haben diese Wurzel und der daraus bereitete Saft eine lindernde, und die scharfen, reizenden Theile einwickelnde Eigenschaft, und werden vorzüglich wider die Heiserkeit und den Brusthusten, welcher von einer Schärfe abhängt, gebraucht; wobey jedoch dahin zu sehen ist, ob süße Sachen mehr schädlich, als nützlich sind, weil dadurch gar oft die Erzeugung des Schleims befördert wird. Die Roßärzte geben das Pulver, mit gleichen Theilen Schwefelblumen, zu 3 — 4 Unzen unter dem Futter 8 Tage lang, und curiren damit die bauchbläsigen Pferde. Zum Einstreuen bey Kindern, wenn sie wund sind, wird das fein gepülverte Pulver gebraucht, und damit oft der Bärlapp verfälscht; mit diesem Pulver pflegen auch die Apotheker die Pillen zu bestreuen, damit sie nicht an einander kleben. Dieses Pulver, mit Kreide oder Potasche vermischt, und in saures Bier gehängt, soll alle Säure wegnehmen, und das Bier dadurch mehr, als durch Kreide oder Potasche allein, gebessert werden.

Die Unterhaltung und Vermehrung erfordern keine Kunst. Ein mildes, lockeres, fettes mit Sand vermischtes Erdreich ist das schicklichste. Ein lettiger und schwerer Grund schickt sich nicht dazu, weil die auslaufende Wurzel nicht durchdringen kann; sondern dick und kurz bleibt. Die Wurzel schneidet man in Stücke, welche einige Knoten, und etwa 1½ Schuh Länge haben, und legt solche in der Hälfte des Octobers oder im May 1½ — 2 Z. tief, etwas schräge und weit auseinander in die Erde. Man kann hierauf das Land mit einer grünen Saat bestellen, die den Grund nicht aussaugt. Im dritten Jahre werden die starken Wurzeln

zum

zum Verkauf ausgenommen, und die kleinen Nebenranken in der Erde zurückgelassen, welche nachgehends wieder aufschießen.

2) Stacheliges Süßholz, Welsches Süßholz mit runden Köpfen und rauhen Hülsen, G. echinata L. Vaterland: die Tartarischen Wüsteneyen; Wurzel: ausdauernd; breitet sich aber weniger aus, als die vorhergehende; Blumen: bläulich. In der Apotheke zu Astrakan wird daraus so viel Lekritzensaft bereitet, daß ganz Rußland damit verlegt werden kann.

3) Haariges Süßholz, G. hirsuta L. Vaterland: der Orient; Stengel: 3 F. hoch; Hülsen: steifborstig, größer, als die der G. glabrae. Alle drey Arten können in großen Gärten auf Terrassen, und in Lustwäldern gebraucht, und zuerst aus Saamen gezogen werden.

Sumpf, ein weites, tiefes und vierkantiges Loch bey einer Ziegelscheune, dessen Boden und Wände mit guten Bohlen ausgelegt sind, so daß dieser Sumpf wasserdicht sey, weil die zu den Ziegeln hineingebrachte Erde darinn eingesumpft, d. i., mit Wasser begossen wird.

Sumpferde, Humus palustris, ist eine gemeine, fruchtbare Erde, welche aus vermoderten und in ein schlammiges Wesen aufgelösten Wurzeln besteht. Wenn in heißen Sommern die Sümpfe ausgetrocknet sind, und die Sumpferde zum Verfahren nun leichter geworden ist: so kann man solche zum Düngen der Sandfelder besonders gut anwenden, wie solches in hiesigen Gegenden auch hin und wieder zu geschehen pflegt.

Sumpfkraut, Limosella L. Von diesem Geschlechte ist die bey uns bekannteste Art das lanzettblättrige Sumpfkraut, L. aquatica L., und hat seinen Standort an überschwemmten Oertern; auch gemeiniglich nur eine einjährige Wurzel. Wurzelblätter: viele, welche auf langen Stielen stehen, und eyförmig zugespitzt sind; Stengel: kürzer, als diese Blätter, mit einer kleinen Blume geendigt, die inwärts ein etwas röthliches Blumenblatt zeigt. Die Pflanzen treiben gemeiniglich Ranken, aus welchen neue Blätterröschen entstehen.

T.

Tabak, Tobak, ein Kraut, welches die Europäer aus America gebracht haben, und welches nun fast in allen Europäischen Ländern angebauet wird. In America werden vielerley Sorten gebauet: der grüne, der zungenförmige, der Varinas und der Amazoner, welche mehrentheils nur der Größe und Gestalt der Blätter nach unterschieden sind; doch ist der zungenförmige der zuträglichste; der Varinas aber der lieblichste. Bey uns wird nicht nur die bekannte Art des Tabaks (der Virginische mit spitzigen Blättern und Blumen) häufig gebauet; sondern man unterhält auch, wenigstens in Gärten, mehrere andere Arten, wobey

es nur überhaupt darauf ankommt, daß man selbigen die beste Lage und den schicklichsten Boden anweise. Man giebt zwar vor, daß der Tabak auf dürrem und unfruchtbarem Sandboden am besten gerathe; welches aber doch der Erfahrung nicht gemäß ist. Der Sandboden muß nicht von Natur zu dürre; sondern von der Beschaffenheit seyn, daß er keinen schlechten Roggen trägt; er muß also ein sogenanntes gutes Roggenland seyn. Ein solches tragbares Sandfeld ist nun freylich einem festen Lehmboden für den Tabak vorzuziehen; es soll aber doch dazu gut gedüngt werden, weil der Tabak das Land auszehrt, daß also die Bedüngung des Tabakslandes auch dazu dient, daß nach dem Tabak guter Roggen erbauet werden könne. Stehet es in unsrer Willkühr: so wählt man zum Tabak solche Länder, welche gegen den Mittag etwas hoch liegen, und vor Sturm und Mitternachtswinden einigen Schutz haben, weil mehrere Wärme nicht nur gar vieles zum Wachsthum, sondern auch zum bessern Geschmacke des Tabaks beyträgt.

Weil der gemeine oder Virginische Tabak in seiner Jugend ein wenig zärtlich ist: so muß der Saame im März oder April auf ein mäßiges Mistbeet gesäet, und etwa kaum $\frac{1}{4}$ Z. hoch mit Erde bedeckt; auch den jungen Pflanzen, welche nach 10—12 Tagen aufgehen, täglich frische Luft gegeben, und, so oft es nöthig ist, mit Wasser besprengt werden. Wer kein Mistbeet hat, kann auch den Saamen in ein Grabeland ausstreuen, und dieses mit Reisig bedecken, um die Kälte einigermaßen abzuhalten. Das Unkraut, welches zugleich mit aufgeht, soll man fleißig ausgäten, damit die jungen Pflänzchen nicht erstikken. Der sogenannte Bauerntabak, oder Türkischer Tabak, ist dauerhafter (dieser unterscheidet sich durch seine sehr feinen, großen, eyrunden, glatten, glatträndigen, gestielten Blätter und gelblichgrünen Blumen); kann auch daher im Frühjahre unmittelbar ins freye Land, und zwar in gemeine Erde, gesäet werden; je fetter aber der Boden ist: desto stärkern Wuchs bekommt er. Sobald diese Pflanzen einmal Saamen getragen haben: pflanzen sie sich nachher durch den ausfallenden Saamen selbst fort, so daß, wo einmal eine solche Pflanze Saamen ausgestreuet hat, nach 4—8 Jahren immer noch junge Pflanzen in den Gärten davon hervorkommen. Diesen Türkischen Tabak sollten alle Schäfereybesitzer in ihren Gärten unterhalten, um davon den Tabakssyrup zu bereiten, welcher als das beste Mittel wider die Räude der Schaafe bey mir und anderswo in der Mark Brandenburg sattsam erprobt, und in diesem Werke (S. Schaafkrankheiten) angepriesen worden ist.

Während dieser Zeit, in welcher die jungen Pflänzchen, die beständig vom Unkraute wohl zu reinigen sind, die erforderliche Stärke erlangen, wird der Acker, worauf solche zu stehen kommen sollen, gehörig, und wie ein gewöhnlicher Kraut- oder Kohlacker zugerichtet; doch theilet man lieber die Tabaksäcker in schmale als breite Rücken. Wenn die Pflanzen das vierte oder fünfte Blatt getrieben haben: so sind sie zur Verpflanzung am schicklichsten; was sonst bey andern Verpflanzungen zu beobachten, ist auch hier wahrzunehmen. Die Pflanzen werden reihenweise, und etwa eine Elle weit auseinander, gesetzt, damit sie sowohl selbst zum Wachsthum, als auch diejenigen Arbeitsleute hinlänglichen Raum haben, welche die Stöcke bearbeiten sollen. Sobald die

Pflan-

Pflanzen zu schossen anfangen: bricht man die beyden untersten Stengelblätter, welche ohnedies zu nichts nutzen, und wenn sie stehen bleiben, leicht zur Fäulniß der Pflanze Gelegenheit geben würden, gänzlich ab, und schreitet zur Hacke. Man pflegt aber den Tabak gewöhnlichermaaßen nicht so, wie das Kraut oder den Weißkohl, reihenweise; sondern in Haufen zu hacken, so daß man um jede Pflanze die Erde aufwirft. Weil zu Tilgung des dazwischen wachsenden Unkrautes, als auch, und insonderheit das Land locker zu erhalten, die Behackung zwey- oder dreymal wiederholt werden muß: so wird die Pflanze, welche alsdann ohnedies noch nicht hoch ist, zum erstenmale nicht so gar hoch angehäufelt, als welches man bey der andern und dritten Hacke nachholt, damit der Pflanze immer frisches Erdreich zugeführt werde. In einem lockern Boden pflegen einige das Behacken nicht so oft zu wiederholen. Wenn an den Stöcken die Nebenzweige auszutreiben anfangen: so soll man fleißig Acht haben, und solche abbrechen, damit den Blättern nicht so viel Nahrung entzogen; sondern diese recht groß und ansehnlich werden mögen. Einige pflegen auch die obern Blätter am Stengel selbst, da solche nur klein sind, abzupflücken, und solche, wie auch die jungen Zweige, Geiz zu nennen, weil sie den andern die Säfte entziehen. Zuletzt, und wenn die Pflanze ihr Wachsthum zu endigen scheint, bricht man noch den Wipfel ab, damit solcher nicht Blumen und Früchte trage, und läßt, um Saamen zu erlangen, nur einige Stöcke ungestört ihr völliges Wachsthum endigen. Nun erfolgt das Ablatten. Wenn die Pflanzen auf einem guten Boden stehen, und die Witterung gut gewesen ist: so kann man schon in der vierten und fünften Woche nach der Verpflanzung damit den Anfang machen, und die untersten 3 oder 4 Blätter, welche jedoch wegen des an sich genommenen Erdgeschmacks die schlechtesten sind, und von rechtswegen als Erd- oder Sandgut auch besonders verarbeitet werden müssen, abbrechen, oder auch so lange stehen lassen, bis sie gelb sind und von selbst abfallen. Nach und nach gelangen die höhern, als die besten auch zu ihrer Vollkommenheit, und werden von Zeit zu Zeit, wenn man sieht, daß sie anfangen bräunlich, und an den Spitzen und Rändern gleichsam spröde zu werden, abgeblattet, dergestalt, daß um Bartholomäi oder höchstens Egidii die ganze Abblattung geendiget sey. Wollte man die Blätter zu zeitig und gleichsam unreif abnehmen: so würde man daraus eine sehr schlechte Sorte Tabak erhalten. Die entblößten Stengel kann man stehen lassen, oder auch trocknen und verbrennen; Gewinnsüchtige sammlen auch diese, trocknen sie, und gebrauchen solche zum Schnupftabak. Wenn die Blätter abgebrochen sind: so werden sie aufgerichtet, an der Wand über einander angelehnt; oder, welches besser ist, in große runde Scheiben, etwa eine halbe Elle dick, auf einander gelegt, damit sie sich durchhitzen und abschwitzen mögen, welches nach Beschaffenheit der Witterung in 6—8 Tagen geschehen kann. Dadurch verlieren sie vieles von ihrem rohen Wesen; bekommen eine gelbe Farbe; werden zäher und fester und zum Spinnen desto geschickter. Man hat aber wohl Achtung zu geben, daß sie nicht zu lange schwitzen, schwarz werden, und gar verderben. Wenn sie nun anfangen, gelbe Flecken zu bekommen: so ist es Zeit sie aufzunehmen, an starke Fäden anzureihen, und an die Luft, doch im Schatten und

Trock-

Trocknen, aufzuhängen, bis sie vollkommen trocken und dürre geworden sind. Und also können sie hernach eine geraume Zeit an einem trocknen Orte aufbehalten werden. Sollen sie verarbeitet werden: so pflegt man sie mit Wasser wieder anzufeuchten, oder lieber einige Tage in einen feuchten Keller zu legen, um sie hiemit zum Spinnen geschickter zu machen.

Was die Zurichtung der Blätter zu Kaufmannsgut betrifft: so werden solche von den sogenannten Tobaksfabrikanten zum Rauchen und Schnupfen zubereitet. Es ist aber die Art der Zubereitung hiebey das Vornehmste, weil vermittelst derselben schlechte Tabake sehr verbessert werden können. Es werden solche vornehmlich eingeweicht, und mit allerley Arten von Säften angefeuchtet oder gebeizt, und dadurch in eine bessere Beschaffenheit gesetzt; manche Fabrikanten machen ein Geheimniß aus den Saucen, worinn sie den Tabak beizen.

Der **Rauchtabak** ist verschieden, als **Blätter-** und **gesponnener** oder **Rolltabak**: theils gelber, theils brauner, theils schwarzer; feiner geschnittener, und dieser wieder theils **Brief-**, theils **Paquettabak**. Der **Schnupftabak** ist entweder pures Tabakspulver, ohne einigen Zusatz, oder vermischtes und auf allerhand Art angemachtes Tabakspulver. Von dem puren Schnupftabake, welcher ohne allen Zusatz seyn sollte, sind der **Spanische** und **Portugiesische** die beyden vornehmsten Sorten. Der **Spanische** wird aus den im Spanischen America gewachsenen Tabaksblättern ohne einigen Zusatz bereitet, und in blechernen oder bleyernen Büchsen versendet. Er ist von Farbe rothgelblich-braun, und auch unter dem Namen Tabaco de Seville bekannt. Der wahre **Portugiesische** Schnupftabak ist aus Brasilien und olivenfarbig; Betrüger sollen ihn mit gedörrtem und fein geriebenem Kuhmiste verfälschen. **In Ansehung der Art, wie der Tabak zugerichtet wird**, hat man 1) gesponnenen oder **Rolltabak**, welcher, nach Verschiedenheit seiner Dicke, Gestalt, u. s. f., mancherley Zunamen erhält. **Stangentabak**, oder **Carotte**, nennt man eine Stange Tabak, oder dicht an einander gelegte, zusammengerollte und mit Bindfaden umwickelte Blätter, damit solche geraspelt und zu Schnupftabak gemacht werden können. Es werden aber auch Carotten vom Virginischen Tabak gemacht; die aber nicht umwunden sind, und die Gestalt eines langen Kegels, oder der Wurzel einer Mohrrübe haben; daher auch der Name gekommen ist. **Cigales** oder **Cigarros** ist eine besondere Sorte aus Cuba; wird ohne Pfeife geraucht; es sind ungesponnene Blätter, die wie Blasenröhre zusammengerollt und am Ende angezündet werden. Ferner 2) **geschnittenen Tabak**, 3) **granirten**, 4) **Rapee**, 5) **ganz fein gepülverten Tabak**, auch 6) **Tabaksstreyen**. Diese bleiben übrig, nachdem die vorhergehende Gattung durchgesiebt worden ist. **Die Art, wie der Tabak eingepackt ist**, giebt auch zu verschiedenen Benennungen Anlaß. Also nennt man 1) **Canaster**, oder besser **Canastertabak**, denjenigen trockenen und an Farbe dunkelbraunen, gesponnenen Tabak, der aus dem Spanischen America in Körben von Ried, oder geschältem Spanischem Rohre nach Europa gebracht wird. Diese Körbe werden von den Spaniern Canaster genannt; es wird aber vieler für Canastertabak ausgegeben, welcher America nicht gesehen hat. 2) **Gepreßtes**

tes Küstengut. Dieser gesponnene und mit Oliräten angemachte Tabak ist schwarz, wird in Holland und Deutschland zubereitet, und in Küsten eingepreßt verführt. 3) Paquet- oder Päckchentabak, ist geschnittener Rauchtabak, der in kleinen Paqueten eingepackt verkauft wird. 4) Brickfabak, ist dem vorigen gleich; nur sind die Paquetchen kleiner. In Ansehung der Farbe, welche der Tabak äußerlich hat, unterscheidet man gelben, braunen und schwarzen. Der letzte hat seine Farbe von den zugesetzten Sachen. Man nimmt dazu die besten; aber nicht ausgetrockneten Blätter, und vermischt damit Pflaumenbrühe, Syrup und andere dergleichen Sachen. In Ansehung des Fabricantens erhält auch mancher Tabak seine eigenen Namen und Zeichen. Endlich erhält auch der Tabak von dem Orte, wo selbiger erzeugt oder bereitet worden ist, seine Beynamen. Aus dem Spanischen America erhält man sonderlich den sogenannten Varinas oder Varintabak, welcher ehedem für den besten Canastertabak gehalten wurde, weil er einen reinen und lieblichen Geschmack hat. Der Brasilische wird etwa einen Finger dick gesponnen, und bey dem Spinnen mit einer, aus ausgepreßtem Tabaksafte, Seewasser, den Blättern und der Frucht des Brasilienholzes, verschiedenem wohlriechendem Gummi und schwarzem Syrup, zur Honigdicke eingekochten, Brühe angefeuchtet, wovon er auswendig eine schwarze Farbe bekommt, und in großen, wohl 100 Pfund wiegenden, Rollen, die in Leder, oder sogenannten Surons eingepackt sind, versendet wird. Was die Antillischen Inseln anlangt: so sind davon der Martiniquische, der Portorico- und der St. Domingotabak bekannt. Der erstere ist, wie der Brasilianische, ein gesponnener und mit einer Brühe angemachter, schwarzer Tabak, ist aber schlechter und von dünnerm Gespinnste, als jener; die Rollen sind lang und schmal, und wiegen etwa 30—40 Pfund. Die Insel Portorico bringt vielen und guten Tabak hervor, welcher unter diesem Namen in Rollen, von einem dünnen, ungefähr fingersdicken, Gespinnste verführt, und wegen seiner Lieblichkeit geachtet wird. Der sogenannte Türkische Tabak kommt aus America, der Levante, von den Küsten in Griechenland, und aus den Inseln des Griechischen Archipelagus, in kleinen, wachsgelben Blättern, die büschelweise zusammengebunden sind. Er hat einen lieblichen Geruch; ist aber sehr stark. Unter eben diesem Namen wird auch der Walachische Tabak verkauft; welcher aber schlechter und wohlfeiler ist. Er besteht in großen, schwarzbraunen Blättern, die ebenfalls büschelweise zusammengebunden sind. In Europa sind viele Länder wegen des Tabaksbaues berühmt. Der Französische ist nicht sonderlich bekannt; man müßte denn den Strasburger Tabak dahin rechnen, welcher in kleinen Stangen von verschiedener Länge und Dicke gesponnen, und sonderlich zu Verfertigung des Rapeetabaks verbraucht wird. In Holland wird vornehmlich um Amersfort viel Tabak gebauet, welcher theils in Blättern, unter dem Namen Holländisches Blatt; theils aber auch in Rollen, theils geschnitten verkauft wird. In Deutschland ist der Bremer Tabak bekannt, welcher mehrentheils geschnitten in Paqueten und Briefen verkauft wird. Der Hanauer Tabak wird meistens in Rollen verkauft. Der Berliner Tabak wird in der Mark Brandenburg und in Pommern gebauet,

und in Rollen verkauft; auch stark ins Ausland verführt. Andere Oerter übergehen wir, weil der Tabak jetzt fast überall in Deutschland gebauet wird.

Die Gattungen des Schnupftabaks sind noch weit zahlreicher, als des Rauchtabaks. Die vier Hauptsorten sind bereits oben angeführt worden; und unter diese lassen sich füglich alle bringen, welche theils von dem Orte, theils von dem Geruche, theils auch von dem Namen der Fabricanten benannt werden. Der **Havanatabak** hat seinen Namen von der Stadt Havana, auf der Insel Cuba gelegen. Er ist beynahe dem Sevillaischen gleich; und weil die Spanier mit beyden Arten den Handel allein trüben: werden solche gemeiniglich **Spanischer Schnupftabak**, oder **Spanic** genannt. Der **Cusco** oder **Cuscotabak** ist ebenfalls ein ganz feiner Schnupftabak von blaßgelber Farbe, welcher seinen Namen von der Stadt Cusco im südlichen America führt. Der Schnupftabak von **Malta** ist ein granirter oder gekörnter Schnupftabak; dergleichen auch an verschiedenen andern Orten in Italien gemacht wird. Der Dünkircher **Saint Omer** wird für den besten sogenannten Rapeetabak gehalten. **Neroli, Cedro, Frangiponi, Pongibon, Tonco, Hauptpulver**, u. s. f. sind lauter Gattungen von Schnupftabak, die mit allerhand Oelen und wohlriechenden Kräutern angemacht und zusammengesetzt sind. Gleicherweise kann man auch den Rauchtabak mehr medicinisch zurichten, und allerley Kräuter damit vermischen. Vermischt man ihn z. B. mit Anies: so wird dadurch ein angenehmer Geruch erhalten; wenn man in eine gestopfte Pfeife ein Stückchen Cascarillrinde steckt: so wird dadurch der Tabacksgeruch ungemein lieblich ausfallen. Die Künste, oder vielmehr Betrügereyen, sonderlich die geheimen, die Menge, Stärke und Güte des Tabaks, vornehmlich des Schnupftabaks, zu vermehren, sind gewiß heut zu Tage aufs höchste gestiegen; dadurch aber auch oft die Wirkung desselben verändert worden; daher man alles wohl untersuchen soll, um die guten und schädlichen Eigenschaften so viel möglich zu erkennen, und den Gebrauch gehörig zu beurtheilen.

Tableau, ist in einer Thür- oder Fensteröffnung der Theil der Mauerdicke, welcher von außen bis an den Anschlag zu sehen, und mit der Vorderseite oft nach dem rechten Winkel gerichtet ist; auch nennt man so die Seite eines Nebenpfeilers von einer Bogenstellung ohne Oeffnung; nicht weniger werden die Schildereyen also genannt, welche mit Oelfarben gemalt, und mit Rahmen eingefaßt sind, um die Zimmer damit zu zieren. Sie werden oft sehr groß gemacht, um damit ganze Wände, oder die Felder über einem Camine oder einer Stubenthüre damit zu bekleiden.

Tafel, Table, der erhöhete Theil, welcher ein langes Viereck macht, und dazu dient, die leeren Felder unter den Fenstern, oder auch das Leere der Pfeiler oder Schafte zwischen den Fenstern außen am Gebäude zu zieren; sie werden auch oft nach allerley Schweifungen zwischen den geraden Linien gestaltet.

Tafeln, sind die den Fensterscheiben entgegengesetzten gevierten Glasstücke, welche in Bley oder Holz neben einander eingesetzt werden; bey den Klempnern aber sind es die gevierten Stücke von dünnem Bleche, welche etwa 10 — 14 Z. ins Gevierte

vierte oder ein anderes Maaß haben; auch die Kupferschmiede pflegen das dünn geschlagene Kupfer, womit ein Dach bedeckt wird, Tafeln zu nennen.

Tafelschiefer, eine Art festen Schiefers, daraus Tischblätter, auch Schreibetafeln gemacht werden.

Tagstangen, Dachstangen, Stangen, die nach der Länge der Darren liegen, und worauf der Darrendraht mit ausgeglühetem feinem Windedraht gewunden wird, als welches zu mehrerer Haltbarkeit dient.

Tagwerk, ein Feldmaaß, das an einigen Orten Deutschlandes zu Ausmessung der Wiesen, Teiche und Aecker gebraucht wird; es bedeutet also so viel, als ein Acker oder Morgen.

Talger, der Ochse, nicht viel, wird von einem Ochsen gesagt, der nach dem Schlachten nicht viel Talg giebt.

Talglichter, Lichter, die von Talg gezogen oder gegossen werden. Wenn diese Lichter sparsam brennen, und nicht stinken sollen: so muß man dazu gutes Talg und einen Docht nehmen, der der Dicke des Lichts angemessen ist. Will man gute gegossene Lichter haben: so nehme man zur Hälfte Rinder-, und zur Hälfte Hammeltalg. Justi behauptet, daß die Lichter von zwey Drittel Hammeltalg und einem Drittel Rindertalg am sparsamsten brennen. Schlechtes Talg und zu starke Dochte machen die Lichter stinkend.

Talgscheibe, ein in heißes Talg eingetauchtes oder eingelassenes Stück Leinwand, das zwischen die Scheibe einer Büchse oder eines Knies und das Hirnender Erdröhre von dem Brunnenmacher gelegt wird, damit der Luft bey dem Pumpen aller Zugang abgeschnitten werde.

Talk, Talcum, eine Steinart, welche sich fett anfühlen läßt, und aus weichen Blättchen besteht, die sich leicht zerdrücken und zerreiben lassen. Er hat verschiedene Farben.

Tamariske, Porst, Tamarix. Die zwo Arten dieser Gattung sind im Winter unbelaubt, mit schmalen, fein zertheilten Blättern, und zahlreichen kleinen fünfblätterigen Blumen, beyde sehr verzierend, und zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit für Lustgebüsche dienlich.

1) **Französischer Tamariskenbaum**, T. Gallica. **Vaterl.**: Frankreich, Spanien, hat daselbst das Ansehen eines Baums von 14—16 F. Höhe; bey uns aber bleibt er ein schwacher, hoher Strauch, welcher der folgenden Art ganz ähnlich; aber feiner und zärter ist; **Blumen**: blaßroth, zahlreich, außerordentlich klein; vom Jul. bis Sept.

2) **Deutscher Tamariskenstrauch**, T. Germanica. **Vaterland**: Deutschland, auf überschwemmten Plätzen; **Stamm**: selten höher als 8—10 Fuß hoch, mit aufrechten Zweigen, und also von regelmäßigerm Wuchse als die vorhergehende Art, die Zweige mit einer glatten gelblichen Rinde überzogen; dagegen sind die Zweige der ersten Art zur Erde gekehrt, und ihre glatte Rinde ist an der Sonnenseite hochroth oder purpurröthlich, an der andern Seite aber blaßbraun; **Blätter**: klein, zertheilt, schuppig dichter zusammenstehend als bey der ersten Art, außerordentlich verzierend. Beyde Arten lassen sich, gleich den Weiden, durch abgeschnittene Zweige am leichtesten vermehren, wozu der Oct. die beste Zeit ist; ob

es gleich den ganzen Winter bey offener Erde bis in den März noch geschehen kann. Man stecke alsdann junge letztjährige Zweige auf eine schattige Rabatte, oder in einen feuchten Boden. Sie pflegen sich bald zu bewurzeln, daß sie schon nach 2 Jahren in die Lustgebüsche und Wildnisse verpflanzt werden können. Bechstedt versichert, daß beyde Arten in einem leichten, nicht gar zu fetten Boden die stärkste Kälte ohne Bedeckung vertragen. In der Apotheke findet man Holz und Rinde. Sie gehören unter die zusammenziehenden Mittel, und werden jetzt selten gebraucht. In Norwegen sollen die Einwohner einen Trank von den Zweigen wider die Krätze gebrauchen; auch solche zuweilen Statt des Hopfens unter das Bier thun.

Tapeten, eine Art Zeug, womit die Wände der Zimmer ausgeschlagen und tapezirt werden. Die ältesten sind die gewirkten, worein ganze Geschichten und allerley Figuren nach dem Leben gewirkt sind, und worunter die Holländischen und Brabantischen, auch die Französischen Gobelins, die man auch hochschäftige (Hautelisse) und niedrigschäftige (Basselisse) nennt, bekannt genug sind. Nächst diesen folgen die gemalten und gedruckten Leinwandtapeten, sowohl auf Wachsleinwand, als auch auf andrer Leinwand; die sogenannten Pequins und Papiertapeten, die in neuern Zeiten stark zur Mode geworden sind, und sogar in den Zimmern großer Herren gefunden werden; endlich auch die ledernen Tapeten, die entweder versilbert oder vergoldet und mit Figuren gedruckt, jetzt aber schon aus der Mode gekommen sind; ungeachtet es sehr dauerhafte und warmhaltende Tapeten waren. In den Zimmern der Vornehmen erblickt man jetzt sehr häufig die Tapeten aus seidenen gewirkten Zeugen.

Tapeziren, ein Zimmer mit allerley Tapeten ausschlagen. Nachdem die Tapeten verschieden sind: nachdem wird diese Arbeit verrichtet. Wenn z. B. ein Zimmer mit Hautelissen- oder Basselissentapeten beschlagen wird: so sind solche gemeiniglich aus einem Stücke, welches so groß ist, als die Wände sind, und der Tapezirer hat weiter nichts zu thun, als die Tapeten anzuschlagen. Die Nägel werden oft mit Leisten, die entweder vergoldet oder lakirt sind, bedeckt; oft bestehen die Tapeten aus Banden, die er zusammensticken, oder, wie die Papiertapeten, zusammenkleben muß. Bey Wachsleinwandtapeten werden die Banden mit Pinnen zusammengeheftet. Tapeziren heißt auch Sophas, Canapees, Stühle und andere Sachen, nachdem sie gepolstert worden sind, mit Zeuge überziehen, und rundherum mit kleinen Pinnen mit runden Köpfen mit einem Bande anschlagen.

Tarras, Tras, ein grauer Stein, der in der Rheingegend zwischen Mainz und Cöln gefunden, stark nach Holland geführt, und daselbst in Mühlen zu Pulver gestampft wird. Für sich allein bindet er nicht; aber unter Kalk gemischt giebt er einen herrlichen Mauerkalk ab, der unter Wasser von unaufhörlicher Dauer ist.

Taschen, das auf jeder Seite des Sattels herabhängende starke Leder.

Taschendach, heißt bey Einigen ein zweyhängiges Dach.

Taschen-

Taschenkrebs, so nennt man alle diejenigen Krebsarten, welche einen sehr breiten Cörper und sehr kurzen Schwanz haben, den sie überdies sehr oft umschlagen, so daß man ihn gar nicht sieht, und die Schale die Gestalt einer Tasche bekommt. Diese Krebse, welche man auch **Krabben** zu nennen pflegt, werden nicht nur häufig im Meere; sondern auch in den Flüssen und süßen Gewässern unweit des Meeres gefunden, und man hat viele Arten derselben.

Taube, ein bekannter Name und Vogel, wovon man zwo Hauptarten annehmen kann: die Berg- oder wilde Taube, und die Haustaube. Jene ist mit Grunde für die erste Stammart aller Tauben anzusehen, von welcher die übrigen insgesammt ihren Ursprung genommen haben, und von welcher sie mehr oder weniger abweichen. Die **Bergtaube oder wilde Taube** hat mancherley Abänderungen in Ansehung ihrer Größe und Farbe. Sie ist weiß, auch schwarzblau, hat einen rothbraunen Kopf, und pflegt unter dem Namen Holztaube vorzukommen. Die unsrige scheint sich nur an die gemäßigten Himmelsstriche zu halten. Sie kommt im May zu uns, läßt sich in den Wäldern nieder, nistet daselbst in hohlen Bäumen, legt im Frühjahr 2, selten 3 Eyer, und thut dies im Sommer wahrscheinlicherweise noch einmal. Im November pflegen diese Tauben wieder wegzuziehen; vermuthlich in wärmere Gegenden. Es sind bey uns 3 Spielarten der wilden Tauben bekannt: die **Ringeltaube**, die **Holztaube**, und die **Turteltaube**.

Die **Ringeltaube** führt den Namen vom Zeichen am Halse, welches mehr einen Schild als einen Ring vorstellt. Sie ist die größte unter den wilden Tauben, meist dunkelblau; sonderlich am Kopfe, Rücken und Bürzel; die Flügel mehr aschfarben; am vordern Gelenke mit einem weißen Flecke versehen; die Springfedern haben am Rücken der Fahne eine weiße Einfassung; das Schild am Halse ist mit glänzenden, goldschimmernden Farben umgeben; die Brust schön roth, vornehmlich am Tauber, dessen Flügel auch mehr blau sind, als die dunkelgrauen der Täubinn. Diese Tauben halten sich gern in Wäldern auf, wo Fichten und Eichen, auch wohl Ellern untereinander wachsen; machen ihre Nester von dürrem Reisig, niedrig, und ganz nahe an die Stämme der Fichten; legen 2 Eyer, und brüten jährlich zweymal. Bisweilen nisten sie auch auf Ellern, Rüstern und wilden Obstbäumen; nähren sich von allerley Getraide, Hülsenfrüchten und Fichtensaamen; auch wohl im Saamen von mancherley Beerenfrüchten. Im Frühlinge kommen sie zu uns, und gehen etwas spät im Herbste weg.

Die **Hohl- oder Holztaube** ist nur halb so groß, als die Ringeltaube; dunkelblau von Farbe, besonders am Kopfe und Rücken, bis auf den Schwanz hinaus; Flügel theils blau, theils dunkelgrau; hat auf dem vordern Gelenke aschfarbige Flecken, auf den kurzen Schwing- und Flugfedern, nach dem Leibe zu, schwarze Zeichen und Strichelchen. Der Tauber hat auch hier mehr goldfarbiges, auf der Brust mehr rothes, als die Täubinn, und ist heller blau. Der Schwanz von oben herunter ist blau; gegen das Ende hin schwärzlich. Diese Tauben kommen früh im Frühjahre zu uns, nähren sich auf den Feldern von Körnern und allerhand Gesäme, besonders dem Fichten- oder Kiefern-

saamen, brüten jährlich zweymal, und haben 2 Eyer.

Die Turteltaube heißt von ihrer Stimme so. Sie ist noch kleiner, als die Holztaube, und nicht größer, als ein Kukuk, oder als eine zahme Lachtaube. Am Kopfe ist sie bräunlich; zu beyden Seiten am Halse hat sie breite, schwarze Flecken, deren Federn an der Spitze weiß sind; Kehle und Brust sind röthlich; an den Flügeln ist sie mit lichtbraunen, oder röthlichen Federn, welche große, schwarze Tüpfel haben, gleichsam geschuppt; die Deck- und Schwingfedern der vordersten Gelenke sind hellblau, und solche Farbe ist auch unter den Flügeln und zu beyden Seiten am Leibe; unten am Bauche ist sie weißblau, das sich nach dem Schwanze hin ins Weiße zieht; der Schwanz ist dunkelblau, und gegen das Ende der Federn befindet sich ein weißlicher Streif; die Füße sind hochroth, auch der Schenkel ziemlich von derselben Farbe. Diese Taube brütet im Schwarzholze, und macht ihr Nest auf ganz niedrige Bäume; legt auch nur 2 Eyer.

Unter den zahmen Tauben steht nun die Feldtaube voran, weil sie, ihrem natürlichen Triebe nach, das Herumfliegen liebt, und trupp- oder völkerweise umherzieht; man nennt sie auch dieserhalb Feldflüchter. Sie sind verschieden an Farbe; das Bläuliche ist indessen ihre Grundfarbe. Sie brüten gemeiniglich viermal des Jahres; auch wohl öfter, wenn sie im Winter gut, oder so lange gefüttert werden, bis sie im Felde genugsamen Fraß finden. Die eigentliche Haustaube folgt darauf, deren Abänderungen, Vermischungen und Vervielfältigungen von großer Menge sind. Es gehören nämlich dahin folgende: die Kropftaube, die Mond- oder Monattaube, die Pfauentaube, die Schwalbentaube, die gehörnte oder tollichte Taube, die gestoßne Taube, die Tümmler und die Wendetauben. Die Kropftauben heißen von ihrem Kropfe oder Vormagen also, den sie durch eingeathmete und aufbehaltne Luft ungeheuer aufblasen, weshalb sie auch Kröpper oder Kröpfer genannt werden. Dieser aufgeblasene Kropf zwingt sie, daß sie den Kopf ganz zurück biegen, und hindert sie, gerade vor sich zu sehen. Die Mondtauben, Monattauben, eine andere zahme Race, sind wegen ihrer Fruchtbarkeit die schätzbarsten unter allen. Sie sind um die Hälfte größer, als die wilden; bringen die meisten Monate Junge, wenn sie nicht zu dicht im Schlage sitzen; denn je mehr ihrer darinn beysammen sitzen: desto häufiger sind ihre Kämpfe, wodurch sie ihre ganze Brut verderben. Sie legen schon im achten oder neunten Monate ihres Lebens, und behalten das Vermögen zu legen bis ins siebente Jahr. Von diesen Mondtauben hat man in Ansehung der Größe drey Abänderungen: erstlich eine schlechte, plumpe Art, die sämmtlich einen rothen Fleck ums Auge hat; dann die Höckertaube mit einem spitzigen Höcker auf dem Schnabel, und zuletzt die Spanische Taube, sehr groß und besonders schön; auch rechnet Büffon noch zu den Höckertauben die Türkische Taube und die Römische Taube, die rauchfüßige, sowohl gehaubte, als ungehaubte Trommeltaube, und noch die Jacobiner- oder Nonnentaube, von dem Schleyer, welche ihre Federn hinten am Kopfe machen. Die Pfauentauben können den Schwanz, wie der Pfau, aufrichten, und dabey gleichsam zittern; weswegen sie auch von einigen Zittertauben genannt werden. Man

hat

hat von denselben ganz weiße; auch weiße mit schwarzem Kopfe und Schwanze, oder weiß mit einem blaßblauen auch grauen Rücken. Ihr breiter Schwanz verhindert sie sehr am Fliegen, da sie besonders vom Winde leicht zur Erde geworfen werden; daher man sie mehr der Liebhaberey, als des Vortheils wegen, hält. Die **Meventaube, Mövchen**, ist eine der kleinsten Tauben; fast nicht stärker, als die Turteltaube. Gleichwie die Nonnentaube mittelst der Federn, gleichsam eine halbe Kappe vom Kopfe an den Seiten des Halses herunter hängen hat: so hat diese einen Büschel aufwärts gesträubter Federn an der Brust und Kehle. Es sind kleine, schön gefärbte Täubchen; bald gefleckt, bald rothbraun, grau, bald schwarz oder weiß mit schwarzen Mänteln. Die Holländische **Muscheltaube** hat ihre Benennung von einigen zurück gekrümmten Federn hinten am Kopfe, die eine Art von Muscheln zu bilden scheinen. Sie sind ebenfalls klein, und es giebt ihrer von unterschiedlichen Farben, z. B. weiße mit blauem, rothem, gelbem Kopfe; die Flügel sind meist weiß. Die **Schwalbentaube** ist ebenfalls klein, von gestrecktem Körper und leichtem Fluge. Der Unterleib weiß; Kopf, Hals und Schwanz verschiedentlich, schwarz, roth, blau, gelb mit einem kleinen Helm oder Häubchen, von gleichen Farben; unten am Halse aber allemal weiß. Ihr Unterscheidungscharacter soll seyn, daß die Federn des Kopfes, des Schwanzes und die Schwingfedern der Flügel allemal einerley, vom übrigen Körper verschiedene Farben haben. Die **gehörnte Taube** ist die kleinste unter allen. Sie hat kurze, rauhe Füße, mit langen Federn bedeckt. Es giebt derselben verschiedene Abänderungen. Sie haben am Kopfe hinter einen kleinen, spitzig zu laufenden, Federbusch, wie die Haubenlerche. Die Maskentaube gehört auch hieher. Die **Schweizerischen Tauben** sind nicht viel stärker, als die wilden Tauben oder als die Feldflüchter; aber eben so schnell im Fluge. Ihre Farben wechseln sehr; sie haben aber alle gemeiniglich ein rothbraunes Halsband, das auf der Brust gleichsam einen gefärbten Harnisch bildet. Die **Tümmler** sind auch kleine, vielfach gefärbte Tauben, die sich im Fluge um sich selbst herumdrehen, als wenn sie schwindlich wären; fliegen sehr schnell, und in die höchste Luft; in Ansehung der Gestalt gleichen sie sehr den wilden Tauben. Die **Wendetaube** dreht sich im Fluge immer in die Runde, und klatscht mit den Flügeln so heftig, daß man glaubt eine starke Klatsche zu hören; daher sie auch **Klatscher** genannt werden. Die **Lachtaube** ist nicht größer, als die Turteltaube; sie heißt so, weil sie ein förmliches Lachen macht, und wird aus Liebhaberey fast nur allein in den Stuben gehalten. Sie legen und brüten zwar wie die übrigen Taubenarten; bringen aber selten mehr, als ein Junges; auch ihre Farbe ist überall einerley. Sie gehört in Indien zu Hause, und kann die Winterkälte in einem uneingeheizten Zimmer oder auf einem gewöhnlichen Taubenschlage nicht ertragen. Außer diesen Varietäten giebt es, nach dem Linnäischen Verzeichnisse, in den andern Welttheilen noch ungemein viele, welche zum Theil unsre Arten an Schönheit der Farben übertreffen, z. B. die auf den Philippinischen Eylanden; diese ist grün an Farbe, mit purpurrother Brust, und gelbem Bauche; in Amboina, die daselbst sogenannte schöne Taube; diese ist grün mit schwarzen Flügeln, Decken und

Ränder

Ränder der Flügelfedern gelb; der Indianische Gelbschweif; bey diesem sind die Füße grün und bewachsen, die Schwanzfedern grau, von unten roth mit gelbem Rande, Bürzel gelb, Schwingfedern schwarz mit gelben Rändern. Es giebt ungemein viele dergleichen sehr schöne Arten; auch ist es sehr zu verwundern, daß der Europäische Luxus, der die besten Blumen und andere Gewächse, nebst mancherley Thieren aus jenen Welttheilen an sich zieht, sich nicht auch mit jenen Prachttauben schon längst versehen hat. Manche Liebhaber schätzen ihre bey uns bekannten Taubenarten ja höher, als einen Blumengarten, weil dieser im Winter ihnen keine Augenlust, so wie die schönen Tauben, gewährt; wie nun aber die Mondtauben beydes zur Lust und zum Nutzen unter uns gehalten werden: so werden die Feldflüchter, wegen ihres zarten Fleisches, also nur allein des Nutzens halber, besonders in den Sommertagen, gemeiniglich auf dem Lande gehalten, wo man sich meistens allein die Mahlzeiten von dem Hausgeflügel bereitet, und nicht immer frisches Fleisch von den Schlachtbänken entlegener Städte zur Hand haben kann.

Die Behältnisse, worinn man die Tauben zu halten pflegt, sind die Häuser, Schläge und die Kasten, oder sogenannte Kösten. Diese Kasten sind längliche, viereckige, aus Bretern zusammen geschlagene, Kasten, die an den Wänden der Häuser angemacht und befestigt werden; weshalb sie auch keiner Rückwand bedürfen. Innerlich sind Abtheilungen, damit die Tauben, jedes Paar für sich, allein seyn und brüten können; denn wenn die Tauben nicht von einander abgesondert nisten und brüten können: so kämpfen sie, und stoßen vielmals dabey Eyer und Jungen aus dem Neste, daß solche verderben müssen. Wenn auch beydes nicht geschiehet: so treiben sie sich so lange hin und wieder, daß die Eyer nicht ausgebrütet und verkältet werden. Die eigends sogenanten Taubenschläge werden gemeiniglich in den Giebeln der Häuser, gleich einer Kammer, verschlagen, und für das Hecken und Aufhalten der Tauben gehörig eingerichtet; wobey es denn auf den innern Ausbau hauptsächlich ankommt. Am besten wird hiebey verfahren, wenn man, längst den Schlag hindurch, doppelte Reihen mit dem Rücken an einander stoßender Kästen anlegt, so daß vor der Oeffnung dünne Stangen oder Latten hinweggehen, daß die Tauben darauf auf- und von da in ihre Cellen hineinfliegen können. Die Tauben hecken gern in solchen Kästen, weil sie darinn im Dunkeln sind; da aber die Mondtauben sowohl, als die Feldtauben, wenn sie gute Nahrung haben, schon wieder legen, ehe die Jungen groß gefüttert sind: so muß jede Celle zwey Abtheilungen haben, daß die Taube in einer derselben, die leer ist, aufs neue zu Neste gehen, tragen oder bauen, und Eyer legen könne. Und da die Jungen gar leicht zu den brütenden Aeltern hinkriechen, und sie in dem Brüten stören: so wird die Celle bis zur halben Höhe mit einem Queerbretchen abgetheilt, daß die brütenden Alten bequem hinüber kommen können. Der Eingang zu beyden Abtheilungen ist in der Mitte derselben, und macht gleichsam den Flur oder Saal aus, welcher oft ausgeräumt werden muß, weil die jungen Tauben dahin ihren Auswurf machen. Hat man aber eine Reihe solcher Köthen: so werden mehrere, immer die eine über die andere, aufgesetzt, wenn für viele Tauben Raum geschafft werden muß. In diesem Falle aber ist es nicht nöthig, daß jede Reihe der Köthen ihre eigene Aufflugs-

stange

stange vor sich habe; es ist genug, wenn etwa 3 — 4 vorhanden sind, nämlich die eine unweit über der Erde, die zweyte in der Mitte, die dritte höher hinauf, u. s. f. Man läßt hiebey nur einen mäßigen Spahn aus der Celle, etwa eine Spanne lang, hervortreten, daß die einfliegenden Tauben von da hineingehen können. Der Eingang in die Celle muß nur eben so groß seyn, daß die Taube bequem aus- und eingehen kann, da auf diese Weise die alten Bewohner desto bequemer den Eingang wider das An- und Eindringen ungebetener Gäste vertheidigen können. Endlich hat man für sich bestehende Taubenhäuser, gemeiniglich mitten auf dem Hofe. Diese stehen entweder auf Säulen, die unten mit Blech beschlagen sind, daß kein Raubthier hinanklettern möge; stehen sie aber auf runden Thürmen oder viereckigen Verschlägen: so muß der Kettenhund darunter liegen, und die Raubthiere abhalten; immittelst sind die Tauben in solchen Häusern doch nicht vor den Eulen, welche zur Abend- und Nachtzeit hineinfliegen, und Eyer und Junge, auch wohl alte Tauben auffressen, gesichert. Das Schlimmste ist dieses, daß die von Eulen besuchten Häuser von den Tauben verlassen werden, und nicht wieder hinein wollen; es sind daher die Taubenschläge die sichersten Behältnisse der Tauben, weil man solche des Abends zumachen, und hiemit das Einfliegen der Eulen verwehren kann. Nur müssen dergleichen Schläge so eingerichtet werden, daß kein Marder dazu kommen könne, als welcher, wegen seines kleinen Kopfes, fast durch ein solches Loch, wo eine Ratze hindurch kommen kann, seinen Leib durchzieht, und, sobald er auf dem Schlage ist, keine einzige Taube am Leben läßt; auch den Wieseln sogar muß der Zugang verwehrt seyn, weil sie die Eyer aussaufen.

Die Tauben fressen alles Korn; sogar gekochte und klein geschnittene Cartoffeln: doch sind Erbsen, Wicken und Heidekorn das beste Futter. Werden sie im Uebermaaß gefüttert: so werden sie zu wollüstig, und hecken zu schnell auf einander. Die Eyer werden endlich zu fett, und kommen nicht aus; wenn sie ja auskommen: so können die erstern Jungen oft noch nicht allein fressen, wenn die Alten schon wieder aufs neue Junge bekommen. Das beste und wohlfeilste Futter ist folgendes: zwey Theile Gerste, ein Theil Hederichsaamen, und ein Theil Erbsen oder Wicken; mengt man ihnen aber mehr Erbsen darunter: so lassen sie die Gerste liegen, und fressen sich nur halb satt. Wer Ackerbau hat, bereitet den Tauben ein gutes Futter, wenn er alle Abgänge vom Korne rein machen, aussieben und schwingen läßt, und selbiges unter einander mengt. Hiebey befinden sich die Tauben wegen Verschiedenheit des Korns und vielerley Saamens sehr wohl, und es giebt die schönsten Jungen; zur Abwechselung kann ihnen auch Heidekorn allein gegeben werden, wovon sie eben nicht zu fett werden können, weil solches mit einer starken Schale umgeben ist, und eben dieserwegen ihnen doch eine etwas stärkere Portion, als von den andern dünnschäligen Körnern, gegeben werden soll.

Nicht alle Arten von Tauben hecken oder bringen gleich viele Junge. Die Mondtauben hecken nicht alle Monate; ob man schon den Namen davon herleitet, daß sie alle Monate hecken sollen. Nimmt man nur 3 Wintermonate an: so müßten diese Tauben von sehr guter Art seyn, und auch gut gehalten werden, wenn sie 7 —

8mal hecken sollten. Zu eben diesen Mondtauben hat man noch zwo ähnliche Arten zu rechnen: 1) den sogenannten Mohrenkopf, eine schöne weiße Taube, Kopf und Schwanz schwarz, und übrigens ganz in der Gestalt der Mondtaube; 2) die Stroh-, Kielz- oder Schwalbentaube, welche ihrer Gestalt nach bereits oben beschrieben worden ist. Diese beyden Arten hecken in gleichem Grade mit den Mondtauben.

Die Trommeltaube heckt in einem Jahre vier- bis fünfmal; die Kropftaube drey- bis viermal; der Tümmler eben so oft; die Meventaube heckt in einem Jahre nur dreymal; die Türkische Taube auch dreymal; die Pfautaube auch nicht öfter; die Lachtaube selten öfterer, als zweymal im Jahre; die Feldtaube vier-, höchstens fünfmal.

Noch ist in Ansehung des Taubenschlages, der am besten in dem Giebel angelegt wird, zu bemerken, daß solcher, wenn es seyn kann, die Morgen- oder Mittagssonne haben soll. Das Ausflugsloch muß wenigstens 6 F. vom Dache entfernt, und 1 F. im Vierecke seyn. Vorn an diesem Loche müssen 2 runde Stangen befestigt seyn, welche 2 Z. stark sind, 4 F. vorn herausgehen, und eben diese Länge auch nach dem Schlage herein haben; aber in dem Ausgangsloche muß kein Bret, nach sonstiger Gewohnheit, befindlich seyn. Die Thüre, oder eigentlich Klappe vor diesem Loche, muß nicht niederfallen; sondern gerade auf der äußern Wand in zwey Leisten auf- und niedergezogen werden können, und von Draht- oder Holzgegitter seyn. Ist die Anzahl der Tauben 50 Paar: so ist es gut, wenn 2 Ausflugslöcher neben einander, oder besser, wenn es der Raum verstattet, über einander angebracht werden; alsdann bedarf es nur einer Klappe zum Aufziehen. Ist die Anzahl der Tauben hundert oder mehrere Paar: so nimmt man aus den Wänden einige Lehmstaken zu beyden Seiten des Loches heraus, und setzt an deren Statt ein Bret hinein. In dieses Bret macht man zum Hereinkriechen der Tauben Löcher; die aber nie größer seyn müssen, als 3 Z. im Vierecke, und oben rund. Aus jedem Loche muß ein rundes Holz, 1 Z. stark, herausgehen, welches nach auswärts 4 Z., und nach einwärts 8 Z. lang ist. Je stärker also die Anzahl der Tauben ist: desto mehrere dieser beschriebenen Löcher müssen daher auch 1 F. von einander angebracht seyn. Verstattet es der Raum, und hat man das Dach nicht zu nahe: so ist es sehr gut, wenn vorn heraus noch einige dünne Stangen angebracht werden. Der innere Boden muß mit Bretern gedielt, und das Ausflugsloch 3 — 4 F. hoch vom Boden seyn. Ist dieser Schlag unter dem Dache, und ist es ein Strohdach: so müssen die Sparren mit Bretern beschlagen werden; ist es ein Ziegeldach: so lasse man die Steine über den Haken mit Kalk verstreichen. Die Dachsparren müssen zu jedem Ende des Taubenschlages gut mit Steinen und Kalk ausgestopft werden. Sind die Wände von Bretern: so müssen diese fest zusammen getrieben seyn, daß die Tauben nicht auf das Nebengebäude hinsehen können. Die innere Größe muß der Zahl der Tauben angemessen seyn. Ein Paar Tauben braucht einen Raum von 3 Fuß in die Breite, und 1 Fuß Höhe: nämlich 1 Fuß zu dem Neste, worinn die Jungen sind; 1 Fuß zu dem Neste, worein sie wieder Eyer legen; und 1 Fuß zum Nachtsitze.

Zur

Zur Anlegung eines Taubenflugs ist der Monat November die beste Zeit, weil die meisten Tauben alsdann ausgerauhet haben, und auch am leichtesten und wohlfeilsten zu erkaufen sind. Von fremden Orten her angekaufte Tauben gewöhnen sich leichter. Zu Ausgang Febr. oder März, wenn es nämlich helles Wetter und kein starker Wind ist, zieht man den Schieber vor dem Ausflugsloche auf, und läßt die Tauben nach freyem Willen heraus; hat man aber zum Ausfliegen schon gewöhnte Tauben, und will nun fremde dazusetzen: so muß man diese mit den erstern 14 Tage einsperren, damit sich beyde unter einander gewöhnen. Will man nun die noch nicht gewöhnten mit herauslassen: so ziehe man selbigen aus einem Flügel die 3 ersten großen Federn aus, damit sie nicht schnell fliegen können. In den ersten Tagen, ehe man den Taubenschlag öffnet, muß man solche gut füttern. Tauben, die nicht aufs Feld fliegen, werden Vormittags um 9, und Nachmittags um 3 Uhr gefüttert. Junge Tauben, wovon die Alten abhanden gekommen sind, kann man, wenn selbige nämlich schon 14 Tage alt sind, mit Erbsen stopfen; nie muß man aber ihnen mehr geben, als man zwischen 4 Fingern halten kann; und an einem Tage zweymal. Jedesmal nach dem Füttern hält man den Schnabel zwischen 2 Fingern ins Wasser, da sie alsdann allein saufen, in einigen Tagen sich hierzu gewöhnen, und auch bald allein fressen lernen. Will man eine Taube und einen Tauber zusammen paaren: so sperrt man beyde in ein Behältniß, welches weder zu klein noch zu geräumig ist, und an einem solchen Orte, wo diese nicht von andern gesehen werden. Sobald sich der Tauber aufs Nest setzt, und die Taube mit ihrem Schnabel auf des Taubers Kopf umherfährt: dann sind sie gepaart, und man kann sie dann wieder unter andere Tauben bringen. Nur selten geschieht es, daß Tauben, die schon zusammen gehecket haben, wieder aus einander gehen.

Der Taubenboden muß im Frühjahre und im Herbste vom Miste gereinigt werden. Wenn junge Tauben zum Schlachten aus den Nestern genommen werden: so ist zu rathen, daß das alte Strohnest zugleich mit vom Boden heruntergenommen werde; auch für reines Wasser muß man sorgen. Das Saufgeschirr muß etwas hoch seyn, weil die Taube den ganzen Schnabel hineinsteckt, und so säuft. Hiernächst hat man darauf zu sehen, daß Tauben von ungleicher Größe, oder ein Nestpaar, sich nicht zusammen begeben, weil diese nie so gut hecken, als Tauben von gleicher Größe, und welche nicht aus einem Neste sind. Beym Halten der Feldtauben wäre zu wünschen, daß sie nicht zur Saatzeit ins freye Feld gelassen würden, weil sie, wo sie in großen Schaaren einfallen, die Körner sehr verdünnen können; hat aber das Korn schon gekeimt: so thut die Taube eben keinen Schaden mehr. Die Beschuldigung aber, daß die Tauben den Ziegeldächern durch Abpicken des Kalks Schaden thun, ist ohne allen Grund. Der Kalk, welchen die Tauben vom Dache abpicken können, nutzet dem Dache nicht mehr; festsitzenden Kalk kann keine Taube lospicken; in feuchtgewordene alte Lehmwände aber macht die Taube Löcher.

Das Alter der Tauben läßt sich so genau nicht bestimmen. Die Taube legt in 3 Tagen 2 Eyer; auf dem erstern Ey brütet sie wenig; so bald aber beyde Eyer gelegt sind: so brütet die Taube des Nachts, bis Vormittags um 10 Uhr; dann löset

sie der Tauber ab, und brütet bis 4 Uhr Nachmittags. Einige halten diese Zeit so genau, als ob sie die Uhr schlagen hörten. Diese Brützeit dauert 18 Tage, und beyde Eyer kommen in einem Zwischenraume von einigen Stunden aus; alsdann tragen die Alten die Eyerschalen aus dem Neste. Die Alten brüten in den ersten 14 Tagen auf den Jungen, wie auf den Eyern. In den ersten 8 Tagen machen die Jungen ihre Augen nicht auf; die Alten müssen sich beym Füttern den Schnabel der Jungen suchen, weil die Jungen mit dem Kopfe niederwärts liegen. Bewundernswürdig ist es, daß, obgleich die Alten jederzeit nach dem Fressen ihre Jungen füttern, man doch niemals in dem Kropfe der Jungen, in den ersten acht Tagen, ein ganzes Korn findet; sondern einen bloßen Brey. Nach diesen acht Tagen heben sich die jungen Tauben beym Füttern in die Höhe, und stecken den Schnabel in der Alten Schnabel, wo diese den Jungen das Futter durch einen starken Druck beybringen. Nach dem vierzehnten Tage fängt die junge Taube an, Federn zu setzen, und man sieht nun schon etwas die Farben, welche sie bekommen wird. Nun werden die Jungen am Tage nicht mehr von den Alten bebrütet; doch aber sitzt die Taube des Nachts über denselben. In der dritten Woche treibt der Tauber seine Taube, und das öfters sehr hart wieder zu Neste, und trägt nun wieder zum neuen Neste Stroh, worein nun die Taube in einigen Tagen ihre Eyer legt, und der Tauber die Jungen mehrentheils selbst zu füttern hat. Nach 4 Wochen sind die Jungen zum Schlachten tauglich. Sobald die Alten aufs neue wieder Junge haben: so beißen sie die ersten Jungen von sich. Im dritten Monate hören die jungen Tauben auf zu pipen; statt dessen aber fangen sie nun an zu kurren. Im fünften Monate fangen die im Frühjahre jung gewordenen an zu rauhen; überstehen sie dieses gut: so ist nun die Taube von beyden Geschlechtern zum Hecken brauchbar. Dieses Alter erkennt man, wenn die Decke über den Nasenlöchern weiß ist, welches man bey einer jüngern Taube nie gewahr wird. Je älter nun eine Taube ist: desto stärker, erhabner und weißer ist die Decke über den Nasenlöchern. Hat eine Taube viel Junge gesüttert: so sieht man solches an den Oeffnungen zu Ende des Schnabels. Wird die Taube gut gewartet: so kann sie ihr Alter auf 15 Jahr bringen; wenige aber erreichen dieses Alter, weil die meisten, wenn sie 10 Jahr alt sind, durch die Rauhe oder andere Krankheiten, oder auch durch den Habicht, weil sie Alters wegen nicht mehr so schnell fliegen, ihr Ende erreichen.

Der Unterschied beyder Geschlechter wird daran erkannt, daß der Tauber an allen Gliedern stärker ist als die Taube; besonders sieht man dies an dem Schnabel. Dieser ist nicht so spitz beym Tauber, wie bey der Taube. Die erstern und größern Federn in den Flügeln sind im Federkiele beym Tauber merklich stärker, wie bey der Taube; dieses muß aber nur von einer gewissen Art von Tauben verstanden werden; denn die Feldtaube kann nicht mit einer Kropf- oder Trommeltaube, wegen Verschiedenheit des Körpers, verglichen werden. Wer sich nach dieser Angabe Erfahrung verschafft hat, den kann es gar nicht trügen. Ereignet es sich, daß sich zwey von einem Geschlechte zusammengeben: so sieht man dies beym Schnäbeln, weil die Taube jederzeit ihren Schnabel in des Taubers Schnabel steckt. Ehemals gab man des Kennzeichen

zeichen an, daß man die Taube in die Hand nehme, und den Vordertheil des Körpers niedrig halte, da denn der Tauber den Schwanz hoch- und die Taube den Schwanz niederschlage. Allein dies trügt eben so sehr, als daß der Tauber am Halse glänzender sey, als die Taube. Es ist aber bey einer starken Taubenflucht sehr dienlich, die Geschlechter zu unterscheiden, wenn man viel Junge muß zugehen lassen. Hat man zu viele Tauber: so beißen sie sich beständig um die Tauben, dergestalt, daß nichts aus dem Hecken werden kann. Im umgekehrten Falle ist es eben so. Man muß daher die Ueberzahl des einen oder des andern Geschlechts in Zeiten verhindern. Und da oben gesagt worden ist, daß sich keine Nestpaare zusammengeben sollen, und es daher gut ist, wenn Junge zugehen sollen, ein Stück des Nestpaars abzuschlachten, und das andere am Leben zu lassen: so muß man in der Folge, durch das Erkennen des Geschlechts geleitet, die Tauber und Tauben ins Gleiche zu bringen suchen.

Ob das Taubenhalten etwas einbringe, muß jeder Hauswirth nach seiner besondern Lage, nach seinem besondern Bedürfnisse, etwanigen Verkaufspreise der jungen Tauben, und nach dem Futteraufwande beurtheilen. Ein Paar Tauben bedarf in einem Tage zwey starke Mannshände voll, und in einem Monate eine Metze; also brauchen 16 Paar in einem Monate einen Berliner Scheffel. Nach dieser Angabe kann also ein jeder sich selbst nach der Zahl seiner Tauben berechnen, wie viel er jeden Tag, jeden Monat, und im ganzen Jahre an Futter haben muß; die Feldtauben aber brauchen nur den vierten Theil, weil diese, wenn irgend der Winter nicht zu lange anhält, nur die drey Wintermonate gefüttert werden. Diese Taube bezahlt also ihr Futter recht gut, und ein Paar dieser jungen Feldtauben, wenn selbiges geschlachtet und gereiniget ist, wiegt ein Pfund. Nimmt man nun an, daß ein Landwirth hundert Paar Tauben hält (welche Anzahl aber auf großen Landgütern oft überstiegen wird); daß ferner jedes Paar 4 Paar Junge bringt, wie mit ziemlicher Gewißheit zu erwarten ist: so erhält der Landwirth in 9 Monaten 400 Pf. gutes frisches Fleisch, welches kranke und gesunde Menschen genießen können. Dieses ist die Rechnung eines Taubenfreundes, welcher in dem Maurerschen Verlage zu Berlin seinen gründlichen Unterricht in der Taubenzucht im vorigen Jahre herausgegeben hat. Man will aber hier nur von der angegebenen Zahl von Feldta[illegible]n, weil sie, wenn sie im späten Herbste gemeiniglich rauhen, sich zugleich vom Hecken gleichsam ausruhen, nur 300 Paar Junge annehmen; welches denn als ein sehr guter Vortheil angesehen werden kann. Und da die jungen Tauben im Frühjahre in den Städten, da noch keine jungen Hühner sonderlich zu haben sind, sehr gut bezahlt werden: so muß auch dieses hauptsächlich mit in Anschlag gebracht werden. Hiernächst berechne man auch den großen Nutzen, welchen uns die Feldtauben auf unsern Kornfeldern verschaffen, welcher gar leicht den Schaden, den sie etwa zur Saatzeit anrichten, ausgleichen, oder sehr wohl ersetzen kann. Sie reinigen nämlich unsre Aecker von so vielen Unkrautssämereyen, wovon sie wenigstens 3 Monate allein sich ernähren müssen. Was suchen und finden sie nämlich auf unsern Brachfeldern? die Saamen vom Hederich, von der Wolfsmilch, Windhaber, Vogelwicken, u. s. w. Alle diese und dergleichen Sämereyen würden zum

Nachtheil unsrer Aerndten wieder untergepflüget und zum Aufgehen gebracht werden. Ehedem war man gegen die Sperlinge eben so ungerecht, und verschrie sie als unnütze und höchst schädliche Geschöpfe, deren Ausrottung mit aller Macht geschehen sollte, bis ich endlich der erste war, der das ökonomische Publicum aufmerksam auf ihren Nutzen machte, da sie die sogenannte Wickelraupe, deren Brut wir nicht mit bloßen Augen entdecken, und daher auch nicht vertilgen können, imgleichen viele andere Insecten, aufsuchen, und hiemit unsern Obstbäumen unbeschreiblichen Nutzen erweisen. S. Wittenb. Wochenbl. vom Jahre 1771. St. 30 und 31.

Bey der Fütterung der Mondtauben könnte man endlich aber doch wohl einwenden, daß selbige, obschon ein Paar Junge 1¼ Pfund, und wohl etwas darüber, wiegen, nicht die Kosten des Futters ersetzen; aber man halte dagegen, was ein junges Huhn kostet? Dieses bekommt erst, wenn es 3 Monate alt ist, die Größe einer Taube, und kostet also dem Wirthe doch ungleich mehr, als ein Paar junge Tauben. Hievon wird in großen Städten, wenn noch keine Hühner vorhanden sind, mit 4 gr. gemeiniglich das Paar bezahlt, als wornach die Fütterungskosten auch zur Berechnung kommen können. Will der Gutsbesitzer nun noch seinen Blumengarten, Reitpferd und Hunde, oder was er sonst aus Liebhaberey im Meublement verwendet, dazu rechnen: so wird die Taubenliebhaberey gar wohl damit aufgehen können.

In den Städten ist das Wegfangen der Tauben, welches wider alle Billigkeit ist, sehr gemein. Hierwider muß man sich dadurch zu verwahren suchen, daß man seine Tauben nie hungrig werden lasse, damit sie nicht genöthigt werden, anderswohin zu fliegen, um Futter zu suchen. Hat man aber, wie oben gesagt worden ist, seine gewissen Stunden Vor- und Nachmittags fest gesetzt: so werden die zur Tagesordnung gewöhnten Tauben sich immer zur gesetzten Stunde in der Nähe des Schlages aufhalten, um ihre Futterstunde nicht zu versäumen. In dieser Absicht wird es sehr gerathen seyn, daß der Taubenwirth seine Tauben nicht zusammenpfeife, weil die Taubenfänger die Tauben gemeiniglich durch das Pfeifen an sich locken. Man kann die Tauben durch einen gewissen Ruf, wie die Hühner, oder durch Klingeln oder Klappern zusammenlocken; die Tauben gewöhnen sich bald daran; nur muß der Taubenfänger nicht das Signal wissen; wenn dieses geschehen sollte: so muß man seine Tauben an ein anderes gewöhnen. Ehrliche Leute werden unter sich gar gern überein kommen, sich einander die Tauben wieder zu geben, wenn etwa eine fremde Taube einfliegen sollte; aber auch dieses wird leicht vermieden, wenn man eine paarlos gewordene Taube alsbald wieder mit einem Gatten oder einer Gattinn vereinigt, damit das Aufsuchen derselben auf fremden Schlägen von Seiten der Tauben nicht Statt finden könne.

Das Preußische allg. Landrecht hat Th. I. Tit. 9. §. 109—115 die Rechte der Tauben also festgesetzt. Thiere, welche zwar frey herumschweifen; aber an den ihnen bestimmten Ort zurückzukehren pflegen, gehören nicht zum Thierfange; sie gehören aber dazu, sobald sie die Gewohnheit zurückzukehren abgelegt haben. Tauben, welche jemand hält, ohne ein wirkliches Recht dazu zu haben, sind, wenn sie im Freyen betroffen werden, ein Gegen-

genstand des Thierfanges. Wer das Recht habe, Tauben zu halten, ist in den Provinzialgesetzen bestimmt. Wo diese nichts Besonders festsetzen, sind nur diejenigen, welche tragbare Aecker eigenthümlich besitzen, oder dieselben Statt des Eigenthümers besitzen, nach Verhältniß des Ackermaaßes, Tauben zu halten berechtigt. Wer in der Absicht, dergleichen Thiere zu fangen, fremden Grund und Boden ohne Vorwissen, oder wider den Willen des Eigenthümers, betreten hat, muß das Gefangene dem Eigenthümer auf desselben Verlangen unentgeldlich ausliefern. Hat der Eigenthümer auf seinem Grunde und Boden zu einem erlaubten Thierfange Anstalten gemacht: so darf kein andrer die daselbst eingefangenen Thiere bey Strafe des Diebstahls wegnehmen.

Ueber die Krankheiten der Tauben ist Folgendes noch zu bemerken. Beym Rauhen oder Federnwechseln erkrankt eine jede Taube, einige mehr, einige weniger; ganz junge und sehr alte Tauben sterben sehr oft daran. Die gewöhnlichste Jahreszeit der Rauhe ist der Herbst; die zu spät im Jahre jung gewordenen Tauben aber rauhen im Winter, weil jede junge Taube im fünften Monate rauhet, da sie denn um eben diese Zeit im folgenden, auch in allen übrigen Jahren, rauhet. Ob? und welche Tauben hiebey sehr krank sind? erkennt man daran, wenn die Taube den Tag über mit eingezogenem Kopfe traurig sitzt, und nicht gehörig zum Fressen kommt. Die meisten Tauben haben bey dieser Krankheit einen Durchfall, wodurch selbige so matt werden, daß sie nicht einmal fressen können. Hiebey ist das erste und beste, daß man ihnen gutes Futter reiche, ehe sie noch zu sehr matt werden. In das Saufen legt man ihnen ein Paar Heringsköpfe, damit die Tauben mehr Saufluft bekommen; unter das Futter mengt man etwas Hanf- oder Leinsaamen; das ganze Mengfutter wird ihnen nicht kalt, sondern etwas gewärmt, vorgeworfen. Werden aber dennoch einige so matt, daß sie nicht fressen können: so hält man diese eingesperrt, und giebt ihnen, einer Erbse groß, Butter mit grob zerstoßenem Pfeffer vermischt. Ist der Durchfall nicht zu anhaltend: so giebt man den folgenden Tag eine Pille von Rhabarber; dabey muß es aber ihnen nicht an reinem Wasser fehlen; auch verfährt man so einen Tag um den andern. Da diese Kranken den Schnabel nicht gut von einander machen können: so giebt man ihnen kleines Futter, als Linsen oder Lein. Fressen selbige gar nicht: so muß man ihnen täglich 10—15 Erbsen in den Hals stecken. Binnen 8 Tagen pflegen sich diese Kranken zu bessern; zumal wenn sie in Käfichten in einer warmen Stube gehalten werden, weil die Kälte hauptsächlich den Durchfall veranlaßt oder verschlimmert.

Eine seltene, aber sehr böse Krankheit sind die Blattern oder Pocken. Alte Tauben sterben zwar nur selten daran; aber fast alle Junge; und die, welche auch wirklich noch beym Leben bleiben, sind so schlecht, daß sie nicht geschlachtet werden können. Bey den alten Tauben ersieht man die Pocken an dem Schnabel; auch werden die Tauber so heiser, daß sie nicht kurren oder brummen können. Bey den Jungen sieht man die Pocken am häufigsten unter den Flügeln und Ohren. Hiebey hält man die Tauben in gutem Futter. Zum Saufen nimmt man auf ein Quart Wasser ¼ Loth Aloe, ½ Loth Rhabarber und ½ Loth Glaubersalz, welches zuvor in lauwarmem Wasser aufgelöst wird.

So

So oft man die Tauben füttert: so oft rührt man dieses Wasser um, weil obige Species auf den Boden fallen. Man gießt die erstern Tage, wenn es am Wasser mangelt, frisches Wasser darauf. Spürt man binnen 8 Tagen keine Besserung: so wird obiges Mittel noch einmal wiederholt.

Schwarze Läuse, welche klein und wie ein Sandkorn groß sind, können zwar nicht als eigentliche Krankheit angesehen werden; aber verursachen doch vielen jungen Tauben den Tod. Alte und junge Tauben bekommen dergleichen bey einem anhaltenden trocknen Sommer, und zwar dann meistens, wenn es alten Tauben am Wasser zum Baden fehlt. Diese Läuse sieht man besonders bey den jungen Tauben haufenweise unter den Flügeln sitzen; auch werden diese dabey so ausgezehrt, daß nur sehr wenige mit dem Leben davon kommen. Das erste und beste Mittel dagegen ist, den Taubenboden und die Nester öfter, als gewöhnlich, zu reinigen, und den Boden mit Wasser, worinn etwas Campher aufgelöst ist, zu besprengen. In Nester, wo Junge liegen, legt man, einer Erbse groß, Campher, und wenn die Jungen anfangen Federn zu setzen, tröpfelt man jeder einen Tropfen braunen Thran auf den Kopf; dies zieht sich dann über den ganzen Leib; auch selbst die alten Tauben, wenn sich selbige auf die Jungen setzen, haben hievon großen Nutzen. Hiernächst muß man den Alten oft Gelegenheit zum Baden verschaffen. Daß die Tauben Wanzen haben, oder in ein Haus hineinbringen, läßt sich nicht behaupten, weil man nie dergleichen auf dem Leibe der geschlachteten Tauben findet; dagegen findet man die an den Gebäuden angebaueten Nester der Schwalben, wenn sie ausgestoßen werden, ganz voll von Wanzen.

Oft hat eine Taube einen kleinen Stein, oder etwas gefressen, was sie nicht verdauen, und ihr tödtlich werden kann. Dieses wird man daran gewahr, daß die kranke Taube einen großen harten Kropf hat, wenn sie auch gleich kein Fressen zu sich nimmt; besonders ereignet sich dieser Zufall bey den Kropftauben. In diesem Falle nimmt man ein scharfes Federmesser, schneidet mit einer Scheere die Federn einen Zoll breit mitten vor dem Kropfe ab. Dann macht man einen kleinen Schnitt in die dünne Haut so groß, daß man mit einem Finger hinein kann, leert den ganzen Kropf aus, und nähet mit einer feinen Nähnadel und Zwirn das Loch wieder zu, bestreicht es mit Branntwein, und legt ein kleines Pflaster von Baumwachs darüber. Die Taube wird eingesperrt, und ihr nicht sogleich, späterhin nur wenig, Futter gegeben; saufen aber schadet ihr nicht.

Es kann auch geschehen, daß einer Taube vom Schuß oder beym Fangen ein Bein zerbrochen wird; dann bringt man den Knochen wieder in seine vorige Lage, bindet einen dünnen Lappen darum, und über denselben, jedoch nicht zu fest, kleine Hölzer, und begießt den zerbrochenen Fuß oft mit Branntwein. Nach 8 Tagen, und wenn sich Geschwulst zeigt, öffnet man den Verband. Haben sich irgendwo Blasen angesetzt: so schneidet man diese auf, und legt den Verband wieder an. Nach 14 Tagen, wenn die Taube wieder anfängt auf diesen Fuß zu treten, nimmt man das Holz ab, und bindet blos einen Lappen um. Diese Verfahrungsart, wie auch das Kropfausschneiden, ist bey allem

Feder-

Federvieh in den angezeigten Fällen anwendbar.

Tauchbeerengarn, Taupel, ein Fischergarn, Karpfen und andere große Fische zu fangen. Es ist viereckig gestrickt, 6 F. oder 3 Ellen lang und breit, oben offen; unten aber mit einem großen Boden versehen, und hat große, 2 Zoll weite, Maschen oder Schmasen.

Taucher, ein Wasservogel, welcher sich lange untertauchen oder unter dem Wasser aufhalten kann. In dem Brandenburgischen siehet man dergleichen in großen Schaaren auf Seen; auch auf Flüssen, wo sie breit sind. Sie leben von Fischen und Wasserinsecten; und können zwar gleich den wilden Enten verspeiset werden; haben aber einen Fisch- oder Thrangeschmack, welchen ihnen die Kochkunst benehmen muß. Sie tauchen geschwinder unter, als die wilden Enten; sind auch daher, wenn sie das Pulver auf der Flinte abbrennen sehen, gleich unter dem Wasser, aus welchem sie in einer weiten Strecke erst wieder hervor kommen. Die meisten werden, wenn sie fliegen, geschossen. Es giebt derselben mancherley Arten.

Tausendgüldenkraut, Erdgalle, Bitterkraut, Fieberkraut, Gentiana Centaurium L., Centaurium minus offic., wächst bey uns überall in sonnenreichen Orten, und vornehmlich dergleichen Wiesen; doch ein Jahr häufiger, als das andere; ist ein Sommergewächs; es scheint jedoch bisweilen erst das zweyte Jahr zu blühen, und die Blüthzeit fällt in den Jun. und Jul. **Wurzel:** faserig; **Stengel:** 1 F. hoch, eckig, gemeiniglich einfach, doch zuweilen mit einigen Zweigen besetzt, immer aber oberwärts in die ästigen Blüthstiele getheilt; **Blätter:** vom Stengel entfernt stehend, jedoch nach obenzu dichter an einander, einander gegenüber gestellt, eyförmig zugespitzt, vollkommen ganz, und gemeiniglich mit drey erhabenen Nerven durchzogen; **Blumen:** auf den Enden der Pflanze, in kleinen Dolden, leuchtend purpurroth, trichterförmig, fünfspaltig, mit einem einfachen Stengel. Unter den verschiedenen Varietäten sind folgende die vornehmsten: a) mit röthlich-purpurrothen; b) mit blaßrothen; c) mit gelben; d) mit weißen; e) mit purpurrothen und weißen Blumen.

Diese Pflanze ist, wegen des bittern Geschmacks und der davon abhängenden Wirkungen, von jeher bekannt und berühmt gewesen. Sie ist nicht allein nützlich in solchen Krankheiten, die aus Mangel oder schlechter Beschaffenheit der Galle entstehen; sondern sie muß auch in vielen andern Krankheiten nützlich seyn, weil sie überhaupt die verstopften Gefäße kräftig eröffnet, den Schleim auflöset, der Säure widersteht, und die ersten Wege stärkt. Das Kraut nebst der Blüthe, als Trank oder Thee gebraucht, auch das Extract, sind vorzüglich wirksam.

Tarbaum, Taxus, gemeiner Taxus- oder Eibenbaum, Iben-, Eifen-, Ifenbaum, Taxus baccata L., ein in den Lustgärten häufig zu findender Baum. Man bediente sich dieses immergrünen Baums ehedem, hin und wieder auch noch, zu einzelnen erkünstelten Figuren; nach dem jetzt herrschenden Engländischen Geschmacke aber achtet man solche Tändeleyen nicht mehr; sondern pflanzt ihn lieber in Lustgebüsche und in andere

Verzierungspflanzungen, besonders von immergrünen Bäumen, woselbst man ihn, wie andere ländliche Bäume und Sträucher, seinem natürlichen Wuchse überläßt; oder stellt ihn, zur Vermehrung der Mannichfaltigkeit, isolirt in weit ausgedehnte, entfernte Oeffnungen auf Grasgrund, in Parks an die Seiten der Anhöhen, ꝛc. woselbst man ihn gleichfalls seiner Natur gemäß fortwachsen läßt; gleichwie er auch sich zu innern Abtheilungshecken, sowohl zu solchen, die zur Verzierung, als zu solchen, die zärtlichen Pflanzen und Pflanzschulen für solche Pflanzen, die in ihrer Jugend gegen die Kälte sehr empfindlich sind, zum Schutze dienen sollen, wegen seines dichten, ebenen und mäßigen Wuchses besser, als alle andere immergrüne Bäume, schickt; da er hingegen zu äußern Befriedigungshecken nicht so schicklich ist, als eine Hecke von Weißdorn, Hülsen, u. s. f. Zu allen jenen Absichten bequemt er sich sehr gern, wenn man dazu in seinem jugendlichen Zustande den Anfang mit ihm macht. Wenn man ihn nämlich zu Hecken, oder allerley Figuren bestimmt: so lasse man ihn ganz von unten auf Zweige treiben, und schneide ihn mit der Gartenscheere in jedem Sommer 1 — 2mal, um ihm die verlangte Form zu geben; oder wenn er für Lustgebüsche und andere ländliche Pflanzungen bestimmt ist: so schneitele man ihn ein wenig über der Erde zu einem einfachen Schafte auf, lasse seine Crone dann nach allen Seiten ungehindert Zweige treiben, und verkürze höchstens nur einen etwa zu beträchtlich weit umherschweifenden Zweig; oder wenn man ihn zu einzelnen hochstämmigen Bäumen bestimmt hat: so schneitele man ihn nach und nach auf, damit er verhältnißmäßig in die Höhe gehe, und seine Crone Aeste zu treiben, und diese ringsumher weit auszubreiten gezwungen werde. Die Fortpflanzung geschiehet durch die reifgewordenen Beeren. Werden diese im Herbste gesäet: so gehen die jungen Pflanzen zum Theil schon im Frühjahre hervor; wenn der Saame aber erst im Frühjahre gesäet wird: so liegt er gemeiniglich 2 Jahre in der Erde, ehe er aufgeht. Wenn hingegen die Saamen, oder die Beeren bis zum Frühjahre im Sande oder Erde aufbewahrt, und dann gesäet werden: so pflegen sie im Frühjahre des folgenden Jahres zahlreicher und regelmäßiger aufzugehen, als wenn die Aussaat sogleich im ersten Herbste gemacht worden ist. Uebrigens pflegen unsre Gärtner den Taxus in den Italienischen und Deutschen zu unterscheiden. Der letztere, welcher aus Pommern herstammen soll, ist etwas breitblätteriger; daher man diesen, wegen unserer strengen Winter, noch seltener, als den andern, unterhält; ob er gleich etwas stärker wächst. Das Holz unsers gemeinen Taxbaumes ist rothbraun und ziemlich fest; da solches auch nicht, wie anderes Nadelholz, harzig ist: so wird es zu Tischen, Stühlen, Schränken und allerley andern Hausgeräthe angewandt. Es giebt überhaupt den fremden Hölzern nichts nach; ist sehr dauerhaft und biegsam; die natürliche schöne Farbe macht es angenehm, und durch die starke glänzende Glätte, welche es beym Poliren ohne allen Firniß annimmt, unterscheidet es sich gar sehr; es nimmt auch vor allen andern unsern Laubhölzern die schwarze Farbe an, und gleicht sodann dem Ebenholze. In den Gehägen leidet man den Taxusbaum gern wegen der süßen, schön glänzendrothen Beeren, welchen die Ziemer und

Schnar-

Schnarren sehr nachgehen, und sich auch in den dick belaubten Aesten bey kalter Witterung gern verbergen. Ob die Früchte und Beeren für Menschen giftig sind, scheint ungewiß zu seyn; dagegen fehlt es nicht an manchen neuern Erfahrungen, daß Pferde und Rindvieh, auch Ziegen, sterben, wenn sie das Laub davon fressen. Man hat folgende Sorten vom Taxus: a) mit breiten glänzenden Blättern; b) mit sehr kurzen Blättern, in Verzierungspflanzungen von sonderbarem und schönem Effecte; c) mit gestreiften oder scheckigen Blättern, für Liebhaber von großem Werthe.

Teich, Weiher, Fischteich,

ein stehendes Wasser von geraumem Umfange, darinn Fische gehalten, und das Wasser abgelassen werden kann; weswegen man auch einen Teich ordentlicherweise mit einem Damme umgeben, mit einem Ablauf, Kessel, Fluthbetten, Fall, Zapfen oder Ständer, Schützen, Wasserbänken, Rechen, Rinnen, und andern zum Teichbau gehörigen Dingen versehen, und wider die Fluthen verwahren muß. In diesen Stücken ist er von einem See unterschieden, den man nicht ablassen kann, und in der Größe von den Einsätzen und Fischbehältern, die nur eng und klein sind. Die Eintheilung der Teiche ist mancherley. Erstlich giebt es Teiche, welche sich selbst besaamen; aber nicht ganz abgelassen werden können; sondern sich von den innerlichen Quellen, zufließenden Bächen oder Flüssen immer wieder anfüllen, und frische Fische einführen, welche darinn ihre Nahrung finden. Die andere Art sind Teiche, welche man mit Setzlingen ordentlich besetzen muß. Diese haben zwar auch von Bächen, Quellen oder Feldwässern ihren Zugang; müssen aber ordentlich mit Karpfen, Karauschen, Giebeln, Hechten, u. s. w. besetzt werden. Bey der ersten Art der Teiche, die sich selbst besetzen, und doch nicht abgelassen werden können, ist das Beste, wenn an dem Orte, wo sich der meiste Fall befindet, durch vorhergehende Abwägung, im Fall es die Tiefe nicht hindert, ein Stolln gemacht wird, damit, nach Ablassung des Wassers, alsdann die Besetzung richtig angestellt werden könne. Wo aber dieses sich nicht will thun lassen: da muß man darauf sehen, was für Fische der Teich am nutzlichsten trage; mit welchen man ihn, jedoch mit der Vorsicht, besetzt, daß man unter dem Eise die Hechte und Bärse und andere Raubfische, so viel möglich, zu vertilgen suche. Zu Verhütung des Schadens bey großen Gewittern, daß die Fluthen nicht in die Teiche fallen, muß ein Schutz gemacht werden, welchen man nöthigen Falls in die Höhe ziehen und dergestalt stellen kann, damit nicht mehr, als erfordert wird, einfließe; welches dann, wenn der Teich in der Nähe ist, leicht geschehen kann. Wo man aber nicht sogleich wegen der Weite des Teiches dazu kommen kann: da muß man das Schutz- oder Versetzbret in solcher Höhe aufziehen, damit nicht mehr, als nöthig ist, hineinfließe; das übrige aber an der Seite wegfalle. An solchen Teichen, da nicht alles Wasser durch den Ständer gehen kann, muß ein Fluder oder Fluthbett von Holz, oder besser von Quadersteinen oder Werkstücken, gemacht werden. Damit auch das Wasser unter dem Fluthbette nicht den Damm auswasche: so muß solches hineinwärts im Teiche wohl verwahrt; auch da, wo es großen Fall hat, mit Wasserbänken versehen werden. Sind bey einem Teiche

große Fluthen zu befürchten: so muß man oben auf das Fluder einen Rechen setzen, damit die durch den Einfluß hineingekommenen Fische nicht wieder hinaus können. Die andere Art Teiche, die nämlich mit einer gewissen Art Fische besetzt werden müssen, sind vornehmlich drey, als Karpfen-, Hecht- und Forellenteiche. Kleine Teiche werden Einsätze, Behälter, Halter oder Fischhalter genannt. Jene dienen, die Fische, welche man bey Fischung der Teiche nicht alsbald verthun kann, einzusetzen, bis sie nach und nach weggebracht werden; diese aber sind gemeiniglich näher am Hause, ganz klein, und werden gebraucht, die Fische, die zur Küche kommen sollen, bey der Hand zu haben. Einen neuen Teich muß man nicht auf einmal anlaufen lassen; sondern nach und nach, damit sich der Damm allgemach setzen und befestigen könne; es ist auch gut, wenn das angelassene Wasser ein- oder zweymal, oder noch öfter, abgelassen wird, damit der wilde und rohe Erdgeschmack aus dem Boden gezogen werde. An Befestigung des Dammes ist viel gelegen, um die Kosten bey dem Ausreißen zu ersparen. Insgemein wird dieser Damm im Grunde unten dreymal so breit, als oben, und oben so breit, als seine Höhe ist, angelegt. Wenn ein Fahrweg darüber geht: so muß er so breit seyn, daß zwey Wagen einander ausweichen können. Die Erde, davon er aufgeführt wird, muß lettig seyn, damit er wohl zusammen halte; auch muß sie wohl auf einander gestampft werden; Holz oder Steine dürfen nicht darinn bleiben; nicht weniger muß der Fuß, so hoch das Wasser reicht, wohl vernäthert, d. i., mit starken eichenen Pfählen verwahrt, und diese mit Weiden eingeflochten werden. Kann man aber dem Fuße des Dammes eine große Böschung von 10 — 12 Ellen und 3 Ellen Höhe geben: so braucht man keinen Näther. Es wächst das Gras auf solchen Böschungen gern, wovon die Fische gute Nahrung haben; man kann auch Weiden auf den Damm pflanzen; aber nicht hohe Bäume, weil solche von den Sturmwinden mit der Wurzel ausgerissen werden können, und hiemit der Damm Schaden leiden kann. Der Ablaß wird da, wo der Teich am tiefsten, und ein paar Zoll tiefer, als der Boden des Teiches ist, eingelegt. Die Rinne wird am besten von Eichenholz ausgehauen, und muß etwas vor dem Damme hinaus in den Teich reichen, damit der Zapfen oder Ständer ins Wasser zu stehen komme, und nicht jedermann dahin gelangen könne. Wo ein allzustarker Zufluß zu besorgen ist: da wird ein Fluthbett mit einem Rechen in solcher Höhe, als das Wasser stehen bleiben soll, angelegt, damit das Ueberwasser dadurch ablaufen könne. Wenn ein Teich beständig mit Wasser angefüllt bleibt: so versauert der Boden, die trächtige süße Erde wird verzehrt, und die Fische finden nicht genug gute Nahrung. Um dieses zu verhüten: muß man, wenn der Teich im Herbste abgelassen worden ist, denselben im folgenden Frühlinge umackern, und mit Hirse, Haber, Wicken ꝛc. besäen. Sind dergleichen, in den Teich eingesäete, Früchte zur Reife gekommen: so kann man, wenn man sonst will, nach eingeärndteten Früchten diesen Teich in demselben Jahre nochmals mit Rüben oder Mohnsaamen besäen; davon aber nur etwas einärndten, das Uebrige mit Kraut und Wurzeln stehen, und den Teich wieder anlaufen lassen. Andere lassen ihre Teiche wohl zwey Jahre ruhen, und düngen und besäen solche mit

Wai-

Waizen; denn solche Bestellungen geben den Fischen frische Nahrung. Ist der Grund morastig, und zum Pflügen untüchtig: so lasse man denselben nur ein Jahr trocken liegen, damit der Frost im Winter, und die Sonne im Sommer den Boden verjüngere und verbessere.

Tellereisen, Tritteisen, eine viereckige runde Maschine, meistentheils mit zwey Biegeln und einem Teller von breitem Blech versehen, womit allerley Raubthiere gefangen werden.

Terrasse, terrassirter Boden, ein allmälig in die Höhe steigender Platz von Erde, der gemeiniglich stufenweise erhöhet, und entweder mit Steinen, oder mit Rasen eingefaßt ist. Letztere Art erfordert eine gute Böschung, damit es nicht einfalle.

Terre a Terre, auf der Reitschule eine Art von Sätzen oder niedrigen Sprüngen, in welchen das Pferd, wenn es zur Seite im Radop geht, zweyerley Hufschläge macht, so daß, wenn sich die zwey andern Schenkel erheben und wieder niedersetzen, die beyden hintern in gleicher Gestalt in einer rechten Cadenz folgen. Es sind also nichts anders, als niedrige Falcaden, wobey die hintern Schenkel ganz nahe an der Erde nachfolgen.

Thaler, eine grobe Silbermünze, 2 Loth schwer; hat den Namen von der in Böhmen gelegenen Stadt Joachimsthal, weil, der gemeinen Meinung nach, die Grafen Schlicken zu Joachimsthal im J. 1517 dergleichen zuerst, oder wenigstens in großer Menge, mit dem Bilde des heil. Joachims sollen haben prägen lassen. Nach damaliger Ausmünzung ist das Stück zu 21 guten Groschen, oder einem Meißnischen Gülden gerechnet, und daher diese Münze Güldengroschen genannt worden. Von der Zeit an, da der Werth auf 24 Ggr. gesetzt worden ist, hat er sich sehr verändert. Im Jahre 1618 hat er 30 Groschen; im J. 1620 schon 42 Ggr.; in der Kipperey 63 Groschen, und 1623 sogar 5 Meißn. Gülden, oder 4 Thlr. 9 Ggr., gegolten. Nach der Zeit hat man beständig einen Currentthaler zu 24 guten Groschen gerechnet. Es wird der ganze Thaler, zum Unterschiede von einem Currentthaler, ein harter Thaler, ganzer Thaler, oder Speciesthaler genannt. Bey Vertheilung der Ausbeute wird die Benennung Güldengroschen in Sachsen noch immer beybehalten, und der ganze Thaler zu 24 Groschen gerechnet.

Theater, Garten-, Fr. Theatre de Jardin, in einem Garten ein etwas erhabener Platz mit Rasen ausgesetzt, worauf von Buschwerk oder Spalieren hintereinander gestellte, und sich nach und nach verengernde, Scenen angebracht sind. Vor dem Theater ist ein niedriger Platz zum Parterre; der aber von etlichen aus Rasen gemachten, stufenweise in die Höhe gehenden, Sitzen umgeben wird.

Theer, heißt sonst auch Pech; aber mit Unrecht. Er wird aus fetten Kienstöcken geschwelet, oder in dazu eingerichteten Oefen gleichsam ausgeschmolzen, und dient zum Wagen- und Schiffschmieren.

Thier, ist bey den Jägern das Weiblein des Hirsches, oder die Hirschkuh, welches sonst auch ein Stück Wild und Hindinn genannt wird. Es ist ohne Geweih, schwach und unstreitbar; hat ein schwaches Gesicht und schnellen Lauf.

Tholus, der Mittelpunct in einem Kuppelgewölbe, oder der daselbst befindliche Schlußstein; es wird aber auch unter diesem Worte oft eine ganze Kuppel verstanden.

Thon, Argilla, eine bekannte Erdart, welche sich fett anfühlen, mit Wasser zu einem Teige bringen, auf der Scheibe zu allerley Gefäßen drehen, und sodann im Feuer hart brennen läßt. Man kann den Thon in reine und gemischte Arten theilen. Diejenigen von denselben nun, welche sich nach dem Schlemmen von den beygemischten Erdarten fast ganz scheiden lassen, können als reine Thonarten betrachtet werden; die aber, welche von den beygemischten Arten nach dem Schlemmen von einigen Erdarten zwar befreyet werden, dessenungeachtet aber noch einen beträchtlichen Theil behalten, müssen als gemischte Arten angesehen werden.

Zu den reinen Thonarten gehören:

1) **Gemeiner Thon**, A. vulgaris, dessen Eigenschaften die Geschlechtsart bestimmen, als an welchen die fette und übrige vorhin bemerkte Eigenschaft vorzüglich wahrgenommen wird. Die Farbe desselben ist weiß, weißlich, grau und bläulich. Die vorzüglichste Eigenschaft dieser Thonart außerdem, daß sie sich gut bearbeiten läßt, ist diese, daß er im stärksten Feuer nicht in Fluß kommt; sondern sich steinhart brennen läßt; alle übrige Arten von gemeinem Thon, welche im Feuer in Fluß kommen, oder sehr gefärbt sind, und sich braunschwarz oder rothbraun brennen, oder im Feuer keine rechte Steinhärte erhalten, gehören unter die gemischten Thonarten.

2) **Porcellainthon, Porcellainerde**, A. porcellana, brennt sich im stärksten Feuer hart; kommt nicht in Fluß; bleibt weiß; ist nicht so fett, wie der gemeine reine Thon; wird vom Wallerius unter die Mergelarten gesetzt.

Zu den gemischten Thonarten sind folgende zu zählen:

3) **Pfeifenthon, Cölnische Pfeifenerde**, A. fistularis, fühlt sich fein und sanft an; läßt sich, mit Wasser vermischt, wohl arbeiten; brennt sich im Feuer hart, und glasuret sich; enthält, außer der feinen Thonerde, noch eine andere Art von Erde, von welcher es kommt, daß diese Thonart eine Glasur im Feuer erhält. Man gebraucht diese Thonart zum Pfeifenmachen. Wallerius zählt sie auch unter die Mergelarten.

4) **Bolus, Eisenthon**, Bolus, Terrae bolares, fühlt sich sehr fein und fett an; läßt sich, mit Wasser vermischt, auf der Scheibe fast eben so gut, wie der gemeine Thon, drehen; brennt sich im Feuer hart; im stärkern Feuer kommen einige Arten in Fluß. Sie enthalten, außer der Thonerde, etwas Metallisches, meistentheils etwas Eisenartiges. Die Farbe ist verschieden: braun, röthlichbraun, roth, grün, grau. Zu dieser Art gehören die sogenannten Siegelerden (Terrae sigillatae).

5) **Walkererde, Seifenerde**, A. fullonum, ist eine feine und zarte Thonart; schäumet, wenn sie im Wasser bewegt wird, wie Seife auf; läßt sich auch mit selbigem zu einem Teige machen, aber nicht wohl arbeiten. Der Farbe nach ist sie gemeiniglich weiß oder weißgrau. Einige Arten brausen mit Saurem; andere nicht. Im mäßigen Feuer erhärten diese Arten, und bey stärkerm Grad kommen die meisten in Fluß. Die Walkererden sind

fester, als anderer Thon; enthalten, außer der Thonerde, bisweilen eine Kalkerde; daher sie Wallerius auch unter die Mergelarten setzt. Die berühmtesten Walkererden sind die Englischen; doch giebt es hin und wieder in Deutschland auch dergleichen Erden, welche eben diesen Nutzen leisten.

6) Tripel, Terra tripolitana, ist eine magere Thonerde, welche sich scharf anfühlen läßt, und von Farbe weiß, grau, gelb und bläulich ist. Mit Wasser vermischt läßt sie sich zu einem Teig machen, der sich in mäßigem Feuer hart brennt; im heftigern aber in Fluß kommt. Der Tripel besteht aus Thonerde, und zugleich aus einer kalkigen und sandigen Erde. Er wird zum Poliren harter Cörper; von Goldschmieden und andern Künstlern auch zu Formen gebraucht.

7) Lehm, Leimen, Ziegelerde, Limus, Terra lateritia, ist eine sehr gemischte Thonerde, welche von Farbe gelblich ist, und, mit Wasser vermischt, sich zu einem Teige machen, auch in mäßigem Feuer roth und hart brennen läßt; in heftigerm Feuer fließt sie zu einer schwärzlichen und bläulichen Schlacke zusammen. Der Lehm besteht aus einer Thonerde, welche mit einer eisenschüssigen und kalkigen Erde, auch mit Sand vermischt ist. Die Ziegelerde ist von dem gemeinen Lehm nicht sehr unterschieden; außer daß sie mehr Thonerde enthält, und folglich sich besser bearbeiten läßt; auch im Feuer fester brennt. Diese Erde wird vorzüglich zu Verfertigung der Mauersteine gebraucht.

Außer diesen hier angezeigten Erdarten findet man keine, welche mit Recht zu den Thonarten zu zählen sind; doch ist noch einer gewissen Art zu gedenken, welche im gemeinen Leben in manchen Gegenden, und vorzüglich von den Bergleuten, Letten genannt wird. Hierunter ist nichts anders, als ein gemischter Thon von röthlicher, gelblicher und bläulicher Farbe, zu verstehen, welcher sich vorzüglich in den Bergwerken befindet, und aus Thon, eingemischter Kalkerde, und einer metallischen, vorzüglich eisenschüssigen, Erde besteht, und also zu den gemeinen bunten Thonarten gehört, als welche außer der Thonerde meistentheils aus einer eisenschüssigen, und bisweilen aus einer kalkartigen Erde bestehen; daher dieselben in mäßigem Feuer sich mehr und weniger hart brennen, und eine röthliche oder braune Farbe erhalten; im stärkern Feuer aber fast alle in Fluß kommen. Dergleichen Thonarten können, wenn man sie gehörig behandelt, zur Verfertigung guter und brauchbarer Gefäße gebraucht werden.

Thorweg, eine große Oeffnung in der Mauer eines Gebäudes, wodurch man mit Kutschen und beladnen Wagen fahren kann; auch nennt man so die Oeffnungen in den Wänden eines Gehöftes, der Gärten, Scheunen, u. s. f.; doch gehören diese letztern nur zu den gemeinen Thoren. Erstere werden, nach Beschaffenheit der Gebäude, zierlicher angefertigt. Es wird nämlich ein Thor entweder in die Mitte des Gebäudes gesetzt; oder, wegen allzugroßer Breite desselben und um andrer Ursachen willen, zwey derselben, die gleich weit in genugsamer Entfernung von den Ecken des Gebäudes stehen, an dessen langer Seite angebracht. Sie müssen zuförderst nach der Größe des Gebäudes und Höhe des Geschosses verhältnißmäßig werden. Die gemeinste Regel dazu ist folgende. Es wird die ganze Höhe des untern Stocks, von dem Boden an bis an den äußern untern Balken, in 6 Theile getheilt, und

und $\frac{4}{7}$ zur Höhe des Thores im Lichten genommen; die Breite hingegen ist die Hälfte der Höhe; auch wohl in einigen Fällen etwas mehr. Sie werden gemeiniglich nach halben Cirkeln; die gemeinen hingegen, nachdem ein Gebäude stark aussehen soll, nach halb ovalen oder flachen und so genannten gedruckten Bogen geschlossen. Ueber den Thorwegen bringt man nicht selten eine Verzierung in den mittlern Feldern an, eine Aufschrift, Stammwappen, u. s. f.

Thorwegnägel, große Nägel, womit die Thorwegflügel verziert werden. Ihr großer Kopf ist entweder zugespitzt, oder rund, gleich einer halben Kugel.

Thürangel, der starke eiserne Haken, oder die Haspen, worauf die Thüre mit ihren Bändern hängt.

Thürband, die eisernen Bänder oder Beschläge einer Thür, womit sie auf der Thürangel mit ihrem runden Ringe hängt. Diese Bänder sind verschieden verfertigt; denn an gemeinen Thüren werden sie nach gewissen Figuren von Eisen ausgeschnitten, und erhalten am Ende einen Ring, mit welchem sie auf der Angel hängen. Sie erhalten mancherley Benennungen, je nachdem sie gefaltet sind. Andere werden von Messing gemacht, und in das Holz verdeckt eingeschoben.

Thüre, eine jede Oeffnung, wodurch man nicht allein zu einem verschlossenen Raume kommt, sondern auch vor einem Behältnisse jeder Gattung. Man theilt die Thüren in 3 Classen, wovon eine jede ihre besondern Regeln hat. In der ersten Classe, welche Hauptthüren genannt werden, sind die Thore und Thorwege; imgleichen die Hauptthüren, wodurch man in ein Gebäude eingeht; nicht weniger werden hierzu gerechnet die Thüren der ansehnlichen und großen Säle. Diese letztern werden $\frac{2}{3}$ von der Höhe der inwendigen Decke bis an den Boden im Lichten hoch gemacht. Die Hälfte dieser Höhe giebt gemeiniglich die Breite. Obgleich die meisten Hauptthüren theils nach vollen, theils nach gedruckten Bogen obenher gewölbet werden: so lassen sich doch viele obenher gerade machen; nur muß alsdann nahe darüber in der Mauer ein Bogen geschlossen werden, damit nicht der Sturz über der Oeffnung die ganze Last der darüber stehenden Mauer trage. In dergleichen Fällen muß die Hausthüre eben so mit der Fensterhöhe in einem fortgehen. In die andere Classe von Thüren gehören die mittelmäßigen Thüren und Eingänge der Hauptzimmer, der mittlern und kleinern Säle, der Gallerien, ꝛc. Solche Thüren sind nicht gern unter 4, und nicht leicht über 5 F. breit; welche Breite doppelt, und zuweilen etwas darüber genommen, die Höhe ausmacht. Die dritte Classe besteht endlich in den Beythüren und geheimen Thüren. Die ersten haben $3\frac{1}{2}$ bis 4 F. Breite, und sind noch einmal so hoch, oder etwas darüber. Sie dienen zum Zusammenhange der Zimmer, und müssen eigentlich in einer ganzen Reihe von Zimmern gerade auf einander treffen; diesen aber muß zuletzt ein Fenster gegenüber angebracht seyn (zu tagen). Die geheimen Thüren gehen aus den Cabinettern und Schlafzimmern in die Garderobe und zu den geheimen Treppen, und sind zur Bequemlichkeit angelegt. Daher werden sie auch gemeiniglich nur 3 Fuß, und wohl noch weniger breit gemacht, und gemeiniglich hinter Tapeten versteckt. Diese Thüren werden nur ganz einfach gemacht; dagegen aber werden die Haupt- und Mittelthüren mit

Glie-

Gliedern der Bauordnungen verziert, und die großen Thüren haben gemeiniglich zwey Füllungen über einander, wovon die oberste länger ist, als die unterste.

Thürfenster, werden in den Stubenthüren, besonders der Bürgerhäuser, angebracht, sowohl in der Eingangsthüre vom Flure, als auch in den Thüren, welche aus einem Gemache in das andere führen. Manchmal schneidet man nur eine viereckige Oeffnung in eine Thüre, und setzt darin ein Fenster ein; manchmal ist der ganze Obertheil der Thüre mit Glasfenstern versehen; zumal wenn die Thüre nach einem andern Gemach oder Alkoven führt; manchmal ist auch solche Thüre ganz von Glasscheiben, und heißt sodann Glasthüre.

Thürflügel, die von Holz gemachte Tafel, womit die Thüröffnung verschlossen wird. An diese sind die Thürbänder, Schloß, Riegel, u. s. f. befestigt. Wenn die Thüre breit ist: so werden zwey Thürflügel angebracht.

Thürfutter, bey hölzernen Thürgestellen die Fütterung der Pfosten, Sturz und Sohlstücke mit eingehobelten Bretern; dieses Futter dient auch zugleich für den Anschlag, worein der Thürflügel passen muß.

Thürgesimse, die Verzierung, welche über der Einfassung einer Thüre zu oberst noch insbesondere zu einer kleinen Deckung aufgesetzt ist.

Thürgestell, Thürgewende, das Viereck von Holz oder Steinen, welches um die Thüröffnung herum geht; oder es werden auch bey Thürflügeln, die aus etlichen Feldern bestehen, die Hauptholzer und Leisten, worien die Felder eingesetzt werden, darunter verstanden.

Thürschwelle, die Grundfläche der Thüröffnung und der Balken, oder das Balkenstück, welches selbiges ausmacht; sie heißt auch wohl die Unterschwelle, zum Unterschiede der Oberschwelle, oder des obern Balkens einer Thüre.

Thürsparren, Balken zu beyden Seiten einer Thüre, worauf die obere Thürschwelle ruht.

Thymian, Thymus L., eine Gattung niedriger, gewürzhafter, faserwurzeliger, theils Küchengarten-, theils Arzney-, theils für die Lustgärten schicklicher Pflanzen.

1) Gemeiner Thymian, Römischer oder Welscher Quendel, T. vulgaris L., ist fast in allen Bauergärten anzutreffen. Die Stöcke kommen bey uns in allerley Erdreiche fort, und lassen sich leicht vermehren. Man darf solche nur von Zeit zu Zeit ausgraben, von einander reissen, und wieder, jedoch etwas tiefer, einsetzen; und dieses Theilen und Versetzen ist um desto nöthiger, weil die Stöcke an der Oberfläche der Erde immerfort neue Zweige austreiben, und die alten vertrocknen. Unterläßt man solches zu lange: so verdirbt, zumal bey trockner Witterung, der ganze Stock. Zu Ende des Märzmonates wird am besten die Wurzeltheilung unternommen. Die aus dem Saamen gezogenen Pflanzen werden aber immer viel besser gerathen, frischer und schöner wachsen. Man läßt einige der schönsten Büsche da, wo man sie das vorige Jahr gesäet oder gepflanzt hat, ungestört stehen, damit sie im Jul. und Aug. reifen Saamen liefern. Sobald man an diesen oder jenen

Stöcken braune Saamenhülsen bemerkt: so muß man solche abschneiden, und, damit der Saame nachreifen könne, sie einige Tage auf einem groben Tuche an der Sonne ausbreiten. Ist der Saame gehörig getrocknet: so wird er ausgeklopft, durch ein feines Sieb gelassen, gereinigt und aufbewahrt.

Zum Küchengebrauch werden die Thymianbüsche gegen den October an einem recht trocknen Tage dicht vor der Erde abgeschnitten, oder ganz herausgezogen, auf einem luftigen Boden zum Trocknen ausgebreitet, alsdann in kleine Bündel zusammengebunden und aufgehangen. Es darf nicht erst gesagt werden, was mit diesem Gewürzkraute für wohlschmeckende Brühen oder Ragouts verfertigt, oder wie lieblich die Quarkkäse damit gewürzt werden können? Was aber von den Arzneykräften des Quendels (s. diesen) gesagt worden ist, solches ist auch von diesem Thymian zu verstehen.

2) **Jähriger Thymian mit spitzigen ungezähnten Blättern und einfachen Blüthstielen, basilienartiger oder blauer Bergthymian, gemeine wilde,** oder **Bergbasilien,** T. Acinos L., wächst bey uns auf trocknem, sandigem Boden, und hat in Quirlen purpurrothe Blumen im Aug. Die Pflanze hat einen angenehmen gewürzhaften Geruch, und besitzt wirksame Theile; wird aber nicht geachtet.

3) **Jähriger Thymian mit stumpfen ausgezähnten Blättern und einfachen Blüthstielen, Alpenthymian,** T. Alpinus L. **Vaterland:** die Schweizerischen und Oestreichischen Alpen. Das Blumenblatt ist violet, am Schlunde gedüpfelt; der Kelch aber purpurfarbig. Die angenehm und gewürzhaft riechende Pflanze wird, wie Haller berichtet, in der Schweiz bey Brustkrankheiten nützlich gebraucht.

Tiefe, unnöthige, wird in der Baukunst die gar zu starke Tiefe eines Zapfenlochs genannt; auch sagt man, ein Loch hat eine unnöthige Tiefe, wenn es tiefer ist, als es seyn soll, um ein Stück Holz oder Eisen, welches zum Sturz zweyer Pfosten einer Thüre dienen soll, hineinzustecken.

Tille, eine kurze, in der senkrechten Pumpenröhre horizontal steckende, Röhre, wodurch das Wasser bey dem Pumpen ausfließt; auch nennt man so eine hohle Röhre an einem Gefäße, worinn man einen Griff oder Heft einsteckt und darinn befestigt, um das Gefäß daran zu halten; nicht weniger nennt man die Schnauze an einer Gießkanne eine Tille.

Tiras, Tyras, ein großes Netz, womit das kleine Weidewerk gefangen wird. Es gehört dazu ein wohlabgerichteter vorstehender Hund, oder ein Falke. Zu dem Lerchenfange braucht man nur einen kleinen Baumfalken; und wen die Lerche aufgestoßen ist: so schwingt man den Falken von der Hand; darauf fällt sie bald, und wird von dem Tiras bedeckt. Auf Wachteln und Hühner muß man einen sie aufsuchenden Hund haben. Wenn nun dieser steht: so wird mit dem Tiras geeilet, und die Hühner werden überdeckt. Wenn man hiebey einen revirenden Falken hat: so halten sie besser aus, und es geht damit geschwinder und lustiger zu, als mit dem Treibezeuge. Die beste Zeit ist nach Jacobi auf den frisch abgeschnittenen Stoppeln.

Tischerdielen, sind 1 Zoll dicke Dielen, die am meisten von den Tischern gebraucht

braucht werden, und daher auch so heißen. Sie unterscheiden sich von den Spunddielen dadurch, daß diese einen halben Zoll dicker sind.

Tischerleim, der gewöhnliche starke Leim, den die Tischer zu ihren Arbeiten gebrauchen. Er wird von den Abgängen der knorpeligen sehnigen Theile der Thiere gemacht.

Tischerverband, besteht aus Rahmen und Füllungen, welche durch Zapfen und Löcher verbunden werden, oder durch Nuthen oder Federn und Spunde, oder geleimet und genagelt sind, und entweder fest stehen, wie das Täfelwerk, oder beweglich sind, wie die Thüren- und Fensterflügel, u. dgl.

Tischfuß, der Fuß, oder mehrere, worauf ein Tischblatt liegt und befestigt ist. Die Füße werden entweder nur gerade und glatt gemacht, oder sie sind nach allerley Figuren ausgeschweift und gebildet. Die jetzigen modischen Tischfüße von feiner Arbeit sind gemeiniglich viereckig, oben etwas dicker, als unten, und mit Reifen oder Canaleen verziert. Oft haben die Tischfüße die Gestalt eines Thierfußes, z. B. eines Rehfußes, u. s. w.

Todte Hölzer, sind die schwarzen Wälder oder Nadelhölzer, welche so heißen, weil, wenn sie einmal abgetrieben worden sind, nicht wie die Busch- oder Laubhölzer aus ihrem eignen Stamme oder ihrer Wurzel wieder ausschlagen, sondern sogleich absterben.

Todtes Wasser, dasjenige Wasser, welches still steht, und keinen Abzug hat. Wenn bey einem Mühlenwerke das Wasser sehr langsam fließt: so wird solches auch todtes Wasser genannt; im Gegensatz des lebendigen Wassers, welches sehr schnell fließt.

Tollkeulen, eine Art Fischerey zu Hechten, Sandern und Quappen, welche besonders in der Mark Brandenburg üblich ist, nach welcher man, bey noch nicht zu starkem, aber auch nicht zu dünnem Eise, mit Keulen 2 — 3 starke Schläge auf den, unter dem Eise stehenden, Fisch thut, und solchen damit beräubt, daß er mit der Hand aufgenommen werden kann. Der beräubte Fisch dreht sich alsbald um, sperrt das Maul auf, und ist daher leicht zu fangen, ehe er sich wieder erholt. Das Eis muß ein paar Zoll stark und durchsichtig seyn; Schleye und andere Fische aber kehren sich nicht daran.

Tombak, ein durch die Kunst gemachtes zusammengesetztes Metall, welches den Namen von seinem Erfinder, einem Engländer, hat. Es besteht aus Kupfer, welches mit Zink zusammengeschmolzen wird, und ist, der Farbe nach, dem Golde sehr ähnlich. Man macht auch weißen Tombak durch die Cementation. Obgleich aus diesen Metallen viele nützliche Sachen bereitet werden: so ist es doch nicht rathsam, Trink- und Speisegeschirre daraus zu machen, weil solche der Gesundheit sehr nachtheilig werden können; vielmehr sollten von Seiten der Policey die Verfertigung und der Verkauf solcher Gefäße verboten werden.

Tonne, ein hölzernes Gefäß, das entweder wasserdicht ist, oder nicht. Die Tonnen sind nicht in allen Ländern von gleicher Größe.

Tonne, ein Maaß zu flüßigen Dingen; besonders zum Biere. Es ist nicht überall gleichen Inhalts, in Berlin z. B. hält eine Tonne 110 Quart; im Hannöverischen 24 Stübchen, deren jedes 4 Quartiere, und 2 Quartiere 1 Kanne halten; auch Salz wird nach Tonnen verkauft, und größtentheils darinn versandt. Eine solche Tonne hat 6 Scheffel mehr, oder weniger.

Tonne Goldes, eine Münzrechnung von $\frac{100}{m.}$ Thalern, Marken, Gulden, Pfund Sterling, u. s. w.; nachdem man in einem Lande Species oder Geldsorten hat. In Deutschland z. B., wo man nach Reichsthalern rechnet, hält eine Tonne Goldes $\frac{100}{m.}$ Thaler; wo Gulden gerechnet werden, eben so viel Gulden, u. s. w.

Tonnengewölbe, das stärkste, aber auch einfachste, Gewölbe, welches entweder nach einem halben Cirkel, oder nach einem Cirkelstücke, oder nach einem verdrückten Bogen auf 2 gegen einander überstehenden Mauern, oder Widerlagen ruhet. Auf den andern 2 Seiten bedarf es keiner Widerlage; sondern die Mauern gehen gerade hinauf, und heißen **Stirnmauern**, durch welche um die Widerlagsmauern ein viereckig geschlossener Platz zugeschlossen wird. Wenn man aber bey Brückenbogen Tonnengewölber anbringt: so hat man keine Stirnmauern nöthig. In der Gothischen Baukunst findet man, besonders in Kirchen, Clöstern und in langen Gängen, die Tonnengewölber in allerley vertiefte Felder abgetheilt, welche mit weit hervorragenden Streifen als Rippen gleichsam eingefaßt sind.

Topas, Topazius, ein Edelstein von einer gelben Farbe. Er wird am meisten im Orient; aber auch in Deutschland, vorzüglich in Sachsen, gefunden. Die Orientalischen, welche goldgelb sind, werden für die besten gehalten. Die Juhelirer pflegen die Topase durch das Glühen weiß zu machen, und Statt der Diamante zu gebrauchen, von welchen sie sodann schwer zu unterscheiden sind. Der sogenannte Rauchtopas gehört nicht unter die Topasen; sondern zu dem Krystallgeschlecht. Der wahre Topas wird von den Alten Chrysolit genannt.

Topf, ein von Metall getriebenes, oder von Eisen gegossenes, oder von Thon geformtes, rundes und hohles Gefäß, worinn die Speisen gekocht werden. Die thönernen Töpfe sind bisher noch immer die gemeinsten; machen aber doch, da sie sehr zerbrechlich und von kurzer Dauer sind, eine starke Summe von Ausgaben im Jahre aus, um die abgehenden durch abermaligen Ankauf zu ersetzen. Man könnte sie doch durch einen Ueberzug dauerhafter und stärker machen, wenn man solche mit einer Lehmmasse, mittelst eines Pinsels, etlichemal überstreicht, solchen Anstrich alsdann trocknen läßt, und zuletzt mit Leinöl überstreicht. Dieser Anstrich erhält im Feuer einen Harnisch, der wie Eisen wird. Man kann die so überzogenen Töpfe in dem Backofen, wenn das Brodt ausgezogen ist, an die Kohlen setzen und einbrennen lassen.

Torf, Turf, ist eine mit Wurzeln und Pflanzen durchwachsene Erde, welche aus sumpfigen und feuchten, mehrmals mit Heide bewachsenen, Orten ausgestochen, oder als Schlamm mit einem Fischgarne

garne herausgezogen, getrocknet, und, Statt des Holzes, zur Feuerung gebraucht wird. Man findet den Torf am meisten in Deutschland; vorzüglich in Holland und in den Niederlanden; desgleichen in andern Nordischen Ländern.

Der Holländische wird als ein Schlamm aus sumpfigen und ganz und gar morastigen Gegenden erhalten, sogleich in den Kähnen mit den Füßen bearbeitet, alsdann ans Land geworfen, ein wenig getrocknet, wiederum mit Füßen getreten, und endlich mit eisernen Instrumenten in der Größe der Ziegel abgestochen, und, nachdem sie vollkommen trocken geworden sind, verfahren. Dieser Torf wird **Sumpftorf** genannt. Er fängt bald Feuer, und giebt beym Brennen keinen übeln Geruch von sich.

Von dem Sumpftorfe ist der **Rasentorf** unterschieden. Dieser wird an feuchten Orten, beynahe an der Oberfläche der Erde, in Gestalt länglicher viereckiger Stücken ausgestochen. Es besteht derselbe aus einer Stauberde, mit Pflanzen und Wurzeln vermengt; es müssen aber die Torfstücken, damit sie nicht im Fortschaffen zerbrechen, nicht über eine halbe Elle lang, und 4—6 Zoll breit, gestochen werden. Der gestochene Torf muß austrocknen, welches auf folgende Art geschieht. Es werden erstlich 8—10 Stücke in Häufchen gesetzt, und aufgeschränkt. Sobald diese ein wenig getrocknet sind: so wird aus zwey dergleichen Häufchen nur eins gemacht, und 16 Stück, je drey und drey, aufgeringt; obenher aber mit einem Paar dazu geschickten großen Stücken vor dem Regen bedeckt. Endlich werden aus diesen Haufen, wenn sie vollkommen trocken sind, große Haufen von 2 bis 3000 Stück gesetzt, damit sie vor dem Regen sicher seyn, und die noch etwas nassen an der Sonne und warmen Luft mehr und mehr austrocknen können. Wenn dieser Torf gut ausgetrocknet ist: so kann er viele Jahre lang unter freyem Himmel stehen, und bleibt gut. Er brennt mit einer Flamme zu Asche, und läßt sich auch zu Kohlen brennen. Die Asche kann zur Düngung der Felder gebraucht werden.

Die dritte Art, welche **Berg- oder Pechtorf** heißt, ist eine bituminöse, oder mit Bergöl oder Bergpech vermischte, Erde, welche im Feuer mit starkem Geruche brennt. Diese Torfart brennt im Feuer am besten, wenn sie neu gestochen, und nicht getrocknet zu werden braucht, weil sie im Trocknen viel von dem bituminösen und öligen Wesen verliert. Es brennt aber dieser Torf mit einem widrigen Geruche, und kann ebenfalls zu Kohlen gebrannt werden, welche, gleich den vorhergehenden, leicht glühen, und schneller, als die Holzkohlen, anbrennen.

Torferde, wird diejenige Erde genannt, welche aus vermoderten, und in ein schlammichtes Wesen aufgelösten, Wurzeln entstanden ist. Sie ist in sumpfigen Orten befindlich.

Torfmoos, Sphagnum L., ein Moosgeschlecht, welches sich von den übrigen Moosen, besonders vom Knotenmoose, Bryum, und Astmoose, Hypnum, durch die glatte Mündung der Büchse, und daß solche mit einem stumpfen Deckel, aber nicht mit einer Haube versehen ist, unterscheidet. Haller vereinigt mit dem Torfmoose das Bartmoos, Phascum; beyde sind auch sehr nahe verwandt; Linnäus aber unterscheidet das letzte durch die gefranzte Mündung der Büchse und den spitzigen Deckel; das Bartmoos hat auch

eine, obgleich ganz kleine, Haube. Von den drey einnäischen Arten bemerken wir

das breitblätterige Torfmoos, Sumpfmoos, S. palustre L. Man findet es auf sumpfigen Wiesen; sonderlich häufig auf Torfgründe, so daß es beynahe eine sichere Anzeige auf Torf abgiebt. Es bedeckt den Boden weit und breit mit dichten Rasen, und treibt überall Wurzelfäserchen aus. Die Stengel richten sich über der Erde, etwa einer Spanne hoch, aufwärts; sind dicht mit Blättern besetzt, und treiben viele einfache Zweige, welche unterwärts mehr von einander abstehen, und mit über einander liegenden Blättern besetzt, und rückwärts gebogen sind; oberwärts aber stehen sie dicht an einander, stellen gleichsam einen Blüthstrauß vor. Die Blätter sind eyförmig, gemeiniglich spitzig, äußerlich erhaben, wie Dachziegel über einander gelegt, im frischen Zustande weich; wenn sie aber verdorret und spröde sind: so zeigen sie beym Anrühren eine Schnellkraft, und erregen ein Geräusche. Die untersten sind weißlich; die obersten schmutzig gelb; bisweilen auch mehr röthlich. Gegen den Sommer treiben ungefähr in der Mitte der dicht an einander gestellten obern Blätter rundliche Büchsen hervor, welche anfangs einer saftigen, glänzenden Büchse gleichen, und platt aufsitzen; nachher aber durch einen dicken, weißlichen Stiel sich erheben. Die Mündung der Büchsen erscheint, wenn der gewölbte und grannige Deckel abgefallen ist, völlig ganz, und nicht gefranzt; der darinn aufbewahrte Staub ist grün. Die Büchse öffnet sich mit einem Geräusche; und wenn diese auch abfällt: so ist sie oben und unten mit einem Loche versehen, davon das obere von dem abgefallenen Deckel, das untere von dem Stiele abhängt. Die Lappländer machen aus diesem Moose Kissen und Decken; die Russen und Norweger füttern damit die Ritzen ihrer hölzernen Häuser; es fängt solcher aber sehr leicht Feuer.

Tormentille, Tormentilla Tourn., ist mit dem Fingerkraute, Potentilla, nahe verwandt, und beyde sind nur der Zahl nach in den Kelch- und Blumenblättern unterschieden: bey der Tormentille zählt man vom Kelche 8, und den Blumenblättern 4; bey dem Fingerkraute 10 Kelch- und 5 Blumenblätter.

Gemeine Tormentille mit ungestielten Blättern, Tormentillwurzel, Heil- auch Blatterwurz, Blut-, Birk- und Ruhrwurzel, Rothgunzel, Heidekorn, Siebenfingerkraut, T. officin., T. erecta L., wächst auf unsern Wiesen, grasreichen Hügeln, auch in den Wäldern, sonderlich den Birckenwäldern. Wurzel: sehr dick, knollig, knotig, schwarz, mit zahlreichen dünnen Fasern; Stengel: dünn, schwach, ziemlich aufrecht, haarig, gewöhnlich röthlich, etwa 1 F. lang; Blätter: länglich, schmal, sägeförmig, ungestielt, sieben an den Gelenken beysammen stehende Blättchen; Blumen: an den Enden und Seiten der Zweige, gelb, im Jun. und Jul.; Saamen: reif im Aug. An den Stengeln bemerkt man zuweilen galläpfelartige Auswüchse, in welchen, wie in diesen, sich kleine Würmchen aufhalten. Die Wurzel hat mehr Kräfte, als die übrigen Theile der Pflanze. Getrocknet ist solche äußerlich braun, innerlich röthlich, und besitzet einen herben zusammenziehenden Geschmack. In ältern Zeiten wurde sie häufiger gebraucht, und besonders als ein blutstillendes Mittel wider die Bauchflüsse,

den weißen Fluß, die Wechselfieber empfohlen. Es können aber dergleichen zusammenziehende Mittel leicht schaden; daher die heutigen Aerzte selten mehr davon Gebrauch machen. Der äußere Gebrauch ist sicherer, da der daraus bereitete Trank bey wackelnden Zähnen, lockerm und schwammigem Zahnfleische, auch bey den Zahnschmerzen selbst, imgleichen bey bösartigen Geschwüren, wenn man diese ohne Gefahr austrocknen kann, nützlich gebraucht werden kann. Die Lappländer bedienen sich dieser Wurzel, das Leder roth zu färben; sie befeuchten solche mit ihrem Speichel, oder kauen die Wurzel, und reiben damit das Leder, wodurch soches eine rothe Farbe erhält. Die Pflanze gehört auch unter die Gerberkräuter, und das Leder soll dadurch geschwinder, als durch die Eichenrinde, gahr gemacht werden können.

Touren, sind die Figuren, runden Volten, Durchschnitte, Wendungen und alle Schulen, so auf der Reitschule mit einem Pferde gemacht werden, sie mögen nun im Galop, Redop, Terve a Terre, oder in der Höhe geschehen.

Traben, ist bey der Reitkunst, wenn das Pferd im Reiten oder Fahren die zwey Schenkel zugleich hebt, die einander kreuzweise gegenüber sind, und, wenn solche wieder auf die Erde niedergelassen worden sind, alsdann mit den andern beyden also wechselsweise continuirt, und zwar geschwinder, als im Schritt. Am Trabe werden die Eigenschaften des Pferdes erkannt, die Glieder aus einander gebracht, der Rücken gestärkt, die Haltung des Kopfes und des Halses besser eingerichtet, die Füße sicherer und leichter; auch das ganze Pferd gesetzt und wohlgeschickt gemacht. Die Pferde, welche einen schweren Trab gehen, werden **Traber** und **Hochtraber** genannt.

Traben, wird von Wölfen und Füchsen gesagt, wenn sie langsam laufen, daß sie keine Sprünge thun, und die Tritte gerade vor einander setzen.

Tracht, ist in der Baukunst, wenn man dem Balken mit hinlänglichen Trägern zu Hülfe kommt, daß er die gehörige Festigkeit erhalte. Man sagt alsdann, daß man dem Balken hinlängliche Tracht verschafft habe; auch heißt Tracht der Raum zwischen den 2 Puncten, mit welchen ein Balken oder Gewölbe irgendwo aufliegt, und ruhet. Man sagt, daß ein Balken 24 F. Tracht habe, wenn der Raum zwischen 2 Wänden, auf welchen der Balken mit den Enden ruhet, 24 F. weit ist, und kein Träger queer unter den Balken gezogen worden ist; nicht weniger braucht man auch dieses Wort, wenn ein Gewölbe oder die Balken so beschaffen sind, daß sie sich selbst, und noch dazu eine aufgelegte Last gut tragen können, ohne dadurch Schaden zu nehmen.

Tracht, eines Sattels, ist die Krümmung, die jeder Steg am Sattelbaume erhält, damit er sich an den gebogenen Rücken des Pferdes anschließe.

Tracht eines Ackers, ist so viel, als der Ertrag desselben.

Tracht, zur, kommen, bringen, heißt in der Baukunst, ein Stück Holz so hohl legen, daß es mit seiner eigenen Stärke tragen muß; oder die Einrichtung so machen, daß die Last, welche ein Stück tragen soll, auf selbigem ruhe.

Trad, in Oberdeutschland die Spur, das

das Geleise eines Wagens; auch eine Viehtrift; daher Tradstein der Gränzstein einer Viehtrift.

Tränkheerd, Tränktenne, ein Vogelheerd, welcher also zugerichtet wird. Man macht in einem Walde über einer Grube, die stets Wasser hat, eine Wand zurecht, daß sie, wenn man sie richten oder rücken will, eiligst über die Grube falle. Die übrigen Bächelchen und kleinen Gewässer im Walde bedeckt man mit Sträuchern, damit die Vögel sich zu dieser Tränkwand gewöhnen, daselbst trinken, und durch das Zufallen der Wand gefangen werden.

Tragbänder, Stützbänder, an einem Verbande eines hölzernen Gebäudes schräge Stützen oder Streben, die man in ein aufrecht stehendes Holz oder einen Ständer, nach einer schiefen Richtung, einpaßt, um das Verschieben der Ständer aus dem senkrechten Stande zu verhindern.

Tragebänke, Unterlager, diejenigen Hölzer, welche in den Decken einer Mühle queer durch das Mühlgerüst oder Bieth gehen, und worauf der Steg sein Lager hat. Einer von diesen Tragebänken geht durch die Decke durch, und hat einen Kopf, durch welchen die Schraube oder das Aufhelfeisen geht, vermittelst dessen das Obere, und alles, was darauf ist, hoch oder niedrig geschraubt und gestellt werden kann.

Tragehebel, ein Hebel, womit eine Last getragen wird.

Tragereff, ein hölzernes Gestelle, eine Last damit auf dem Rücken zu tragen.

Tragerinken, die länglichen Rinken, oder eisernen Beschläge, womit der Rungestock an die Achsen gebunden ist.

Tragestütze, eine Stütze, wenn sie, um etwas zu stützen, untergesetzt worden ist.

Tragriegel, starke Holzstücke, 18 F. lang, 16 Z. stark, welche man unter das Gestell einer Windmühle stellt, um den Mantel zu tragen.

Traillen, Tralgen, eiserne Stäbe oder Stangen, womit eine Oeffnung vermacht wird, oder die auch oft anstatt eines Rostes in einem Ofen dienen.

Tramrecht, das Recht, wenn man auf seines Nachbars Mauer Tramen oder Balken auflegen, oder in dieselbe Löcher brechen, und Balken einlegen kann.

Trappe, ein bekannter großer Vogel, welcher billig mit zur hohen Jagd gerechnet werden sollte, weil er auf den Fruchtfeldern, wo er häufig einfällt, viel Schaden anrichtet. Der Hahn unterscheidet sich von der Henne gar sehr durch die Größe, als worinn er das Weibchen doppelt übertrifft, und dadurch ein ganz besonderes und beynahe einziges Verhältniß giebt, das sich zwischen Männchen und Weibchen bey den Thieren findet. Das Gewicht der Trappen ist auch verschieden. Man hat ihrer zu 10—20 Pfunden. Einen Kropf haben die Trappen nicht; vielmehr gränzt der Magen gleich an den Schlund, ist ungefähr 4 Pariser Zoll breit, und so hart, wie bey den gemeinen Hühnern. Die Trappe lebt von Kräutern, Körnern, Rüben und Cartoffeln; sucht sich auch bisweilen Würmer, vornehmlich die großen Regenwürmer in Sümpfen; auch wohl Frösche, junge Haasen, u. s. w. Zur Winterszeit, wenn sie weiter nichts findet, nährt sie sich von Baumrinden, Moosen und andern Dingen aus dem Gewächsreiche.

Steine

Steine schluckt sie wohl hinter, um der Zermalmung der Speisen beförderlich zu seyn. Den meisten Schaden thun die Trappen, wenn sie auf den Saatfeldern die hervorkeimende Saat mit Keimen und Wurzeln hervorziehen, und fressen. Wenn die Trappen den Vermehrungstrieb fühlen: so geht der Trapphahn stolz um die Henne herum, und schlägt eine Art von Rad mit seinem Schwanze. Die Palzzeit ist bey uns um die Mitte des Hornungsmonats, wenn die Winter nicht zu kalt fallen. Die Henne brütet auf der bloßen Erde in einer dazu gemachten Grube, ohne Nest, 30 Tage. Wenn sie an diesem Orte verscheucht wird: so trägt sie gern die Eyer weiter, und ihr Nest ist gemeiniglich in der jungen Saat, worinn sich ihre Jungen gut verbergen, und das Futter in Bereitschaft finden können. Die Trappen können sehr hurtig laufen, und wechseln darinn mit dem Fliegen ab, bis sie sich endlich in die Höhe heben. Man jagt sie mit Raubvögeln, oder man stellt ihnen auch Netze und Garne, wohin man sie durch allerley Anstalten treibt oder lockt. Das Trappenfleisch ist an sich hart; schmeckt, so lange sie Rüben und Kohl in den Feldern finden, oft thranicht, und die Köche pflegen den Trappen, bey der Zubereitung zum Braten oder Kochen, die Haut abzuziehen, um den etwanigen Thrangeschmack zu entfernen. Ueberhaupt muß der Vogel einige Tage hängen, um das Fleisch dadurch mürbe werden zu lassen; zu welchem Zwecke man ihn auch oft im Essig oder Nachbier einige Tage zu beizen pflegt. Wenn die Trappen noch jung und nicht zu alt sind: so wird ihr Wildpret gar nicht zähe und sehr gut gefunden.

Trappenbüchse, ein langes, wie eine Büchse geschäftetes, Rohr, welches auf einem eignen dazu gemachten Wagen gefahren wird, um damit Trappen zu schießen.

Traquenard, ein gezwungener Gang oder Amble eines Pferdes, der weder Schritt noch Trab in sich hat; sondern wie ein Antritt geht.

Traufe, der Abfall des Wassers, welches bey dem Regen über das Dach auf den Erdboden rinnt. Weil das Dach jedesmal etwas weit über die Wand hervorragen muß, damit selbige desto mehr vor dem Regen verwahrt sey, folglich auch die Traufe weiter davon abfällt: so heißt man ebenfalls auf dem Erdboden den Raum, von der Grundmauer des Hauses angerechnet bis an den Ort, wo das Wasser von dem Dache abfällt, die Traufe, welche das besondere Recht hat, daß, sofern nicht ein specielles Recht vorhanden ist, kein Nachbar an des andern Traufe so nahe anbauen darf, daß dadurch der Abfall des Wassers gehindert werde, oder ein anderer Nachtheil dem Besitzer des Traufrechts daraus erwachse.

Traversiren, wird von einem Pferde gesagt, das sowohl rückwärts, als auch nach beyden Seiten nach des Reiters Verlangen geht. Damit es rückwärts gehen lerne: muß der Reiter bald mit einem, bald mit dem andern Zügel ein wenig anziehen; und wenn das Pferd dabey nur ein wenig gehorsam gewesen ist: so muß er gleich wieder mit den Zügeln nachgeben, damit es merke, daß es recht gethan habe, und zu solchem Ende muß ihm der Reiter schmeicheln. Mit der Zeit kann ihm der Reiter schon immer mehr zumuthen, so daß es endlich so weit zurück geht,

als man es haben will. Wenn sich das Pferd durch das Anziehen der Zügel nicht bequemen will zurück zu gehen: so kann eine andere Person ihm eine Ruthe vor den Kopf halten; wenn aber auch dieses nicht helfen will: mit der Ruthe auf die Nase schlagen. Ist das Pferd genugsam hinter sich gegangen: so muß man es hernach allezeit auch wieder vorwärts gehen lassen. Auf die Seite geht ein Pferd schwerlich von selbst. Man kann es also dazu so richten, daß man im Anfange das Pferd mit dem Kopfe gegen eine Wand stellt, damit es nicht weiter vor sich gehen könne; wenn es nun in solcher Stellung angefrischt oder gereizt wird: so ist ihm nichts mehr übrig, als daß es auf die Seite gehe. Es muß aber der Reiter das Pferd also anmahnen, daß er den linken Schenkel stark anlege, wenn das Pferd auf die rechte Seite gehen soll; und umgekehrt, wenn es auf die linke Seite gehen soll. Es versteht sich aber auch von selbst, daß er ihm auch mit dem Zaume auf einer oder der andern Seite helfen muß; auch kann der Reiter seinen rechten Fuß an des Pferdes rechten Bug vorn anschlagen, wenn das Pferd auf die rechte Seite gehen soll, damit es dadurch ermahnt werde, den rechten Fuß zuerst aufzuheben, und damit auf die rechte Seite zu weichen. Ein anderer, welcher zu Fuß dabey steht, kann an eben diesem rechten Fuße mit der Ruthe mahnen, daß es um so eher damit auf die rechte Seite weiche; auch hinter dem Pferde muß jemand stehen, der ihm durch das Mahnen mit der Ruthe an den Hinterfüßen auf die Seite helfe. Wenn das Pferd an der Wand also zugerichtet ist, daß es, auf das Mahnen des Reiters, rechts und links allein geht: so wird es sich eben so leicht dazu bequemen, wenn es nicht an der Wand, sondern frey steht.

Treibebeet, eine Art von Mistbeeten. Man nennt zwar zuweilen die gewöhnlichen, mit Mist angelegten und mit Fenstern bedeckten, Mistbeeten also; eigentlich aber kommt diese Benennung solchen verschlossenen, jedoch auch mit Fenstern bedeckten, Kasten zu, darinn unter der Erde noch Röhren angebracht werden, die man, vermittelst des Feuers, und allenfalls nach Anweisung des Thermometers, erwärmt, als wodurch das Wachsthum der Pflanzen befördert wird.

Treibebuhnen, Buhnen oder **Abweiser**, die dazu bestimmt sind, schädliche Gegenufer eines Flusses oder Stroms wegzureißen, und durch den Strom wegzuschaffen. Es greift aber keine Buhne eher das gegenüber liegende Ufer an, es sey nun entweder eine Landzunge, oder Häger, oder Insel, als bis sie die Normalbreite überschreitet. Im Striche besitzt der Strom seine Macht; also muß man sich desselben hierzu bedienen; folglich ist eine Treibebuhne nur möglich, wo ein Stromstrich von ihr in Empfang genommen werden kann. Wenn die wahren Gränzen der Strombahn gefunden worden: so darf man nur auf dem Gegenufer die Linien ziehen, welche andeuten, wie viel man wegschaffen wolle, um daraus alles Uebrige auf eine leichte Art zu bestimmen. Z. B. an dem gegenseitigen Ufer wäre eine ausfallende Spitze, welche wegzutreiben wäre, und das diesseitige Ufer hätte eine Bucht, welche, mit der gegenüber stehenden geraden Linie parallel gezogen, die wahre Stromgränze bezeichnete, und beyde Linien der beyden Ufer an diesen Stellen wären, vermittelst der Normal-

malbreite, parallel gezogen: so würde eine Buhne an der linken Spitze der Bucht des diesseitigen Ufers den Strich des jenseitigen Ufers erreichen; denn sie soll den Stromstrich des gegenseitigen gekrümmten Ufers auffangen. Also muß sie aus der gedachten linken Spitze der Bucht des diesseitigen Ufers hervorgehen, und mit derselben die Spitze des gegenseitigen Ufers der Landzunge oder Krümmung wegscheuren; folglich muß sie nach dieser Spitze hinzielen, und die Linie des Strichs von der gedachten Spitze der Bucht bis zu der Spitze der Krümmung des gegenseitigen Ufers bestimmt den Winkel des jenseitigen Ufers, den sie mit dem diesseitigen Ufer von eben der Größe machen soll, und sie soll nur bis zur Mitte der jenseitigen gezogenen geraden Linie, die hinter der Landzunge gezogen worden ist, wirken; folglich muß man zwischen dem dort gegebenen Puncte und dem Haupte der Treibebuhne die Normalbreite finden. Die ganze Auflösung dieser Aufgabe ist also diese. Man zieht von dem Orte, wo man sich des Stromstrichs ganz bemächtigen kann, nach der äußersten wegzunehmenden Spitze des Gegenufers eine Linie: dann hat man die Richtung der Treibebuhne; dieser aber muß man eine solche Länge mittheilen, daß zwischen ihrem Haupte und der Gränze des wegzutreibenden Landes die Normalbreite übrig bleibe: so ist die Sache geschehen, und der Ort und die Gränze der Buhne sind gefunden.

Treibejagen, bestehet darinn, wenn ein gewisses Revier, oder auch wohl ein ganzer Wald durch die Jagdleute oder Treiber ab- und zusammen getrieben, und in das Zeug gebracht wird; da im Gegentheil, wenn etwas mit dem Leithunde bestätgit, und entweder gar nichts, oder nur etwas weniges dazu abgetrieben worden ist, solches ein Bestätigungsjagen heißt.

Treiben, allerley Obst und Pflanzen durch die Kunst zur ungewöhnlichen Jahreszeit zur Zeitigung bringen, wozu eigne Treibhäuser angelegt werden. Vom Obst treibt man Pfirschen, Apricosen, Maykirschen, Pflaumen, Wein, Him- und Erdbeeren. Im Januar wird der Anfang des Heizens gemacht, und die Bäume des Tages ein paarmal mit laulichem Wasser besprengt. Ist die Hitze zu stark: so fallen Blüthen und Früchte ab. Die Wärme muß der natürlichen Sommerwärme gleich seyn. Scheint die Sonne im März und April warm: so wird in den Mittagsstunden die Luft hineingelassen. Alle solchergestalt getriebene Früchte haben nicht den vollkommen guten Geschmack derjenigen, welche die Natur im Freyen hervorbringt. Die Bäume, die einmal in den Treibhäusern gebraucht worden sind, können nicht zweymal hinter einander dazu dienen. Sie werden zu seiner Zeit wieder in die freye Luft in den Gärten ausgepflanzt, wo sie dann sich wieder erholen, fortwachsen und fruchtbar werden; auch die getriebenen Pflanzen, z. E. Spargel, Erbsen, u. s. w. haben nicht den natürlichen Geschmack derjenigen, welche zu ihrer Zeit im Freyen erzogen werden.

Treiben, heißt bey der Jägerey Folgendes. 1) Wenn der Rehbock bald nach Jacobi die Ricke oder Geiße jagt, und sich begatten will: so treibt er sie. 2) Wenn die Hühnerfänger die Rebhühner mit einem Schilde, oder mit einem lebendigen Pferde allgemach vor sich hin in den Ha-

men oder das Treibezeug bringen. 3) Wenn die Lerchen in der Abendstunde entweder mit etlichen Bund Federlappen, oder mit einer langen Linie in den Feldern zusammen, und in die Tagenetze oder Klebegarne gejagt werden.

Treiben, wenn man das Wild aus einem Orte mit Mannschaft in den andern jagt; auch nennt man so einen Ort, welcher in einem Gange ohne Vorstellen kann ab- oder ausgetrieben werden.

Treiber, ein keilförmiges Stück Holz, dessen sich der Böttcher bedient, um es auf den Reif oder Band zu stellen, den er auf ein Gefäß treibt, damit der Reif durch das Schlagen des Hammers nicht beschädigt werde.

Treibholz, heißt im weitern Verstande alles Holz, das auf einem Fluß herab schwimmt und geflößt wird; im engern Verstande aber nur das, was an einzelnen Scheiten ins Wasser geworfen, von demselben also fortgeführt, und an bestimmten Orten wieder herausgezogen wird.

Treibzeug, ein Garn, welches hinten mit einem Sack und vorn mit zwey Flügeln versehen ist, hinter ein Volk Hühner aufgestellt, und von dem Weidmann, der hinter seinem Schilde oder einem Pferde versteckt ist, hineingetrieben wird. Von Michaelis bis in den späten Herbst hinein ist die beste Zeit dazu; sind aber die Hühner durch Schießen oder Beizen schon gescheucht worden: so ist mit dem Treiben wenig auszurichten.

Treille, eine grüne Laube, welche aus lebendigen Hecken an senkrecht eingegrabenen Hölzern und darüber gespannten Bogen fest gemacht wird, wodurch in der Mitte ein schattiger Platz erhalten wird, in welchem man sich zur Sommerszeit erfrischen kann.

Trennsäge, eine gewöhnliche Handsäge, die man so nennt, wenn damit ein Bret getrennt werden soll. Das Blatt der Säge wird umgedrehet, so daß es das Gestelle der Säge nicht beym Sägen hindere, wobey die Säge mit beyden Händen geführt wird.

Trense, ein leichtes und subtiles Mundstück ohne Stangen, damit man besonders die Polnischen, Ungarischen und Türkischen Pferde zu zäumen pflegt. Die Trensen müssen einen Finger dick, und mit großen Ringen auf beyden Seiten versehen seyn, nicht allein wegen der nöthigen Stärke und Verschonung des Mauls; sondern auch, daß selbige sich nicht durch das Maul ziehen, und Unordnung verursachen. Sie sind bey manchen Pferden und zu gewisser Zeit gewissermaaßen nöthig, und wohlanständig zu gebrauchen; zumal wenn ein Pferd einen starken Lauf verrichten soll, und keines Aufenthalts bedarf; eben so wohlanständig sind dieselben denen Pferden, welchen von den Stangen das Maul wund ist; desgleichen auch jungen Füllen zum Aufstellen und Arbeiten.

Treppe, derjenige Theil eines Gebäudes, mittelst dessen man von einem niedern Orte zu einem höhern, und wieder zurückkommen kann. Die Eigenschaften einer guten Treppe sind, daß sie vollkommen Licht habe; daß ihre Stufen von einerley, aber nicht allzu großer, Höhe seyen; daß sie genugsame Breite haben, damit eine Person den ganzen Fuß darauf setzen könne; auch daß deren ja nicht viele

auf

auf einander folgen, sondern jedesmal zwischen einigen ein Ruheplatz sich befinde, damit das Steigen nicht beschwerlich falle. Zu den **Haupttreppen** sind vornehmlich die ordinairen Treppen in den Wohnhäusern zu rechnen. Zu diesen muß der Eingang gut in die Augen fallen, daß sie alsbald zu finden sind, und bey dem Austritte derselben ein räumlicher Platz sich finde; sie sollen aber noch die Bequemlichkeit haben, daß man über selbige in die übrigen Etagen gelangen könne, ohne durch eine der vorhergehenden nothwendig hindurch oder darüber wegzugehen. In gewöhnlichen Gebäuden von mittlerer Art macht man die Stufen 7 Z. hoch, 14 Z. breit, und 4 — 6 F. lang. Steinerne Treppen sind besonders in Feuersgefahr besser, als die hölzernen; sie sind aber, wegen ihrer Kostbarkeit, nicht an allen Orten anzubringen. Die **Freytreppen**, wenn solche am Eingange vor dem Hause sind, müssen allemal von Stein seyn, und die Stufen derselben einen halben Zoll vorwärts hängen, damit kein Wasser darauf stehen bleibe; welches auch bey den Ruheplätzen zu merken ist. Bey den **Haustreppen** soll allemal nach 7, höchstens 9 Stufen, ein Ruheplatz folgen. In größern Gebäuden werden die Stufen wohl 4 — 6 Ellen lang gemacht, und die Höhe 5 — 6 Z. genommen; werden sie aber höher oder niedriger angelegt: so sind sie beschwerlich zu steigen. Ueber 15 — 18 Z darf auch keine Stufe breit seyn; sonst ist sie unbequem.

Treppenlehne, ist das obere Holz auf dem Treppengeländer, welches zur Lehne dient.

Treppenwange, Treppenbacken, Steigbaum, die Seitenbohle einer Treppe, worinn die Stufen eingelocht werden. Ist es eine freystehende Treppe: so sind zwey dergleichen Wangen vorhanden; ist dieselbe aber an einer Mauer angebracht: so wird nur eine erfordert. Die Breite der Stufen bestimmt die Breite der Wangen, und sie sind gemeiniglich noch 2½ Z. breiter; oder haben so viel Vorsprung vor den Stufen. In diese Wangen werden Löcher eingestämmt, worein die Stufen eingeschoben werden.

Trespe, Lolch und **Twalch**, sind 3 gebräuchliche, aber nicht genug bestimmte, Benennungen von Gräsern; daher das Geschlecht Lolium unter **Lolch**, Aegilops unter Twalch, und Bromus L. unter dem Namen Trespe am besten geordnet werden. Die bekanntesten Arten des letzteren Geschlechts sind diese:

1) **Glatte Roggentrespe mit ausgebreiteter Rispe und eyförmigen Aehrchen, gemeine Roggentrespe, Twalch**, B. secalinus L., ist eine einjährige Pflanze, und wächst als ein Unkraut auf sandigen Korn- und andern Aeckern; sie blühet vom May bis zu Ende des Sommers. **Halm**: 3 F. hoch, gestreift, glatt und grün; die Knoten aber purpurfarbig und etwas wollig; **Blätter**: platt, steif, spitzig, schöngrün, auf beyden Seiten wollig; doch auch etwas rauh anzufühlen, und unterwärts mit einem weißlichen Nerven versehen; **Scheide**: glatt und gestreift; **Blüthrispe**: ¼, auch ½ F. lang, ausgebreitet, oder an der Spitze auswärts gebogen. Aus dem eckigen Schafte entspringen 4 — 5 Hauptzweige, welche sich in 4 — 5 kleinere vertheilen, deren einige ungetheilt bleiben; andere aber sich noch weiter verbreiten. Der Saame dieses Unkrauts kann einige Jahre im Acker lie-

gen, bis er nach dem Aufpflügen hervorkommt, und sehr häufig unter Roggen und Waizen in die Scheune kommt. Eben dieser Saame wird unter dem Brodte mit gegessen; aber der Gesundheit eben nicht nachtheilig befunden. Man hat sonst diese Trespe als eine Ausartung des Korns halten wollen, weil dieselbe, wenn schon reines Saatkorn gebraucht worden ist, doch darunter, wie vorbesagt worden ist, mit aufgeht. Der Saame hat eine harte Schale, weshalb er lange, ohne aufzugehen, im Acker liegen kann. Die Schaafe fressen die Blätter gern, wenn sie noch jung sind. In Schonen wird dieses Gras, wie Linnäus berichtet, zum Grünfärben gebraucht.

2) **Weichhaarige Trespe mit aufgerichteter Rispe und eyförmigen Aehrchen**, B. mollis L. Diese Art wächst an den Wegen und Zäunen; auch auf den Aeckern im trocknen, lehmigen und sandigen Grunde; vorzüglich auf den Kornfeldern, wo sie nach gelinden Wintern und einer nassen Frühlingswitterung sehr überhand nimmt. Halm: 1 Fuß hoch, auch länger; oft aber kürzer, gestreift, mit weichen und weißen Haaren besetzt, auch oft glatt; Blätter: breit, zugespitzt, und nebst den Blattscheiden auf beyden Seiten mit zarten, weißen, weichen Haaren besetzt; Rispe: aufrecht, zusammengezogen; Aehrchen: eyförmig, zusammengedrückt, aus 6—10 Blüthen zusammengesetzt. Die grünen Bälgelchen sind mit einem schmalen, silberfarbigen Rändchen umgeben, und mit dicht anliegenden kurzen weichen Haaren bedeckt. Der Saame ist braun. Dieses Unkraut wird von allem Viehe, auch von den Schaafen gern gefressen; besonders wenn es im sandigen Boden wächst. Es wuchert in dergleichen Boden stark durch den ausfallenden Saamen; auch kann man damit den Flugsand gut befestigen. Zum Mähen ist es zu klein; treibt aber doch stark nach, wenn es vom Viehe abgefressen worden ist; bis in den späten Herbst bringt es von Zeit zu Zeit immer noch frische Blüthrispen und Saamen. Wenn man in hiesiger Gegend von der Trespe redet: so versteht man darunter gemeiniglich die jetzt beschriebene Art.

3) **Taubtrespe mit abhängender Rispe, haarigen Blättern und zweyzeiligen Aehrchen, taube Trespe, Taubhaber, Mäusehaber**, B. sterilis L., wächst auf den Aeckern, blühet im May, und ist jährig. Halm: 4—5 F. hoch; Blätter: lang und breit, die jungen rauh, die alten glatt, und nur am Rande etwas scharf anzufühlen; Rispe: ½ F. lang, auf eine Seite gerichtet, und gegen die Spitze niederwärts gebogen; Aehrchen: länglich, glatt, weißgrünlich, aus 7—8 Blüthen zusammengesetzt. Die Kelchbälgelchen sind sehr ungleich, gestreift, grün, weiß eingefaßt und sehr spitzig.

4) **Ackertrespe mit abhängender Rispe, glatten Blättern und eyförmig länglichen Aehrchen**, B. arvensis L., wächst auf den Aeckern, blühet im May, und ist jährig. Halm: 4—5 F. hoch; Rispe: ½ F. lang; Stiele: in Zweige getheilt.

5) **Rauche Trespe mit abhängender Rispe und dünnen Blüthährchen, taube Trespe, Sand-, Berg-, auch Dachtrespe**, B. tectorum L., wächst in allerley Grunde, in den Heiden, Feldern, auf Sandbergen, an den Strassen, auch auf Dächern und Mauern; blühet vom May an den ganzen Sommer über.

über. Man hat diese Art mit der, unter Nr. 3 angeführten, Taubtrespe oft verwechselt. Halm: niedriger, die Blätter schmäler, auf beyden Flächen weichhaarig, die Scheiden wollig, kleiner und dichter, mit überhängender Rispe; Aehrchen: kleiner, haarig; Bälglein und Spelzen: gestreift; äußerliche Spelzen: in einen sehr spitzigen, gespaltenen Fortsatz verlängert, haarig, grün, purpurfarbig, mit einem silberfarbenen Rande. Die Granne steht unter dem Fortsatze. Auf den Hügeln wird diese Art von den Schaafen gesucht.

6) Hohe Trespe mit abhängender Rispe und langgrannigen Aehrchen, hohe Waldtrespe, Futtertrespe, B. giganteus L., wächst auf trocknen Stellen in den Wäldern, und auf hohen Dämmen im Sande; jedoch auch in einem schweren und feuchten Grunde, und an den Wassergräben. Nach Verschiedenheit des Bodens erhält solche ein verändertes Ansehen und Größe; doch kann man diese Art gar leicht, und jedesmal an den feinen und krausen Grannen erkennen, welche die Spelzen an Größe übertreffen. Die faserige Wurzel dauert mehrere Jahre aus. Halm: 4 F. hoch und drüber, hellgrün, glatt, mit 5 — 6 Knoten versehen; Blätter: lang, breit, mit der Spitze unterwärts gebogen, am Rande etwas rauh, auch die obere Fläche etwas rauh, die untere etwas glatt, die Blattscheiden auch glatt und gestreift; Rispe: 1 — 1½ Fuß lang, ausgebreitet, überhängend, die Aehrchen walzenförmig; jedoch an beyden Seiten spitziger, glatt, hellgrün, mit weiß glänzenden Querstrichen, aus 4 — 7 Blüthen zusammengesetzt; die äußerliche Spelze weiß gerändert, an der Spitze gespalten, und unter dieser sitzt die längere, weiche, zarte, etwas krause Granne; die innerliche ist schmäler, etwas länger, weiß und auf beyden Seiten mit einem grünen Striche bezeichnet; Honigblättchen: unten knorpelicht, oben spitzig; Saame: länglich, flach und grau, sehr häufig. Dieses Gras blühet vom May bis Michaelis, und wird hin und wieder als ein Futtergewächs, doch mehr für das Rindvieh, als für die Schaafe, angebauet.

7) Zittertrespe mit rauchen, kurzgrannigen, plattansitzenden Blüthährchen, B. pinnatus L., wächst auf frey gelegenen Hügeln im brennenden Sande und sehr trocknen Wäldern; blühet im Jun., und dauert den Winter über in der Wurzel aus. Halm: gegen 4 F. hoch, dünn, einfach, glatt, und nach den Gelenken zu etwas haarig; Blätter: haarig, und eben so die Scheiden; Rispe: zweyzeilig; Aehrchen: rundlich, haarig, ohne Stiel, wechselsweise am Halme. Die Granne kommt nicht unter; sondern aus der Spitze der Spelze hervor, und ist sehr kurz. Die Blätter werden, wenn sie sehr jung sind, von den Schaafen gefressen.

8) Quecktrespe mit aufgerichteter Rispe und rundlichen Aehrchen mit und ohne Granne, B. inermis L. Es wird Queckgras genannt, weil die Wurzel der gemeinen Quecke völlig ähnlich ist. Es wächst selten auf Wiesen; mehr auf Triften, am Rande der Aecker, auf den Gräben, um die Wiesen, unter den Hecken; am häufigsten auf aufgeworfener Erde und Schutt, und ist sich immer gleich, der Boden sey lehmig oder thonig, trocken oder feucht, niedrig oder abhängig; nur die Höhe ist verschieden. In einem guten Grabelande wird der Halm 4 — 5 F. hoch. Die Blüthzeit fällt in den Jun., und

und dauert bis in den Aug. Halm: geſtreift und glatt; Blätter: breit, gewunden oder abhängend, allenthalben, imgleichen ihre Scheiden, glatt, glänzend, unterwärts mit einer vorragenden Schneide verſehen; Riſpe: 5—6 Z. lang, ausgebreitet, aufgerichtet, oder doch nur an der Spitze überhängend. Die Aehrchen ſind faſt pfriemenartig; aus 7—8 Blüthen zuſammengeſetzt. Dieſe Queckentreſpe iſt mit dem Wieſenſchwingel nahe verwandt; welcher auch mehr unter das Treſpengeſchlecht gerechnet werden ſollte, weil die nicht ſelten daran befindlichen Grannen auf dem Rücken der Spelzen entſpringen. Durch die Bildung der Riſpe und Blume, wie auch nach der Größe und Wurzel, wird man beyde unterſcheiden. Die Blätter werden von den Schaafen gefreſſen; aber die Saamenſtengel läßt alles Vieh gern unangerührt.

Treſter, Triſter, Weintreſter, Weintreber, die von dem Weine beym Keltern übrig bleibenden ausgepreßten Hülſen und Körner. Sie dienen zuförderſt, durch Aufgießung friſchen Waſſers Lauer- oder Trieſterwein daraus zu machen; auch kann man Branntwein davon abziehen.

Tretrad, Laufrad, iſt ein von 14 und mehrern Schuhen hohes Rad, welches einen mit Bretern bedeckten Cranz hat. Es iſt an einer liegenden Welle mit den Radärmen befeſtigt. Inwendig ſind Lattenſtücke genagelt, worauf die das Rad bewegenden Perſonen treten. Man gebraucht dergleichen Treträder gemeiniglich bey Kranichen und andern Maſchinen, mit welchen man Laſten heben will.

Triebſand, Flugſand, ein ſo feiner Sand, daß er gleichſam auf dem Waſſer ſchwimmt; ob er ſchon ſeiner Feinheit wegen eine zuſammenhängende Fläche auszumachen ſcheint. Iſt er aber zu trocken: ſo wird er vom Winde weggewehet, und man nennt ihn dann Flugſand; wird er aber zu naß: ſo löſet er ſich auf, und kann daher von dem geringſten Waſſer weggeſchwemmt werden. Dieſer iſt bey Waſſerarbeiten der ſchlechteſte Grund; denn es geht zwar ein Pfahl leicht hinein, ſo lange fortgeſchlagen wird; ſo bald er aber eine Weile ſtill ſteht: ſo beſaugt ſich derſelbe in dem Triebſande, und iſt kaum mit vieler Mühe zum weitern Eindringen zu bringen. Wollte man es verſuchen, den Pfahl allzuſtark einzutreiben: ſo würde man erfahren, daß ſich der Grund um den Pfahl herunterziehe, aber auch herum in die Höhe ſteige; ſobald aber der Triebſand wieder in ſein Gleichgewicht kommt: ſo ſteigt der Pfahl wieder in die Höhe. Doch dieſes iſt es nicht allein, was den Grund ſchlimm macht; ſondern das Auslaufen macht ihn noch ſchlimmer, und dieſes kann von dem ſchlechteſten Strome verurſacht werden, daß er den Triebſand in der Tiefe losſpült und forttreibt. Es iſt daher nicht rathſam, bey Waſſerbauen am Ufer große Pfähle einzutreiben; ſondern ſich lieber der Senkſchlachten, Faſchinen oder Würſte, mit dazwiſchen gefüllter Erde und Raſen, auch kleiner Pfähle, welche durchgeſchlagen werden, zu bedienen.

Triller, iſt in den Mühlen ein Getriebe von kleinen oder kurzen Stücken, bis 24 an der Zahl, welches auf der Welle des Kammrades ſteckt, wodurch dieſes Getriebe, vermittelſt des Stirnrades, herumgetrieben wird.

Trilling, Dreyling, Laterne, beſteht aus zwo runden Scheiben, in welche

che nach der gehörigen Schrift die Spindeln, oder Triebstecken eingesetzt werden, welche von den Kämmen oder Zähnen eines Kammrades ergriffen werden. Sie stehen bald senkrecht, bald horizontal, nachdem es die Maschine, wozu sie gebraucht werden soll, erfordert. Die zuvor gedachten zwo Scheiben werden Trillingsscheiben genannt.

Trillings-, Dreilings-, auch **Drehlingswelle,** ist diejenige Welle, oder der Baum von verhältnißmäßiger Länge und Stärke derjenigen Mühlen- oder anderer Maschinenräder, worinn sie gebraucht wird, und worauf der Trilling mit seinen Stöcken steckt.

Tripel, eine magere Thonerde, welche eine verschiedene weißliche, graue, gelbliche und braune Farbe hat. Im Anfühlen ist solcher etwas rauh, und unter den Zähnen scharf und sandig; ob er gleich keinen Sand enthält. Er sauget das Wasser an sich; wird aber von demselben nicht erweicht. Man gebraucht den Tripel, Glas, Metall und Steine zu poliren; auch Formen daraus zu machen.

Tristachel, ein eisernes Instrument, aus 3 mit Widerhacken versehenen Spitzen, an einer langen Stange befindlich, woran es durch zwo eiserne Federn befestigt ist, um damit Aale, Forellen, Quappen, u. s. w. in den Gewässern zu fangen und heraus zu ziehen.

Tritt, ein Kennzeichen, wodurch man die Fährte des Hirsches von dem Thiere unterscheidet.

Trocken machen, wird in der Baukunst gesagt, wenn man eine Krippe oder Wasserstube, oder sonst einen wässerigen Grund, mittelst allerley Schöpfwerke, vom Wasser leer macht, damit man einen Grund legen könne.

Trockenwein, ein Wein in Ungarn und mehrern andern Ländern, der aus fast trocknen oder sehr welk gewordnen Trauben gepreßt wird; welcher aber die beste Art des Ungarischen Weins ist. In Italien macht man ähnliche Weine, die man Secco, bey uns Sect, nennt.

Trockner Fall, der Fall des Wassers bey dem unterschlächtigen Wasserrade, von der Oberfläche des Fachbaums bis auf den Spiegel des Wassers unter dem Rade; im Gegensatz des nassen Falls.

Trockner Wechsel. Wenn derjenige, welcher das Geld giebt, solches nicht an einen andern zahlt, wie bey trassirten Wechseln geschiehet; sondern an eben dem Orte zu seiner Zeit mit Gewinn wieder bekommen soll. Ein solcher Wechsel ist in der That nichts anders, als ein eigner Wechsel.

Trollblume, Trollius. Von dieser Gattung sind nur zwo Arten bekannt.

1) **Europäische Trollblume, Kugelranunkel, Kugelhahnenfuß, Engelblume, Goldknopf, Bergranunkel, Alphahnenfuß,** T. Europaeus L., wächst in verschiednen Europäischen Ländern, und bey uns auf nassen Wiesen. **Wurzel:** klein, aus schwarzen Fasern zusammengesetzt; **Blätter:** langgestielt, fein hochgrün, rundlich, in 5 Abschnitte zerschnitten, welche abermals getheilt und tief gekerbt sind; **Stengel:** aufrecht, etwa 2 F. hoch, gewöhnlich blaßgrün, glatt, rund, hohl, oberwärts in Zweige getheilt, und mit ungestielten Blättern besetzt; **Blumen:** auf den Gipfeln der Zweige, groß, gold-

goldgelb, sehr sonderbar und schön, mit Honigbehältnissen von der Länge der Staubfäden, und mit dergestalt einwärts geneigten Blumenblättern, daß solche eine völlig kugelrunde und oben geschlossene Blume bilden, die sich nachher öffnet, ihre kugelichte Gestalt zwar allezeit, obgleich nicht ganz vollkommen, behält; diese Blumen pflegen im Anfange des Jun. in der Blüthe zu stehen; Saamen: reif im Aug.

2) Asiatische Trollblume, T. Asiaticus L. Vaterl.: Siberien, Cappadocien; Wurzel: zaserig; Blätter: groß, langgestielt, blaß, aber zierlich grün, getheilt, wie die des Aconitum, jedoch in größeren und nicht so viel Theilen, als die erste Art; Stengel: aufrecht, fast 2 F. hoch; Blumen: groß, kugelicht, zierlich safrangelb, die Blumenblätter offen, und nicht gegen einander eingeneigt; daher die Staubfäden und Honigbehältnisse, welche länger als die Staubfäden sind, ins Auge fallen, und einen sehr artigen Effect machen; blühen im Jun.

Beyde Pflanzen machen in der Flor eine sonderbare Mannichfaltigkeit, und verdienen daher in alle gute Blumensammlungen in den Lustgärten aufgenommen zu werden; haben jedoch auf feuchten, schattigen, kalten Plätzen einen stärkern Wuchs, und blühen dann auch besser; schicken sich also sehr gut zur Verzierung solcher feuchter Plätze, wo viele andere Blumenpflanzen nicht gut fortkommen. Man vermehrt sie a) durch Zertheilung. Im Herbste, wenn ihre Blätter absterben, oder zeitig im Frühjahre, theile man sie, jedoch nicht in gar zu kleine Stücke, und pflanze sie entweder sogleich an Ort und Stelle, oder erst auf ein Jahr in die Pflanzschule. Sie pflegen schon im nächsten Jahre zu blühen. Ihre Vermehrung kann auch durch b) Saamen geschehen. Man säe diesen auf einer kalten Rabatte in gemeiner Erde in flache Furchen, und bedecke ihn, höchstens ½ F. hoch, mit Erde. Am besten wird der Saame am Ende des Febr. gesäet, und die einstweilige Pflanzung der jungen Pflanzen geschiehet, ehe man sie förmlich verpflanzt, im Sommer oder gegen den Herbst auf 6—8 Wochen, auf ein besonderes Beet, in 6 Z. weit von einander entfernten Reihen, damit sie erst eine gehörige Stärke erreichen.

Trommel, heißt bey der Jägerey: 1) wenn die Jäger des Nachts mit einem Lichte auf den Teichen in einem Garnsacke zu fangen suchen; 2) ein leinener Sack, in welchem unten ein runder Boden mit einem Reife ist, daß er unten beständig weit bleibe, und die Hühner darauf sitzen können. An dem Sack herum werden einige Luftlöcher mit Zwirn umnähet. In diesem Sack tragen die Jäger ihre gefangenen Hühner nicht nur nach Hause; sondern letztere können auch darinn bequem weiter verführet werden.

Trompetenblume, ist der gemeine Name von der Bignonia L., und vermuthlich von der Gestalt der Blume entlehnt.

a) Aufrechte Art.

1) Herzblätterige Trompetenblume, Catalpabaum, Americanische Trompetenblume mit großen Blättern, B. Cata'pa L. Vaterland: Carolina, Japan; Stamm: aufrecht, stark, holzig, ästig, die Rinde braun und glatt, 20—30 F. hoch; Blätter: einfach, herzförmig, groß, etwa 5—6 Fuß lang, und eben so breit, ins Bläuliche fallend, an den Gelenken je drey und drey beysammenstehend, schlagen spät im Frühjahre aus;

aus; Blumen: gegen die Enden der Zweige zu, in Rispen, mit nur 2 Staubfäden, weißlich, gelbgestreift, oder weiß und inwendig purpurroth gefleckt, und gelblich gestreift, im Aug.; hinterlassen aber selten bey uns guten Saamen. Die Catalpe ist in allen feinen Lustgebüschen einer Stelle werth, weil sie im Sommer, da sie vorzüglich schön, und gleichsam schwelgerisch belaubt ist, ein so edles Ansehen hat, wie kein andrer Baum. Sie muß hochstämmig gezogen, und so gestellt werden, daß die großen Blätter recht ins Auge fallen; auch sich mit ihren Zweigen, welche ihrem natürlichen Wachsthume überlassen werden, ungehindert ausbreiten können. Man kann sie einzeln auf geräumige Rasenstücke, oder andere große freye Grasplätze, pflanzen; die jedoch gut geschützt seyn müssen, damit ihre Zweige in harten Wintern nicht erfrieren; im Sommer aber nicht ganze Zweige vom Winde, wenn derselbe ihre großen Blätter faßt, abgebrochen werden. Sie läßt sich durch abgeschnittene junge Schößlinge in Menge vermehren, welche im Frühjahre in Töpfe gesteckt, und in ein Mist- oder Lohbeet, worinn sie binnen 4 — 6 Wochen Wurzeln zu schlagen pflegen, eingesenkt, dann an die freye Luft gewöhnt, und im Anfange des Oct. in ein Gewächshaus, oder unter ein anderes Verdeck gestellt, gegen Frost geschützt, und endlich im Frühjahre, wenn die üble Witterung vorüber ist, aus den Töpfen auf einen gut geschützten Platz in die Pflanzschule, und, wo möglich, auf ein fettes, doch mehr feuchtes als trockenes, Beet gepflanzt werden müssen. Daselbst müssen sie so lange, bis sie zur förmlichen Verpflanzung groß genug geworden sind, also 4 — 5 Jahre, bleiben, binnen welcher Zeit sie im Sommer vom Unkraute rein zu halten sind. Wenn man dergleichen Stecklinge in Menge hat: so mag man solche auch nur auf eine fette, schattige, feuchte Rabatte stecken, weil sie auch hier oft Wurzeln zu schlagen pflegen. Man kann sie auch aus Saamen ziehen, welcher aus America gebracht wird, und nach seiner Ankunft sofort in leichte, fette Erde, entweder auf eine gute, warme Rabatte, oder in Töpfe und Kästen, gesäet werden muß

b) Kletternde Arten.

a) **Immergrüne Bignonie, Virginischer Jesmin**, B. sempervirens L. Stamm: kletternd, dünn, steigt an einer Unterstützung 20 — 30 F. hoch hinauf, überzieht Hecken und Bäume, und macht in der Ferne ein großes Ansehen; Blätter: einfach, lanzettförmig, gegenüber stehend, sehr verzierend; Blumen: an den Seiten und Enden der Stämme und Zweige, in den Winkeln der Blätter an jedem Gelenke, aufrecht, trompetenförmig, gelb, nicht so schön, als die der übrigen Arten; dagegen aber ist diese Art außerordentlich wohlriechend, durchduftet die Luft mit ihrem Geruche sehr weit umher, und hinterläßt nur kleine Schoten.

3) **Zwergblätterige Bignonie, Katzenklaue**, B. Unguis L. Vaterland: Barbados, Domingo; Stämme: kletternd; Zweige: sehr dünn und schwach, glatt, oft röthlich, besonders an der Sonnenseite, und sehr zähe, überlaufen vermittelst ihrer, an den Gelenken entspringenden, sehr kurzen, bogenförmigen, dreytheiligen Gabeln Büsche und Bäume ꝛc. 20 — 30 F. hoch; Blätter: an jedem Gelenke 4, gepaart, länglich, glatträndig, sehr verzierend; Blumen: vortrefflich scharlachroth, von edlem Ansehen, hinter-

lassen in ihrem Vaterlande lange Schoten.

4) Gefiederte Trompetenblume mit wurzelndem Stengel, scharlachartige oder aschenblätterige Trompetenblume, B. radicans L. Vaterland: Nordamerica; Stämme: strauchig, aus den Gelenken Wurzeln treibend, an einer Unterstützung, z. E. an Gebäuden und Bäumen, 30—40 Fuß hoch hinauf kletternd; Blätter: gefiedert, aus 4 Paar gegenüberstehenden, und einem einzelnen, tief eingeschnittenen, in eine lange Spitze auslaufenden, kleinen Blättchen zusammengesetzt; Blumen: in schönen Büscheln, groß, trompetenförmig, scharlachroth, sehr ansehnlich im Aug. Man hält diese Art, nebst einigen andern, für giftig; die folgende Art aber soll ein stärkeres Gift bey sich führen.

5) Zweyblätterige Trompetenblume mit Gabeln und borstigem Stengel, creuztragende Bignonie, B. crucigera L., wahrscheinlich deshalb sogenannt, weil der, der Queere nach durchschnittene, Stengel inwendig die Gestalt eines Creuzes zeigt, welches vermuthlich von dessen 4 Flügeln herkommt, womit die Zweige, der Länge nach, versehen sind. Das Blumenblatt ist unterwärts weißlich, und oben blaß oder schwärzlich; die Schote aber 1 F. lang und flach. Die Pflanze gehört in dem mittägigen America zu Hause.

Tropfstein, Stalactites, wird derjenige steinige Körper genannt, welcher aus einer mit Wasser vermischten, steinigen Materie herabtröpfelt, und in der Luft erhärtet. Die Figur desselben ist verschieden, und die Einbildung will daran mancherley Gestalten wahrnehmen. Von diesem ist der Tophstein, der Natur nach, nicht verschieden, als welcher entweder kalk- oder gypsartiger Natur ist, und sich, vermittelst des Wassers, in verschiedener Gestalt und Farbe an andre Körper angelegt, oder selbige überzogen oder ausgefüllt hat. Man findet von beyderley Arten hin und wieder in Deutschland.

Tuberose, Polyanthes L. Von dieser Gattung giebt es nur eine Art; welche aber so bekannt ist, daß es unnöthig ist, dieselbe nach allen ihren Kennzeichen zu beschreiben. Die Sorten davon sind: a) gemeine einfache; b) gefüllte; c) niedrige; d) mit bunten Blättern. Die Pflanze hat vermuthlich von der Wurzel, die man zwar unter die Knollen rechnet, aber doch mehr einer Zwiebel ähnlich ist, den Namen; so wie die Pflanze auch wegen des Geruchs und der Gestalt der Blume Indianische Hyacinthe oder Herbsthyacinthe genannt wird. Die Wurzel leidet bey uns leicht, sonderlich von der Kälte, Schaden; daher man dieselbe gehörig behandeln muß. Will man sie im freyen Garten auf ein Beet legen: so muß solches nicht eher geschehen, als bis man wegen der Nachtfröste nichts mehr zu besorgen hat; da aber solchergestalt das Einlegen spät geschiehet: so wird auch der Stengel spät treiben, und die Blüthe davon leicht zurückbleiben. Sicherer geht man, wenn man die Wurzel in Töpfe pflanzt, und dieselbe, damit man längere Zeit über blühende Stöcke haben möge, zu verschiedener Zeit einlegt. Wenn nachher noch Nachtfröste einfallen: so kann man diese leicht in Sicherheit bringen; am füglichsten aber geschiehet dieses im März. Man soll wohl Acht haben, damit man nicht verdorbene Wurzeln einsetze. Wenn man

man an diesen unten ein wenig mit dem Messer schabt, und es zeigt sich daselbst kein weißes, sondern mehr graues Fleisch: so ist dieselbe nichts mehr nütze. Die dürren Fasern, nebst anderm anhängendem trocknem Wesen, sondert man ab; auch schneidet man die trocknen Blätter, wenn solche noch daran sitzen, mit dem Messer weg, und bricht die junge Brut, wenn viele und starke daran sitzt, behutsam ab. Man legt in jeden Topf nur eine Wurzel. Die Erde, womit dieser angefüllt wird, soll nicht zähe und thonig, sondern leicht und locker, jedoch fett seyn. Ist solche für sich zu fett und schwer: so mischt man etwas Sand darunter. Man füllt den Topf etwa halb voll, legt darüber etwas Sand, setzt die Zwiebel auf den Sand, und bedeckt sie mit Erde, so daß obenher die Wurzel etwa 2 Finger breit mit Erde bedeckt ist. Diese Wurzel fault leichter, als andere Zwiebeln; daher man sie vor vieler Nässe, sonderlich ehe sie treibt, in Acht nehmen muß, wozu der Sand nützlich gebraucht wird. Einige legen auch Sand unten in den Scherbel. Diese Töpfe kann man in ein Mistbeet eingraben, oder auch in eine Kammer setzen, und zwar so lange, bis man es wagen darf, sie an die freye Luft zu bringen; man muß aber schon zuvor diese Pflanze der freyen Luft genießen lassen, damit der Stengel nicht zu geil treibe, und die Blätter nicht zu weichlich werden. Wenn die Töpfe nicht zu viel Wärme genießen: so verstreichen wohl 6 — 8 Wochen, ehe die Blätter hervorbrechen. Im Garten setzt man die Töpfe an einen solchen Ort, wo sie den ganzen Tag über von der Sonne beschienen werden können. Nebst der Wärme liebt diese Pflanze auch die Nässe; die Erde soll daher, wenn die Wurzel zu treiben angefangen hat, niemals trocken werden; das Begießen aber nur nach und nach gelind geschehen. Im Herbst- oder Wintermonate endigt sich die Blüthe, da man denn die Töpfe vor aller Nässe bewahren, und unter Dach oder in ein Zimmer bringen soll. Wenn die Blätter und der Stengel vertrocknet sind: so schneidet man solche ab, nimmt die Knollen aus der Erde, reinigt sie von dieser, und verwahrt sie den Winter über an einem luftigen, trocknen, und ein wenig warmen Orte. Stehen die Töpfe im freyen Lande: so pflegt man dieselben zur Zeit der Blüthe behutsam auszuheben, und in die Töpfe zu pflanzen; läßt man sie aber im Beete verblühen: so muß man die Wurzel zeitig im Herbste herausnehmen, damit sie nicht von der Kälte leiden möge. Bey uns erhält man niemals Saamen; die Vermehrung kann daher allein durch die Wurzelbrut geschehen. Die Stöcke mit gefüllten Blumen soll man, wenn die untersten zur Oeffnung sich anschicken, unter ein Dach bringen, weil sie, wenn Nässe daran kommt, leicht verderben, und nicht gehörig aufblühen.

Türkischer Bund, Türkenbund, nennt man einige, mit der Lilie nahe verwandte, Pflanzen; welche sich aber von dieser durch die zurückgeschlagnen und umgerollten Blumenblätter unterscheiden.

1) **Wirtelförmiger Türkischer Bund mit purpurfarbigen gefleckten Blumen, heidnische oder wilde Lilie, rothe Berglilie, Goldwurz, Cymbeln, Kappenhütlein**, Lilium Martagon L., wächst in Ungarn und andern Ländern; auch bey uns in den Wäldern. Die Wurzel ist eine gelbe, aus übereinander liegenden und abstehenden

Schuppen zusammengesetzte, Zwiebel. Die Blume bilden eine lockere Aehre, hängen unterwärts, haben anfangs die Gestalt einer Lilienblume; nach und nach aber schlagen sich die Blumenblätter rückwärts, und rollen sich dergestalt zusammen, daß die Spitze bis an den Stiel kommt, oder sich gar verbirgt. Abarten: a) mit gefüllten Blumen; b) mit rothen Blumen; c) Kaisersmartagon mit getheiltem Stengel. Diese letzte wird am meisten geschätzt. Die gemeinen Leute pflegen die Wurzel den Kindern anzuhängen, um das Zahnen der Kinder zu befördern; auch gießen sie Wein darauf, und gebrauchen diesen zur Beförderung des Urins und der monatlichen Reinigung. Die Tartaren kochen solche mit Milch, und essen sie. In der Apotheke wird dieselbe oft statt der Asfodillwurzel verwahrt.

2) Canadische Lilie, insgemein Canadisches gefleckte Martagon genannt, L. Canadense L., ist der ersten Art ganz ähnlich, ehe sich die Blumen zeigen; diese aber sind nicht nur gelb, bald heller, bald dunkler, und schwarz gefleckt; sondern halten zwischen der Lilie und dem Türkischen Bunde gleichsam das Mittel, weil sie weniger, als bey dieser, und mehr, als bey jener, rückwärts geschlagen, und glockenförmig gestellt, am Rande aber auswärts gebogen sind.

3) Rother Türkischer Bund mit pfriemenartigen Blättern, Pomponische Lilie, schmalblätterige große Lilie, L. pomponium L. Vaterl.: die Pyrenäen, Siberien. Dieß ist das gemeine Pomponische Martagon in seinem natürlichen Zustande, wovon man in den Holländischen Blumenverzeichnissen zahlreiche Sorten aufgezeichnet findet, und von welchen noch ungleich mehr Sorten aus dem Saamen gezogen werden können.

4) Rother Türkischer Bund mit lanzetförmigen eingefaßten Blättern, Chalcedonische Lilie, scharlachrothes Chalcedonisches Martagon, L. Chalcedonicum L., wird mit Recht für eine der besten Martagons gehalten; Abarten: a) mit hochscharlachrothen; b) mit purpurrothen Blumen; c) mit sehr großen Blumenbüscheln. Alle diese Sorten blühen im Jul. und sind von großer Schönheit, kommen überall fort, und vermehren sich stark durch Nebenzwiebeln.

5) Gelbgefleckter Türkischer Bund mit lanzetförmigen Blättern, gelbgefleckter Türkischer Bund aus Canada, L. superbum L. Vaterland: Nordamerica; Stengel: aufrecht, 4—5 F. hoch; Blumen: gelb, schwärzlich gefleckt, in einem pyramidenförmigen Büschel, an welchem man ihrer oft über 50 zählet, von edlem Ansehen; nur muß sie, wegen ihres stinkenden Geruchs, nicht zu nahe an solche Wege gesetzt werden, die oft frequentirt werden.

Die Wartung aller dieser Arten ist leicht; sie dauren den Winter über im freyen Lande aus; verlangen auch keinen besonders zugerichteten Boden; doch gedeihen sie in einem lockern Boden besser, als in einem schweren; auch besser in sonnenreichen Oertern, als im Schatten; jedoch schickt sich auch die dritte Art vorzüglich gut in die Wildnißquartiere zwischen kleine Sträucher, und vermehrt das Ansehen eines Lustgebüsches. Man kann von allen Arten die Wurzel füglich 2—3 Jahre an einem Orte stehen lassen; nachher aber ausheben, die Brut absondern, und wieder einsetzen. Lange aus der Erde darf man sie nicht aufbehalten. Die aus Saamen

men gezogenen Pflanzen treiben immer mehr, und blühen häufiger, als die ältern Wurzeln. Aus dem Saamen von der dritten Art erhält man die meisten Spielarten. Von der zweyten, vierten und fünften Art erhält man bey uns selten Saamen.

Tulpe, eine Pflanzengattung, ohne welche kein Blumen- oder Lustgarten schön genannt werden kann. Sie würden alle andere Blumen hinter sich zurück lassen; wofern ihre Blumen nicht von sehr kurzer Dauer wären, und ihnen die Natur nicht den Geruch versagt hätte.

1) **Wilde oder frühe wohlriechende Europäische Tulpe.** **Vaterl.:** Die Apenninischen Gebirge, die Schweiz, Siberien, Deutschland; **Wurzel:** eine längliche Zwiebel; **Blume:** nur Eine, fast überhängend, mit gespitzten Blumenblättern, gelb, klein, von angenehmem Geruche. Weil diese Pflanze eine nur geringe Schönheit in Vergleichung der Gartentulpen hat: so ist sie weder so allgemein bekannt; noch auch häufig anzutreffen.

2) **Gesnersche oder Gartentulpe,** insgemein **Tulpe** oder **Tulipane** genannt. **Vaterland:** Cappadocien, von daher sie seit d. J. 1559 in Europa eingeführt ist; **Stengel:** aufrecht, rund, $\frac{1}{2}$ — 3 F. hoch, mit einigen wenigen Blättern besetzt; **Blume:** Eine, groß, glockenförmig, aufrecht, sechsblätterig, nach dem Unterschiede der Sorten fast von allen Farben und Farbenmischungen; **Sorten,** und und zwar **Hauptsorten:** a) frühe; b) späte; c) gefüllte; d) einfarbige; e) bunte Tulpen. Eine jede dieser Hauptsorten begreift sehr viele Untersorten unter sich, die zwar in Ansehung der Farbe und der Zeichnung unterschieden; ursprünglich jedoch alle einfarbig sind; besonders die Saamentulpen. Denn wenn diese zum ersten Male blühen: so sind ihre Blumen ganz einfarbig, ohne Zeichnung der Striche. Sie haben nämlich entweder einen weißen, oder einen gelben; einige aber auch einen blauen, purpurrothen und schwärzlichen Boden; und werden so lange, als sie ihre eine ursprüngliche Farbe behalten, in der Gärtnersprache in Deutschland **Muttertulpen** genannt. Wenn diese 1 oder 2 Jahre in besonders für sie zubereitete Erde gepflanzt werden: so nehmen sie stufenweise mannichfaltig unterschiedene Illuminationsfarben an, und werden dann **bunte Tulpen** genannt. Eine jede derselben macht alsdann eine ganz neue unterschiedene Sorte aus, z. E. mit weißem Boden und mit braunen, blauen, violetten, rosenfarbigen, rothen Strichen, ꝛc., welche durch mannichfaltig geordnete weiße und anders gefärbte Streifen von einander abgesondert sind; mit gelbem Boden, und mit unterschiedenen rothen, mit karmoisinrothen, und mit goldgelben bandförmigen Streifen, und mancherley andern Farben; einige auch mit schwärzlich-purpurrothem Boden, ꝛc. und mit Strichen von dunkeln Farben, gelb, und roth; daher es denn, zumal unter denjenigen bunten Tulpen, welche einen weißen, oder einen gelben Boden haben, auch weiß und roth gestrichelte giebt; weiß und purpurroth gestrichelte, weiß und rosenfarbig gestrichelte, violet und weiß panaschirte, roth und weiß panaschirte, roth und gelb panaschirte, braun, gelb und roth panaschirte, und zahlreiche andere Zwischenfarben und Striche, welche auf unzählig mannichfaltige unterschiedene Art geordnet sind; daß also die Art der bunten durch eine unzählig mannichfaltige

tige Zeichnung von einander unterschiedene Tulpensorten ins Unendliche geht. Die Blumisten geben den vorzüglichsten derselben eigene prächtig klingende Namen, z. E. den Namen einer angesehenen Person, oder eines berühmten Blumisten, oder des Orts, wo sie erzeugt sind ꝛc. Weil aber an so manchen Orten von Jahr zu Jahr immerfort eine große Anzahl neuer Sorten aus Saamen gezogen wird; diese auch mit besondern Namen belegt, und dagegen andere alte Sorten cassirt werden; auch eine und eben dieselbe Sorte bey dem einen Blumisten diesen, und bey dem andern oft einen andern Namen führt: so ist es unmöglich, von so unzählig vielen Sorten hier ein ganz richtiges Verzeichniß zu führen. Da vorhin das Wort panaschirt einige Mal vorgekommen ist: so ist hier noch anzuzeigen, daß dadurch die Eigenschaft der Tulpen angezeigt werden soll, nach welcher sie breite bandförmige Streifen haben.

Die Gartentulpen können in zwo Hauptclassen eingetheilt werden: in frühe und späte Tulpen.

1) Frühe Tulpen oder niedrige Frühlingstulpen. Diese heißen so, weil sie zeitig im Frühjahre, und wohl über einen Monat früher blühen, als die späten Tulpen, zu deren zahlreichem Heere sie gleichsam der Vortrab sind; sie sind aber nur von einer mäßigen Größe. Ihr Werth beruht auf ihrer frühen Flor; einige Sorten derselben kommen nämlich schon früh im Febr. zur Blüthe, und diesen folgen in der Flor andere Sorten bis zu der Zeit, da sich die Flor der späten Tulpen anhebt. Sie sind von Farbe theils einfarbig, z. E. roth, karmoisinroth, scharlachroth, fleischfarbig, violet, purpurroth, gelb, ꝛc.; theils bunt, nämlich alle diese Farben auf mannichfaltige Weise mit Roth, Gelb, und Weiß gerandet und panaschirt. Man muß ihnen in dem Blumengarten nahe bey einem Gartenzimmer, aus welchem man sie sehen kann, eine Stelle geben, wo sie mit ihrer Flor in Gesellschaft der Crocus, Hepatica, Helleborus hiemalis, Daphne Mezereum etc. paradiren können, weil sie sich zur Bereicherung der Sammlung solcher frühblühender Blumen vortrefflich schicken. Zum Treiben schicken sie sich unter allen Sorten am besten. Man pflanze sie daher im Herbste oder im Winter in Töpfe oder in Kästen, und stelle diese in ein Glashaus, oder in ein Mistbeet: so werden sie schon im Jan., Febr., oder noch früher, und so lange in der Blüthe bleiben, bis die in den Garten gepflanzten Zwiebeln zu blühen anfangen; oder man setze eine Anzahl Zwiebeln im Herbste oder im Winter auf Blumengläser, auf jedes Glas eine Zwiebel, und stelle solche entweder in ein warmes und helles Zimmer in die Fensterbänke, oder in ein Gewächs- oder Glashaus, da sie dann zeitig im Winter und Frühjahre sehr annehmlich blühen.

2) Späte Tulpen, oder gemeine, oder spätblühende hochstengelige Tulpen. Man nennt sie so, weil sie später im Frühjahre, und wohl über einen Monat später, als die frühen Tulpen, und erst am Ende des Aprils, im May und Jun. blühen. Die Anzahl der Sorten geht ins Unendliche, weil die einfarbigen Saamentulpen in der Folge unendlich mannichfaltige Zeichnungen annehmen. Sie lassen sich in zwo Ordnungen abtheilen: in einfarbige oder Muttertulpen, und in bunte Tulpen.

a) Einfarbige oder Muttertulpen, Franz. Expectantes, (d. i. Expectantentulpen,

tulpen, weil man von ihnen nur bunte Sorten erwarten kann). Diese sind Saamentulpen, deren Blumenblätter einfarbig sind, z. E. purpurroth, roth, violet, grau, kupferfarbig, braun, schwarz, gelb, ꝛc. Wenn diese aus Saamen gezogen, und endlich tragbar geworden sind: so sind ihre Blumen 2 — 3, oder mehrere Jahre einfarbig, ehe sie eine Illuminationsfarbe annehmen; dann aber verändern sie sich stufenweise in unzählig mannichfaltige bunte Blumen. Die Holländer theilen dieselben in folgende zwo Classen.

aa) Bizarres, **Bizard-Muttertulpen.** Diese haben gewöhnlich eine braune Kupferfarbe, und unten im Boden einen kleinen runden Fleck, welcher entweder gelblich, oder schwarz mit ein wenig Gelb vermischt ist. Von diesen, wenn sie eine Illumination annehmen, entspringen die Bizardtulpen mit gelbem Grunde.

bb) Violettes, **violette Muttertulpen.** Diese sind alle entweder purpurroth-violet, oder blaßviolet, oder gris de lin, oder kirschbraun, oder roth, und haben entweder im Boden einen rein weißen, oder einen schwärzlich grauen mit ein wenig Weiß vermischten Fleck. Wenn diese nachher Illuminationsfarben annehmen: so entspringen daraus die so genannten Beyblumen.

b) **Bunte Tulpen**, deren es, in Ansehung der Farben, der Malerey und der Striche unterschiedener Sorten unzählige giebt. Franz. Tardives, panachées de différentes couleurs (d. i. späte mit mannichfaltigen Farben illuminirte Tulpen). Diese sind nun diejenigen, deren vorher einfarbige Blätter eine Illumination von mancherley Farben angenommen haben. Die Illuminationsfarbe, welche sie annehmen, richtet sich gewöhnlich nach der Farbe, die sie vorher als Muttertulpen hatten; diese aber, die Mutterfarbe, muß sich entweder ganz herausziehen, oder es muß von ihr nur ganz wenig überbleiben, welches bey ihnen nach dem Urtheile der Blumisten von Profession eine wünschenswürdige Eigenschaft ist. Wenn sie nun auf diese Weise mannichfaltige Illuminationsfarben angenommen haben: so zeigt sich bey ihnen eine mannichfaltige Farbenmischung, und sie sind dann auf eine tausendfach unterschiedene Weise bewundernswürdig gestrichelt, panaschirt, gefedert, gemarmelt, gefleckt, gerandet, ꝛc.; werden auch dann von den Holländern in folgende 4 Classen abgetheilt.

aa) Baguettes primo, mit weißem Grunde und brauner Illumination (das Wort Baguetten kommt her von bague, ein Stock, und bedeutet also einen Stecken, weil sie lang und hoch sind, und zum Theil 2 — 3 F. hinansteigen.)

bb) Baguettes Rigaux, mit weißem Grunde, und dunkelbrauner ꝛc. Illumination.

cc) Bibloments, Beyblumen, 1) mit weißem Grunde, blau, violet und schwarzbraun, ꝛc illuminirt; 2) mit weißem Grunde, rosenfarbig, röthlich und roth illuminirt. Diese letztere Gattung ist vorzüglich schätzbar.

dd) Bisarrées oder Bizardes, **Bizardtulpen**, mit gelbem Grunde, mit verschiedenen Farben illuminirt.

Um die Sprache der Blumisten wohl zu verstehen, und alle Zweydeutigkeit zu verhüten: merke man noch Folgendes. Die meisten Blumisten theilen die Tulpen in Ansehung der Farben und Malereyen in **Farbenblumen, Picotten, Bizarden, Concordien.** Picoti heißt fleckig,

und kommt her von stechen, etwas durchnähen, steppen. Eine Picotte ist also eine Blume, welche gleichsam ausgestickt oder fein ausgemalt ist. Sie hat also zwo Farben: die Grundfarbe, welche die eigenthümliche Farbe des Blatts ist, und die Illumination, welche auf eine andere aufgetragen ist, in der Gestalt der Flecken oder Streifen. Diese muß nicht herunter bis in den Kelch gehen, weil sie sonst von der Grundfarbe nicht gehörig unterschieden seyn würde. Die Farbe der Illumination muß von einer Art seyn; ob sie gleich unterschiedene Stufen haben kann. Wenn die Blume gelbroth und schwarz ist: so gehört sie zu den Bizarden. Sie kann aber Gelbes und Rothes haben, welches auf mancherley Art schattirt oder ausgetuscht ist, und dann ist sie unter die Picotten zu rechnen. Der eigentliche Charakter derselben ist also, daß sie nur zwo Farben haben, und daß die Illumination nicht in den Kelch herunter geht. Vielleicht findet man auch Tulpen von 3 Farben, wovon die Illumination am Rande und in der Mitte des Blatts bleibt, die man wie die Nelken Picott-Bizards nennen könnte. Bizard heißt wunderlich, seltsam, und bedeutet also eine Blume, welche eine unregelmäßige und willkürliche Farbengebung hat. Sie hat auch ihre Grundfarbe und Illumination, welche bis herunter in den Kelch geht, und aus Farben unterschiedener Art bestehen kann. Die Unregelmäßigkeit ist vergleichungsweise gegen die Picotten zu verstehen, bey denen die Uebereinstimmung herrscht; so wie bey den Bizarden die Mannichfaltigkeit. Die Concordie hat zwo ähnliche Farben, z. E. eine hellrothe Grundfarbe und eine dunkelrothe Illumination. Man findet selten eine vorzügliche Schönheit von dieser Art; sie verdient daher wenig Aufmerksamkeit.

Die Farbenblumen, rothe, gelbe, braune, bläuliche, sind wegen ihrer Einförmigkeit durchgehends wenig geachtet. Man hat sonst eine ganz dunkelrothe, die man den schmutzigen Koch nennt, und die man, wenn sie dem Schwarzen nahe kommt, noch einigermaßen achtet; aber heutiges Tages kommt sie auch in keine Betrachtung. Es arten bisweilen die schönsten Tulpen in Farbenblumen aus, und man spürt an denselben noch einige dunkele Züge einer bessern Zeichnung. Es kommt dieses von der Veränderung der Erde, deren sie gewohnt sind, und von Verschlimmerung des Bodens her; man sagt aber, daß sie wieder einschlügen, und ihre vorzügliche Gestalt wieder bekämen, wenn sie gut gepflanzt würden. Ueberhaupt verändern und verwandeln sich die Tulpen sehr; wenn man sie daher viele Jahre nach einander in einerley Boden stehen läßt: so werden sie endlich mit einander roth, gelb und braun; daher das Umpflanzen alle zwey Jahre nöthig ist, wenn sie den Boden, worinn sie stehen, ausgesogen haben. Man hat eine Art Farbenblumen, die man Mutterzwiebeln nennt, und die gemeiniglich in der Mitte des Blatts einen Strich von unterschiedener Farbe haben. Diese behalten immer einerley Gestalt und Farbe, man mag sie verpflanzen, so oft man will; aber die Brut derselben bringt mancherley neue Sorten hervor; daher sie auch von manchen Gärtnern beybehalten werden.

In den Picotten ist die Grundfarbe entweder weiß oder gelb von allerley Graden, oder Paille oder Perlfarbe; und je reiner dieselbe ist: desto besser ist die Blume.

me. Doch wird es auch für eine Schönheit gehalten, wenn sich das Weiße nach dem Blatte zu etwas ins Schwefelgelbe verliert; sonderlich in solchen Blumen, die eine violette oder dunkele Illumination haben; denn das Schwefelgelbe erleichtert die Verbindung der Illumination mit der Grundfarbe, und diese nähert sich derselben also allmälig. Die Illumination ist schwarz, blau, violet, carmoisinroth, von mancherley Arten, braun und ölfarbig. Unter denselben stehet das Blaue, Violete, Fleischfarbene und Rosenrothe schön im Weißen; das Schwarze, Braune, die Oelfarbe, das Incarnat, Carmoisin und einige Arten von Roth schön im Gelben, darinn es sich auch gemeiniglich befindet. Ueberhaupt sind hierbey folgende Regeln zu bemerken.

1) Farben, die einander sehr nahe verwandt sind, stehen gut in einander, z. E. das Blaue im Weißen, Incarnat im Gelben; denn deises macht eine angenehme Harmonie, die das Auge belustigt, und ist ein leichter Uebergang aus einer Farbe in die andere.

2) Farben, die sehr weit von einander entfernt sind, machen eine Schönheit zusammen, z. E. Schwarz im Gelben, Dunkelviolet im Weißen; denn daher entsteht ein Contrast, der das Auge rührt, und einen starken Eindruck macht. Hieraus folgt:

3) Daß hier die Mittelstraße nicht die beste sey, und also Farben, die von einander sehr unterschieden sind, aber nicht genau, z. E. weiß mit blaßviolet, eben so übel stehen, als Farben, die mit einander übereinkommen, aber nicht nahe, z. E. gelb und ziegelfarbig. Die Farbengebung muß das Auge weder ermüden, noch unbeschäfftigt lassen, und die Ausmessung der Verhältnisse der Farben gegen einander muß ihm weder zu leicht, noch zu schwer gemacht werden.

Nach dem Urtheile der berühmtesten Blumisten soll eine schöne Tulpe folgende Eigenschaften haben: 1) sie soll einen hohen Stengel von 3 — 4 F. haben; 2) die Blume soll groß, wohlgestaltet, und aus 6 Blättern zusammengesetzt seyn, welche nicht allzulang, nicht spitzig, und nicht einwärts gebogen; sondern mehr gerade, an der Spitze rundlich, breit und dick, und davon drey aus- und drey einwärts gestellt, auch die erstern größer, als die letztern, seyn; 3) die Farben und Striche der Blume müssen lebhaft und klar, und von dem Boden des Kelchs unvermischt, regelmäßig, stark, und scharf gestrichen heraufsteigen, und von der Mittelfarbe muß wenig oder nichts übrig bleiben. Die schätzbarsten Farben der bunten Tulpen sind die schwarze, goldgelbe, purpurroth-violete, rosenrothe, und röthliche, welche Farben man auf mannichfaltige Art aufgetragen findet; und wenn eine Tulpe mit starken, regelmäßigen Streifen von drey unterschiedenen, scharf gestrichen und unvermischt aufgetragenen Farben gezeichnet wäre: so würde dieselbe die höchste Vollkommenheit haben; denn nur dann pflegt eine bunte Tulpe beständig zu bleiben, wenn sich ihre Mutterfarbe ganz herausgezogen hat. Wenn von derselben auch nur wenig übrig bleibt: so pflegt sie leicht zu changiren, und nach und nach wieder einfarbig zu werden.

Was die Art und Weise betrifft, wie bey den Muttertulpen die wunderbare Mannichfaltigkeit der Illuminationsfarben zuwege gebracht wird: so wird dieselbe oft, und zwar durch die Natur allein bewirkt; doch kann man der Natur dabey zu Hülfe

kommen, und durch folgende einfache Mittel das Hervorkommen der Illuminationsfarben beschleunigen. Erstlich, wenn die aus Saamen gezogenen Zwiebeln der einfarbigen oder Muttertulpen tragbar geworden sind, und nun zum ersten Male geblühet haben: so pflanze man sie in magere, trockene, unfruchtbare oder kiesige Erde. Weil es ihnen in einer so magern Erde sehr an Nahrungsmitteln fehlt: so wird dadurch der natürlich starke Trieb der Pflanze gehemmt, und ihr Wuchs im Ganzen geschwächt. In diesem Zustande pflegen sie nach und nach zu changiren, und Illuminationsfarben anzunehmen, und zwar einige schon im ersten; andere aber erst im zweyten oder dritten Jahre; und dann pflanze man jedes Mal diejenigen, welche eine Illumination angenommen haben, in bessere Erde. Zweytens, man nehme mit der Erde, in welche man die Muttertulpen legen will, alle mögliche Veränderungen vor, und wenn sie dieses Jahr in einem leichten magern Boden gepflanzt gewesen sind, und noch keine Streifen zugelegt haben: so pflanze man sie das nächste Jahr in eine fette schwarze Gartenerde, und in dem abermals folgenden Jahre in eine, aus unterschiedenen Erd- und Düngerarten zubereitete, Erde; nachher verpflanze man sie ferner in eine Erde von ganz entgegengesetzter Natur, die aus Torf-, oder Steinkohlen-, oder Strohasche, Kalk- oder Schutte, u. dergl. zubereitet ist; dann versetze man sie wiederum in fette Gartenerde; oder man pflanze sie aus einem Quartiere des Gartens in ein anderes, oder in andere Gärten, ꝛc.; auch sende man sie in eine andere Provinz. Alles dieses dient der Natur, bey Hervorbringung der zu wünschenden Mannichfaltigkeit der Farben und der Zeichnung der Tulpen, zum Beystande; wiewohl oft 12—14, auch zuweilen mehrere Jahre darüber hingehen, ehe eine ganze Sammlung von Muttertulpen Streifen zulegt, und sich ihre Illumination recht fest setzt, und die mit dunkelm, schwarzbraunem Boden selten, oder gar keine Streifen zulegen; da hingegen die Tulpen, die einen weißen Boden haben, gewöhnlich die schönste Illumination annehmen, und nächst diesen die mit gelbem Boden den Vorzug verdienen.

Die gefüllten Tulpen sind Abänderungen der späten Tulpen. Sie sind zwar schön, und von edlem, großem und gutem Ansehen; werden aber den gewöhnlichen bunten einfachen Tulpen nicht gleichgeschätzt. Da sie mit diesen beynahe zu einer Zeit blühen: so kann man sie neben den übrigen Sorten auf den Rabatten trippelweise umher pflanzen.

Unter den Muttertulpen trifft man zuweilen einige an, deren Stengel einen ungewöhnlich frechen Trieb zeigen, sich in unterschiedene Seitenstengel zertheilen, und einen großen Büschel von vortrefflichen Blumen machen. Die Gärtner nennen dieselben Büscheltulpen, und vorzüglich sind es die Baguetten, die zu diesem Spiele der Natur am meisten geneigt sind; denn diese haben dann, wenn sich die Veränderung mit ihnen zuträgt, ein sowohl sehr sonderbares, als schönes und majestätisches Ansehen. Dergleichen Tulpen müssen gezeichnet, und nachher in sehr fette Erde gepflanzt werden, in welcher sie einen sehr großen ästigen Stengel zu treiben pflegen; weil jedoch dieses nur etwas Zufälliges ist: so verlieren sie diese Eigenschaft in der Folge auch wohl wieder, und treiben im folgenden Jahre manchmal wiederum einen einfachen Stengel mit Einer Blume.

Noch

Noch ist einer Sorte, die man Monströsen nennt, zu gedenken. Sie haben viel größere und am Rande verschiedentlich ausgezackte Blumenblätter; da nun dadurch die Blume viel schwerer wird: so liegt der Stengel fast ganz auf die Erde gestreckt. Gemeiniglich sind dergleichen Blumen ganz gelb, oder auch gelb mit breiten rothen Streifen.

In hiesigen Gegenden wird dafür gehalten, daß eine gute schwarze Gartenerde, worinn nicht das geringste von unverfaultem Miste zu spüren ist, mit Sand vermischt, zum Tulpenbau die schicklichste sey. Die Feuchtigkeit und ein frischer unverfaulter Mist ist den Tulpen höchst schädlich. Will man eine Misterde dazu gebrauchen: so muß dieselbe wenigstens 2 Jahre ungebraucht auf einem Haufen liegen, und vollkommen in eine schwarze Erde verwandelt worden seyn; auch noch mit Sande vermischt werden, wenn man sie gebrauchen will. Man weiß aus Erfahrung, daß die Tulpenzwiebeln, wenn sie zwey Jahre hintereinander in die nämliche Erde bey uns gesetzt worden sind, schlechtere Blumen hervorbringen; daher man dieses gern vermeidet. Wenn die Zwiebeln bey uns im Oct., oder zu Anfange des Oct. gelegt werden: so wird die beste Zeit für sie getroffen; da dann die Hauptflor in dem künftigen Apr. und May erfolgt. Um aber nach diesen noch späterhin die Folge von florirenden Tulpen zu haben: mag man einen Theil Zwiebeln im Dec., Jan. und Febr. pflanzen; wiewohl solche so spät gepflanzte Zwiebeln nie so stark blühen, als diejenigen, die schon im Herbste, oder noch im Anfange des Winters gestanzt sind. Hat man das Beet in Furchen abgetheilt, oder die Erde so hoch herausgenommen, als die Zwiebeln zu liegen kommen: so kann man sie nachher wieder damit behutsam bedecken, damit sich solche nicht verrücken. Auf diese Weise können die Zwiebeln nicht so beschädigt werden, wie es leicht geschieht, wenn dieselben mit den Fingern in ein Loch hineingepreßt werden. Es müssen aber die Zwiebeln nicht tiefer, als 3 — 4 Z., in die Erde eingesetzt werden; auch kann man sie allenfalls noch mit Sand überschütten. Sie leiden den Winter über von Frost und Schnee keinen Schaden; nur im Frühjahre können die jungen Blätter Schaden leiden, welcher sich bis auf die Blume und Zwiebel selbst erstreckt; daher man bey einfallenden Nachtfrösten oder vieler Nässe das Beet aus Vorsicht mit Stroh- oder andern Decken verwahren kann. Wenn die Blätter trocken geworden sind, welches gemeiniglich im Jun. oder Anfange des Jul. geschieht: so muß man die Zwiebeln behutsam aus der Erde nehmen, von der etwa noch anklebenden Erde, und den äußersten Schalen, als dem Ueberreste der alten Zwiebeln, reinigen, und an einem luftigen Orte, wohin jedoch die Sonne nicht scheinen kann, aufbewahren, bis man sie wieder einlegt.

Die Fortpflanzung der Tulpen geschieht auf zweyerley Art: durch die Nebenzwiebeln und den Saamen. Auf die erste Weise behält man die vorigen Sorten; auf die andere aber erzielt man meistens neue. Mit dem Saamen muß man freylich 5 — 6 Jahre warten, ehe man die Blüthe erlangt; wenn man aber alle Jahre nur etwas säet: so hat man nach 6 — 10 Jahren doch neue Sorten zu erwarten, und darf kein Geld für rare Sorten, die gemeiniglich sehr hoch im Preise gehalten werden, ausgeben. Die Vermehrung durch die Brut ist leicht, weil

man diese nur von der Hauptzwiebel absondern darf; auch diejenigen, welche nicht viel über eine Bohne groß sind, werden schon im folgenden Jahre tragbar seyn. Die kleinern sondert man entweder nicht ab, oder legt solche auf ein besonderes Beet, einige bey einander; doch thut man wohl, wenn man auch diese ausnimmt, und wie die großen behandelt. Man nehme den Saamen von recht gesunden, stark blühenden und großen Tulpen auf, und zwar am liebsten nicht von bunten Tulpen, aus deren Saamen zwar wiederum meistens bunte, dagegen aber unregelmäßig gezeichnete Tulpen zu entspringen pflegen; sondern von den besten einfarbigen oder Muttertulpen, welche allzeit die volle freye Luft haben, und aller Witterung bloß gestellt seyn müssen; befestige deren Stengel, damit solche der Wind nicht abbreche, an beygesetzte Stäbe; lasse ihre Saamencapseln völlig reif werden, und nehme solche erst im Jul., wenn sie trocken geworden sind, sich öffnen, und der Saame eine braune Farbe angenommen hat, an einem trocknen Tage ab, und lege sie bis zum Sept., als der zum Säen schicklichsten Zeit, auf ein trocknes Beet; lasse aber den Saamen bis dahin in den Capseln. Der Saame wird alsdann in Blumentöpfe, oder kleine Kästen mit durchlöchertem Boden, und mit Sand vermischter schwarzer Gartenerde, gefüllt, gesäet, und etwa einen Zoll hoch mit Erde bedeckt. Im folgenden Frühjahre wird der Saame, wie ein Gras, mit einem Blatte aufgehen. In diesen Töpfen oder Kästen bleiben die jungen Zwiebeln ungestört 2 Jahre über stehen; nachher werden sie auf ein Blumenbeet, etwa 2 Zoll tief, und 2 Z. weit von einander, gepflanzt, auf welchem sie wieder 2 — 3 Jahre stehen, bis sie die Größe erreicht haben, Blumen hervorzubringen. Unter der Zeit nimmt man sie nicht heraus; schüttet doch aber alle Jahre im Herbste einen Zoll hoch frische Erde darüber. Wenn sich auch bey der ersten Flor keine schöne und seltene Sorten zeigen: so darf man sie nur in ein mehr mit Sande vermischtes Erdreich bringen, dann werden sich viele davon in die schönsten Blumen verwandeln. Die aus Saamen erzogenen Tulpen werden von den Holländern Breeders, d. i., Brutblumen genannt.

Tulpenbaum, Sambacca, Liriodendron Tulipifera L., ist ein Nordamericanischer, im Winter unbelaubter, Baum, mit großen, breiten, lappigen Blättern, und sechsblätterigen lilienförmigen Blumen, welche mit einer Tulpe eine Aehnlichkeit haben, und daher dem Baume den Namen gegeben haben sollen; ob er gleich mit eben so großem, und noch wohl mit größerm Rechte, Lilienbaum genannt werden möchte. Die Blumen stehen auf den Enden der Zweige, sind glockenförmig, bestehen aus 6 Blättern in einer doppelten Reihe, sind grün, roth, weiß und gelb gefleckt, von verzierendem Ansehen, hinterlassen eine große, kugelförmige, bey uns nicht reifende, Frucht. Dieser Baum kommt in freyer Luft überall fort, und erreicht die Höhe von 30 — 40 — 50 F., und schickt sich sehr gut in Verzierungspflanzungen, in denen er zwischen andere Laubbäume von etwa 30 — 40 F. Höhe gepflanzt werden muß; gleichwie er auch, auf großen Rasenplätzen, und andern geräumigen freyen Rasenstücken, auf eine schickliche Art isolirt werden kann. Der Saame wird aus America jährlich gebracht, und ist unserm

Eschen-

Eschensaamen sehr ähnlich. Er wird, sobald man ihn im Frühjahre erhält, auf ein Saamenbeet von leichter Erde gelegt, und ¾ Z. hoch mit Erde bedeckt. Man überspreitet sodann das Saamenbeet mit Tonnenreifen, um es gegen die heiße Sonne und gegen austrocknende Winde von 10 Uhr Vormittags bis zu Sonnenuntergange bedecken zu können; begieße es bey wenig einfallendem Regen einen Tag um den andern gehörig; bedecke das Beet im Winter bey Frostwitterung entweder mit Matten, oder umstecke dasselbe, um die Pflanzen gegen schneidende Winde zu schützen, mit Fichten- oder Kiefernbüschen, weil sonst ihre Spitzen, welche im ersten Jahre zärtlich sind, vom Froste leicht Schaden leiden. Wenn sie 2 — 3 Jahre alt sind: so werden sie in die Pflanzschule, und endlich, wenn sie 6 — 8 F. hoch sind, auf die ihnen bestimmten Stellen verpflanzt. Man wird diesen schönen Baum bey uns gut fortbringen, wenn, wie zuvor gesagt worden ist, derselbe nur in den ersten Jahren gegen die einfallenden Herbstfröste und gegen den Winterfrost gut mit Matten bedeckt wird.

U.

Ueberbau, der obere Theil eines Gebäudes, in sofern er über den untern hervorragt, dergleichen in manchen Städten an alten Häusern noch angetroffen wird.

Ueberdeichen, seinen Deich ungebührlich höher und stärker, als seines Nachbars, machen, welches nicht zu verstatten ist.

Ueber den Zug fallen, wenn bey einem Jagen ein Wild über den Zeug hinaus in das Lichte oder Freye kommt.

Ueberdreschen, das Getraide oder die Garben nur einmal dreschen, daß nur die reifsten Körner herausfallen, um solche zur Saat zu gebrauchen; als welches bey dem Getraidebaue sehr zu empfehlen ist, weil die geringern Körner weniger zur Hervorbringung einer guten Frucht dienlich sind. Die übergedroschenen Garben werden zu einer andern Zeit völlig ausgeschlagen.

Uebereilen, wenn die jungen Hirsche den Hinterlauft über den vordern setzen, weil im Gelenke noch alles zart, rasch und flüchtig ist.

Ueber einander blatten, ist in der Baukunst, wenn 2 Stücken Holz, die zusammen verbunden werden sollen, da, wo sie zusammenliegen, nur als ein einziges betrachtet werden. Wenn beyde zusammen eine Dicke haben sollen: so wird ihnen so viel ausgeschnitten, daß sie zusammen passen, wenn sie über einander gelegt und vereinigt werden.

Ueberfälzen, ein Tischlerwort, wenn eine Arbeit um ihren ganzen Umfang eine Falze zur Zierrath erhält, z. B. an einem Pulte eines Schreibespindes, da der ganze Um-

Umfang des Pults nach dem Innern zu eine Falze erhält.

Ueberfall, der Abstürz des Wassers, das eine gewisse Höhe übersteigt, und davon herunterfällt.

Ueberfallwehr, ist dasjenige Wehr, es mag von Holz oder Steinen in einem Flusse erbauet seyn, durch welches das Wasser gestauet, und in einen Mühlgraben eingeleitet wird; das überflüßige Wasser aber stürzt über das Ueberfallwehr. Dergleichen Wehre aber sind nur in gebirgigen Gegenden, oder da, wo hohe Ufer vorhanden sind, anzulegen, damit sie keine Ueberschwemmungen verursachen können.

Uebergähren, wenn das Bier oder der Teig über das gehörige Maaß, also zu viel gährt.

Uebergegangen, wenn ein Leithund aus allzugroßer Hitze und Begierde über die Spur oder Fehrte hinausschießt, und also solche nicht annimmt.

Uebergangene Frischlinge, die wilden Sauen, die nunmehr ein Jahr alt sind, da sie vorher nur schlechthin Frischlinge heißen.

Ueber Hirn und über Zwerg, ist bey den Holzarbeitern das Holz, wenn es der Quere nach durchschnitten oder behauen, und der Faden des Holzes, oder seine Lagen (Jahre) durchgeschnitten werden; im Gegensatze des Holzes, welches nach dem Faden oder der Länge nach gespalten und geschnitten, oder bearbeitet wird.

Ueberhüten, wird gemeiniglich von den Schäfern gesagt, wenn sie auf dem Froste die Schaafe, im Gange oder Treiben derselben, die Saat abweiden lassen, damit sie nicht zu tief weggefressen werde, oder da die Sonne bald den Acker weich machen kann, nur in den Frühstunden auf der Saat verweilen, damit die Stöcke nicht zertreten oder mit der Wurzel aus der Erde hervorgerissen werden. Wo die Schaafe beständig auf trockner Weide gehalten werden, und laufen dabey Niedrigungen mitunter, welche geiles oder von Regenwasser angefrischtes Gras enthalten: so müssen solche mit höchster Vorsicht nur überhütet werden, weil sonst die Schaafe davon leicht anbrüchig oder faul werden. Auf den Braachen, wenn solche, vornehmlich bey nasser Jahreszeit, Gras und Unkraut stark treiben, muß sich der Schäfer ebenfalls aus gleicher Ursach das Ueberhüten empfohlen seyn lassen. Auf den jungen Hederich ist hiebey noch besonders zu achten; besonders wenn die Schaafe dabey gegen den Wind gehen, und hievon in kurzer Zeit erkranken und sterben. Dieserhalb müssen die Schaafmeister oder Schäfereyherren auf ihre unerfahrnen oder wohl gar boshaften Schaafknechte wohl Acht haben, daß sie die Heerden in vorgedachten Fällen nicht verhüten. Bauerschäfereyen werden auf solche Weise oft verwahrloset. Im vorigen Jahre war in einem, mir zunächst benachbarten, Dorfe ein Schäfer, der wider die Gemeine, da sie ihm den Dienst aufgekündigt hatte, so aufgebracht war, daß er, da sonst die meiste Weide des Orts hoch und trocken ist, durch unterlassenes Uebertreiben sämmtliche Schaafe verhütete, und also ums Leben brachte; die seinigen aber gesund erhielt, weil er sie von den undienlichen Stellen zurückgehalten, und selbige schon im Stalle an ein gewisses Wort gewöhnt hatte, daß sie, wenn sie solches hörten, alsbald an den Schäfer heran kamen, und sich immer zurück um seine Person

son hielten, da er denn die Dorfschaafe laufen ließ, wo und wie sie wollten. Meine, nach dem von mir vorlängst bekannt gemachten System erzogenen, Schaafe bedürfen in keinerley Fällen des Ueberhütens, und sind wider dergleichen Unfälle gesichert.

Ueberjagdbar, ein Hirsch, der über 8 Jahr alt ist, und auch Capitalhirsch genannt wird.

Ueberjährig Holz, abgestandenes Holz, das schon wieder in Abnahme ist.

Ueberkehr, die abgeschlagenen Aehren, Sturzeln u. s. f., welche vom gedroschenen und abgeharkten (abgerechten) Getraide mit einem, an einen Stock gebundenen, Fledderwische in der Scheune abgekehrt, und zur Viehfütterung angewandt werden.

Ueberkläfterig, ein Baum, der mehr als ein Klafter Brennholz giebt.

Ueberkranz, der obere Kranz oder Rand eines Deiches oder Dammes nach dem Wasser zu, welcher etwas erhabener ist, als der innerhalb des Landes.

Ueberlasser, bey dem Holzflössen auf der Elbe derjenige Flösser oder Flössermann, welcher das Holz aus dem Schutze heraus- und in den andern hineinflösset.

Uebernehmer, Entrepreneur, derjenige, welcher etwas zur Verfertigung einer Sache, oder auch zur Lieferung dieser oder jener Stücke im Ganzen übernimmt, und für den mit ihm errichteten und festgesetzten Preis verfertigt oder liefert.

Uebernieten, das Ende eines Bolzens oder Nagels platt schlagen und verbreiten, daß er sich durch einen umgelegten Kopf, Scheibe oder Platte nicht zu rückziehen kann.

Ueberragender Gewölbbogen, eine Art eines Gewölbes, welches an dem äußersten Bogen einer steinernen Brücke gemacht wird, um den Eingang derselben zu erweitern.

Ueberrappen, wenn der Maurer eine ganze Wand oder Mauer, nachdem er sie mit Mörtel beworfen hat, berappt, d. i., gleichreibt.

Uebersäen, wenn ein Acker mit zu vielem Saamen besäet wird. Dieses zu verhüten, muß der Ackerwirth ein Saatregister halten, welches von Jahr zu Jahr anzeigt, wie viel Saamen auf einem jeden Ackerstücke ausgefallen, und immer das rechte Maaß gewesen ist.

Ueberschießen, wird von den Jagdhunden gesagt, wenn sie zu hitzig sind, die Fehrten überlaufen, und davon abkommen.

Ueberschlag, bey einem jeden Gesimse das oberste gerade Glied, welches einem breiten Riemen gleichet, und über alle darunter befindliche Glieder hervorsticht oder überschlägt.

Ueberschlagen, das Bier zu Bette bringen, ist bey dem Brauen, wenn der umgerührte Meesch vermittelst der Schöpfschuppen aus dem Meeschbottig in den Zapfbottig geschöpft wird.

Ueberschneiden, Uebergeschnitten, ist bey der Zimmerarbeit, wenn ein schiefstehender Band eines Fachwerks mit den Riegeln, die ihn berühren, vereinigt wird. Diese Vereinigung geschiehet also. Der schief stehende Band wird unten und oben

in die Balken eines Fachs eingezapft, und zwar nach einer schiefen Richtung, so daß er mit dem einen Ende in dem linken Winkel oben im Fach, und mit dem andern Ende unten im rechten Winkel eingezapft ist, und so umgekehrt im andern Fach. Da aber in jedem Fach 2 horizontale Riegel die senkrechten Ständer oder Träger mit einander zur bessern Haltung verbinden: so berührt der schiefstehende Band beyde Riegel; er muß also darinn eingefugt werden, daß sie beyde zusammen nur eine Dicke ausmachen. Um dieses zu bewerkstelligen: so werden sie überschritten, d. i., der Zimmermann legt den Band in der erforderlichen Richtung und an dem bestimmten Orte auf den Riegel auf, und zieht, nach Maaßgebung dieser schiefen Lage, auf dem Riegel zwo Linien, und auf der untern Seite des Bandes, wo er auf dem Riegel liegt, gleichfalls dergleichen zwo schiefe Linien. Nach den ersten beyden Linien schneidet er nun die halbe Dicke mit der Schrotsäge; so wie auch, nach den beyden Linien, auf dem Bande eben so tief ein. Das Holz oder der Kloß zwischen den beyden Linien, sowohl des Riegels, als auch des Bandes, wird mit der Stoßaxt weggenommen; und auf diese Art können beyde Stücke vereinigt werden, so daß, wenn sonst beyde Stücke von gleicher Dicke sind, ihre Zusammenfügung nicht stärker ist, als die angränzenden Theile des Riegels und Bandes einzeln betragen. Durch die Mitte der Zusammenfügung wird mit dem Riegelbohrer ein Loch gebohrt, und bey dem Richten des Gebäudes ein hölzerner Nagel durchgezogen, um beyde vereinigte Stücke zu befestigen.

Ueberschwemmen, wenn die starke Fluth eines Stroms oder Sees über die Dämme fließt, so daß dadurch die letztern oft durchbrochen werden, oder doch das Land nebenher unter Wasser gesetzt wird.

Uebersetzen, ist bey den Bäckern, wenn der Ofen mehr, als einmal, mit Semmeln zum Ausbacken besetzt wird. Dieses geschiehet bey einer und derselben Ofenhitze manchmal wohl 4—5 Mal. Hinten und in der Mitte des Ofens darf bey dem Heitzen desselben das Feuer nicht ganz ausbrennen, damit das Gewölbe heisser werde, als der Heerd; auch muß der Ofen deshalb stärker geheizt, und zugleich dabey stark gelöscht werden, damit Dünste in demselben entstehen, und die Semmeln dadurch Farbe bekommen. Nicht weniger heißt übersetzen dem Ofen mehr auftragen, als er bearbeiten kann.

Uebersetzen, hinauslegen, wird bey dem Deichbaue genannt, wenn der Deich oder dessen Dossirung weiter hinausgerückt wird, so daß das außen Angesetzte inwendig abgenommen wird, oder auch umgekehrt.

Uebersetzte Uhren, sind alle diejenigen Uhren, welche mehr als drey Räder erhalten. Dahin gehören die Jahrs-, Monats- und Achttageuhren, weil diese in einem Aufzuge so lange gehen; dahe. müssen dieselben, um den Aufzug zu verlängern, mehrere Räder erhalten, als die gewöhnlichen Uhren, welche nur vierzig Stunden gehen. Dieses versteht sich aber eigentlich nur von den Stubenuhren; doch giebt es unter den Taschenuhren auch übersetzte, welche aber nicht über 8 Tage gehen. Sie erhalten nämlich über den andern Rädern noch ein Zusatzrad, wodurch die

die Schnecke mit dem Schneckenrade genöthigt wird, langsamer zu gehen.

Ueberspännig, Holz, das nicht risch dräthig (s. dieses) ist; sondern in welchem die Fasern nicht parallel mit der Figur des Stücks laufen, z. B. wenn ein krumm gewachsenes Stück gerade, oder ein gerade gewachsenes Stück krumm gesägt wird.

Ueberstanden, überstehen, heißt: das Getraide ist mehr, als nöthig gewesen ist, reif geworden; daher heißen auch **überständig** die alten ausgewachsenen Hölzer, weche mehr ab- als zunehmen.

Uebertrense, eine Trense, deren Gebiß aus einem massiven Mundstücke besteht, welches, nebst einem Ringe, an jedem Ende 2 oder 3 Glieder erhält.

Uebertrift, wenn das Vieh über einen Acker getrieben wird; auch nennt man so das Recht, nach welchem man sein Vieh über des Nachbars Acker treiben darf.

Uebertünchen, heißt 1) mit einem, durch Wasser dünne gemachten, Kalke die Mauern überstreichen. Man nimmt oft Gyps, auch Lakmus, darunter, damit der Anstrich ins Bläuliche falle; 2) eine Mauer mit Mörtel, Gyps und Sand überziehen, oder bewerfen.

Ueberwerfen, den Teig, heißt den Teig in dem Troge oder der Beute, nachdem er geknetet ist, in Stücken an das andere Ende desselben werfen, um die darinn befindliche Luft in Bewegung zu setzen.

Ueberwurf der Reitstange, ist an den dünnen Enden der Stangen dasjenige umgebogene Stück, worinn der Wirbel, der den Zügelring trägt, befestigt ist. Es wird bey dem Schmieden der Stangen zugleich massiv ausgearbeitet; denn der Sporer läßt hiezu, wie zu dem Mundstückloche, einen doppelten Absatz stehen, den er bey dem Schmieden ausreckt, nachher mit dem Dorn locht (s. lochen), und mit der Feile ausarbeitet.

Uferbefestigung, eine Befestigung oder Verstärkung der Ufer an den Strömen und Seen, um sie vor dem Einsturze zu bewahren. Die Festigkeit der Ufer hängt nicht nur von der Beschaffenheit der Masse ab; sondern auch, und zwar noch mehr, von der Lage gegen die Strombahn. Die größte Stärke bekommt das Ufer von der Abdachung; da nun dieselbe nicht nur den Stromstrich von sich ablehnt, und ihn nach der Tiefe hinweiset; sondern da auch weniger Wasser über derselben steht: so ist die drückende Last nicht so groß, und es wird daher nicht abgescheuert. Die Uferbefestigungen können demnach nur bey steilen und einwärts gebogenen Linien vorfallen.

Ufern, das Ufer eines Grabens oder einer Tiefe rein machen, und das eingewachsene abstechen oder abhauen.

Uhr, eine Maschine, welche die Stunden anzeigt. Diejenigen Uhren, welche durch ihre Bewegung den Zeiger herumführen, um die Stunden anzuzeigen, werden **Zeigeruhren** genannt. Unter diesen giebt es nun **Schlaguhren**, die durch das Schlagen an eine Glocke die Stunden anzeigen; geschieht aber dieses nicht nur, zu welcher Zeit man will; sondern es werden auch außer der Stunde, auf welche der Zeiger hinweiset, noch die Viertelstunden damit angegeben: so heißen dergleichen Uhren **Repetiruhren**. Es

giebt noch mehrere Arten der Uhren, z. B. Penduluhren, ꝛc.; diese aber werden hier übergangen; so wie auch die Ursachen von den übrigen verschiedenen Benennungen derselben, als der Stuben-, Wand-, Stutz-, Taschen-, Thurmuhren, ꝛc.

Uhrfeder, das wesentliche Stück einer Taschenuhr, wodurch die ganze Uhr in ihrer Bewegung erhalten wird. Es ist dieselbe nämlich ein dünnes, stählernes und schmales geplätteres Blatt, blau angelaufen und sehr elastisch; auch ist sie bald größer, bald kleiner, je nachdem das Werk selbst groß oder klein ist.

Uhrgehäuse, das Behältniß, worinn das Werk einer Taschenuhr zusammengesetzt und verschlossen ist. Um eine Uhr recht rein zu halten: werden solcher Gehäuse manchmal mehrere gebraucht, so daß eines in das andere gesetzt wird. Zu dem Ausfüttern des äußern Gehäuses ist Sammet das Beste, wenn es der Platz im Gehäuse verstattet; Taffent aber taugt nicht, weil das Durchschlagen des Leims, wodurch man jenen zu befestigen pflegt, nicht vermieden werden kann; wenigstens ist Atlas oder Satin noch besser.

Ulmenbaum, Ulmus L. Was davon anzuführen nöthig ist, ist schon oben unter dem Artik. Rüstern beygebracht worden; was aber hier noch einiger Erwähnung verdient, betrifft das

Ulmenholz, Ulmus sativa L. rauhe, Ulmus campestris L., glatte Ulme. Das Holz von beyden Sorten giebt, gleich den Eichen, festes Civil- und Schiffbauholz ab; auch taugt unter Wasser besonders das der rauhen Ulme. Dieses dauert im Trocknen, wie im Nassen. Beym Wasserbau und in solchen Gegenden, wo Wehre gehalten werden müssen, ist kein Holz besser, als dieses; so auch zum Hausbaum. Häuser, die bis ans Dachwerk bloß mit diesem Holze gebauet worden sind, hat man nach 100 Jahren noch ganz gut gefunden, und am Gebälke ist keine Stockung verspürt worden. Zu Glockenstühlen verdient es vor allem den Vorzug. Zum Schiffsbau, zu Pressen, Keltern, Wasserröhren im feuchten Boden, Eggebalken und anderem Geschwirrholze ist es vorzüglicher, als das eichene, welches sich leicht verwirft. Zu Wagnerarbeit ist es vorzüglich brauchbar; auch lassen sich alle Tischler- und Drechslerwaaren daraus verfertigen. Es ist schwer zu bearbeiten, und wird ohne ferneres Abziehen so glatt, als wenn es polirt wäre.

Umbley, Umschlagbley, dasjenige Fensterbley, welches die Glasscheiben in den Ruthen oder Fugen der Fensterrahmen festhält. Dieses Bley darf nur auf einer Seite eine Rinne haben; denn auf der andern Seite berührt es das Holz des Fensterrahms.

Umbra, Umber, Umbererde, Umbra, ist eine dunkelbraune, zarte, leichte und mürbe Erde, welche, auf Kohlen geworfen, ein wenig brennt, durch das Glühen roth, und durch starkes Brennen weiß wird. Sie giebt während des Brennens einen schweren bituminösen Geruch von sich, woraus man abnehmen kann, daß sie etwas von Erdpech bey sich habe. Den Namen hat sie von Umbria, einer ehemaligen Landschaft in Italien. Man hat lichte und dunkle. Die beste soll aus Aegypten kommen; man findet aber auch dergleichen in England, Schweden und Deutschland, vornehmlich in Sachsen bey

Naum-

Naumburg, Gieshübel, Scheibenberg und Schwarzenberg.

Umdeichung, ist, wenn ein Deich durchgebrochen, und der neue Deich nicht wieder durch das Brack gelegt, sondern um das Brack herum gezogen wird.

Umgang, ist an einem Hintergeschirre ein starker Riem, der in die beyden Brustringe eingeschnallt wird, und um den Hintertheil des Pferdes, also auch um den Schweif, herum geht. Beym Aufhalten des Wagens an Bergen thut derselbe seine Dienste.

Umholz, werden alle Stäbe eines Böttchergefäßes genannt, besonders aber sämmtliche Stäbe oder Randhölzer eines Bottichs.

Ungarische Halfter, die zierlichste Halfter unter allen, weil das Pferd dieselbe auf einer Reise unter dem Zaume trägt. Sie hat zwar mit den Halftern einerley Theile; allein statt der Kette einen Riem.

Ungarisches Wasser, ist nichts anders, als Weingeist, der über Rosmarinblüthe abgezogen worden ist. Es soll den Namen von einer Ungarischen Königinn erhalten haben, bey der es sonderliche Wirkungen gethan haben soll. Dem ächten schreibt man viele Vorzüge zu; allein es ist selten ächt zu bekommen, weil, statt der Rosmarinblüthe und des wohl retificirten Weingeistes, oft bloß Rosmarinblätter und schlechter Branntwein dazu genommen werden.

Unkraut, nennt man gewöhnlich alle die Arten von Gras, Pflanzen und Blumen, welche zwischen dem gesäeten Saamen eines Säemanns wider den Willen des letztern hervorwachsen. Wollte man den Begriff vom Unkraute noch weiter ausdehnen: so könnte man wohl auch diejenigen Gewächse darunter begreifen, welche auf den Wiesen stehen, und wegen ihrer Härte, oder aus andern Ursachen, von dem Viehe entweder gar nicht, oder doch nicht gern, gefressen werden. Beyde Arten von diesem Unkraute unterhalten oder vermehren sich entweder durch ihre Wurzel, oder durch ihren früh und leicht ausfallenden Saamen. Zu der letzten Art rechnet man vornehmlich: Ackerfuchsschwanzgras, Roggentrespe, bartigen Windhaber, jährigen grannichten Loch, Europäische Flachsseide, schlanke todte Nessel, kletterndes gestreiftes Heidekorn, Klebkraut, vielblumigen Mohn oder Klapperrose, Ritterspron, gemeines Creuzkraut, Ackergoldblume oder Wucherblume, stinkende Hundschamille und Ackerchamille, chamillenartiges Mutterkraut oder Feldchamille, gemeine Kornblume, Ackerbauernsenf, Ackersenf, Hederich, gemeinen Wiesenglitsch, oder Klapperkraut, Quecke, kleine Ackerwinde, gemeinen gelben Frauenflachs, kleinen kriechenden Sauerampf, distelartiges Schartenkraut, Ackerhasenkohl, einblumigen gelben Huflattig, Ackerhauhechelkraut, knollichten Lathyrus oder Erdnuß, und das Ackerkannenkraut. Ein weitläuftigeres Verzeichniß von diesen Arten hat Herr D. Gmelin geliefert, und 125 Gewächse in seiner Abhandlung vom Unkraute beschrieben; von welchen aber doch einige abzusondern seyn möchten, weil sie auf den Aeckern wenig schaden, z. B. der kleine Ehrenpreis, Gauchheil, Knöterich, Ohmkraut, und Knawel.

Was nun die Mittel gegen dergleichen Unkraut betrifft: so sind dieselben, bey Beschreibung der einzelnen Arten desselben, zum Theil wohl schon mit berührt worden;

indessen wird Folgendes hier nicht an einem unrechten Orte stehen.

Vor allen Dingen hüte man sich, daß der Saame vom Unkraute nicht mit dem guten Saamen ausgestreuet werde; daher ist der Saame, welchen man aussäen will, zuvor von allem fremdem beygemischtem Saamen sorgfältig zu reinigen. Wenn man aber den Saatsaamen noch so sorgfältig reinigt: so kann dennoch Unkraut zwischen demselben aufwachsen, weil theils einiger fremder Saame unwissend mit ausgesäet; theils mit dem Dünger auf die Felder gebracht wird; theils auch in der Erde verborgen zurück geblieben ist. Das Keimen und Aufwachsen von diesen, in der Erde verborgen liegen gebliebenen, Unkrautssaamenarten kann man dadurch verhindern, daß man Pflanzen, die den Erdboden ganz bedecken, z. B. Erbsen, Wicken ꝛc., dahin säe, wo man das Unkraut ausrotten will; denn die Unkrautspflanzen müssen, wegen des mangelnden Zuganges der frischen Luft, ersticken, sobald die Erbsen schnell aufgewachsen sind, und sich über den Erdboden, dicht stehend, verbreitet haben. Da man aber die Felder nicht immer auf diese oder einerley Art nutzen kann: so nimmt man ferner zum Pflügen seine Zuflucht. Dadurch wird das Unkraut im Wachsen, im Saamenschütten, ꝛc. verhindert.

Ein anderes Mittel gegen das Unkraut besteht darinn, daß man mit dem Saamen wechsele, mit welchem man seine Felder bestellen will. Man säe also z. B. jetzt dahin Haber, wo man hätte Roggen säen sollen. Da aber diese Saamenwechselung nicht immer und überall Statt haben kann: so ist das Ausgäten des Unkrautes für ein besseres Mittel gehalten worden. Es kann freylich kein Unkraut aufkommen, oder sich besaamen, wenn man die Unkrautspflanzen zuvor ausreißt; wenn aber dieses Mittel auf mehrere als 1 Jahr helfen soll: so muß von demselben mehrere Jahre nach einander Gebrauch gemacht werden; überdies ist auch das Ausjäten theils zu mühsam, theils nicht hinlänglich, theils nicht allenthalben anwendbar. Es läßt sich mehr in den Gärten, als auf den Aeckern oder Feldern anwenden.

Mergel, Kalk und Seifensiederasche gehören zwar auch zu den Mitteln gegen das Unkraut; aber man muß hiebey ebenfalls sehr behutsam verfahren, weil nicht jeder Acker dergleichen verträgt.

Aus allem diesem erhellt nun deutlich, daß es eine schwere Sache sey, das Unkraut auszurotten; zumal da noch durch zufällige Umstände unsere Mühe vereitelt, und das Wachsthum fremder Kräuter befördert werden kann. Außerdem hat jedes Gewächs seine eigne Beschaffenheit; daher muß man dessen Eigenschaft und Natur gehörig untersuchen; man muß wissen, ob es ein Sommer- oder ausdauerndes Gewächs sey? ob dessen Saame die keimende Kraft kurze oder lange Zeit behalte? wie lange der Saame in der Erde liege, ehe er auskeimt? ob derselbe Feuchtigkeit oder Trockenheit liebe? u. dgl. m.

Unrath, ist bey dem Papiermachen der allerschlechteste Auswurf unter den Lumpen, woraus Papier gemacht werden soll.

Unruhe, derjenige Theil einer Taschenuhr, welcher, Statt des Penduls in einer großen Uhr, den Spindellappen die Kraft giebt, oder sich mit denselben vereinigt, daß dieselben in ihrer Bewegung stets gleich bleiben, wodurch die jederzeit gleiche Bewegung des Minutenrades, auch über-

überhaupt des ganzen Werks, bewirkt wird; welches sonst nicht seyn würde, wenn die Räder der Uhr auch noch so genau verfertigt wären. Diese Unruhe, die eine dünne Scheibe von Messing oder Stahl mit drey Creuzschenkeln ist, ist auf der Spitze der Spindel befestigt, und liegt unter dem fliegenden Kloben. Diese Scheibe wird von der Spiralfeder hin und her bewegt; und da sie durchgängig gleich schwer ist: so bleiben sich ihre Schwingungen ziemlich gleich. Bey den neuern ist dieserhalb unter der Unruhe die Spiralfeder angebracht, wodurch sie den beabsichtigten Zweck ziemlich erreichen.

Unterbalken, derjenige starke Balken, welcher unmittelbar auf den Säulen ruhet, und immer von einer benachbarten Säule zur andern reicht. Er ist der erste Theil des Hauptgebälkes.

Unterbaum, Zeugbaum, derjenige Baum in einem Weberstuhle, der nach vorn zu unterwärts liegt, worauf das fertige Zeug, Tuch ꝛc. nach dem Weben aufgerollt wird. Bey dem Tuchmacher heißt es Unterläufer.

Unter dem Winde seyn, bedeutet bey der Schifffahrt so viel, als den Wind wider sich haben.

Untereggen, den auf dem Acker ausgestreueten Saamen vermittelst der Egge unter die Erde bringen.

Unterfluther, bey einem Wehr oder einer Freyarche das vordere Gerinne, oder der Abfall des Fluthheerdes, aus welchem das Wasser in den Wildgraben hinab stürzt oder fällt; im Gegensatze des **Vorfluthers**, der das Wasser aus der Tiefe annimmt, und zu dem Fachwerke leitet.

Untergerinne, bey einem Mahlgerinne einer unterschlächtigen Rädermühle das Untergerinne, worinn das Wasserrad läuft, und aus welchem das Wasser abläuft.

Unterhefen, diejenigen Hefen, welche auf den Boden des mit Bier angefüllten Gefäßes fallen.

Unterholz, ein Rahm, worauf Balken wieder zu liegen kommen, oder Sparren gesetzt werden.

Unterholz, ist in dem Forstwesen Schlagholz, lebendiges Holz, was unter dem Oberholze jung abgehauen wird, so daß es Stöcke bekommt, welche Sommerlatten treiben, die von Zeit zu Zeit wieder abgestockt werden. Hiezu dient allein das Laubholz; denn das Tangelholz schlägt nicht weiter aus, wenn es abgehauen worden ist.

Unterlaufen. Wenn in der Balzzeit die Jäger einen Auerhahn schießen oder pürschen wollen: so geben sie genau Achtung, wenn der Hahn anfängt zu schleifen; alsdann thun sie etliche Sprünge, stehen still und horchen, bis der Hahn wieder schleift; dann thun sie wieder etliche Sprünge, stehen wieder still, und dies wiederholen sie so lange, bis sie schußmäßig an den Hahn hinan gekommen sind, und ihn herunter holen können.

Unterleine, die unterste Leine am Jagdtuche.

Unterpflügen, den auf dem Acker ausgebreiteten Mist mit dem Pfluge unter die Erde bringen.

Untersaum, ist in der Baukunst das

das glatte Glied unterhalb einer Säule, da wo die Säule selbst anfängt.

Unterträger, ein horizontales Stück Bauholz in einem Hänge- oder Sprengewerke, das unter allen Balken eines Daches, statt der Hängesäulen, gezogen wird. Er liegt unter sämmtlichen Balken gerade in der Mitte, und läuft mit den Rahmstücken parallel. Man bedient sich dieses Unterträgers nur bey geringhaltigen Wirthschaftsgebäuden, z. B. bey einem Magazingebäude.

Unterwagen, so nennt man alle Theile des Wagengestelles, worauf der eigentliche Wagen zu stehen kommt. Hiezu gehören nun die beyden Achsen, der Cranz, der Schemel, die Deichsel. Da der Unterwagen der Gewalt von außen her am meisten ausgesetzt ist: so muß der Schmid durch seine Beschläge demselben die gehörige Festigkeit geben.

Untiefen, sind in der See erhabne Stellen des Grundes, worüber das Wasser noch spület, und sich auf der Fläche unkennbar macht.

Unze, ein Apothekergewicht, 2 Loth schwer.

Urbar, nennt man Aecker, Wiesen, Weinberge, Gärten ꝛc. dann, wenn sie zum Ackerbaue, Wiesewachse, Weinertrage und zur Hervorbringung vielerley Früchte tüchtig gemacht sind.

V.

Validiren, ein bey Wechseln und Assignationen nicht selten vorkommendes Wort, welches soviel heißt, als gültig seyn, z. B. der Wechsel validirt.

Valuta, heißt überhaupt der Werth, der für einen Wechselbrief gezahlt, oder mit welchem der Ausgeber des Wechselbriefes vergnügt worden ist, er bestehe nun im Gelde, in Waaren, oder auch Wechselbriefen selbst.

Vase, eine Verzierung, welche auf einem Säulenstuhle auf den Giebeln der Gebäude, über den Thoren, in den Alleen der Gärten abgesondert gestellt wird. Sie sind gemeiniglich mit halb erhabner Arbeit und andern Zierrathen bereichert. Diejenigen Gefäße, aus welchen ein Rauch in die Höhe steigt, werden Rauchfässer genannt; diejenigen aber, welche die äußersten Verzierungen der Façaden ausmachen, sind zuweilen mit Blumengehängen und Fruchtschnüren geziert, und heißen Vases d'amortissements.

Vaterschraube, heißt jede Schraube, die in eine Mutterschraube, oder in einen mit Schraubengängen versehenen Cylinder, eingeschraubt wird; besonders nennt man sie dann so, wenn sie mit der Mutterschraube zwey abgesonderte Theile vereinigt, wie z. B. an einem Pfeifenrohre.

Veilchen, Viole, Viola L. Von diesem Blumengeschlechte bemerken wir hier unter folgenden Arten sowohl die, welche mit keinem, als auch die, welche mit einem Stengel versehen sind.

A. Wel-

A. Welche keinen eigentlichen Stengel haben.

1) Gefiedertes Veilchen, gefiederte Viole, V. pinnata L. Vaterl.: Siberien, die Europäischen Alpen; Wurzel: dünn, zweigig; Blätter: glatt, etwas dick, der Länge nach in viele stumpfe und verschiedentlich ausgezackte Lappen zerschnitten: Blüthstiele: einfach; Kelch: weiß; Blume: klein, niederwärts hängend; blühet zeitig.

2) Borstiges Veilchtn mit herzförmigen Blättern, wilde rauhe Märzviole ohne Geruch, Waldviole, V. hirta L. Vaterland: Deutschland, in den Baumgärten, an den Hecken und um die Vorhölzer; blühet im April und May.

3) Sumpfveilchen mit nierenförmigen Blättern, V. palustris L., wächst in den kältern Gegenden Europens in den Sümpfen; auch häufig auf sumpfigen Wiesen um Mannheim. Wurzel: unter der Erde hin kriechend; Blätter: gestielt, rundlich, stumpf, nierenförmig, am Rande eingekerbt und glatt; Blüthstiel: weißlich, glänzend, mit zwo langen Schuppen versehen, am Ende umgebogen, und mit einer Blume besetzt; sonst den vorigen Arten ziemlich gleich.

4) Wohlriechendes Veilchen mit herzförmigen Blättern, blaue Veilchen, Märzviole, V. odorata L. Vaterland: Deutschland, ist fast überall so gemein, daß selten ein Bauergarten ohne diese Art gefunden wird. Der März muß nicht kalt seyn, wenn sie in diesem Monate blühen soll, und kommt dann erst im April; Sorten: a) gemeine blaue; b) blaß purpurrothe; c) weiße; d) gefüllte blaue; e) gefüllte weiße Märzviole. Die Blumen aller dieser Sorten sind officinell, und riechen ungemein wohl. Die einfachen Sorten haben zwar einen erhabnern Geruch, als die gefüllten; dagegen sind auch letztere größer und ansehnlicher, und werden deswegen auch höher geschätzt. Man pflanzt sie fort durch Zertheilung und durch Ausläufer, welches am besten bey feuchter Witterung im Sommer nach geendigter Flor geschieht; man kann sie auch durch den Saamen vermehren. Dieser wird im Jul. oder Aug. reif, und muß dann entweder sogleich, oder im Frühjahre, auf eine schattige Rabatte gesäet und eingeharkt werden. Die Pflanzen aus dem Saamen sind allezeit die schönsten, weil sie theils am zahlreichsten blühen, theils im ersten Sommer noch nicht so sehr geneigt sind, Ausläufer zu treiben. Die Pflanze gehört auch zu den perennirenden Arten.

B. Welche mit einem Stengel versehen sind.

5) Hundsveilchen mit länglich herzförmigen Blättern, V. canina L. Vaterland: Deutschland, in den Hecken und Büschen, auch auf grasigen Hügeln und sonnigen Plätzen; Stengel: 4—5 Z. lang, an denen die Blumen entspringen, welche blaßblau und ohne Geruch sind; im April; sie ist auch perennirend, und es findet sich eine Abart mit weißen Blumen.

6) Wunderbares Veilchen mit vollkommenen und verstümmelten Blumen, V. mirabilis L. Vaterl.: Schweden, auch hin und wieder Deutschland; Blumen: kommen auf den aus der Wurzel hervortreibenden einfachen

Blüthstielen hervor, blässer, als bey der wohlriechenden Art; geben aber selten reife Frucht und Saamen.

7) Buntscheckiges Veilchen mit länglichen zerschnittenen Blättern, Stiefmütterchen, Siebenfarbenblümlein, Dreyfaltigkeitsblume, Freisamkraut, Hungerkraut, Gedenkblümlein, Tag und Nachtblume, Glarböcklein, Iacea offic., Herba Trinitatis, V. tricolor L. Vaterl.: Deutschland, auf den Sandfeldern, in Heiden und andern gebauten und ungebauten Oertern sehr häufig, und blühet den ganzen Sommer über, bis zum einfallenden Froste. Die Blumen sind zahlreich, bunt, dreyfarbig; Abänderungen: a) niedrige mit kleinen Blumen; b) größere, aufrechte, mit großen Blumen; c) gelb, purpurroth und weiß gescheckt; d) gelb mit purpurrothen Flecken; e) purpurroth mit gelben oder weißen Flecken; f) weiß, mit gelben und purpurrothen Flecken; g) geruchlochse; h) wohlriechende Stiefmütterchen. Die Blumen aller dieser Sorten blühen schwelgerisch reichlich, und sind oft an einer und eben derselben Pflanze auf mannichfaltig verschiedene Art gezeichnet; die drey herrschenden Farben sind aber gelb, purpurroth, weiß auch blau; gleichwie auch einige, vorzüglich die purpurrothen, eine auf mannichfaltige abwechselnde Art, vortreffliche, über alle Beschreibung erhabene Sammetfarbe haben; andere aber wohl ganz gelb, oder ganz purpurroth sind, und nur einige wenige Flecke von einer andern Farbe haben; auch sind die untern Blumenblätter anders gefärbt. Unter den Sorten mit kleinen Blumen giebt es einige, die den größern Arten, wegen ihrer höhern Farben und ihrer reichen Zeichnung, den Rang sehr streitig machen. Es verdient daher die Pflanze mit allem Rechte die Aufnahme in die Blumengärten; sie kommt überall fort, und muß trippelweise vor die Fronte der Rabatten gestellt werden. Sie läßt sich sehr leicht aus Saamen ziehen. Die Zeit der Aussaat sind der Herbst und das Frühjahr. Die Herbstaussaat geht noch in demselben Jahre auf, erhält sich den Winter über, und fängt im folgenden Frühjahre zeitig an zu blühen; auf diese folgt die Frühjahrsaussaat, und blühet bis in den Winter fort. Um lauter gute Sorten zu haben: bemerke man in der Flor diejenigen, welche die größten, schönsten und vollkommensten, und etwa auch wohlriechendsten Blumen haben, und reiße alle diesen zu nahe stehende schlechtere Sorten sogleich aus.

Die vierte Art, oder das wohlriechende Veilchen ist officinell; und zwar eigentlich die Blumen, die durch ihren starken Geruch die Nerven stärken, und die davon abhängenden Wirkungen befördern. Bey Frauenspersonen, welche zu Krämpfen geneigt sind, soll man damit behutsam verfahren, weil viele den Veilchengeruch eben so wenig, als andere wohl und stark riechende Sachen, vertragen, und dadurch bey ihnen Krämpfe erregt werden können. Die Zubereitungen von frischen Blättern sind die besten und gewöhnlichsten. Man destillirt davon ein wohlriechendes Wasser, und macht davon einen Essig, Conserve und Syrup. Der Veilchenessig hat eine röthliche Farbe; ist er blau: so ist er verfälscht, weil die blaue Farbe der Veilchen durch die Säure des Pflanzenreichs in eine rothe verwandelt wird. In zinnernen Gefäßen behält er zwar seine eigene Farbe; ist aber sodann nicht innerlich, sondern nur äußerlich zu gebrauchen. Die gebräuchlichste Zubereitung

tung ist der Veilchensaft, der aus frischen Blumen verfertigt werden muß. Er kühlt, erweicht, öffnet gelinde den Leib, lindert die Rauhigkeit im Halse, und erleichtert den Auswurf. Die Wurzel von diesen Veilchen soll, wie Linnäus vorgiebt, sowohl durch Purgiren, als Erbrechen stark abführen. Statt des Pulvers haben einige Aerzte von 2 — 3 Quentchen einen Aufguß mit Wasser bereitet, und bemerkten davon gleiche Wirkung. Man hat dergleichen Aufguß bey der Ruhr, Statt der Ipecacuanha, verordnet, und die beste Wirkung davon gesehen; auch der Aufguß von der, unter Nr. 5 beschriebenen, Hundsviole soll gleiche Wirkung leisten.

Die buntscheckigen Veilchen unter Nr. 7. sind von den ältern Aerzten als ein wund- und schweißtreibendes Mittel, auch wider das böse Wesen bey Kindern und bey Ausschlägen auf der Haut gerühmt, und von neuern Aerzten von Neuem empfohlen, und als ein sicheres und angenehmes Laxirmittel empfohlen worden. Das frische Kraut wirkt kräftiger, als das getrocknete; am besten wird solches in einem Aufgusse mit warmem Wasser verordnet; besonders soll man davon ein wirksames Mittel wider den Ansprung der Kinder haben. Wurzel, Blumen und Saamen soll man bey diesem Zufalle wegwerfen, und von dem frischen Kraute so viel, als man zwischen 3 Fingern fassen kann, in Milch kochen, und diese Morgens und Abends trinken; auch das getrocknete Kraut kann man auf gleiche Weise gebrauchen. Anfangs vermehrt sich gemeiniglich der Ausschlag; der Urin wird stinkend, wie von Katzen; allmählich aber wird der Ausschlag abtrocknen.

Vergißmeinnicht, blaues Mausöhrlein, scorpionsartiges Mausohr, Myosotis scorpioides. **Vaterland:** Deutschland; **Stengel:** rund, dünn, ästig, etwa ½ bis 1½ F. hoch; **Blätter:** rauh, haarig, lanzettförmig, stumpf, an der Spitze schwielig; **Blumen:** in langen, krausen Aehren, auf den Enden der Zweige, gewöhnlich nach einer Seite gerichtet, vornehmlich blau nach den verschiedenen Mischungen dieser Farbe, bisweilen aber auch weiß, oft auch gelb gefleckt, im May, und oft einen großen Theil des Sommers hindurch; **Saamen:** eben.

Abarten: deren sind verschiedene.

a) Rauhes Ackervergißmeinnicht, M. arvensis L., wächst auf trocknen Feldern überall, und hat zottige Blätter.

b) Glattes Sumpfvergißmeinnicht, M. palustris L., wächst auf feuchten und sumpfigen Oertern, ist in allen Theilen mehr glatt, hat auch einen höhern Stengel und größere Blätter, und blüht im Jun. Die Blumen der ersten pflegen theils weiß, theils fleischfarbig; die der zweyten Abart aber größer und blau zu seyn. Wenn sie im Garten gezogen werden: so sind ihre Stengel oft dick und stark; die Blätter breit, und ihre Blumen groß und von der schönsten blauen Farbe. Auf ihren natürlichen **Standorten** sind ihre Stengel schwach, zum Theil an der Erde liegend, die Blätter klein, und von gleichsam abgenützter grüner Farbe, und die Blumen klein, auch oft von schlechten Farben. Im Garten säe man den Saamen, sobald er reif ist, verdünne die Pflanzen gehörig, und halte sie vom Unkraute rein; nachher säen sie sich selbst aus.

Verhauen, wenn beym Pressen der Weintrauben der Kuchen oder das Bette,

d. i. der Aufsatz der ausgepreßten Hülsen, so wie die Kelter ist, viereckig gemacht wird, und was von den Seiten abkommt, wieder in die Mitte darauf gesetzt wird.

Verjüngen, heißt bey den Mathematikern, Künstlern und Handwerkern etwas von einem größern Maaße in ein kleineres; jedoch in gleichem Verhältnisse, bringen, so daß die kleinen Theile sich so, wie die abgetragenen großen, gegeneinander verhalten; daher ein **verjüngter Maaßstab**, der zwar eben so viele, und nach ähnlichen Verhältnissen abgetheilte, Theile enthält, als der gegebene größere; nur daß die des verjüngten Maaßstabes kleiner sind, welches denn nach der **Verjüngung** abgetheilt seyn heißt. **Bey den Tischlern** heißt verjüngen, was an einem Ende breit; am andern schmal gemacht wird.

Verkluften, wird von den Dachsen gesagt, wenn sie sich so eingraben, daß man sie nicht finden kann.

Verknoten, wenn beym Schnitt oder Verschneiden der Weinstöcke die Triebe oder Enden bis auf 3 — 4 Augen über dem Stock oder der Erde abgeschnitten werden; ist aber eine alte starke Böge mit einem feinen gewachsenen Ende daran: so wird solche in einem Schenkel bis auf drey Augen geschnitten; hingegen aber an den andern Enden über 3 Knoten gelassen.

Verkohlen, das Holz in aufgesetzten Meilern zu Kohlen brennen.

Verkohlen des Torfes, geschiehet so, wie mit den Holzkohlen, entweder in Meilern, die nicht so hoch, als zu den Holzkohlen, sind; oder in runden eisernen Oefen, die auf einem viereckigen starken Gemäuer ruhen. Ein solcher eiserner Ofen hat 3 Sätze, die auf einander gesetzt werden, wovon der oberste immer kleiner ist. Der oberste und kleinste hat oben eine Oeffnung, wodurch der Torf hineingethan wird, und die man nach Gefallen mit einer Thüre verschließen kann. Der untere eiserne Satz hat oben einen Rost, worauf die Torfstücken zu liegen kommen, und die 4 steinernen Grundmauern haben gleichfalls eine eiserne Thüre, die verschlossen werden kann. Wenn man den Torf verkohlen will: so wird auf dem Roste mit wenig dürrem Holze Feuer angemacht, und die Torfstücken werden von oben schichtweise darauf gelegt. Wenn man sieht, daß der Torf genugsames Feuer gefangen hat: so wird die untere Thüre in dem Gemäuer geschlossen, und sorgfältig mit Lehm zugeschmiert. Zugleich legt man den Ofen mit Torfstücken voll; wenn man aber findet, daß der ganze Haufen bis oben an glühet: so wird auch die obere Thür zugeschlossen und verschmiert. Bald darauf verschmiert man auch die übrigen Fugen und Ritzen, und in 12 Stunden ist der leichte, und in 24 Stunden der feste Torf sehr wohl verkohlt. Wenn man 6 — 8 solche Oefen hat, und nach einer gewissen Ordnung und Abwechselung darinn gebrannt wird: so kann man eine große Menge Torfkohlen brennen. Der Torf muß vorher sehr wohl getrocknet seyn. Diese Torfkohlen sind, außer anderem nützlichem Gebrauche, sehr dienlich zum Eisenschmelzen; sie tragen sogar etwas bey, mehr Eisen aus den Minern zu bringen, ohne daß das Eisen dadurch spröde wird. Die Art, Kohlen aus Torf zu brennen, ist seit ungefähr 60 Jahren in Deutschland erfunden worden. Die Torfverkohlung in offenen

offenen Meilern geschieht auf die nämliche Art, wie mit dem Holze.

Verkornt, wird vom Roggen, Waizen und anderm Getraide gesagt, wenn selbiges völlig ausgeblühet, und Körner gewonnen hat.

Verkröpfen, ein Simswerk nach verschiedenen Winkeln zusammensetzen, daß sich verschiedene Ecken daran über und neben einander bilden. Es ist eine der künstlichsten Arbeiten der Tischler, die besonders an Schränken ein sehr gutes Ansehen machen.

Verkröpfte Nägel, sind solche, die bey dem Schmieden verdorben sind, wenn sie nämlich in der Mitte dicker, als am Kopfe sind, weil sie sich, wenn sie auch von dem besten Eisen sind, sodann umlegen; auch ist der Nagel verkröpft, wenn er nicht auf allen 4 Flächen des Kopfs eben und genau keilartig ist.

Verkropftes Gesimse, ist dasjenige, wenn das Gebälke zwischen zwey benachbarten Säulen zurücktritt, oder verkropft ist, als welches einem Gebäude ein schönes Ansehen giebt.

Verkürzen, Höhlungen mit Kitt ausfüllen oder überziehen.

Verlaath, ein Werk, wodurch das Wasser aufgehalten wird, bis es seinen Lauf fortsetzen, oder durchgelassen werden soll. Es ist entweder eine bloße Beengung, welche nur die Zeit des Durchflusses verlängert, oder wird mit Thüren, Klappen oder Schotten eingerichtet, um den Lauf eine gewisse Zeit ganz zu hemmen.

Verlandung der Buhne, ist der Ansatz des Sandes, welchen das faule Wasser in den Buhnenwinkel niedersinken läßt. Es dient diese Verlandung den Buhnen selbst zu Strebepfeilern gegen den Stoß der Stromstriche.

Verlappen, wenn man auf das Rothwild und den Wolf gewisse Leinen hängt, woran Lappen von Leinwand, etwa eine halbe Elle breit, und zwey bis drittehalb Ellen lang, hängen. Sie werden im Holze an die Zacken der Bäume oder auf die Forkeln gehangen, und queer durch das Holz gezogen, daß das Wildpret, wenn man ein Jagen macht, sich davor scheuet, und nicht weiter oder durch die Lappen geht. Auf den Wolf verlappt man rund um, daß er nicht aus dem verlappten Revier gehe, und alsdann stellt man die Netze bey den Lappen rundum zu. Auf den Hasen und Fuchs zieht man Leinen mit Gänsefedern vor das Holz, daß diese Thiere bey anbrechendem Tage nicht wieder zu Holz gehen, und man den folgenden Tag solche auf dem Felde zu hetzen antreffen möge.

Verlappen, heißt bey der Schaafzucht, mittelst eines vor dem Hintertheile der Schaafe angebrachten Lappens verhindern, daß die Böcke nicht vor der Zeit springen, und die Schaafe nicht zu früh lammen mögen; die Böcke werden aber hiebey vergebens abgemattet.

Verlegung, Verlegen, ist bey dem Brunnenmacher, wenn die Pumpenröhre von dem Brunnen entfernt ist, und jene alsdann von dem Brunnen bis zur Pumpenröhre eine Erdröhre in die Erde legen muß, um beydes mit einander zu vereinigen.

Verloren treiben, wenn man eine

Anzahl Mannschaft herumsetzt, ob man noch von dannen etwas heraus ins Jagen treiben könne.

Verpfählung, besteht aus vielen langen und stark zugespitzten, kiefernen, eichenen oder ellernen Pfählen, die in den Grund eines Baues zum Rost geschlagen werden; auch wenn man mit denselben, nachdem sie mit Eisen an den Spitzen verschuhet worden sind, den Eingang eines Hafens zu versperren sucht.

Verpflöcken, wenn zwey Faßdauben oder Bodenstücke mit Pflöcken oder Döbeln (sind hölzerne Nägel) um mehrerer Haltbarkeit willen mit einander vereinigt werden. Diese Döbel stecken halb in dem einen, und halb in dem andern Bret, wozu auf der hohen Kante desselben ein Loch vorgebohrt werden muß.

Verreifern, das Schnepfengeschneide mit Reifern umlegen, damit die Schnepfen keinen andern Ausgang finden, als durch die Schlingen.

Verriegeln, über den Boden eines Fasses, der Quere nach, einen Riegel, d. i. ein schmales Bret nageln, damit der Boden desto fester halten möge.

Versatz, heißt bey den Zimmerleuten, wenn bey einem Sparrwerke der Zapfen des Bandes nicht nur in die Stuhlsäule hineinspringt; sondern das Band auch nach seiner ganzen Dicke, etwa um einen Zoll, in einen Einschnitt der Stuhlsäulen versenkt wird. Das Band stellt sich in solchen Versatz desto fester gegen die Stuhlsäulen, und hindert, daß es der Wind nicht verschieben kann.

Versatzung, Verbürstung, heißt bey den Zimmerleuten, wenn eine Strebe, Burg u. dgl. nicht nur eingezapft; sondern etwas auch in das Holz eingesetzt und verbürstet ist. Man hat einfache und doppelte, winkelrechte, unter und über sich gesetzte, übergeplattete, und doppelt über und unter sich versetzte Strebenversatzungen.

Verscheinen, wird gesagt, wenn das Korn in trocknen, dürren Jahren auf sandigen und steinigen Aeckern schwindet, und dünne Körner bekommt, welche gar wenig und dabey graues Mehl geben. Das Stroh davon wird schon um Johannis weiß, und statt dessen, daß sich die Aehren niederbiegen sollten, stehen sie ganz gerade in die Höhe. Wenn der Landwirth dergleichen Flecke weiß, wo sein Korn verschienen wird: so muß er keinen hitzigen Mist, dergleichen Pferde- und Schaafmist sind, sondern Kuh- oder Schweinemist, welche kühlend sind, hineinbringen.

Verschlagen, ist eben die Krankheit, deren Kennzeichen und Cur bereits unter dem Namen Rehe beschrieben worden ist; weshalb dieser Artikel nachgelesen werden muß. Weil es aber besser ist, Krankheiten zuvorkommen, als sie heilen: so muß man sorgfältig seyn, solche nicht zu veranlassen. Manche, wenn sie in der Nothwendigkeit sind, ihren Pferden Futter zu geben, ohne ihre Abkühlung abzuwarten; in welchem Falle ihnen aber doch kein angenetztes, sondern nur trockenes Futter gegeben werden sollte, mischen ein paar Hände voll ausgesiebter Asche darunter, da denn aus der Fütterung erhitzter Pferde so leicht kein Uebel zu besorgen ist; außerdem hat man noch folgendes sehr bewährtes Mittel, das Verschlagen der Pferde abzuwenden. Man nimmt $\frac{1}{3}$ Roßschwefel und $\frac{2}{3}$ gemeinen Salpeter, und giebt einem erhitzten Pferde einen Eßlöffel voll

voll auf Brod zu fressen; endlich lernen sie es auch wohl ohne Brod aus der Hand fressen. Bey sehr erhitzten Pferden kann die Dosis verstärkt, oder nach einer kurzen Zwischenzeit wiederholt gegeben werden. Der Schwefel befördert und unterhält die Transspiration; der Salpeter aber mäßigt die allzuheftige Circulation des Blutes. Diejenigen, die ihre Pferde beim Reiten oder Fahren erhitzen müssen, thun wohl, wenn sie von diesem Pulver immer etwas vorräthig haben; man kann dieses Pulver auch mit Honig vermischen, und als eine Latwerge bey sich führen, da man dem Pferde die Zunge hervorzieht, und von solcher Latwerge einen guten Löffel voll aufstreicht, welches die Pferde gern zu nehmen pflegen, wenn sie es schon einige Male vorher bekommen haben. Es kann das Pulver auch gebraucht werden, wenn ein Pferd aus andern Ursachen, als von übertriebenem Jagen, an innerlicher Hitze krank ist. Man erkennt solches, wenn man dem kranken Pferde etwas Blut abläßt, und das Blut in der Oberfläche mit einer Speckhaut überzogen ist. Nicht weniger kann eben dieses Pulver bey Ochsen, wenn sie verschlagen sind, gebraucht werden.

Vieharzneyen, die Heilmittel bey den Krankheiten der Hausthiere. Diese sind so vielerley, als es vielerley Krankheiten der Thiere giebt, da man mit sogenannten Universalmitteln, deren es keine geben kann, und doch in manchen Haushaltungen geachtet werden, den kranken Thieren keine Hülfe verschafft. Diejenigen Viehrecepte sind immer die besten, welche nicht sehr zusammengesetzt, und auch nicht zu kostbar sind. Auf dem Lande soll billig jeder Wirth immer einen Vorrath von so zu nennenden Viehhausmitteln zur Hand haben, weil er nicht zu Thierärzten gleich seine Zuflucht nehmen, oder nach entlegenen Apotheken in Städten schicken kann; auch verliert er zugleich viel Zeit, wenn nicht bald Rath geschafft wird; nicht weniger kann durch Aufenthalt an Zeit eine oder die andre Viehkrankheit sich verschlimmern und tödlich werden. Man findet in Abilgaards Pferde- und Vieharzte ein Verzeichniß der allgemeinsten Vieharzneymittel, welche ich und andere mir bekannte Landwirthe längstens bewährt gefunden haben, nebst einigen andern, die ich gleichfalls brauchbar gefunden habe, und die ich allhier zu einer so zu nennenden Viehhausapotheke aufführen will.

1) **Seifenbranntwein**, wird von 4 Loth grüner Seife in 2 Pfund starkem Branntwein aufgelöst bereitet. Dieses Mittel ist gut, Verstauchungen und Geschwülste, die man vertheilen will, damit zu waschen oder zu baden. Man kann ihn durch einen Zusatz von 100 Tropfen Terpentinöl verstärken, und dann dient er, Gallen, Stollschwamm, Piphacken und andere dergleichen Geschwülste zu vertreiben, wenn sie nicht zu alt sind. Will man ihn zum Vertheilen schmerzhafter und heißer Geschwülste gebrauchen: so mischt man, statt des Terpentinöls, 1 Loth Campfer dazu. Grüne Seife findet man hier zu Lande nur in großen Städten; wenn man aber solche nicht erlangen kann: so muß man sich mit gemeiner Hausseife begnügen. Die grüne Seife thut mehr zum baldigen Vertreiben obbemerker Schäden.

2) **Digestivsalbe**, wird aus 1 Pfund Terpentin und 2 Loth Terpentinöl, mit 6 Eyerdottern wohl umgerührt, verfertigt, daß es eine egale Salbe wird. Hiemit werden alle Geschwüre, die weich sind, und viel eitern, behandelt; imgleichen alle Geschwü-

Geschwüre, welche in der Nähe von Knochen, Knorpeln und Sehnen befindlich sind, werden damit verbunden. Hieher gehören unter andern Geschwüre am Wiederrist oder Wiederroß der Pferde, an der Crone und andern Theilen des Fußes.

3) **Basiliconsalbe**, wird aus Pech, Harz und gelbem Wachse, von jedem 4 Loth mit 1 Pfund Baumöl bey gelinder Wärme zusammengeschmolzen, verfertigt. Man bedient sich derselben bey solchen Geschwüren, welche nicht recht gut eitern, auch trocken und hart am Rande sind. Sie erweicht und befördert die Eiterung, welche zu Heilung eines Geschwüres nothwendig ist; auch ist sie dienlich, sprödes und trocknes Horn am Hufe zu erweichen, wenn man die Crone damit schmiert.

4) **Aegyptische Salbe.** Hiezu nimmt man 4 Loth gestoßenes Spangrün, 1 Viertelpfund scharfen Essig und 12 Loth Honig; es wird in einem so großen thönernen Topfe gekocht, daß es beym Schäumen nicht überkochen kann. Dieser Salbe kann man sich bedienen, um die Mauke oder den Rasp auszutrocknen; imgleichen in allen den Schäden, wo das herausgewachsene Fleisch allzulos und schwammig ist, und eine zu dünne wässerige Materie giebt. Sie ist austrocknend und widersteht der Fäulniß.

5) **Zertheilender Spiritus**, besteht aus 3 Loth Salmiak und 4 Loth Pottasche, jedes für sich zu Pulver gestoßen, alsdann in 2 Pfund Branntwein, nebst 2 Löffel voll Terpentinöl gemischt, 24 Stunden gut zugemacht stehen lassen; dient zur Vertheilung der Steifigkeit nach dem Verschlagen, bey Wasserspat und Flußgalle, Geschwulsten am Wiederrist vom Satteldrücken, u. s. w.

6) **Bleywasser.** Man nehme 2 Quentchen Bleyzucker, und löse sie in 2 Pfund reinen Wassers auf. Dieses Wasser ist austrocknend, kühlend und widersteht der Fäulniß.

7) **Kühlendes Augenwasser**, ist ein halb Loth weißer Vitrol in 2 Pfund rein Wasser aufgelöst. Nachdem man im Anfange zuvor mit einer Feder aus einem Taubenflügel reines Baumöl zur Vertreibung eines Augenfells oder Ansatzes zum Blindwerden in die Augen gestrichen, und solches nicht geholfen hat: wird erst mit dem Augenwasser so verfahren, daß solches einen Tag um den andern mit dem Baumöle abgewechselt werde, weil der Vitriol sonst zu sehr ätzend ist, und das Baumöl die Schärfe des Vitriols wieder lindert.

8) **Hornsalbe**, besteht aus Baumöl, gelbem Wachs, Schweinsfett, Terpentin und Honig. Oel, Wachs und Fett werden bey gelindem Kohlenfeuer zusammengeschmolzen, und hierauf Terpentin und Honig dazu gemischt, und so lange gerührt, bis die Salbe kalt geworden ist. Diese Salbe dient, Steifheit in den Gelenken zu vertheilen, den Bug und die Köthen und andere Theile zu schmieren, wenn sie verrenkt oder verstreckt worden sind.

9) **Campherspiritus**, kann im Hause gemacht werden, wenn Campher in sehr starkem Branntwein oder Vorsprung aufgelöst wird, und wird zuerst bey Geschwülsten und Verrenkungen gebraucht, wenn solche noch neu sind; wenn aber dieser Spiritus nicht hilft: so wird mit schärfern Sachen, nämlich mit dem, unter Nr. 11 aufgeführten, Mittel verfahren.

10) **Trocknendes Wasser**, wird aus 2 Loth blauen Vitriols in 2 Pfund reinen Wassers aufgelöst; es ist dienlich, scharfe Geschwüre zu waschen, die sich ausbreiten; imgleichen stinkende, schwammige Geschwüre, wobey wild Fleisch vorhanden ist; dient auch die fließende Pindhose oder Straub-

Straub, Mauke u. dgl. zu heilen. Wild Fleisch pflegt auch bald zu vergehen, wenn gestoßener blauer Vitriol eingestreut wird. Eben dieses Vitriolpulver ist auch dienlich auf den faulen Strahl zu streuen, und sodann mit Terpentinöl zuschmieren.

11) **Spanischer Fliegenspiritus.** Man gießt auf 4 Loth Spanisch Fliegenpulver 2 Pfund Branntwein, und läßt es 3 Tage stehen. Dieser Spiritus dient, den Bug, wenn er vom Verschlagen oder von der Rehe steif ist, zu baden oder zu waschen, wenn N. 9 nicht hinlänglich ist; eben dieser Spiritus zertheilt auch Knochenknoten, Ueberbein und den anfangenden Spat.

12) **Spanische Fliegensalbe.** 4 Loth Spanischen Fliegenpulvers werden in 10 Loth Schweineschmalz, oder 8 Loth Leinöl, und 1 Loth oder 2 Speiselöffel voll Terpentinöl zusammengerührt. Diese scharfe Salbe dient ebenfalls beym Verfangen oder bey der Rehe, den Bug und andere steife Theile zu schmieren, wenn andere mildere Mittel nicht helfen wollen.

13) **Kropfpulver.** Nimm 1 Pf. Spießglasleber aus der Apotheke, 1 Pf. Schwefelblumen, 1 Pf. Enzianpulver 1 Pf. Eyerschalen, ½ Pf. Wachholderbeeren, 4 Loth Fenchelsaamen, und 8 Loth Eisenfeilspähne. Stoße sie zu Pulver, und mische alles. Von diesem Pulver giebt man dem Pferde täglich 2 Loth, um die Verdauung zu befördern, den Magen zu stärken und zu reinigen, wenn das Pferd das Futter verläßt oder mager wird, ob es gleich sonst noch viel frißt; wenn es Würmer, Kropf oder andere Flüsse nach dem Kopfe oder der Brust zu hat. Zugleich kann man in allen diesen Umständen täglich 8 Loth Salz auf das Futter zugeben. Dieses Mittel dient auch dem Horn- und Schweinevieh in gleichen Umständen.

14) **Laxirtrank.** Es wird 1 Loth Aloe gepülvert, mit 1 Pfund Küchensalz vermischt, und mit 2 Pfund Wasser mäßig gesotten; dem Pferde aber laulich gegeben. Schlägt dies nicht durch: so giebt man nach 3 Tagen den nämlichen Trank, weil es nicht dienlich ist, dem Pferde eine zu große Portion auf einmal zu geben, um ihm nicht eine Kolik zu verursachen; diese kann aber auch entstehen, wenn das Pferd am Bauche kalt wird. Sonst kann man auch Glaubersalz zum Laxiren der Pferde gebrauchen.

15) **Zertheilendes Augenwasser,** ist ein Quentchen Campher, das mit 6 Tropfen Branntwein gerieben wird, 1 Quentchen Borax, 1 halbes Pfund Fenchelwasser; dies alles vermischt man mit einander. Dieses Mittel braucht man, wenn das Pferd oder ein anderes Thier ins Auge geschlagen oder gestoßen worden, und davon eine Entzündung entstanden ist. Es wird solches Wasser mit einem Schwam ins Auge gedrückt, oder mit einer sanften Feder eingestrichen. Das Auge muß niemals mit einem Tuche oder Lappen gerieben werden.

16) **Harntreibendes Mittel.** Frisch gemolkene warme Milch, oder neue süße Milch. Diese wird erwärmt; aber ja nicht heiß gemacht. 4—5 Pfund werden mit ein paar Loth Schnupftabak vermischt, und dem Pferde, welches den Urin nicht lassen kann, zumal wenn Gries oder Stein im Wege sind, eingegeben, und hierauf das Pferd oder der Ochse langsam herumgeführt. Man kann auch etwas Essig und eine Handvoll zerriebenen Sauerteig darunter mischen. Es pflegt bald ein Durchbruch darauf zu folgen. Man kann

auch dem Pferde ein paar Körner Pfeffer in den Schlauch oder in die Harnröhre einstecken, wodurch solche bald geöffnet wird. Ist es ein Mutterpferd: so müssen ihm die Pfefferkörner auch in den Uringang beygebracht werden; ist aber der Fehler in der Blase, und das erst beschriebene Mittel hilft nicht: so kann eine subtile, mit Oel bestrichene, Hand in den Leib zur Blase hineingreifen, und selbige nach und nach gelinde drücken, daß der darinn verhaltene Urin hervorgehen muß.

17) **Hopfenumschlag.** Man bindet den Hopfen in ein Säckchen, und kocht ihn im Essig oder Biere, drückt die Feuchtigkeit aus, und macht damit einen Umschlag auf verrenkte Glieder, und zwar gleich im Anfange; wird auch in eiligst entstehenden Geschwülsten, die von harten Stößen herrühren, gebraucht, und sobald der Hopfen, der warm aufgelegt wird, kalt geworden ist, wird wieder warmer aufgelegt.

18) **Rothwasser,** wird so genannt, und gebraucht als ein Mittel wider das sogenannte Rothe, oder das Blutpissen der Thiere. Man sammlet im Herbste die Eckernäpfchen, worinn die Eckern oder Eicheln wachsen, trocknet und pulverisirt sie. Davon nimmt man für 1 Stück Vieh auf einmal 1 Fingerhut voll, und 1 Fingerhut voll Asche, thut beydes in ein halbes Quart oder Maaß recht sauren Branntweinessigs (in Ermangelung dessen kann man auch wohl andern sauern Essig von Bier, oder noch lieber Weinessig nehmen), giebts dem Vieh, und wiederholt es täglich drey Mal, bis es sich bessert. Braucht man dies Mittel, so bald der Urin beginnt mißfarbig oder röthlich zu werden: so ist die Cur in 2 Tagen geschehen; nimmt aber das Rothe die Ueberhand: so erfordert es mehr Zeit; bey der Cur aber giebt man dem Viehe kein anderes als trocknes Futter, und wenig zu saufen.

Ein anderes, jederzeit bewährt gefundenes, Mittel ist auch dieses. Man nimmt 3 Quart Flußwasser, vermengt es mit $\frac{3}{4}$ Quart Bärme oder Bierhefen, schüttet dazu $\frac{1}{4}$ Metze Roggenmehl, rührt alles gut unter einander, thut hernach ein Stück Alaun, einer Baumnuß groß, gestoßen darzu, rührt es wieder, und giebt nach 6 — 8 Stunden die Hälfte davon dem Viehe ein. Von der Zeit an, da man diese erste Hälfte eingegeben hat, soll das Vieh nichts Nasses, nur lauter trockenes Futter, bekommen; nach Verhältniß dieser Zeit wird ihm nur mäßig zu saufen gegeben. Wird dies Mittel gleich in den ersten Tagen der Krankheit gegeben: so schlägt es nicht fehl. Obige Quantität ist für Pferde, Ochsen und Kühe ohne Unterschied; jungem Viehe aber wird, nach Proportion des Alters, weniger gegeben. Auch pulverisirte Tormentillwurzel, in etwas Schrotgetränke eingegeben, heilt sehr bald das Blutharnen.

19) **Roggen, gerösteter,** dient wider den Durchfall, welchen die Pferde oft nach einem sehr heißen Sommer im Herbste bekommen, und welcher lange anhaltend, abmattend und gefährlich wird. Nicht gleich im Anfange, sondern erst nach einigen Tagen, giebt man solchen, den man in einer eisernen Pfanne röstet, und unter gleichviel nicht gerösteten Haber thut. Selten braucht man es zweymal zu geben, so ist der Durchfall vorbey. Vielmals bekommen die säugenden Fohlen einen so starken ätzenden Durchfall, daß davon die Haare um den Hintern weggebeizt werden. Vom gerösteten Roggen wird ein Fingerhut voll zu Pulver gestoßen oder gerieben, das Pulver

ver mit Honig zu einer Latwerge oder dickem Syrup gemacht, den Fohlen die Zunge hervorgezogen, und solcher der Syrup aufgestrichen; falls es sich nicht bessert: so wird einige Tage nachher das Verfahren wiederholt. Mit Kälbern wird bey gleichem Zufalle eben so verfahren. Lämmer bekommen von jetzt gedachter Portion den vierten Theil.

20) **Essigtrank.** Dieser wird wider die Bräune oder Kehlsucht der Schweine gebraucht. Nachdem dem Schweine unter der Zunge zur Ader gelassen worden ist: wird das Maul mit Salz und Waizenmehl gerieben. Hierauf nimmt man eine Hand voll Goldwurz gestampft, eben so viel Salz und 2 Loth geschabtes Hirschhorn, und kocht alles zusammen in Essig. Man giebt ein Viertelquart auf einmal, und schmiert die Geschwulst mit Branntwein, worinn Seife aufgelöset worden.

21) **Giftessig**, so nennt man einen Essigtrank, welcher dem Weidevieh gegeben wird, wenn solches unter dem Grase giftige Kräuter, z. E. Zeitlosen, Nieswurz, Wolfs- oder Tollkirschen, Schierling und dergl., mit gefressen hat; als wovon es bald in den Waichen zu schwellen pflegt. Man kocht Tabak und Essig mit Honig vermengt, und giebt davon großen Thieren, sobald als möglich, ein halbes Maaß. Kommt man aber zu spät darzu: so wird der Tabak weggelassen. Die Gefahr ist weit geringer auf Viehtriften, wo sich giftige oder verdächtige Kräuter finden, wenn man auf solchen viel Sauerampfer anbauet, oder solchen besonders irgendwo cultivirt, und das Vieh davon oft, besonders aber wenn man vermuthet, daß es giftige Kräuter gefressen haben könne, fressen läßt. Hiernächst koche man auch Pappelkraut mit Leinöl oder Butter, gebe es dem Viehe ein, und brauche dieses Decoct zugleich zum Klystiere.

Von diesen angeführten Mitteln haben zwar die meisten Beziehung auf die Pferde; können aber, wie bereits bey einigen bemerkt worden ist, auch bey anderem Viehe gebraucht werden. Dem Rindviehe wird nämlich von den innerlichen Mitteln fast eben so viel, als einem Pferde, den jungen Thieren beyder Art nach Maaßgabe ihres Alters die Hälfte, ein Viertel, ein halbes Viertel u. s. f., gegeben. Ein Schaaf hat genug an einem Drittheile. Bey den äußerlichen Mitteln wird eben kein Unterschied in der Wirkung beobachtet, weil es dabey nur auf das Mehr oder Weniger ankommt. Da aber die meisten der angeführten Mittel gleichsam als Hausmittel anzusehen sind: so muß es der Landmann an den gemeinsten, z. E. Salpeter, Schwefelblume, Campher, Terpentinöl, Leinöl, und unter diesen am Honig am wenigsten bey sich fehlen lassen; da der Honig außer seinem specifischen Gebrauche auch dazu dient, daß man gepülverte Arzneyen damit vermischen, und solche dem Pferde auf die Zunge zum Herunterschlucken schmieren, oder daraus große Pillen oder Welgern machen, und solche dem Pferde in den Hals stecken kann. Hiernächst darf es durchaus nicht an einer Klystierspritze fehlen, weil man damit so große Dinge, und das Meiste bey Verstopfungen, Koliken, Würmern u. s. w. ausrichten muß. Wie aber damit zu verfahren sey, muß unter dem Art. **Klystier** nachgelesen werden.

Viehbrehme, Bremse, Roßmücke. Diese ist von den im zweyten

Bande (S. 225) angeführten ganz unterschieden, und kommt in Ansehung der äußerlichen Gestalt mit den großen Stubenfliegen ziemlich überein; nur hat sie andere Fühlhörner und einen andern Rüssel, welcher so beschaffen ist, daß sie damit die Haut der Thiere, von deren Säften sie lebet, damit durchbohren kann. Die meisten Viehbrehmen haben eine bräunliche Farbe und stark geaderte, durchsichtige, gelbliche Flügel, die bisweilen sehr artig gefleckt sind. Sie legen ihre Eyer nicht, wie die oben angeführten Bremsen, auf die Haut der Thiere; sondern in das Gras und in die Erde. Die Larven sind weißgelbliche Maden, welche einen spitzigen Kopf haben, und meistentheils bis zur Hälfte in der Erde stecken. Die bekannteste dieser Viehbremen wird gemeiniglich Pferdefliege und Ochsenbrehme genannt, weil sie vornehmlich die Pferde und das Rindvieh zu quälen pflegt. Sie hat einen graubraunen Oberleib, einen gelblichen Unterleib und grüne Augen; der Hinterkörper ist oberwärts mit einer Reihe weißer Flecken besetzt.

Viehhof, der graume Platz vor den Viehställen, welcher auf großen Vorwerken oder Höfen großer Landgüter gemeiniglich mit einem Geländer eingefaßt ist, damit das Vieh darinn umher gehen, aber nicht herauskommen könne. Vielmals hat man darinn Raufen, worinn dem Viehe Rauchfutter vorgelegt wird, um solches in der freyen Luft zu verzehren. Dieses Rauchfutter kann von der geringsten Art seyn, da solches von den Ochsen und Kühen lieber im Freyen, als im Stalle, gefressen wird, weil solches Futter, Heu oder Stroh, durch das Anhauchen in der Luft nicht so warm oder anhängend bleibt. Dies ist auch die Ursache, daß mehr Rauchfutter im Stalle, als auf Raufen im Viehhofe, umgebracht wird; es wäre denn, daß dem Viehe solches zum alleröftersten in kleinern Portionen zugetheilt würde. Bey Regen-, Schnee- und Frostwetter ist es aber den Thieren nicht allzu dienlich, ihnen das Tagesfutter auf den Viehhöfen vorzulegen; es ist dann besser, selbigen in den Ställen ihr Futter zu geben.

Viehkrankheitskennzeichen.

Wenn man sich nicht auf die Kennzeichen einer Krankheit versteht: so kann man auch nicht die rechten Mittel dawider aufsuchen, und statt selbiger gar leicht auf unrechte verfallen, die entweder wider die Krankheit nichts nutzen, oder solche wohl gar verschlimmern, oder unheilbar und tödlich machen; es muß daher der Landwirth eine seiner Hauptwissenschaften darinn bestehen lassen, jede Krankheit seiner Thiere sogleich zu erkennen, um solche nicht mit einer andern zu seinem und seiner Thiere unausbleiblichem Schaden zu verwechseln. Es folgt hier eine Anleitung dazu, welche aus dem Handbuche der praktischen Landwirthschaft des Hrn. C. A. H. Bose, der diesen seinen Unterricht einem vorlängst verstorbenen berühmten ökonomischen Schriftsteller, dem Herrn von Schönfeld auf Trachenau, verdankt, meistens dergestalt entlehnt werden soll, daß auch der gesunde Zustand der Pferde, besonders in manchen Stücken, dargestellt werden soll, weil entgegengesetzte Dinge in mehrerem Lichte darstehen. Man kann zugleich hieraus ersehen, was für Pferde man halten oder erkaufen solle; oder in wiefern man sich auf ihre Dauer und Gesundheit zu verlassen habe; oder welche Fehler sie an sich haben oder noch

noch bekommen, und in wiefern sie in dieser Hinsicht noch brauchbar oder gänzlich unnütz seyn, oder noch werden können.

1) Die **Augen** der Pferde sind für gesund und dauerhaft zu halten, wenn sie groß und feurig, beyde von gleicher Größe, schwarzbraun von Farbe, das Glas helle und durchsichtig wie ein Krystall, und ohne Flecken sind, auch keinen weißen Ring haben, und etwas vor dem Kopfe hervorstehen. Kleine im Kopf liegende, schwarzbläuliche und fette Augen sind bey jedem Fohlen und Pferde bedenklich, weil solche nicht leicht bis ins Alter sehend bleiben; zumal wenn die Thiere verschlagen oder überfüttert, oder mit Arbeit und Laufen einst angegriffen werden. **Mondblinde** Pferde sind solche, welche im abnehmenden Monde blind, und im zunehmenden Monde wieder sehend werden, so daß sie um die Zeit des Vollmondes vollkommen sehen können; mit abnehmendem Monde nimmt das Gesicht wieder ab, und wenn das letzte Viertel vorbey ist: so sind sie ganz blind, und bleiben es bis nach dem Neumonde, da denn das Gesicht mit zunehmendem Monde auch wiederkehrt. Dieser Fehler ist unheibar; wenn man aber im Vollmonde Pferde kaufen, und sich davor in Acht nehmen will: so darf man nur mit den beyden Daumen die neben den Augen befindlichen Muskeln oder sogenannten Mäuse streichen: so wird sich finden, daß, wenn das Pferd mondblind ist, die Augen, denen man außerdem nichts ansieht, im Kopfe sich verdrehen, welches bey andern Pferden nicht der Fall ist. Der **Staar** ist entweder der **graue** oder der **schwarze**. Ersterer ist wegen des sichtbaren Felles über dem Auge viel kenntlicher, als der letztere, und fällt leicht in die Augen; bey dem schwarzen Staare hat das Pferd ein schönes, helles und vollkommenes Auge, daß man nichts gewahr wird; nur an dem Gange desselben ersieht man die gänzliche Blindheit desselben, weil es die Beine hoch aufhebt, um sich damit auch im Schritte vor dem Stolpern zu hüten. Wenn ein verschlagener Verkäufer darauf sitzt: so weiß er solches Pferd zusammen zu nehmen, daß es schwerlich wahrgenommen werden kann. Es werden aber diese gefährlichen Augen immer kenntlicher werden, je mehr man sich darauf legt, selbige mit obbeschriebenen gesunden Augen, in welchen man sich selbst sehen kann, zu vergleichen. Das **Glasauge**, welches eine Porcellanfarbe, mit bläulicher, graulicher und weißer Farbe vermischt, hat, ist ebenfalls eines der gesundesten Augen. Man muß diese genau kennen, und dem Pferde nicht einen Fehler andichten, den es nicht hat, wenn sich zuweilen bey Pferden, die von Glasaugen gefallen sind, und braune Augen haben, auf dem Auge, außerhalb der Sehe, ein weißliches Sternchen zeigt, wobey das Pferd gut sieht, dieses auch kein gefährlicher Stern, sondern nur ein Erbtheil ist; ist aber der Stern auf der Sehe: dann ist es ein Zeichen der Blindheit.

Findet man bey der Untersuchung und dem Befühlen der **Kinnbacken** oder Ganaschen, wie sie von Pferdeverständigen genannt werden, entweder ein fest angewachsenes Knötchen, oder auch nur ganz an dem Schlunde etwas Angelegtes, das sich wie eine Flechse anfühlen läßt: so kann beydes über kurz oder lang gefährliche Drüsen auf einem Nasenloche hervorbringen, die zwar bey jungen Pferden noch zu heilen sind; bey alten aber, wenn sie durch Arbeiten stark erhitzt werden, gar leicht in einen Rotz ausarten können.

Die

Die Zunge der Pferde und des andern Viehes giebt große Kennzeichen ab. Ist diese welk, gelblich und voll beständig zähen, fest ansitzenden Schleims: so ist das Pferd, oder ein anderes Vieh, innerlich nicht gesund; ist sie aber vollkommen von gehöriger Stärke, rein, roth, und daß man viele Adern daran sieht: so zeigt dieses von dem Wohlbefinden und der guten Natur des Pferdes; hiemit kommt auch der zwischen den Nasenlöchern hinaufgehende Knorpel überein. Zeigt sich dieser ohne Erhitzung des Pferdes röthlich, so daß man darinn viele kleine Aederchen gewahr wird: so ist das Pferd ebenfalls innerlich frisch und gesund; ist hingegen dieser Knorpel weißlich gelb, und zeigen sich daran schon ganz weiße Fleckchen: so ist das Pferd innerlich anbrüchig. Hat es dabey weite und frisch brausende Nasenlöcher: so ist es auch ein gutes Zeichen. Dabey ist es gut, wenn es weite Ganaschen hat, weil die mit engen Ganaschen langsame und matte Fresser sind; folglich auch in der Arbeit nichts taugen. Wären aber auch Pferde mit dergleichen ganz guten Kennzeichen abgetrieben, und ganz matt und dürre: so kann man sie doch für gut ansprechen; besonders wenn sie eine starke Rippe (Rübe) im Schweife haben, die sie so anziehen, daß man Gewalt anwenden muß, um sie zu heben. Bey abgetriebenen Hengsten und Wallachen ist es ein gutes Zeichen, wenn der Schlauch noch stark und fühlbar ist; ist aber dieser in dem Unterleibe gleichsam angewachsen, welk und dünne: so sind sie nie wieder zu Kräften zu bringen; auch hat man ein sehr gutes Zeichen eines dauerhaften Pferdes, wenn sich ein gewisser Wirbel an den Haaren auf beyden Seiten des Halses, da sich die Haare gleichsam abtheilen, findet. Man muß die Mähne aufheben, um ihn an beyden Seiten zu sehen. Dergleichen Pferde sind von ungemeiner Dauer.

Unter den Fehlern und Mängeln am Kopfe des Pferdes findet man besonders die Dummheit, den Koller und den Sonnenschuß. So unterschieden sich diese Fehler in ihren Wirkungen zeigen: so haben sie doch alle einerley Ursache, nämlich entweder einen Verschlag, der in den Kopf wirkt; oder sie rühren von vielen Schlägen um den Kopf oder von Quetschungen am Kopfe her. Eine dritte Ursache ist auch im Zurichten und Dressiren junger Pferde zu suchen, wenn man kurzhälsigen Pferden mit starken und dabey engen Ganaschen die den Bereitern bekannte Lection des Plürens zu stark zumuthet; oder wenn Reiter, die davon nichts verstehen, dieselben durch Stangen zwingen sich beyzugeben, welches auch beym Einspannen in den Wagen bey dergleichen Pferden, die gar nicht zum Halsbiegen gebauet sind, bewirkt wird, welches oft unwissende Knechte oder Kutscher sogar durch Sprungriemen zu erzwingen suchen. Die verschiedenen Wirkungen dieser Kopfgebrechen, da kollerige Pferde ganz toll thun und entlaufen, dumme den Kopf hängen und beständig tief tragen, auch wegen dessen Schwere lieber unter der Krippe als aus derselben oder aus der Raufe fressen; sonnenschüssige hingegen nur da zu rasen anfangen, wenn ihnen die Sonne auf den Kopf brennt, sind theils in dem Grade der Krankheit, theils in dem Temperamente des Pferdes zu suchen; daher der Anfang der Dummheit bey einem Pferde von phlegmatischem Temperamente, welche gemeiniglich schwere, dicke Köpfe haben, schwer zu erkennen ist, weil diese mehrentheils die Proben, die man gewöhn-

gewöhnlich mit dummen Pferden macht, leiden, sich in die Ohren greifen, die Vorderbeine über einander setzen lassen, und fast beständig die Köpfe tief führen, ob sie schon nicht dumm sind, noch jemals waren; welche Proben sich Pferde von einem lebhaften Temperamente oft beym Anfange der Dummheit nicht gefallen lassen, welches ein dummes Pferd sonst nicht leicht thut. Im Winter wird man solches nicht leicht gewahr; doch geben kollerige und sonnensüssige Pferde oft durch ihre scheinbaren allzu klugen Geberden, wenn sie nämlich vielmals zu viel in die Höhe sehen, und ein Ohr um das andere spitzen, wenn es ganz stille im Stalle ist, und nichts veränderliches darinn vorgeht, zu erkennen, daß es in ihrem Kopfe nicht richtig ist. Die sichersten Kennzeichen findet man an den starr sehenden Augen, und im Reiten, wenn sie gleich anfänglich, ehe sie warm und müde werden, sich in den Zügel legen, auf die Faust und gern auf eine Seite drängen. Die meisten Pferdehändler geben sich Mühe, die dummen Pferde so zum Verkaufe vorzubereiten, daß sie in Gegenwart ihres Herrn, der sich gewiß um diese Zeit von ihnen nicht entfernt, den Kopf hoch tragen, sich zurückschieben lassen, die Beine nicht über einander leiden, und sich kaum aufzäumen, oder bloß an den Kopf, geschweige in die Ohren, greifen lassen; auch pflegen sie gern allen ihren an Kopfgebrechen mangelhaften Pferden vorher durch häufiges Blutweglassen zu Statten zu kommen, und sie lieber im Winter, als im Sommer, zum Verkauf zu stellen. Von dem Versuche, den Koller zu heilen, ist der Artikel Koller nachzulesen.

Von der **Blindheit** findet man hauptsächlich zwo Arten; die eine ist diejenige, welche von natürlicher Schwäche der Augen herrührt, die das Fohlen mit zur Welt bringt, und man ihm bald ansehen kann, bis es endlich wirklich ohne einige Verwahrlosung oder einen außerordentlichen Zufall blind wird. Die zwote Art von Blindheit kann bey Fohlen und Pferden durch Verwahrlosung und Zufälle entstehen, wenn sie gleich von Natur gesunde Augen haben. Die erste Art erkennt man gleich an jedem Fohlen oder Pferde, wenn sie, wie bereits oben gedacht worden ist, kleine, im Kopf liegende, schwarzbläuliche und fette Augen haben, als welche über kurz oder lang blind werden. Das Futter beschleunigt oder verzögert ihre Blindheit. Werden dergleichen Fohlen zeitig mit vielen Körnern, Erbsen, Wicken, Bohnen u. dergl. gefüttert, um den Wuchs herauszutreiben: so wird diese Art vielmals schon vor dem vierten oder fünften Jahre blind. Uebernimmt sich ein solches junges Pferd in in der Arbeit, oder thut einen unrechten Soff in der Hitze, daß es heimlich verschlägt: so ist es ebenfalls in Kurzem blind, da die Augen von Natur schwach sind, und von dergleichen Zufällen leicht angegriffen werden. Wird aber ein Fohlen mit solchen schwachen Augen richtig abgewartet, daß es nur Rauchfutter oder Heu und wenig oder gar keinen Haber bekommt, oder im Sommer auf der Weide zum Grasen gehalten wird, auch vor dem vierten oder fünften Jahre zu keiner starken Arbeit oder zum schnellen Laufen angehalten wird: so werden dergleichen schwache Augen geraume Zeit erhalten; die geringste Erhitzung aber, welche manchen Pferden in den Kopf, andern in die Füße oder in den Leib schlägt, manchen andern auch gar nicht schadet, tritt ihnen gleich

in die Augen, daß sie davon blind werden. Oft zeigt sich bey solchen Pferden die obengedachte Mondblindheit; sie sind aber schon so gut, als blinde Pferde anzusehen, weil ihre gänzliche Blindheit doch endlich hintendrein folgt. Von dem schwarzen und grauen Staare ist nichts weiter hier zu sagen, da oben bereits das Nöthige beygebracht worden ist; nur ist noch zu gedenken, daß auch junge Pferde, die mit gesunden Augen zur Welt kommen, doch der Gefahr des Blindwerdens gar sehr ausgesetzt werden, wenn sie, um bald in die Höhe zu wachsen und ansehnlich zu werden, von Jugend auf stark mit Körnern, und worunter das Heidekorn das gefährlichste ist, gefüttert werden. In hiesiger Nachbarschaft ist eine hohe Gegend, wo die Pferde aus Mangel der Weide im Stalle gefüttert, und darinn auferzogen werden. Die Bauern füttern ihre Fohlen, da sie äußerst wenig Heu haben, stark mit Körnern, und besonders mit Heidekorn. Die Käufer, welche dergleichen Pferde zuweilen stark mit Arbeit angreifen müssen, ziehen ihnen, wenn sie etwa bis zum sechsten Jahre gut geblieben sind, eine gänzliche Blindheit zu, wenn sie solche, um der Arbeit, willen, auch an Körnern nicht sparsam halten dürfen, wie ich solches mehr denn zu oft zu bemerken Gelegenheit gehabt habe.

Die Schieferzähne an den Backzähnen sind besonders den Pferden im Heufressen hinderlich. Es sind dieses scharfe Stücken von dem Zahne, welche an der Seite inwendig hereinwachsen. Sie sind so spitzig und scharf, daß sich das Pferd die Zunge im Fressen oft verletzt. Man merkt das Daseyn solcher Schieferzähne mehr an einem gewissen zischenden Laute, den das Pferd während des Kauens des Heues von sich giebt, als man ihnen dieselben ansehen kann. Diese wissen die meisten Schmiede mit Hülfe eines Maulgatters, womit sie das Maul des Pferdes aufgesperrt erhalten, mit einem Meißel abzustoßen. Bey Kälbern und Ferkeln muß das nämliche geschehen.

Hungerzitzen im Maule des Pferdes sind kleine blasse Fleischgewächse, welche unter der Zunge auf dem Untermaule aufgewachsen sind, und bey den Füllen und Kälbern oft das Saugen verhindern, oder beschwerlich machen. Sie werden mit einer scharfen, subtilen Scheere weggeschnitten, und die Wunden mit Branntwein oder Essig ausgewaschen.

Noch kommt hier die sogenannte Kröte in Betracht, welche sich durch außerordentliches Schäumen der Pferde zu erkennen giebt, welches man dadurch zu vermindern sucht, daß die Unterlippe zuweilen, etwa monatlich einmal, bis sich der allzuviele Schaum nicht mehr zeigt, mit der Fliete, die man sonst zum Aderlassen braucht, an unterschiedenen Orten aufgestochen, und hernach mit Salz abgerieben wird.

Das Köken der Pferde ist auch ein übler Fehler. Es giebt zweyerley Köker, nämlich Krippen- und Luftköker. Man erkennt sie leicht an den Zähnen, da bey jenen die untern; bey diesen aber die obern Zähne in der Maaße abgestumpft sind, als sie ihr Handwerk längere oder kürzere Zeit getrieben haben. Die Luftköker kann man auch an den Bewegungen bemerken, die sie während des Kökens, das sie zuletzt fast ohne Unterlaß treiben, mit dem Kopfe machen. Beyde Unarten sind schädlich, weil dadurch, und besonders durch das Luftköken, so viel Luft in den Leib geschafft wird, daß sie vielmals davon sterben müssen, wenn ihnen nicht

baldige

baldige Hülfe durch Klystiere und Reiten verschafft wird. Junge lebhafte Pferde lernen es auch von sich selbst; besonders wenn sie müßig an einer neuen Krippe stehen, und diese von weichem Holze ist; daher man solche junge Pferde am besten davor verwahrt, wenn man sie von der Krippe zurückbindet, oder im Stalle umwendet, sobald sie ihr Futter und Heu gefressen haben. Es hält schwer, ihnen das Köken wieder abzugewöhnen, wenn sie es einmal recht gelernt haben. Man kann es ihnen verwehren, so lange man ihnen einen Kökriemen um den Hals schnallt, der sie am Schlucken hindert; welchen man aber lüften muß, wenn sie fressen und saufen sollen, in welcher Zeit sie doch das Köken forttreiben. Bey dem Einkauf eines Pferdes hat man zuvorgedachte Kennzeichen nicht aus der Acht zu lassen. Junge Pferde aber, die noch nicht lange gekökt haben, sind an ihren Zähnen noch nicht stumpf; aber durch viele Schläge schon so gewöhnt, daß sie gewiß nicht köken, so lange ihr Herr im Stalle ist, und dieser mit seiner Peitsche und Stimme sich hören läßt, welcher ihnen auch wohl eine dünne Schnur von Pferdehaaren um den Hals legt, und unter der Gurgel befestigt, die sie vom Köken abhält, und nach geschlossenem Handel unvermerkt wieder abgerissen wird.

Der **Rotz** ist ein Hauptmangel an einem Pferde, den man oft von einem bösartigen Kropfe oder einer Drüse nicht unterscheiden kann, als welche oft in einen wirklichen Rotz übergehen kann. Die Pferde haben einen Fluß aus der Nase mit Röthe, Hitze und Geschwüren an der Haut, welche die Scheidewand zwischen beyden Nasenlöchern ausmacht, verbunden. Was aus der Nase fließt, ist zuweilen klar, wie Eyweiß; zuweilen gelb, grün, stinkend, blutig. Zugleich ist immer eine Geschwulst an einer oder beyden Drüsen zugegen, welche an jeder Seite innerhalb des Kieferbeines liegen. Diese Knoten sind groß, beynahe kugelförmig, hart; aber nicht schmerzhaft, wie der Kropf. Man kann sie deutlich fühlen, und mit den Händen bewegen. Bey der Drüse oder dem Kropfe ist hingegen der Knoten nicht seitwärts unter dem Kieferknochen, sondern mitten unter den Ganaschen gegen die Wurzel der Zunge; ist mehr ausgebreitet, mehr flach, und kann nicht so leicht mit den Fingern umgriffen werden. Der Kropfknoten bricht gern auf, eitert und giebt Materie; Rotzknoten aber nie. Im Kropfe fließen allemal beyde Nasenlöcher, wenn er erst in Fluß kommt. Im Rotze fließt anfangs nur lange das eine Nasenloch, und alsdann ist nur eine Geschwulst an der Seite des fließenden Nasenlochs. Zuweilen fließen beyde Nasenlöcher, und dann sind beyde Nasenlöcher geschwollen. Diese Krankheit ist äußerst ansteckend, wenn sie zu einem gewissen Grade gekommen, und die Materie scharf ist; zuweilen ist sie gleich anfangs so scharf, daß sie leicht ansteckt. Man sondere also augenblicklich ein solches Pferd von den andern ab, und lasse es tödten, da die Krankheit unheilbar ist, und die Mittel, wodurch ein einzelnes Pferd zuweilen gerettet wird, sind theils schwer anzuwenden, theils so langsam wirkend, daß ein Jahr und darüber hingehen kann, und viel Gefahr ist, andere Pferde dabey anzustecken. Zwar geschiehet die Ansteckung nicht anders, als durch Berührung der ausgeflossenen Materie, z. E. wenn ein Pferd den Ausfluß von der Krippe oder dem Geschirre ableckt; oder wenn es aus einem Eimer trinkt,

woraus ein rotziges Pferd getrunken hat; oder wenn es Heu und Futter frißt, das schon vor einem rotzigen Pferde gelegen hat, u. s. w. Zuweilen kann ein gesundes Pferd einem rotzigen zur Seite stehen, und mit demselben aus einem Eimer trinken, ohne angesteckt zu werden; aber zuweilen pflanzt sich auch die Ansteckung sehr leicht und geschwind auf ein gesundes Pferd fort, und ein einziges rotziges Pferd kann einen ganzen Stall voll gesunder Pferde, oder, wenn es ein Weidepferd ist, die ganze Heerde anstecken; es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, diese Krankheit von andern, mit denen sie eine Aehnlichkeit zu haben scheint, unterscheiden zu können. Außer den angeführten Zufällen des Flusses, der Röthe und Geschwüre der Nasen- oder inwendigen Rotzhaut, der harten und und unschmerzhaften Drüsen- oder Kropfgeschwulsten an der innern Seite des Kinnbackens, erkennt man sie noch gewisser daran, daß das Pferd übrigens gesund scheint, wie gewöhnlich frißt und säuft, keinen Husten hat und seine Krankheit nicht eher verliert, als bis es lange, ja oft ein ganzes Jahr krank gewesen ist. Alsdann bemerkt man, daß es mager, der Athem beschwerlich, und oft engbrüstig wird. Oeffnet man ein rotziges Pferd: so findet man Eiter in den Höhlen des Stirn- und Kinnbackens, die Rotzhaut der Nase ist mit Eiter belegt, und an einigen Stellen findet man hohle und bleiche Geschwüre. Die Erfahrung lehrt, daß Pferde, denen gesundes Futter fehlt, die hungern und allzustark arbeiten müssen, unrein gehalten werden und verdorbenes unreines Wasser trinken, dieser Krankheit am meisten ausgesetzt sind. Hat ein Pferd den sogenannten Springwurm, und wirft sich diese Krankheit auf die innern Theile der Nase: so kann sie leicht zu einem unheilbaren Rotz ausarten; auch aus einer gewissen Art des Kropfes kann der Rotz entstehen, wenn nämlich bey ausgewachsenen oder alten Pferden der Kropf so geschwind zum Vorschein kommt, daß das Pferd oft früh aus dem Stalle geht, und, wenn es erhitzt worden ist, Abends einen heftigen Kropf mit Ausfluß aus der Nase, schwerem Athemholen, und einem fest am Kinnbacken sitzenden Kropfknoten mit nach Hause bringt. Dieses ist ein bösartiger Kropf, und rührt entweder von einem vorher nicht gründlich curirten, sondern zurückgetriebenen, bösartigen Kropfe, oder von einem Verfangen, her. Er ist nicht leicht gründlich zu curiren, und nach Beschaffenheit der Natur und des Alters des Pferdes muß solches entweder in längerer oder kürzerer Zeit crepiren; oder er artet in den förmlichen Rotz aus. Ein junges Pferd, welches entweder von der noch nie ausgeworfenen Unreinigkeit den Kropf bekommt, oder von einem andern Pferde damit angesteckt wird, steht im Gegensatz des rotzigen oder alten, mit der Drüse befallenen, Pferdes traurig, frißt wenig oder gar nichts, hustet oft, wobey ihm die Drüsen an den Kinnbacken stark aufschwellen, sich wohl gar verhärten; können aber bey guter Abwartung eben so leicht, als gründlich, geheilt werden, wie unter dem Artikel **Kropf** gelehrt worden ist.

Die allgemeine Meinung, daß der Rotz weniger gefährlich sey, wenn der Rotzknoten frey und beweglich ist, ist ganz ungegründet. Der Rotzknoten, der heute fest am Kinnbacken sitzt, kann morgen vielleicht schon los seyn, und umgekehrt. Der Name **Steinkropf**, den man zuweilen dem Rotze giebt, um nicht diesen häßlichen Namen zu nennen, bezeichnet keine beson-

sondere Krankheit, sondern ist einerley mit dem Rotze.

Der **Kropf** oder die **Drüse** ist eine Krankheit, welche sich meistens bey jungen Pferden zuerst einfindet. Die Kennzeichen sind außerdem, was kurz zuvor davon gesagt worden, und auch noch besonders unter dem Artikel **Kropf** angeführt worden ist; weshalb hievon nichts weiter zu sagen ist.

Wenn wir nun auf die Vorder- und Hinterfüße kommen: so werden wir an selbigen nicht wenig Fehler zu bemerken haben. An den Vorderfüßen finden sich zwischen dem Knie und Kötengelenke **Oberbeine**, welche bey vielen Pferden an der in- und auswendigen Seite der Haupröhre zu finden sind, wovon manche Pferde nicht nur lahm gehen, wenn sie eine Zeitlang gegangen sind; sondern es zeigt sich auch an dem Fuße, wo sie Oberbeine haben, Mangel an Kräften. An dem Knie, und von da an bis nicht weit über das Kötengelenke finden sich **Flußgallen**, welche die Pferde am Gehen hindern. Von der Warze hinten am Kötengelenke bis in den Huf ist nicht weit, und gleichwohl sind bisweilen in diesem kleinen Raume zwey Fehler fühlbar, die wichtige Folgen haben können. Man findet nämlich unten in der Köte, nicht weit über dem Hufe, ein kleines hartes **Knörpelchen**, etwa in der Größe einer großen Erbse, welches man mit den Augen nicht gewahr wird wenn man es nicht fühlet. In diesem Knörpelchen liegt der Grund zum **Stelzfuße**. Der zweyte Fehler dieser kleinen Gegend ist unter dem Namen **Schaalfuß** bekannt; es besteht derselbe aus einem ganz breiten Oberbeine, welches wohl anderthalb bis zwey Zoll breit, aber nicht dick ist, und wie ein starker Knorpel queerüber das Vordertheil des Fußes, über dem Hufe von der Crone an nach dem Kötengelenke zu, liegt, als ob es die Schaale über dem Fuße ausmachte, woher es auch den Namen führt. An den Hinterfüßen findet man den **Spath**; dieser ist zweyerley, der sogenannte **Hahnen-**, oder **dürre Spath**. Ersterer zeigt sich durch wirkliche Lähmung des Pferdes, und durch einen fühlbaren, und, wenn er reif ist, auch sichtbaren Spathknochen am hintern Kniegelenke des Pferdes. Dieser zeigt sich bey dem Hahnenspathe nicht; das Pferd hinkt auch nicht, sondern zieht nur das Bein, besonders im geschwinden Gange, in die Höhe. Inwendig, unter dem Gelenke des Knies, ist bey manchen Pferden eine **Galle**, welche die **Spathgalle** heißt; wenn diese zu einem Knorpel wird: so entsteht der **dürre**; wird sie aber zu einem Knochen: so entsteht der **ferte Spath**. Ueber dem Kniegelenke zwischen den Hauptflechsen sitzt auch bey manchen Pferden die Flußgalle, die jedoch bisweilen klein, wie eine Haselnuß, aber auch wohl in der Größe eines Hühnereyes ist; diese geht durch, so daß man sie an beyden Seiten des Beins fühlen kann.

Manche Pferde haben den **Piephaken**. Dieses ist eine Feuchtigkeit, die in Form eines kleinen Knäbels sich an dem äußersten Theile des Knies ansetzt, und sich endlich nach Art der erwähnten durchgehenden Flußgalle verhärtet. Der sogenannte **Leisten** ist anfänglich ein Knorpel, der sich in der Folge zu einem Knochen verhärtet, und hinten an dem äußern Theile des Pferdefußes, nicht sehr weit unter dem Knie, sich an den Knochen anlegt, die Gestalt einer daran befestigten Leiste hat, auch dem Kenner leicht in die Augen fällt. Auch finden sich, wie an den Vorderfüßen, so auch an den Hinterfüßen, Flußgallen über dem Kötengelenke. Bisweilen ist

ein Pferd **Kötensteif**, wenn das unterste Gelenke bis an den Huf nicht beweglich genug ist, sondern in die Höhe steht, und das Ansehen giebt, als wenn es ausgekötet, oder das unterste Gelenke vertreten hätte. Der **Schaalfuß** ist auch an den Hinter-, wie an den Vorderfüßen. Um aber die Lähmungen an den Vorder- und Hinterfüßen eines Pferdes zu erkennen, die man nicht deutlich sehen oder fühlen kann, und welche ihren Siz theils im Hufe, theils im Buge der Kugel und im Kreuze haben, muß man es an die Hand nehmen, und auf dem Steinpflaster im Trabe laufen lassen, da es denn bey der mindesten Lähmung zucken wird. Beobachtet man im langsamen Schritte genau das Aufheben der vordern Füße: so wird man sehen, ob es etwa steif, oder wenigstens auf die Knochen geritten ist; denn wenn die Bewegung nicht mit genugsamer Leichtigkeit und Kniebeugung geschieht, und das Pferd vielleicht dabey eine Bewegung mit dem Kopfe macht, oder beym Auftreten den Fuß schont, oder ohne Ermüdung oft auf einem Fuße ruht, oder einen Fuß vorausseßt: so ist es ein Zeichen, daß es mit seinen Knochen nicht richtig ist; sondern daß es auf den Knochen verschlagen, und, wo nicht ganz steif ist, doch einen Anfang zur **Steifheit** hat. Tritt ein Pferd stark hinten auf die Hacken des Fußes: so ist ein Mangel der Stärke vorauszuseßen, so wie es einen Mangel an Dauer anzeigt, wenn es zu stark auf die Spitze tritt. Auswärts und einwärts gehende Pferde sind nicht sicher, und streichen sich oft, wodurch sie sich leicht beschädigen.

Bärlätschig nennt man das Pferd, wenn das unterste Kötengelenke so lang und biegsam ist, daß das Pferd mit dem Hufe und Gelenke zugleich auftritt. Ein solches Pferd ist so geboren; hat zu wenig Stärke, und kann bald lahm werden, wenn die Köte auf etwas Hartes auftreten muß. **Kuhlätschig** ist das Pferd, wenn es hinten eben so wenig, als vorn, mit den Füßen auswärts, und mit den Knien zusammensteht. Die üble Folge davon ist, daß ein solches Pferd, nächst dem Mangel an Vermögen im Kreuze, auch oft mit den Hinterfüßen klammert, und sich mit den Eisen streicht, daß es davon lahm geht, und zu keinem rechten Dienst im Reiten und Fahren zu gebrauchen ist.

Die obbeschriebenen Oberbeine sind nicht allemal so gefährlich, als man es sich vorstellt. Zwar gehen manche Pferde blos von Oberbeinen lahm, wenn sie eine Zeitlang gegangen sind; haben auch Mangel an Kräften in denjenigen Füßen, woran sie Oberbeine haben; aber diejenigen sind von sehr nachtheiligen Folgen, welche, ihrer Lage nach, entweder der großen Ader, die von dem Bug auf einer Seite herab-, und auf der andern hinaufgeht, oder den Flechsen, welche dazwischen sind, zu nahe liegen, da sie im ersten Falle den Umlauf des Blutes hindern; in dem andern aber die Nerven schwächen, und den Vorderfüßen alles dasjenige Uebel zuziehen, welches der fette Spath durch den Spathknochen am Hinterfuße verursacht. Diese Oberbeine sind auch darum gefährlich, weil sie mit der Zeit eher zu-, als abnehmen; folglich den Adern und Flechsen immer näher kommen, und eine Lähmung verursachen können. Inzwischen kommt auf die Lage dieser Oberbeine das Meiste an. Sind sie der Länge nach heruntergewachsen, daß sie weder der Ader, noch den Flechsen zu nahe kommen: so wird ein Pferd daran nicht lahm gehen; liegen sie aber in die Queere an der Röhre: so bleibt

es

es fast unvermeidlich, daß sie beyden zu nahe kommen, und eine Schwäche im Fuße verursachen müssen. Diese Oberbeine bekommen die Fohlen gemeiniglich durch Anstoßen oder Schläge in ihrer Jugend. So lange also Pferde an Oberbeinen nicht lahm gehen: so lange kann man sie als Zugpferde bey der Ackerarbeit, die kein schnelles Laufen erfordert, gebrauchen; welches aber freylich bey schnell laufenden Reit- und Kutschpferden nicht der Fall seyn kann.

Es finden sich bey vielen Pferden, wie oben erwähnt worden ist, **Flußgallen**, theils an dem Knie, theils nicht weit über dem Kötengelenke. Diese sind mit einer gelben, wässerigen Feuchtigkeit angefüllt. Manche glauben sie damit zu heilen, daß sie dem Pferde unter vielen Schmerzen die Blase schneiden, und es damit untüchtig machen, im Wasser fortzukommmen und zu schwimmen. Es ist also sowohl alles Schneiden, als Brennen und Wegbeizen dieser Flußgallen, weil alles Schandflecken macht, zu widerrathen; nur ist noch dieser Blase hier mit Wenigem zu gedenken. Diese sitzt unter der Warze über der Köte; die Warze über der Köte wird bey der Operation glatt weggeschnitten, und zwar bis auf das Fleisch; sodann wird ein Schnitt ½ Zoll in die Länge gemacht; wonach man diese Blase in Gestalt einer keinen Fischblase, an der Flechse angewachsen, und mit Wasser angefüllt erblicken wird. Dieselbe wird rein abgelöst, und ganz zart ausgeschnitten.

In Ansehung des oben erwähnten Knörpelchens, in der Größe einer Erbse, das zuweilen in der Köte über dem Hufe fühlbar, aber nicht sichtbar ist, hat man noch zu bemerken, daß die damit behafteten Pferde dadurch sind verwahrloset worden, daß man ihnen die Fesselader geschlagen hat. Sie werden leicht lahm, wenn sie es nicht schon heimlich sind, und bekommen gemeiniglich Stelzfüße.

Die bekannten **Stollbeulen** entstehen oft in einer Nacht, wenn ein Pferd im Liegen denjenigen Theil des Dickbeines, wo es mit den Stollen am Eisen anliegt, erhitzt, und auch gewisser Maaßen entzündet hat. Man kann sie leicht heilen, wenn man sie am andern Morgen weit aufschneidet, und das gelbe, sich darinn gesammlete, Wasser herausläßt; sodann aber dieselben mit Essig und Salz wohl auswäscht und reinigt, damit kein Schwamm entstehe, und Anlaß zu einer neuen Stollbeule gebe. Alt gewordene Stollbeulen aber wird man am besten heilen, wenn man sie gerade wegschneidet, und die dadurch entstandene Wunde mit den bekannten äußerlichen Wundmitteln heilt, weil sonst immer ein Schwamm zurückbleibt, der den Grund zu einem solchen Stollschwamme legt, welcher weit gefährlicher und schwerer zu heilen ist, als eine Stollbeule.

Ob schon **Ueberbein** und **Beinspath** beyde Knoten oder Geschwülste der harten Knochen sind: so nennen doch die Curschmiede Ueberbein besonders diejenige Knochengeschwulst, die sich an der vordern oder hintern Fläche der Schienbeine, gewöhnlich aber mehr der Vorderbeine, setzt. Es ist schon bemerkt worden, daß diese Geschwulst nicht schadet; wenn sie nur nicht nahe bey oder unter einer Sehne sitzt. Der **Beinspath**, trockner Spath, oder die Geschwulst, die sich an der innern Seite des hintern Kniegelenkes gleich unter demselben, auf dem obern Theile des Schienbeins, ansetzt, ist gewöhnlich länlich und querliegend über dem Beine; auch desto schlimmer: je näher sie dem Gelenke

ist

ist, weil sie alsdann die freye Bewegung derselben hindert. Sitzt sie einigermaaßen niedrig: so hinkt das Pferd nicht; welches auch alsdann nicht geschiehet, wenn es diese Geschwulst an beyden Beinen hat, weil es in diesem Falle auf beyden Beinen gleich steif ist, daher man das Hinken nicht bemerkt. Denn daß das Pferd nicht zu hinken scheint, kommt daher, weil es nicht beyde Beine gleich geschwind biegt und bewegt. Das Pferd hinkt nicht auf dem Beine, welches es geschwind bewegt; sondern auf dem andern. Da aber besonders Verrenkungen und zu starke Anstrengungen des Kniegelenks zum Beinspath gern Anlaß geben: so werden daher besonders die Pferde, welche feine Knochen und dünne oder kleine Kniegelenke haben, dem Spath unterworfen seyn; auch dieses um so mehr, wenn ihr Körper groß und schwer ist; oder sie nicht gerade auf ihren Hinterbeinen stehen; kleine Pferde leiden daher seltner am Spath.

Das Ueberbein kann geheilt werden, wenn man es zeitig genug bemerkt, und zwar durch starkes Reiben mit einem stark geglätteten Stücke Holz oder mit rundem Stock, so daß dadurch Hitze und Schmerz erregt werden; oder durch Einreibung des zertheilenden Spiritus N. 5. Wenn aber dieser nicht hilft: so wende man den Spanischen Fliegenspiritus Nr. 10 an. Der Knochenspath läßt sich nicht leicht zertheilen. Man kann ihn bey Pferden, die Anlage dazu zu haben scheinen, leicht verhüten, wenn man das Kniegelenk, so lange sie noch Füllen oder noch nicht ganz ausgewachsen sind, täglich mit Branntwein bähet; da aber dieses nicht füglich geschehen kann, wenn das Füllen von der Weide nicht nach Hause kommt: so kann dieser Rath von keinem großen Nutzen seyn; das sicherste ist daher, sie nicht zu stark anzustrengen durch Arbeiten, so lange sie noch nicht vollkommen ausgewachsen sind.

Die weiche Geschwulst vorn und inwendig am Kniegelenke, und zwar an dem Orte der Hinterbeine, der gemeiniglich die Spathkammer genannt wird, führt bey den meisten Pferdeärzten den Namen **Wasserspath**; sonst auch **weicher Spath**. Es ist eigentlich eine Ansammlung von Wasser im Gelenke, welche die Gelenkhaut, und daher auch die äußere Haut ausdehnt; läuft aber die Ader über dieselbe Stelle: so kann man sie deste leichter von einer andern Art, den man **Bluthspath** nennt, unterscheiden. Dieser Zufall kann anfangs durch Baden mit kaltem Wasser, und, wenn solches nicht zureicht, mit dem Oel N. 8., oder mit dem Spanischen Fliegenspiritus N. 10., gehoben werden; ist es aber der nur gedachte **Bluthspath**, welcher sich inwendig an das hinterste Kniegelenke ansetzt, der in der Erschlaffung der daselbst laufenden Ader, welche dem Andrang des Blutes nicht widerstehen kann, und daher eine große Geschwulst verursacht, daß das Pferd den Fuß steif führen muß: so reibt man gleich nach dem Entstehen dieses Spaths die Stelle oder Ader mit Eyweiß, zu welchem man etwas Alaune mischt. Zu dem Weißen von 5 Eyern nimmt man 2 Loth gestoßenen Alaun. Dieser Spath kommt nicht so häufig vor, als der vorhergehende.

Steingalle nennt man denjenigen Zufall, wenn sich Blut unter der Fußsohle ergossen hat, wovon das Pferd große Schmerzen hat, und hinken muß. Dieses ergossene Blut verursacht Hitze und Entzündung des Fußes; auch erfolgt Eiterung, wodurch oft der Knochen angegriffen und der Fuß verloren geht, wenn nicht in Zeiten

eine

eine Oeffnung gemacht, und das gesammlete Wasser oder Eiter zum freyen Ausfluß gebracht wird. Indem man dem Pferde das ganze Horn behalten läßt, und es nicht so dünn auswirkt, daß es sich an jedem spitzen Steine stoßen könne, und je weniger das Hufeisen unter dem Hufe klemmt: desto leichter entgeht man der Steingalle. Um diesen Schaden zu heben, welcher durch Versäumniß weiter um sich greifen, und den ganzen Fuß so verderben könnte, bis zuletzt der ganze Huf abfallen müßte: muß man den Fuß ganz dünn auswirken, um ganz deutlich die rothe und vereiterte Stelle zu Gesichte zu bekommen. Ist es nur noch ein rother Fleck: so vertheilt sich gemeiniglich das geronnene Geblüt durch Baden oder Waschen der verdünnten Sohle mit Terpentinöl; ist aber der Fleck schon in Vereiterung übergegangen: so muß man demselben durch eine runde Oeffnung der Sohle bis in das Fleisch Luft schaffen. Die Oeffnung muß größer seyn, als der Schaden, damit die Materie sich nicht sacken, sondern frey abfließen könne. In diese Oeffnung legt man etwas in Terpentinöl getauchten Flachs, hierüber noch etwas Flachs, und hierauf einen dünnen Span, welchen man zwischen dem Hufeisen und der Sohle befestigt, damit der hineingelegte Flachs nicht abfallen könne. Diesen Verband erneuert man täglich, bis man keine Eiterung mehr verspürt, und der Schaden anfängt zu heilen und Horn zu setzen. Alsdann verbindet man es mit der Salbe von Grünspan mit Honig, wie Nr. 4. vorgeschrieben worden ist; oder, wenn es zu sehr hervorschießen sollte, mit Spangrün allein.

Fußschäden von eingetretenen Nägeln, oder von Vernagelung, behandelt man eben so, wie die Steingallen. Man verdünnt die Sohle, macht eine Oeffnung von der Größe des Schadens, und verbindet selbigen mit Terpentinöl eben so, wie die Steingalle. Das Vornehmste zur Beförderung des Heilwerdens ist, daß man der Materie freyen Abfluß verschaffe; hat aber der Nagel die Sehne berührt: so wird die Behandlung für denjenigen schwer, der den innern Bau des Fußes nicht recht kennt, und nicht weiß, wie und wie tief man schneiden kann, um die dienlichsten Mittel an den verletzten Ort zu bringen.

Einer Hornkluft begegnet man also. Man schneidet etwas von dem Hufringe unter der Spalte weg, so daß das Horn oder die Spalte den Schuh nicht berührt. Hiedurch verhindert man, daß das gespaltene Horn bey dem Gange des Pferdes nicht bewegt werde, und also keinen Schmerz, Hitze und Entzündung im Geschwüre verursachen könne. Hiernächst muß man das Horn an beyden Seiten der Spalte ganz dünn an jeder Seite eines Fingers breit wegschneiden, so daß es, nach der Spalte zu, scharf, wie die Schneide eines Messers, zugeht; alsdann beschmiert man die Spalte täglich mit etwas dickem Terpentin, bis sie heilt. Cronschaden oder Verwundungen der Crone oberhalb des Hufes bekommt das Pferd meistens davon, daß es sich selbst tritt, oder von andern getreten wird. Sie sind, wie alle gequetschte Schäden, schwer zu heilen, weil die gequetschten Theile todt und unwirksam sind; auch an der verwundeten Stelle wie eine Borke den Schaden bedecken, und den Abfluß der sich darunter ansammlenden Materie verhindern; welche sich daher bis in den Huf einfrißt. Dieses Abgestorbene muß man wegschaffen; es muß nämlich wegei-

tern, ehe das Geschwür zuheilen kann, und das Unterliegende muß zur Wirksamkeit erweckt werden, um das Abgestorbene wegzuschaffen. Diesen Zweck erreicht man bey geringen Cronschäden blos durch Terpentinöl; ist aber der Schaden beträchtlicher: so muß man Einschnitte darinn machen, bis es blutet, und das frische Fleisch dadurch Luft bekommen, hervorwachsen, das abgestorbene wegstoßen und verdrängen kann; alsdann behandelt man den Schaden mit Terpentinöl. Man kann auch das Todte entweder mit einem glühenden Eisen, oder mit Schießpulver, oder mit Spießglasbutter (Butyrum antimonii) wegbrennen, und es dann mit Terpentinöl behandeln. **Alle fettige Oele, als Leinöl, Baumöl u. a. m., sind hier sowohl, als bey andern Verwundungen, nahe an Sehnen, Knochen, Knorpel und häutigen Theilen schädlich.**

Von dem faulen **Strahle** ist zu wissen, daß Pferde, die einen hohen Huf, platten Fuß und dicke haarige Beine haben, insbesondere wenn sie einen feuchten Stall, wo Harn und Mist keinen Abfluß haben, den schlimmen Fehler bekommen, daß das Horn des Strahls an einem oder mehreren Füßen, und zuweilen ein Theil der Sohle, anstockt sich auflöset, und eine stinkende Feuchtigkeit von sich giebt. Ist dieser Fehler nicht zu alt, oder versäumt worden: so hebt man solchen, wenn er alle Morgen mit Eisenrost, oder, in Ermangelung dessen, mit rothem Bolus bestreuet, und das Pferd an einen trocknen Ort gestellt wird; ist aber dies nicht hinreichend, und die Heilung zieht sich in die Länge: so muß man außer den Mitteln, die man an dem Fuße gebraucht, noch eine **Haarschnur** an der innern oder äußern Fläche der Lende unter der Haut durchziehen, um dadurch die ungesunden Feuchtigkeiten von dem Fuße nach dieser Stelle, wo sie weniger schaden können, hinleiten. Sobald der Fuß geheilt ist: so wird die Schnur herausgezogen; die zurückgebliebene Wunde heilt dann bald von selbst.

Die **Krätze** oder **Räude** bekommen die Pferde meistens vom Hunger oder schlechten Futter, oder durch Ansteckung von andern krätzigen Pferden. Man unterscheidet diese Krankheit in die **feuchte** und **trockne** Räude. Bey jener befindet sich in den Geschwüren eine Feuchtigkeit; bey dieser, welche die gewöhnlichste ist, fallen die Haare aus, und die Haut ist mit mehr oder weniger Schorf bedeckt; die Krankheit ist aber immer dieselbe, und der Unterschied hat blos in der Beschaffenheit des Pferdes seinen Grund. Hat ein Pferd krätzartige Schärfe im Blute, und wird von einem andern, welches die trockene Krätze hat, angesteckt: so bekommt es gemeiniglich die feuchte; auch so umgekehrt. Die kürzeste Heilungsmethode ist, das krätzige Pferd gegen die Wärme eines Kohlenbeckens mit einer Salbe von 3 Loth **Schwefelblumen** oder gewöhnlichem Schwefel zu schmieren. Der gemeine Schwefel wird zu Pulver gestoßen, 1 Loth gestoßene Alaune hinzugethan, und mit 2 Pfund Lein- oder Rübsenöl, oder Thran, oder grüner Seife zusammengemischt; es ist auch gut, wenn man Oel nimmt, noch 1 Loth Terpentin hinzuzusetzen. Hat das Pferd die Krätze über dem ganzen Leibe, und muß daher überall eingeschmiert werden: so ist es vorsichtig gehandelt, wenn man vorher dem Pferde Blut abzapft, um nicht die Krätze in den Cörper hineinzutreiben; ist es aber ein ausgehungertes

Pferd:

Pferd: so kann es in solcher Absicht auch gut seyn, ihm in den ersten 3 Tagen, da es geschmiert wird, jeden Morgen 1 Loth fein gestoßenen Schwefel oder Schwefelblumen einzugeben. Krätzige Pferde stecken nicht gern andere an, wenn sie mit dieser Salbe geschmieret sind; soll aber dieselbe Wirkung thun: so ist es nothwendig, dem Pferde gesundes und hinlängliches Futter zu geben. Selten bedarf man dieser Salbe zweymal zur Heilung eines Pferdes.

Die **Räude in der Mähne** ist ein krätziges Geschwür am Nacken eines Pferdes, welches durch Schmieren mit Terpentinöl geheilt wird. Letzteres ist auch ein gutes Mittel wider die **Kappe**. Der **Schorf in der Crone** wird eben so behandelt, und dadurch verhütet, wenn man die Füße der Thiere rein hält, und ihnen gesundes Futter giebt. Der **Straubfuß** ist ebenfalls eine Art von Räude am Fuße, und ist mehrmals die Folge eines Salzflusses, der sich oft an den Füßen ansetzt. Dieser Zufall wird wie die Mauke (S. **Mauke**) geheilt.

Der **Wurm, Springwurm**, ist eine Krankheit, die sich durch einen Fieberanfall, der aber oft ganz unmerklich ist, und einen Tag anhält, zu erkennen giebt. Das Pferd frißt in dieser Zeit weniger, als gewöhnlich; auch zuweilen gar nicht. Kurz darauf zeigen sich ein oder mehrere Knoten, welche sich an dem Halse, dem Cörper oder den Beinen, von der Größe einer Haselnuß, und zuweilen länglich, wie eine Schnur, von der Dicke eines Fingers, gewöhnlich am Halse oder an den Seiten des Cörpers, oder auf der innern Fläche der Lenden ansetzen. Die Knoten brechen auf, und sehen alsdann aus als Speck. Die offenen Geschwüre haben einen dicken Rand, und geben eine zähe fettige Materie. Oeffnen sich viele Knoten an einer Stelle zusammen: so wird es ein ausgebreiteres Geschwür, welches weiter um sich greift, und nicht von selbst heilt. Die Hengste sind dieser Krankheit mehr unterworfen, als die Stuten, welche diese Krankheit nur selten und durch Ansteckung bekommen. Die Knoten setzen sich zuweilen in großer Anzahl auf eine Stelle. Befinden sie sich an dem Fußgelenke des Hinterfußes, und erstrecken sie sich bis zum Schenkel hinauf: so ist dies ein Zeichen, daß das Pferd sehr heftig angesteckt ist; wie auch, wenn es dem Pferde stark aus der Nase fließt, welches man den **innern Wurm** nennt; der aber mit dem Rotze einerley ist; denn dieser und der Springwurm sind nicht wesentlich unterschieden. Im Springwurm entledigt sich die giftige Materie durch Knoten und Hautgeschwüre; bey dem Rotze wirft sie sich auf die Nasenhöhlen, und füllt die Höhlen des Stirn- und Kinnbackenknochens an, aus welchen sie nicht durch die natürlichen Wege ausgeleert werden kann; sondern daselbst eingeschlossen bleibt, und die Ansteckung unterhält. Diese Krankheit hat einige Aehnlichkeit mit der Lustseuche der Menschen. Hat ein Pferd, es sey ein Hengst oder eine Stute, den Springwurm gehabt: so muß man es nicht zum Füllenziehen gebrauchen; denn diese bekommen mit der Zeit dieselbe Krankheit, oder den Rotz. Es kann ein Pferd mit dieser Krankheit befallen werden, wenn es nach starker Arbeit auf einmal in Ruhe kommt; wenn es nach einer Krankheit zu viel Futter bekommt; nicht weniger von einem Fehler des Futters, des Heues, Habers ꝛc.; ebenfalls auch durch Ansteckung von andern Pferden. Wenn diese

Krankheit noch im Anfange ist: so kann sie geheilt werden; ist sie aber schon alt: so ist sie fast unheilbar. Die Heilungsweise ist diese. Man läßt dem Pferde aus der Halsader 4 Pfund Blut weglaufen, und giebt alle Morgen 4 Loth von folgendem Pulver: Fein gestoßenes Pockenholz, Spießglas, Jalappenwurzel und Schwefelblumen, von jedem gleich viel, mischt es zu Pulver, und giebt dem Pferde alle Morgen 2 Loth davon. Noch viel wirksamer ist das in der Apotheke zu habende Pulver, Mineralmehr (Aethiops mineralis) genannt. Hievon giebt man dem Pferde täglich ein halbes Loth, mit Mehl oder Kleyen zu einem Bolus oder einer Latwerge gemacht. Ist das Pferd stark angegriffen: so setzt man selbigem Haarschnüre an der Brust und an den Hinterschenkeln. Sobald sich die Knoten zeigen, muß man sie mit einem Messer öffnen, damit sich die ungesunde Materie nicht zurück ins Blut ziehe. Die Geschwüre heilen gewöhnlich, wenn sie nicht sehr groß und ausgebreitet sind, von selbst; haben sie aber eine große Oberfläche, und fressen um sich: so heilen sie geschwind, wenn man sie mit folgender, jedoch giftiger, Bähung, daran das Pferd nicht zum Ablecken gelassen werden muß, wäscht: Mercurius sublimatus, ein halbes Quentchen in 3 Pfund reinem Quell- oder Regenwasser aufgelöst. Hiemit wasche man die gefährlichsten und größten Stellen des Springwurms; das Waschen aber will es nicht allein thun, wenn man nicht die Krankheit zugleich durch innerliche Mittel zu heilen sucht.

Wenn ein Pferd von Verrenkung frisch bug- oder kugellahm geworden seyn soll: so untersuche man vorerst, ob die Lähme in dem Buge oder im Hufe zu suchen ist; als worinn die meisten Schmiede irren. Im Reiten wird man es am besten gewahr, ob das Pferd wirklich buglahm sey, wenn man sich das Pferd vorreiten, und dasselbe jählings nach der Seite zu, wo es lahm geht, umwenden läßt; da es denn nicht nur bey dieser kurzen Wendung im Auftreten, sondern auch nachher lahmer gehen wird, als vorher. Dieses ist auch bey kugellahmen Pferden anwendbar, und bey beyden das einzig sichre Kennzeichen, daß ein Pferd wirklich bug- oder kugellahm ist; bey allen andern ist die Lähmung viel eher im Hufe, als im Buge, zu suchen. Ist man von einer wirklichen neuen Buglähmung überzeugt, wie denn dieses leicht geschehen kann, daß manches Pferd vom jählingen Umwenden in einem engen Stande, oder vom Ausglitschen im Aufstehen, oder vom Hängenbleiben mit den Stollen in der Krippe, wenn es aus Muth zuweilen in die Höhe springt, sich etwas im Buge verrenkt, und dadurch mehr oder weniger lahm geworden ist: so läßt sich diese wenige Lähmung leicht damit heilen, daß man den schadhaften Ort sucht, den das Pferd durch Zuckung, wenn man dahin fühlt, verräth, und ihn mit Terpentinöl beschmiert; dieses aber mit einem in einer kleinen Entfernung gehaltenen glühenden Eisen einbrennt. Wenn man dieses täglich einigemal wiederholt: so ist das Pferd in wenig Tagen hergestellt; ist aber die Lähmung stark: so muß man einen Strick unten in der Fessel anschleifen, welcher hinter dem Pferde an einem Stücke Holz, wie an einem Knebel, befestigt, und von einem starken Manne gehalten wird; alsdann wird das Pferd angetrieben vorwärts zu gehen, und der Mann hält seinen Strick immer fest zurück. Wenn das Pferd auf diese Art einige Sprünge gethan hat: so wird das Bug wieder in

seine Gelenke eingerichtet seyn; da ihm sodann der Bug mit Terpentinöl auf nur gezeigte Art einzubrennen ist. Ist das Pferd bey wirklich erfolgter gehöriger Einrichtung binnen 3 — 4 Tagen noch nicht völlig hergestellt: so ist ihm ohne Verzug ein Leder an den Bug (hiemit wissen die meisten Schmiede wohl umzugehen) zu legen; die Haut aber nicht weiter, als bis nahe unter dem Orte, wo die Verletzung vorgegangen ist, aufzublasen; ihm auch kein anderes Oel, als Terpentinöl, nachzugießen. Hierdurch wird der ganze Schade in 8 — 10 Tagen gründlich geheilt seyn. Eine alte wirkliche Buglähmung wird zwar auf eben die Art, jedoch nie ganz gründlich, und nur so geheilt, daß die Pferde die Schwindung verlieren, und dann blos als Arbeitspferde; nie aber wieder zum geschwinden Lauf, zu gebrauchen sind; auch thut man hiebey wohl, ihnen bey warmen Frühlings- und Sommertagen wöchentlich ein paarmaal den ganzen Fuß, vom Buge an bis auf den Huf, mit Kammfett gut zu durchschmieren. Beyläufig gesagt: dieses Kammfett kann auch in der Hausapotheke gehalten, und als die beste Hornsalbe gebraucht werden. Von kugel- und creuzlahmen Pferden ist in Ansehung der Krankheit selbst sowohl, als deren Heilung, das Nämliche zu sagen, wie von den buglahmen Pferden; nur daß man bey creuzlahmen Pferden das Leder nicht an das Creuz legen kann; folglich nur vor die Brust legen muß.

Weil hier vom Lederlegen die Rede ist: so merke man davon, daß die meisten Leder gemeiniglich zu tief an des Pferdes Brust gelegt werden, nämlich in eine Gegend, wohin die Feuchtigkeiten, welche abzuziehen die eigentliche Bestimmung des Leders ist, wegen der starken Knochen und des vielen Fleisches, womit die Brust in dieser Gegend verwachsen ist, nicht dringen können; es muß daher die Oeffnung oben am Brustknochen gemacht werden; auch muß das Leder, dem man durch den oben mit einem kleinen Knebel versehenen Bindfaden, an welchen es gebunden worden ist, die Lage nach Gefallen geben kann, über der Brust liegen; da es die Feuchtigkeiten aus dem Leibe zu ziehen vermögend ist, wo es nicht von so vielem Fleische und starken Knochen, als unten, daran verhindert wird. Auch ist die Haut gemeiniglich nicht aufgeblasen genug; es wird also wieder herausgenommen, ohne dem Pferde etwas anders, als heftige Schmerzen und Brennen verursacht zu haben. Man untersuche daher, zu welcher Absicht das Leder gelegt wird, um es recht zu benutzen. Dieses geschieht hauptsächlich aus zweyerley Ursachen. Einmal in Absicht auf Gebrechen an den Schenkeln; dann aber auch in Rücksicht auf einige Uebel im Cörper; daher man denn die Leder gehörig legen, und mit den nöthigen Oeken versehen muß, um die Feuchtigkeiten zusammenzuziehen, die täglich einige Mal ausgedrückt werden. Ist es auf einige Uebel an den Füßen abgesehen: so muß die Haut bis fast an den Huf aufgeblasen; zuweilen auch wohl, nachdem das Leder einige Tage gelegen hat, und stark zieht, eine Oeffnung in die Haut, unten und über dem Gelenke, gemacht werden, aus welcher die übrige Feuchtigkeit herausgeht, die man nicht wohl so weit hinaufbringen kann, daß man sie oben an der Brust ausdrücken könne. Wird aber das Leder gelegt, um Feuchtigkeiten aus dem Leibe zu bringen: so müssen die Büge und die ganze Brust wohl aufgeblasen werden. Das Aufblasen ist also um deswillen nicht zu

unterlassen, damit sich die nachgegossenen Oele in alle die aufgeblasenen Theile ziehen, welche mehr ziehen, als das Leder selbst. Weiter ist von dem Leder, und was dazu genommen wird, nichts zu gedenken, weil solches den Curschmieden gar nicht unbekannt ist.

Es ist oben gesagt worden, daß man oft den Grund zu Lähmungen nicht im Buge; sondern im Hufe suchen solle. Viele Pferde, sogar junge Fohlen auf der Weide, verfangen sich in geringem Grade so, daß auch etwas davon in den Huf schlägt, und einige Stockung des Bluts darinn verursacht; ist nun der Grund des Verschlagens, folglich auch der Stockung und der Hitze, nicht so stark, daß der Umlauf des Blutes fast gänzlich gehemmt, und dieses um den kleinen Fuß herum, gleichsam wie gedörretes Bocksblut, befindlich ist: so heilen sich solche Pferde selbst wieder aus, ohne daß es Jemand sonderlich gewahr wird; die Natur hilft sich nach und nach dadurch, daß von der Fessel bis gegen die Knie die Haare ausgehen, und sich einige Unreinigkeiten wie ein trockner Grind zeigen, der auch in dem Maaße von selbst vergeht, als die Haare auch wieder wachsen. Dieses dauert so lange, bis die Zeit des Beschlagens kommt, und das Pferd, wie gewöhnlich, um ihm eine Güte zu thun, und allen Ansatz zu Steingallen aufzusuchen, zu tief ausgewirkt wird. Bald nach diesem neuen Beschlage merkt man an dem Pferde, besonders wenn es auf Steinpflaster oder hartem Boden geht, daß es leise auftritt, und dadurch eine Schwäche im Hufe verräth; diese nimmt mehr zu, als ab, und wächst zu einem sichtbaren Zucken. Man glaubt, daß ein Stein, der etwa unter das Eisen gekommen ist, Schuld daran sey; auch sucht man solchen hervorzuarbeiten. Bisweilen findet man auch wohl denselben; siehet man aber an dem zunehmenden Hinken, daß auch dieser nicht Schuld gewesen sey: so vermuthet man, daß ein Nagel zu nahe geschlagen sey. Man untersucht alle diese sorgfältig, und wenn sich keine Vernagelung findet: so wird das Eisen abgerissen, das Pferd bis auf das Leben, bis nämlich das Blut durch die Sohle dringt, ausgewirkt, um dem Pferde Hülfe zu schaffen, und die entweder bereits sich schon gezeigte Steingalle auszuschneiden, oder sonst eine Lähmung aufzusuchen. Werden nun solche Pferde den andern Tag wieder auf harten Boden gebracht: so gehen sie vielmals so gebrechlich, nachdem sie vorher mehr oder weniger von dem oft alten Verschlagen oder Verfangen im Hufe gelitten haben, daß jedermann glaubt, das Pferd habe erst kürzlich auf den Tod verschlagen; da denn alle mögliche Mittel wider das Verschlagen, aber ohne alle Wirkung, angewandt werden, bis das Pferd, wenn die stark ausgeschnittene Sohle wieder etwas nachgewachsen ist, und junges Horn angesetzt hat, etwas besser, als vorher, auftritt. Man spüret immer, besonders auf hartem Boden oder Steinpflaster, eine Lähmung oder Zucken; nach jedem neuen Beschlage aber am meisten. Nun hält man das Pferd für buglahm, und curirt so lange auf dieses Uebel, bis man nebst einer wirklichen Schwindung im Buge auch eine Kernschwindung im Hufe gewahr wird, die man beyde nicht gründlich heilen kann; wider welche aber oben die in Zeiten zu gebrauchenden Heilmittel empfohlen worden sind.

Unter

Unter den innerlichen Krankheiten der Pferde ist die Darmgicht oder Kolik eine der schlimmsten. Hr. Ehrmann zu Straßburg hat in einer besondern Abhandlung die Heilart angegeben. Die Kennzeichen sind folgende. Das Pferd läuft beym Nabel auf; holt schnell Athem; wälzt sich auf der Erde; zieht, auf dem Rücken liegend, die Füße an den Bauch; stößt sie mit Gewalt wieder von sich; springt zitternd auf; zieht den Schweif ein; setzt sich zusammen; röchelt; drückt den After heraus; wird ohne Erfolg zum Stallen gereizt; hat oft einzelne Schweißtropfen auf sich stehen, auch rothe, entzündete, sich hin und her bewegende Augen, und kalte Ohren. Der Mist, der von einem gesunden Pferde immer dick ist, ist allzukugelhaft, und das Pferd kann ihn nicht fortschaffen. Nicht jeder Darmgicht ist zu helfen, z. E. wenn sie entsteht und der Magen zersprengt wird, weil man gleich nach der Abfütterung im Zuge oder schnellen Reiten das Pferd allzusehr anstrengt. Die heilbaren Arten der Darmgicht sind diese. 1) Staub und Sand, z. E. bey den Müllern, oder unausgesiebtes, sandiges, sogenanntes Scheunfutter, d. i., das kleine Korn und Aehren aus der Scheune. Kommen davon Staub und Sand unter das Futter: so entstehen davon Steine im Magen und Gedärmen; auch entstehen solche, wenn das Pferd Luftwasser trinkt. Man fesselt das Pferd wie Stuten, die beym Beschälen gern schlagen; schmiert Hand und Arm mit Oel oder Schmalz; greift ihm sehr behutsam zu; brockt den Mist im Darme langsam ab; zieht ihn stückweise heraus; giebt ihm sodann ein erweichendes Klystier aus Wasser, 2 Löffel voll warmes (aber ja nicht heißes) Leinöl, und etwas abgekochte Kleyen. Das Klystier wirkt besser, wenn man vorher die Därme durch einen Blasebalg aufbläst. Nach einigen Stunden giebt man dem Pferde auf Brod einen Eßlöffel von $\frac{1}{3}$ Roßschwefel und $\frac{2}{3}$ Salpeter; als welches überhaupt das beste Mittel für erhitzte Pferde ist. 2) Die Darmgicht entsteht auch von Verkältung und zurückgetriebener Ausdünstung. Man greift dem Pferde zu; giebt ein Klystier mit warmem Wasser und Oel; überdeckt es mit einer wollenen Decke, um die äußern Theile durch folgenden Rauch zu erwärmen, der in Viehkrankheiten der dienlichste ist. Man legt auf glühende ausgebrannte Holzkohlen (ja nicht Schmiedekohlen) gemeinen Zucker, Wachholderbeeren, etwas weniges schwarzes Pech. Folgenden Tages läßt man $\frac{1}{2}$ Pfund fein Baumöl und 3 Loth Weinsteinpulver auf heißer Asche zergehen; schüttet es dem Pferde Morgens früh, ehe es gefüttert wird, auf einmal ein, und läßt es 3 Stunden darauf fasten. Man kann auch statt dessen diesen Trank eingeben: Anies, Wachholderbeeren, Fenchel, Kümmel, jedes eine kleine Hand voll, Aschwasser (Lauge von Asche) ein Schoppen (es kann nach unserm Maaße auch 1 Quart genug seyn). Kalte Ställe sind der Untergang der besten; besonders junger Pferde. 3) Auch die Ueberfütterung macht eine desto ärgere Darmgicht, je voller der Magen, und je mehr übelverdautes Futter in den Gedärmen ist. Man schütte hiebey nichts ein, als einen Einguß von Oel; verhüte aber das Ueberfüttern, z. E. reiche nach einem langen Ritt dem müden Pferde, besonders dem gefräßigen, auf einmal nur wenig Haber mit etwas Salz vermengt; aber oft, bis es die gehörige Portion hat. Man gebe keinem Pferde unaufgequellene Gerste, Erbsen, Wicken ꝛc.

und lasse es noch weniger gleich darauf saufen; sonst kann der Magen zerplatzen. 4) Nicht weniger ist eine Ursache die Entzündung des Magens oder der Därme, da man des Pferdes gespannten Bauch, ohne dessen große Schmerzen, nicht, anrühren kann, das Pferd sich nicht legt, der Urin roth und brennend, die Ohren aber kalt sind. Man lasse reichlich Blut aus der Hals- oder Spohrader, gebe erweichende Klystiere von Malven- oder Pappelblättern mit Oel, oder von Milch, Honig und Oel; gebe auch dem Pferde wärmlich ein: Athernwurzel 4 Loth, Leinsaamen gestoßen 3 Loth, mit 4 Pfund Wasser bis zur Hälfte eingekocht, durch ein Tuch geseigt, Salpeter 2 Loth, Honig 8 Loth dazu gethan. Das Futter seyen warme Kleyen mit Häcksel oder Häckerling. 5) Winde, die aus einem unvollkommen verdaueten Futter entstehen, vermehren die Darmgicht. Das von ihnen Aufgetriebene verändert die Stelle, wenn man an den Leib drückt. Man gebe Tabaksklystiere, und etwas Theriak ein; steche auch ins Leder am Nabel. 6) Würmer im Gedärme machen auch Darmgicht. Das Pferd schlägt sich mit den Hinterfüßen gegen den Bauch; richtet die Augen rückwärts gegen den Bauch; reibt sich mit dem Hintern am Stande; zieht bisweilen den After aus und ein. Dieser hat am Rande eine weiße Materie, wie weißen Käse; oft findet man auch Würmer, oder viel weißen Schleim im Miste. Die gewissesten Kennzeichen sind nun freylich die abgehenden Würmer; es pflegt aber ein von Würmern geplagtes Pferd sich auch wohl hinzuwerfen, geschwind aufzuspringen, mit den Füßen zu kratzen und zu stampfen, und nach einer kurzen Unruhe gleich wieder ruhig zu seyn, und sein Futter zu fressen. Pferde, welche diese Wurmkolik haben, werfen sich oft vor dem Wagen nieder. Bittere Sachen helfen am besten für Würmer, z. E. Wermuth, Tausendgüldenkraut, Enzianwurzel; so auch Baumöl, oder Leinöl und Thran zu einem Viertelpfund auf einmal gegeben; doch hat die Erfahrung gelehrt, daß nichts besser sey, als 6 Loth glänzender Ruß aus dem Schornstein gestoßen, mit $\frac{1}{4}$ Pfund Milch vermischt, und dem Pferde auf einmal gegeben. Ein Loth Aloe darunter macht es noch kräftiger. Man wiederholt den Trank von Ruß und Milch jeden zweyten Tag, bis es hilft. Man kann auch zerquetschten Knoblauch, mit der Milch abgekocht, geben, wenn alles vorhergehende nicht anschlagen sollte. 7) Oft kriegt die Stute nach dem Beschälen die Kolik. Man decke sie warm zu, und gebe Sauerteig im Wasser zu trinken. 8) Entsteht sie, weil das Pferd eine Feder verschluckt hat: so binde man ein in Oel getauchtes Schwämmlein an einen sogenannten Paserich oder Ziemer (ist die abgezogene oder aufgetrocknete Ruthe eines männlichen Rindes, der zu diesem Behuf auch in Oel getaucht wird, damit er nicht rauh bleibe), stecke es in den Schlund, und suche die Feder heraus zu bringen. 9) Kann das Pferd nicht stallen, oder stallt, nachdem es dumpfigen Haber gefressen hat, lauter, und läuft in der Gegend der Harnblase auf: so schmiere man den After des Pferdes, oder Hand und Arm mit Oel oder Schmalz; man drücke langsam auf die harte Harnblase; siede eine Hand voll gestoßener Lorbeeren und Ingwer in Wein, und gebe solches laulich ein.

Da hier des Lauterstallens gedacht wird: so ist beyläufig zu gedenken, daß selbiges ein häufiger Abfluß von dünnerem, wässerigem und oft sehr scharfem Urin ist, der dem

dem Pferde in großer Menge abgeht. Feuchtes verdorbenes Heu, oder Haber, frisches Heu und Haber, welche noch nicht geschwitzt haben, oder noch nicht hinlänglich trocken sind; wie auch Erkältung verursachen diesen Zufall. Es wird dem Pferde dawider frisches Oel zu einem Viertelpfunde zwey bis drey Mal des Tages mit eben so viel Weinessig und ein halb Loth Salpeter gegeben; man kann auch den Fluß mit Wasser, welches mit altem Eisen rostig gemacht worden ist, stopfen. Wenn sich das Pferd bey dem Stallen sehr krümmt: so ist der Urin sehr scharf, und der Gebrauch des Oeles dann nothwendig.

Noch ist zu gedenken, daß Hr. **Abildgaard** bey der Verstopfung und dem Bauchgrimmen oder der Kolik der Pferde keine andere Mittel, als Klystiere und eingegebenes Oel, verordnet. Um dem Pferde Oeffnung zu verschaffen: soll man 4 Pfund Wasser nehmen, darinn 2 — 3 Hände voll Salz auflösen, 4 Loth Lein-, oder Baum- oder Rübsenöl darunter mischen, und hievon das Klystier, mittelst einer Spritze, oder auf eine andere in der Folge näher beschriebene Weise, dem Pferde beybringen; sollte aber dieses Klystier keine Erleichterung verschaffen: so soll man dem Pferde ein halb Pfund Oel, mit eben so viel warmem Bier vermischt, eingeben, und das Klystier so oft wiederholen, bis Oeffnung erfolgt, und das Pferd ruhiger wird. Hat man nicht gleich Gelegenheit zum Klystiren: so soll man dem Pferde eine **Stechpille** von der Größe einer kleinen gelben Rübe (Mohrrübe) setzen, welche aus einem Loth grüner Seife, ein wenig Mehl und Salz bestehen muß. Dies knätet man zu einem Teige, steckt es dem Pferde in den After, und dieß bleibt sitzen, bis Oeffnung erfolgt. Mittlerweile gießt man dem Pferde viel laues Wasser in den Hals, wenn es selbst nicht trinken wollte. Die **Kolik von Winden**, wobey der Bauch sehr aufgespannt ist, soll man nach vorhergehender Art gleichfalls behandeln; nur mit dem Unterschiede, daß man, statt des Bieres, ein Viertelpfund Branntwein mit dem Oele eingebe; und wenn diese Mittel nicht innerhalb 2 — 3 Stunden helfen: so soll man dem Pferde zur Ader lassen, und mit Klystiren fortfahren.

Hat ein Pferd die Kolik sehr stark gehabt: so kommt dieselbe leicht wieder. Um dieses zu verhüten: muß man dem Pferde nach überstandener Krankheit ein Loth gepülverten Wermuth und eine gute Hand voll Salz zwischen dem kurzen Futter geben.

Noch verdient hier Hr. **Bose** gehört zu werden, welcher sich in seinem obbelobten Handbuche (S. 134) über die Kolik, als die gefährlichste Krankheit der Pferde, und die übel verstandene Cur derselben, also ausdrückt. Unter allen Pferdekrankheiten sind die Feibeln, Würmer und Darmgicht. Die Anwandlungen davon zeigen sich sehr schnell dadurch, daß das Pferd ängstlich thut, das Futter versagt, und anfängt, sich oft zu wälzen; man spürt dabey besonders eine innerliche Hitze im Halse, die Ohren sind kalt, die allen Schmieden bekannten Feibeln (dieses sind die Drüsen neben den Kinnbacken schwellen auf, und das Pferd kann weder mistn, noch stellen. Binnen einer Zeit längstens von 2 Stunden schwillt das Pferd in den Dünnungen, und längstens in der dritten Stunde ist es todt. Die Curen dawider sind meistens unnütz; denn die meisten Schmiede gehen nur auf das, was sie vor Augen sehen, ohne sich um den Grund zu bekümmern; sie brau-

chen daher alle ihnen bekannte empirische Curen wider die Feibeln, Würmer und Darmgicht. Wenn dabey, wie es zuweilen geschieht, das Pferd gleich im Anfange der Krankheit stark geritten wird: so erfolgt hin und wieder einmal Hülfe; mehrentheils aber sind dergleichen Pferde ohne Rettung verloren, wenn nicht Mittel, die auf den Grund gehen, angewandt werden. Dieser besteht in einer Verstopfung der Gedärme, wo sich etwa Blähungen, oder unverdautes Futter, welches sich durch Hitze und mangelnde Feuchtigkeit dergestalt verhärtet hat, daß alle innerliche Arzneyen nicht anschlagen können, und solche Pferde, trotz alles Oeffnen der Feibeln, des Aderlassens und der eingegossenen Tränke in Zeit von 3 Stunden des Todes sind. Die Schmiede geben dann bey dem aufgehauenen Pferde lange weiße Maden, wie auch kurze braune Würmer, die sich in dem Magen befinden, und solchen an-, auch wohl durchgebissen haben, als die Ursache des Todes an; es ist aber keine andere, als Verstopfung. Weil das Pferd von hinten keine Oeffnung hat: so breiten sich die in seinem Cörper befindlichen Winde durch den ganzen Cörper aus, alle seine Theile schwellen auf, welches sich zuerst an den empfindlichsten, nämlich den Feibeln, zeigt. Denen im Magen befindlichen Würmern verursacht die ihnen von hinten zu gebrechende Luft große Beängstigung, die sie an dem Thiere auslassen, und seinen Magen so lange zernagen, bis er durchlöchert ist. Das Pferd empfindet hierüber große Schmerzen und Beängstigung; wälzt sich daher so lange, bis sich ein Darm verschlingt, wodurch dann eine unheilbare Darmgicht entsteht, welche oft in kurzer Zeit die besten Pferde wegrafft. Nach eben diesem Schriftsteller soll ein an der Darmgicht leidendes Pferd nicht zum Liegen, viel weniger zum Wälzen gelassen; sondern im Stalle hoch gehangen werden; auch will er die Tränke, in welchen Wein, Branntwein, Essig, Urin, Pökelfleischlake u. dergl. befindlich sind, nicht ohne höchste Noth gebraucht wissen, weil dieselben scharf und angreifend sind, und der künftigen Gesundheit der Pferde leicht schädlich seyn können.

Von den frisch geschnittenen, gestoßenen, gestochenen, gerissenen oder geschossenen Wunden hat man Folgendes zu merken. Geschnittene Wunden, welche nicht sehr tief und groß sind, weder bis in die Brust, noch Bauchhöhle dringen, wo keine Ligamenta oder große Blut- und Pulsadern verletzt sind, heilt gewöhnlich die Natur allein; wenn man sie nur durch Auswaschen mit Wasser rein hält; doch ohne sie zu reiben, und die Materie abzutrocknen, welche bey der nachfolgenden Eiterung abgesetzt wird, weil diese Materie der Balsam der Natur, auch besser ist, als alle künstliche Balsame und Salben. Man muß blos dafür sorgen, daß diese Materie einen freyen Ausfluß aus dem Geschwüre habe, damit keine Höhlungen entstehen, in welchen sie sich sammeln und aufhalten kann. In diesem Falle muß das Geschwür mit einem scharfen Messer erweitert, und hiemit der Materie ein freyer Ablauf verschafft werden; wird aber der Eiter dünn und wässerig, wobey das Geschwür schwammig und bleich ist; oder wird sie stinkend: so muß man solche durch Arzneymittel verbessern, als wozu die Bähung mit dem austrocknenden Wasser No. 9 am nützlichsten ist.

Dringt die Wunde bis in die Brusthöhle; ist aber nur so klein, daß die Luft nicht durch dieselbe bey dem Einathmen heraus-, und bey dem Ausathmen hineindringt; auch keine Rippenpulsader verletzt ist, aus welcher sich Blut in die Brusthöhle ergießen könnte: so wird sie wie eine einfache Wunde geheilt; man bedeckt sie nur mit einem gewärmten Stücke Heftpflaster aus Pech. Ist die Wunde groß, daß die Luft in die Brust aus- und eingeht; ist eine Rippenpulsader verletzt, oder sind die Lungen und andere Theile in der Brust beschädigt: so ist sie entweder unheilbar; oder erfordert auch mehr Kunst in der Behandlung, als hier kurz und deutlich vorgeschrieben werden könnte. Dringt die Wunde in die Bauchhöhle; ist aber nicht groß, und an keiner Stelle, wo etwas von den Gedärmen hervortreten könnte: so muß man sie, wenn die Wundenlefzen von einander stehen, zusammennähen; oder sie auch, wenn dieses nicht ist, nur bedecken und wie eine andere Wunde behandeln. Treten aber die Gedärme hervor, und befindet sich die Wunde an dem untern Theile des Bauches, wo die Gedärme beständig aufdrücken: so ist sie unheilbar; denn keine Naht kann diesem Drucke hinlänglichen Widerstand leisten.

Bey den **gestoßenen Wunden** sind einige Theile getrennt, oder andere blos gequetscht und abgestorben; und zwischen diesen ist mehr oder weniger Blut ausgetreten, welches nicht ausgeleert werden kann; sondern zertheilt werden, oder verderben und Eiterung verursachen muß. Die Zertheilung sucht man durch Bähung mit Wein oder Essig zu befördern; wird aber dadurch weder die Hitze, noch die Gewulst, vermindert: so wendet man die Mittel an, welche zur Beförderung der Eiterung der Geschwülste (siehe diese) dienen können. Ist eine gestochene Wunde nicht sehr unbedeutend; sondern dringt sie tief ins Fleisch: so haben das Blut und Eiter keinen freyen Ausfluß aus der engen Höhle; und geht der Stich gar von oben nach unten: so ist es noch schwieriger. Um eine solche Wunde zu heilen: ist es nothwendig, sie mit einem Messer zu erweitern, damit Blut und Eiter ungehindert abfließen können; leidet aber die Beschaffenheit des verwundeten Theiles solches nicht: so ist die Wunde unheilbar, oder doch sehr schwierig und gefährlich. Bey den geschossenen Wunden sind eben die Schwierigkeiten Statt, wie bey den gestochenen und gequetschten, und zwar in einem noch höhern Grade. Ist die Kugel nicht hindurchgegangen; sondern in dem Theile sitzen geblieben: so muß man sie herausziehen; ist sie aber hindurch gegangen: so muß man die Wunde erweitern, und sie übrigens wie eine gestoßene Wunde behandeln.

Ist eine Blut- oder Schlagader verletzt, oder ganz übergeschnitten, und kann die Blutung nicht durch den Verband, oder das Bähen mit kaltem Essig, oder durch aufgestreueten Vitriol gestillt werden: so muß man eine krumme Nadel mit einem starken Faden oben und unten herum zu bringen suchen, und sie unterbinden.

Ist eine Sehne übergeschnitten: so kann diese nicht zusammengeheilt werden, wenn man nicht das Glied oder den Theil, der verwundet ist, in eine solche Lage bringen kann, daß sich die beyden Enden einander nähern, und durch den Verband so lange darinn erhalten werden, bis sie zusammengeheilt sind. **Wunden sehniger Theile, Wunden mit entblößten Knochen, Wunden des Hufes, Fußes**

und der Crone vertragen kein Fett oder fettige Salben und Oele; denn diese verursachen an solchen Stellen Fäulniß. Diese müssen, wenn sie einfach sind, und guten Eiter geben, entweder ohne Salbe, oder blos mit Terpentin verbunden werden. Uebrigens ist noch zu wissen, daß runde Wunden schwerer, als die länglichen, zu heilen sind; jene können daher, wenn es Ort und Stelle leiden wollen, mit einem subtilen Messer verlängert werden.

Die Lungensucht ist eine gewöhnliche Krankheit der Pferde; wie auch der Ochsen und Kühe; tödtet aber viele. Sie ist eine hitzige Krankheit, womit die Pferde besonders ganz plötzlich, entweder nach strenger Arbeit, oder nach plötzlicher Erkältung nach vorhergegangener Erhitzung, oder dem Trinken von kaltem Wasser in eben diesen Umständen befallen werden. Die Krankheit entsteht auch ohne eine eigentlich zu entdeckende Ursache, und fängt mit einem bald vorübergehenden Frost oder Schauder an; hierauf wird das Pferd oder Ochse dösig oder heiß im Kopfe; will nicht fressen, athmet schwer und stark, aber nicht geschwind; hustet wenig und kurz; aber mit Beschwerde, und bemüht sich gleichsam den Husten zu unterdrücken; hat starke Hitze; besonders sind das Maul und die Zunge trocken und heiß; auch ist der Athem, wenn man die Hand vor die Nase hält, merklich warm, und das Thier sieht beständig hin nach der Brust, wo es den Schmerz fühlt Es legt sich nicht gern nieder; und das Pferd unterscheidet sich eben hierin von andern Thieren und Menschen in dieser Krankheit, daß es wenig oder gar nicht trinkt. Dieses kommt daher, daß das Pferd, um das Wasser von den Zähnen bis in den Schlund zu bringen, die Luft stark anziehen muß, als welches die kranken Lungen sehr angreift, und Schmerz verursacht. Ein gutes Zeichen ist es in dieser Krankheit, wenn sich im Fortgange derselben der Husten vermehrt. Der Puls ist anfänglich stark und geschwind; wird aber den zweyten und dritten Tag schwächer und kleiner, ohne an Geschmeidigkeit abzunehmen; wird der Puls unordentlich, aussetzend: so ist dieses ein schlimmes Zeichen; aber das schlimmste ist, wenn er matter wird, und an Geschwindigkeit zunimmt, als worauf der Tod erfolgt. Es ist beynahe dieselbe Krankheit, welche bey den Menschen unter dem Namen Pleurisie oder Brustentzündung bekannt ist. Wird die Entzündung zertheilt: so entsteht gewöhnlich den vierten Tag ein Husten, und das Pferd wirft einen gelben Schleim durch die Nase aus; geht sie aber in Eiterung über: so verschafft sich die Materie gewöhnlich den vierten oder fünften Tag, zuweilen aber noch später, einen Ausgang, und zwar entweder plötzlich und in Menge durch die Luftröhre, wo es dann durch die Nase ausgehustet wird; oder sie ergießt sich auch in die Brusthöhle. Im ersten Falle kann das Thier noch zuweilen geheilt werden; doch wird es oft engbrüstig, und behält einen anhaltenden Husten. Im letzten Falle bekommt es eine Brustwassersucht, die unheilbar ist, und gar bald den Tod verursacht.

In dieser Krankheit muß man durch Aderlassen einem großen Pferde 4 Pfund; kleinern hingegen nur 2 — 3 Pfund Blut abnehmen. Darauf nimmt man 1 Loth Salpeter, und ein halb Loth Schwefelblumen; mischt sie mit etwas Honig, und bringt diese Latwerge dem Pferde nach und nach ins Maul und auf die Zunge, damit

es

es solche leicht herunterschlucke, da es in dieser Krankheit besonders schädlich ist, ihnen mit Gewalt einzugeben, weil das Thier durch seinen Widerstand erhitzt und die kranken Lungen angestrengt werden. Diese Arzney muß man ihnen täglich zweymal geben; und weil das Pferd während dieser Krankheit nicht trinkt, und gewöhnlich Verstopfungen hat; oder doch nur mit Mühe wenigen und trocknen Unrath von sich läßt: so muß man ihm täglich 3 — 4 Klystiere aus warmem Wasser, worinn eine Hand voll Salz, oder noch besser 1 Loth Salpeter aufgelöst ist, setzen. Nimmt der Puls nach dem ersten Aderlaß wiederum an Vollheit und Härte zu: so muß nach einigen Stunden von Neuem zur Ader gelassen werden; ist alsdann das ausgelassene Blut, wenn es kalt und geronnen ist, mit einer sehr dicken und gelben Haut bedeckt; hat es nur wenig Wasser abgesetzt, und nimmt die Härte des Pulses wieder zu: so muß man noch einmal die Ader öffnen, und dieses in den beyden ersten Tagen der Krankheit so oft wiederholen, als sich der Puls wieder hebt, das Blut noch sehr zähe ist, und nur wenig Wasser absetzt. Bey jedem erneuerten Aderlassen muß man weniger Blut ablassen, je nachdem die Kräfte des Pferdes mehr abgenommen haben. Nächst dem Aderlassen, und nachdem man zum erstenmal Blut abgelassen hat, ist eins der wirksamsten Mittel, dem Pferde eine **Haarschnur** vor der Brust zu setzen, wodurch, wenn es zu eitern anfängt, die Hitze und Entzündung von den inwendigen Theilen nach den äußern hingeleitet wird; auch kann man dem Pferde mit der gegen die Krankheit empfohlnen Salbe aus Spanischen Fliegen die Brust und die Seiten schmieren. Ein anderes zur Zertheilung der Entzündung in den Lungen sehr nützliches Mittel ist, dem Pferde einen **Futterbeutel**, der mit warmen in Wasser gekochten Kleyen angefüllt ist, unter die Nase zu hängen, damit es den warmen Dampf einathme, dessen zertheilende Kraft noch vermehrt wird, wenn man zugleich ein Stück Campher, in der Größe einer Nuß, in den Beutel wirft.

Engbrüstigkeit ist oft dasjenige, welches bey den Menschen die Schwind- oder Lungensucht ist, nämlich eine Eiterung oder ein Geschwür in der Lunge. Eine solche Engbrüstigkeit ist unheilbar bey den Thieren, wenn sie einmal eingerissen ist. Diese Engbrüstigkeit oder Art der Lungensucht unterscheidet sich von der ordentlichen Engbrüstigkeit ohne Lungengeschwür daran, daß eine scharfleimige Materie aus der Nase fließt; daß das Pferd stark hustet; daß die aus der Nase fließende Materie scharf ist, und sogar Löcher frißt, welches dann nachher, besonders wenn das Pferd stark mit Arbeit angegriffen wird, Anleitung zum Rotze geben kann. Hiebey ist zu bemerken, daß alles, was das Pferd aus dem Magen und dem Schlunde wirft, nicht durch den Mund, wie bey den Menschen und andern Thieren, sondern durch die Nase ausgeleert wird; denn der Zapfen bey den Pferden ist so groß, daß er bis auf die Zunge herabreicht, und wohl beym Schlingen zurück, aber nicht vorwärts gedrückt werden kann, damit das, was aus dem Schlunde heraufkommt, durch den Mund ausgeführt werden könne.

Die Engbrüstigkeit, von welcher hier die Rede ist (Asthma), erkennt man daran, daß das Pferd beschwerlich athmet, jedoch ohne beständiges Fieber; daß das Ein- und Ausathmen immer auf zwey Male, und mit einer doppelten Bewegung

geschiehet, welches man deutlich bemerken kann, wenn man auf die Bewegung der Brust und der Rippen Achtung giebt; daß das Athmen mit einem Rasseln oder Pfeifen geschieht, welches jedoch nicht immer der Fall ist. Ein engbrüstiges Pferd taugt, wenn die Krankheit alt, und in einem hohen Grade vorhanden ist, nicht viel mehr; man suche also die Krankheit in Zeiten zu heben. Man bereitet ein Pulver von Schwefelblumen, Lorbeeren, Anies und Spießglasleber zu gleichen Theilen; hievon giebt man dem Pferde alle Morgen 2 Loth. Während der Cur giebt man demselben nur wenig Heu, oder besser gar keins, und nur allein Strohhäckfel und Kleyen; es gienge denn aufs Gras, welches dann immer besser wäre.

Man muß einen Unterschied zwischen kurzathmenden und engbrüstigen Pferden machen. Kurzathmend ist ein Pferd, wenn es beym Laufen oder anderer Bewegung den Athem natürlich geschwind holet. Hieran ist meistens Ueberfluß des Blutes Schuld, den man durch Aderlassen vermindert, und wenn man dem Pferde wenig oder gar kein Heu, sondern so viel Häckfel, als es selbst will, zu fressen giebt. Heu ist ein schädliches Futter für Pferde, die schwache Lungen oder andere Fehler in der Brust haben. Ein kurzathmendes Pferd kann leicht engbrüstig werden, oder einen Bluthsturz aus den Lungen, oder andere Brustkrankheiten bekommen, wenn man sie nicht bey Zeiten zu verhüten sucht.

Der Husten an sich selbst, wenn er plötzlich bey einem Pferde entsteht, und nicht mit Zufällen andrer Krankheiten oder Fieber verbunden ist, kann eben als keine gefährliche Krankheit angesehen werden; wenn er aber lange anhält, oder zu stark ist: so kann er doch den Lungen schaden, und das Pferd durch Engbrüstigkeit oder auf eine andere Art verderben. Husten rührt gemeiniglich von Erkältung her, die sich in der Luftröhre festsetzt, und daselbst eine leichte Entzündung macht, und ist alsdann anfangs trocken, und fängt eher oder später an zu fließen, welches man an dem rollenden Tone des Hustens erkennt; wie auch daran, daß, wenn der Husten heftig ist, mit demselben Schleim aus der Nase fließt. Ist der Husten trocken: so läßt man zur Ader, giebt Honig und Schwefelblumen, zum Futter wenig oder gar kein Heu, sondern Statt dessen Kleyen, und hängt den Dampfbeutel vor die Nase. Fließt der Husten: so wird er durch Pillen von Schwefelblumen und Alantwurzel, von jedem 1 Loth, mit Honig zusammen gerührt, alle Morgen gegeben, gehoben. Ist es ein Magenhusten, der nie auf einmal, sondern nach und nach stärker wird, und beständig trocken ist: so wird das Pferd mager, und frißt entweder zu viel oder zu wenig; in diesem Falle nimmt man zu den eben benannten Pillen, Statt des Schwefels, ein halbes Loth fein gestoßenen Hammerschlag und eben so viel gepülverte Enzianwurzel. In diesem Falle ist es auch gut, dem Pferde auf sein ordentliches Futter ein paar Hände voll Salz zu streuen.

Den Strengel, die Bräune oder Entzündung im Halse erkennt man, wenn das Pferd den Hals steif hält, sein Futter kauet und fressen will; solches aber nicht niederschlucken kann, sondern wieder zum Halse herausfallen läßt. Das Saufen ist gleichfalls beschwerlich; denn wenn es das Wasser niederschlucken will: so fließt es oft zur Nase wieder heraus; hierbey hat das Pferd auch mehr oder weniger Hitze und Fieber. Dieser Zufall entsteht von einem

einem Geschwüre oder einer Entzündung im Halse, welche man durch Aderlassen, Einspritzen von Honig und Wasser in den Hals des Pferdes, und durch häufige Klystiere von Gerstenschleim, mit Salz und Oel vermischt, zu heben sucht; auch kann man den Dampfbeutel, wie bey der Lungensucht vorgeschrieben ist, unter die Nase hängen. Wenn aus dem Halse Materie oder Schleim abfließt: so ist die Gefahr vorüber. Zuweilen ist der Strengel ein Begleiter des Kropfes oder der Drüse, weil sich nämlich die Kropfmaterie, Statt nach den Drüsen unter den Kiefern zu gehen, auf die innern Theile des Halses wirft.

Die **Verstopfung des Harns**, oder der Zufall, da das Pferd nicht stallen kann, entsteht aus zwo Ursachen. Entweder der Harn bleibt im Blute, und kann wegen Verstopfung der Nieren von Stein und Gries, oder wegen Entzündung und Hitze in denselben nicht in die Blase kommen; oder die andere Ursache ist, wenn der Urin die Blase dergestalt ausgedehnt und gespannt hat, daß selbige ihre Kraft, sich zusammenzuziehen und den Urin von sich zu geben, verliert. Das letztere kann besonders bey Hengsten und Wallachen der Fall seyn, wenn man sie laufen oder ziehen läßt, ohne ihnen Zeit zum Stallen zu geben, sobald sie das Wasser drängt; alsdann sagt man: das Pferd sey **über Stall gegangen**. Je öfterer solches geschehen ist: desto mehr wird die Blase dadurch geschwächt, und desto öfterer kommt dieser Fall wieder. Man kann leicht erkennen, ob ein Zufall an den Nieren hieran Schuld sey; denn alsdann hat das Pferd Hitze und Fieber, ist unruhig, tummelt sich, beugt das Creuz, und sieht sich nach den Lenden um.

Ist hingegen das Pferd nur über Stall gegangen: so setzt es sich oft in die Stellung, als wenn es stallen wollte, ohne jedoch zu stallen. Wenn man die Hand dergestalt in den After hineinbringt, daß der Rücken der Hand gegen den Rücken des Pferdes gekehrt ist: so kann man unter der Hand die ausgedehnte Blase fühlen; nach diesen zwo Ursachen des verhinderten Stallens ist auch die Heilung unterschieden. Ist ein Stein oder Gries in den Nieren, oder eine Entzündung derselben aus anderer Ursache Schuld daran: so kann dem Pferde gemeiniglich nicht recht aus dem Grunde geholfen werden; lindern aber kann man den Zufall, wenn dem Pferde zur Ader gelassen, und ihm ein Viertelpfund Leinöl zweymal des Tages eingegossen wird; ein Klystier von 3 Pfund Wasser mit 2 Händen voll Leinsaamen gekocht und durchgeseigt, alle Tage einmal gesetzt, ist auch sehr gut. Auf eben diese Art behandelt man auch eine **Entzündung der Nieren**; nur giebt man weniger Oel; aber an dessen Stelle drey bis vier Mal des Tages 2 Pfund Wasser mit einer Hand voll gestoßenen Leinsaamens; läßt auch öfterer aus der Ader, und täglich wohl drey bis vier Mal, je nachdem nämlich der Schmerz und die Hitze heftig sind. Da mir dieser Vorfall zwey Mal selbst vorgekommen ist: so habe ich folgendes Mittel, das auch bey Menschen einigemal gute Dienste gethan hat, angewandt. Von einem Haasen wird der Kopf mit Haut und Haaren abgeschnitten, von dem Töpfer in einem zu brennenden und verdeckten neuen Topfe zu Pulver gebrannt, und davon löffelweise eingegeben, wovon den Pferden der zermalmte Gries oder Stein, in Stücken einer Haselnuß groß, abgegangen ist. Das leidende Pferd bekommt

kommt alle Morgen, wenn es noch nüchtern ist, einen starken Eßlöffel voll, und es wird alle 2 Stunden mit gleicher Portion fortgefahren, bis der Gries abgeht.

Ist das Pferd nur über Stall gegangen, und die Verstopfung des Harns rührt nur von einer Erschlaffung der Blase her: so gieße man dem Pferde einen Eimer kaltes Wasser über den Bauch und über das Creuz, oder bringe, wie solches schon oben berührt worden ist, die Hand, mit Oel geschmiert, in den After hinein, und drücke gelinde die aufgespannte Blase, welche unter dem Mastdarme liegt. Ein Pfefferkorn, in die Harnröhre gesteckt, ist auch gut.

Der **Durchlauf** äußert sich auf dreyerley Art. Die erste ist, wenn der Mist dünner, als gewöhnlich, abgeht, gleichsam als wenn das Pferd eine Purganz bekommen hätte; dabey aber nicht krank ist. Die zwote Art ist den Hufschmieden unter dem Namen des **Fettschmelzens** bekannt. In diesen Umständen geht ein dicker, zäher Schleim von dem Pferde. Es ist nämlich unruhig, will weder fressen, noch saufen, und hat Fieber und Hitze. Der dritte Durchlauf ist der rothe, wo zugleich dem Pferde mit dem Miste Blut abgeht, und wobey zugleich Fieber und Schmerzen zugegen sind. Die erste Art von Durchlauf ist nicht gefährlich; sollte dieser aber zu lange anhalten, und das Pferd zu sehr abmatten: so giebt man selbigem Morgens und Abends zwey Loth Enzianwurzel, gepülvert und in Bier abgekocht; wozu man dann noch ein Loth pulverisirte Auster- oder Eyerschalen, oder auch Kreide mischt.

Die zwote Art ist gefährlicher; denn sie hat Fieber und eine Entzündung der Gedärme zur Folge; man muß daher gleich anfangs zu helfen suchen, wenn das Pferd nicht sterben soll. Man läßt dem Pferde am Halse zur Ader, nimmt ihm 4 Pfund Blut ab, und setzt dann zwey Mal des Tages folgendes Klystier. Man rühre ein halbes Pfund Leinöl mit 2 Eyerdottern um, und mische es hierauf mit 2 Pfund lauwarmen Wassers. Innerlich giebt man dem Pferde täglich zwey Mal ein halbes Pf. Leinöl, mit einem halben Loth Salpeter und 1 Loth gepülverter Enzianwurzel. Rhabarber Statt Enzian ist zwar besser; aber auch theurer. Das Pferd muß während der Krankheit sehr warm gehalten, und mit dicken, warmen Decken belegt werden. Man nöthigt es, viel Wasser, welches nicht mehr kalt ist, und worein Waizenkleyen und ein wenig Salpeter gerührt worden sind, zu trinken. Zu einem Eimer voll Wasser ist ein Loth Salpeter hinlänglich.

Die dritte Art von Durchlauf ist ebenfalls mit Fieber und Schmerzen verbunden; es gehen aber dem Pferde keine Schleimklumpen ab. Die Heilung erfordert, wenn das Pferd nicht zu sehr abgemattet ist, Aderlassen. Man bringt ihm zweymal des Tages ein Klystier von Wasser, mit Leinsaamen gekocht, bey, und giebt ihm alle Morgen ein halb Pfund Leinöl mit eben so viel Honig, und ein Quentchen Alaun. Vermindert sich der Durchlauf: so giebt man alle Morgen ein Pulver von 1 Loth Enzianwurzel, und eben so viel gestoßene Wachholderbeeren; oder eine Abkochung von frischen Eichenblättern, zwey Hände voll in zwey Pfund Wasser.

Das **Maulsperre** ist auch eine zuweilen vorkommende Krankheit, und besteht darinn, daß die Kinnladen des Pferdes erstarren, und das Pferd daher weder

das

das Maul öffnen, noch etwas zu sich nehmen kann. Wird dem Pferde nicht geholfen: so muß es verschmachten. Die erste Ursache ist eine, vom Verschlagen oder Verfangen herrührende, Stockung der Säfte in diesen Theilen des Pferdekörpers. Sobald man den Zufall bemerkt: muß man alle äußerliche Mittel zur Erwärmung des Pferdes anwenden, da man innerlich nicht dazu gelangen kann. Hierzu ist zu rechnen das Aufmachen der Feibeln, der Kolleraber, oben hinter den Ohren, und der Schwanzader, um dem Blute dadurch Luft zu machen. Vor und nach dieser Operation muß das Pferd ohne Unterlaß mit starken wollenen Tüchern, von unten an dem Kinnbacken an bis an das Ohr, und dann auf dem ganzen Rückgrade hinter und vor gerieben werden, um das Blut in Gang zu bringen. Dabey kann man ihm eine Prise Schnupftabak oder Nießpulver in die Nase einblasen, welches ein starkes Brausen, und dadurch eine heftige Bewegung der Kinnbacken erregt; zugleich kann man demselben auch, besonders wenn sich etwas Verstopfung dabey zeigen sollte, ein Klystier setzen. Werden alle diese Mittel, nach deren Anwendung man das Pferd ein wenig warm reiten, und hernach in einem warmen Stalle mit warmen Decken wohl zudecken muß, vergebens gebraucht: so ist es ein Zeichen, daß es von einer zwoten Ursache herrühren müsse, nämlich von einer, durch Gähnen oder andere Bewegung des Pferdes bewirkten, Ausdehnung der Kinnbacken, die man äußerlich durch einige Stöße an der Seite, wo sie oben einpassen, wieder ins Gelenke bringt; hilft auch dieses nicht: so ist dieses Maulgesperre von einem Schlagflusse entstanden, und kein Mittel bekannt. Zum Glück ist diese Krankheit an sich unter die seltenen zu rechnen.

Der **Zungenkrebs** oder **Brand der Zunge** ist eine Krankheit, der die Pferde, das Hornvieh und andere grasfressende Thiere ausgesetzt sind. Sie giebt sich durch eine Blase oder weißen schwammigen Flecken, und zwar oben auf der Zunge, oder an den Seiten, oder unter derselben zu erkennen. Dieser verwandelt sich bald in ein offenes, schwammiges, dunkelfarbiges um sich fressendes Geschwür, so daß die Zunge beynahe durchfressen wird und ausfällt. Dieses letzte ereignet sich alsdann, wenn man, um Heilmittel anzuwenden, zu stark bey derselben zieht, um sie aus dem Maule hervorzuziehen. Oft ist dieses Geschwür so wenig gefährlich, daß es bey den meisten Pferden von selbst zuheilt; zuweilen ist es aber brandig, und breitet sein Gift in kurzer Zeit weiter aus, so daß das Thier verloren gehen muß. Man heilt es gewöhnlich sehr leicht, wenn man das Geschwür mit einem Messer oder dem scharfen Rande einer Münze so lange kratzt, bis Blut kommt, und es nachher täglich mit einer Mischung von Essig und Salz, oder bloßer Salzlake, abwäscht. Bey dem Hornviehe ist dieser Zufall in heißen Sommern oft seuchenartig gefunden worden, so daß es gestorben ist, wenn die Zungenblase von selbst aufgesprungen, und die herausfließende Materie von dem Viehe verschluckt worden ist. Sobald man an einem Stücke diese Krankheit bemerkt: muß täglich nach den Zungen der übrigen Thiere gesehen, und dieses Uebel durch das vorgenannte Verfahren gehoben werden.

Der Krankheiten des Hornviehes sind ungleich wenigere, auch viele derselben so

beschaffen, daß, da sie den Pferdekrankheiten gleichen, sie auch durch gleiche Heilmittel gehoben werden können.

Die allgemeine **Viehseuche** verpflanzt und verbreitet sich, wie Pest, Lustseuche und Blattern bey Menschen, durch Ansteckung von einem Ort zum andern; sie ist aber mehr ansteckend, als der Roz und die Räude bey Pferden, welche nur die gesunden durch unmittelbare Berührung anstecken. Die Viehseuche kann sich durch ansteckende Dünste dem gesunden Hornviehe mittheilen. **Abilgaard** sagt, die Viehseuche sey in Ungarn eine Landseuche, und habe daher ihren Ursprung. **Gleditsch** behauptet, daß die Podolischen Ochsen, welche ehedem häufiger, als jezt, nach Niederdeutschland kamen, uns die Seuche mitgebracht haben; auch die Kriegesheere bringen die Seuche dahin, wo sie zuvor nicht gewesen ist. **Brieger** meldet in seinem Taschenbuche für Gutsbesitzer ꝛc. v. J. 1798, daß man in Südpreußen nicht gern Hornvieh aus Podolien und der Ukraine ankaufe, weil selbiges zur Seuche sehr geneigt sey. Das Vieh aus Ungarn, Polen, auch das bey den Armeen, wird, da es zu Hause fett oder gut gehalten worden ist, auf seinen weiten Wegen, bis zu seiner Bestimmung hin, weniger gepfleget; bald gut, bald schlecht gefüttert; bald zu viel, bald gar nicht getränkt; abgetrieben und erhizt: und so erzeugt sich unter dergleichen Treibviehe nach und nach die Seuche, die dann von einem Orte zum andern, wo dergleichen seuchendes Vieh hinkommt, durch Ansteckung sich verbreitet. Das an der Seuche umgefallene Vieh wird nicht, oder zu spät eingegraben; denn Krähen, Raben, Füchse, Hunde ꝛc., fressen davon, speyen von ihrer Ueberladung hin und wieder auf den Viehtriften etwas aus, oder besudeln durch ihre Excremente die Viehweiden, wälzen sich auf solchen, saufen aus den Viehtränken ꝛc., daß also das Contagium auch dahin kommt, wo man es, weil kein seuchendes Vieh an Ort und Stelle gewesen ist, am wenigsten erwartete.

Die **Kennzeichen der Viehseuche** sind folgende. Der Anfang ist, wie bey der Lungenentzündung und verschiedenen andern Viehkrankheiten, mit Schaudern und Kälte, worauf Hize erfolgt; auch bekommt das Vieh im Anfange gern einen Abscheu vor Wasser; allein am Schlusse hat es oft Lust zum Saufen. Die Augen sind im Anfange trocken und matt, selten wild und hizig; im Fortgange aber sind rinnende Augen ein Kennzeichen der Seuche. Im Anfange der Seuche husten die Thiere alsbald sehr stark; im Fortgange der Seuche weniger stark, oder selten. Am 5ten, 6ten oder 7ten Tage nach der Ansteckung bemerkt man an dem kranken Viehe einen trocknen Husten. Dieser wird am 7ten und 8ten nach der Ansteckung heftiger; dabey bemerkt man auch eine Abnahme der Milch, und die Krankheit zeigt sich nun deutlicher. Am 8ten oder 9ten Tage nach der Ansteckung fangen die Augen an zu rinnen; dann fließt eine größere oder geringere Menge klares, auch schleimiges Wasser aus der Nase, welches in beyden nachfolgenden Tagen dicker und weißer wird. Der Puls ist am 7ten Tage nach der Ansteckung, oder am ersten Tage der Krankheit, mehr geschwind, als natürlich; er ist zugleich klein; schlägt 70 bis 83mal in einer Minute, da er sonst gewöhnlicherweise 50, und bey Kälbern 60mal schlägt. Zu eben der Zeit finden sich Mattigkeit des Cörpers, eine Unlust zum Fressen und Saufen ein. Einige

ver-

verlieren am 8ten oder 9ten Tage nach der Ansteckung die Eßlust gänzlich, oder am zweyten Tage, nachdem man die ersten Zeichen der Krankheit an ihnen bemerkt hat. Nachdem die Freßlust aufgehört hat: so verliert sich sowohl in dieser Krankheit, als in allen andern hitzigen Krankheiten des Hornviehes, das Widerkäuen. Der Mist, den die Thiere in den beyden ersten Tagen der Krankheit von sich geben, ist härter, als natürlich; auch ist dies Zeichen beständiger und merklicher bey dem Viehe, welches auf dem Stalle krank wird, als bey demjenigen, das auf der Grasung angegriffen worden ist. Hierauf nun stellt sich der Durchlauf früher oder später ein, manchmal schon am 2ten oder 3ten Tage der Krankheit; manchmal, jedoch seltner, erst am 4ten oder 5ten Tage; auch kann ein Vieh an Verstopfung und ohne Durchlauf sterben. Endlich giebt das den kranken Thieren abgelassene Blut ein gewisses Zeichen, welches in keiner bekannten Hornviehkrankheit zugegen ist. Wenn man nämlich am 1sten oder 2ten Tage, nachdem das Thier krank geworden ist, demselben zur Ader läßt, und das Blut in einer Schaale oder Schüssel aufnimmt: so findet man selbiges, nachdem es geronnen ist, und eine Stunde gestanden hat, roth und schwärzlich, fest und ohne Wasser; da hingegen das Blut eines gesunden Thieres gewöhnlich 1 Drittel Wasser enthält. Wendet man den Blutkuchen in dem Gefäße um: so sickert wohl etwas Wasser heraus; aber nur wenig Tropfen, da der Blutkuchen sonst im Wasser zu schwimmen pflegt. Dieser Wassermangel im Blute nimmt stufenweise, von dem ersten Tage der Krankheit an bis zum 4ten oder 5ten Tage, zu; dann nimmt das Wasser bey den Thieren, welche die Krankheit überstehen, wiederum zu. Bey denjenigen hingegen, welche nach mehrern Krankheitstagen dem Tode nahe sind, will das abgezapfte Blut gar nicht gerinnen; es ist los, unzusammenhängend wie blutig-schleimiges Wasser; und zeigt sich das Blut auf diese Art: so ist der Tod unvermeidlich. Ist das Thier heftig angegriffen: so stöhnt es sehr. Das Athmen ist beschwerlich und groß; aber nicht geschwind, wie in den meisten hitzigen Krankheiten. Wenn man die an der Viehseuche gestorbenen Thiere öffnet: so findet man an mehrern oder wenigern Eingeweiden des Unterleibes, dem Magen, den Därmen, der Leber, der Milz, in der Brust an den Lungen, inwendig an der Luftröhre und zum öftern oder fast jedesmal an der Schleimhaut in der Nase bläuliche, rothe, zuweilen schwarze, brandige, große und kleine Flecken. In dem dritten Magen oder Psalter (omasum) findet man das Futter sehr hart, wie in allen andern hitzigen Krankheiten, in welchen das Thier das Widerkäuen verloren hat. Man findet ebenfalls die innere Haut, welche den Psalter bekleidet, mit dem Futter zugleich abfallend, wenn man diesen Magen öffnet; wenigstens ist sie los, und sondert sich leicht ab; wie dies der Fall auch bey dem gesunden Psalter ist, wenn er 24 Stunden liegt, ohne vom Futter gereinigt zu werden. Die Gallenblase ist ebenfalls sehr groß, und von vieler Galle ausgedehnt.

Es giebt noch verschiedene andere Umstände bey der Viehseuche, die aber veränderlich und mehr ungewöhnlich sind, als: Eine ungewöhnliche Munterkeit oder Wildheit beym Anfange der Krankheit. Kurzathmigkeit im Anfange der Krankheit, wenn das Vieh getrieben wird. Eine große Gefräßigkeit, wobey zugleich Schau-

der zugegen ist, und das Thier mit den Zähnen knirscht. Alsdann kommt eine große Mattigkeit; die Kranken stehen auf den Zehen der Hinterfüße; fressen und saufen weniger, und haben großen Durst. Mit dem Aufhören des Wiederkäuens und der Unlust zum Fressen ist zuweilen eine Art Wasserscheu zugegen; zu andern Zeiten, gewöhnlich gegen Ende der Krankheit, ist eine heftige Begierde zum Trinken da. Die Ohren und Hörner sind bald kalt, bald warm; die Augen fallen ein, und sie stallen nicht so viel mehr, als zuvor. Mit dem Schleime in der Nase folgen zuweilen Blutstriemen; durch den After geht auch Blut weg, oft mit Durchlauf; manchmal auch mit hartem Miste. Dieser Darm wird auch zuweilen entzündet, roth und geschwollen, kriecht heraus, und steht oft ganz offen. Einige bekommen gegen das Ende der Krankheit Grind, Ausschlag an der Haut, oder Knoten am Cörper. Sie haben oft viele Mühe, um stallen zu können. Einige bekommen die sogenannte Trommelsucht, wobey der Leib oder der Bauch sehr ausgespannt, und vom Winde gedehnt ist. Oft setzt sich auch Luft zwischen Haut und Fleisch, und wenn man an diese Windgeschwülste, insbesondere über das Creuz und die Lenden, drückt: so hört man ein Knarren. Wenn man das Thier nach dem Tode öffnet: so findet man den Wanst gewöhnlich sehr mit Luft angefüllt, und eben wie die andern drey Magen mit blutrothen Brandflecken angefüllt. Oft findet man im Mastdarme eine Menge Blut. Die Milz ist zuweilen ganz blaß oder grau mit stinkendem Blute angefüllt. Die Leber ist bey einigen Thieren ganz weich und gleichsam verfault, zuweilen ganz mit Würmern, Leberflünder genannt, angefüllt. Diese letztern sind aber gänzlich von der Seuche verschieden, da man sie in gewissen Jahren und an gewissen Oertern in allem geschlachtetem Viehe wahrnimmt, ohne daß man deswegen einige Schwachheit sonst bemerkt hätte. Bey trächtigen, an dieser Krankheit sterbenden, Kühen findet man die Mutter mit blauen und rothen Brandflecken besetzt. Wenn man die Brust öffnet: so findet man auch zuweilen braunrothe oder blauschwarze Brandflecke; zuweilen nur an der einen Lunge. Bey vielen Todten findet man die Luftröhre mehr oder weniger mit brandigen Flecken besetzt. Zuweilen ist die ganze innere Haut derselben blauroth; zuweilen ist die Luftröhre ganz mit einer schäumenden Feuchtigkeit angefüllt. Das Herz ist immer unbeschädigt; das Gehirn gleichfalls; selten findet man rothe Flecken an der harten Hirnhaut. Einige haben berichtet, daß sie das Gehirn mit einem rothbraunen Wasser umgeben gesehen haben. Man sieht hieraus, daß es eigentlich die Schleimhaut ist, welche die innern Theile und Höhlen bekleidet, und welche gewöhnlich in dieser Krankheit leidet.

Man hat keine gewisse Zeichen, ob das Thier die Seuche überstehen oder daran sterben solle. Das erste und gewisseste Zeichen zur Besserung nimmt man vom Blute. Wenn man nach einigen Tagen in der Krankheit Blut wegläßt, und sieht, daß es sowohl gerinnt, als auch Wasser hat: so kann man so ziemlich gewiß seyn, daß das Thier die Krankheit überlebt. Oft fängt das kranke Vieh an etwas Futter zu nehmen und zu saufen; ja sogar zu wiederkäuen; allein sie hören wieder damit auf und sterben. Der Ausschlag, der sich zuweilen am Cörper, dem Euter oder um das Maul zeigt, ist ebenfalls kein gewisses

Merk-

Merkmal der Besserung. Die meisten Kranken sterben am 3ten, 4ten oder 5ten Tage nach dem kenntlichen Anfange der Krankheit. Einige können 15 — 20 Tage stehen, ehe sie sterben; es ist auch mehr als einmal geschehen, daß Thiere an demselbigen Tage gestorben sind, an welchem sie aufhören zu fressen.

Obgleich die Krankheit sich in den wesentlichen Zufällen in allen Ländern, in allen Seuchen und zu allen Jahrszeiten, und bey Thieren von allerley Alter, auf einerley Art zeigt: so ist sie doch in verschiedenen Theilen veränderlich. In den Ländern und an den Oertern, wo die Seuche zuvor nie gewesen ist, ist sie sehr tödtlich, so daß von 100 Häuptern kaum eins durchgekommen ist. So war das Verhältniß der Seuche, wie sie 1711 in Europa zuerst ausbrach. Da sie in den Jahren 1740 — 1748 wiederum grassirte: lebten 5 von 100, und nun wird, in Dänemark wenigstens, jedes 9te Haupt gerettet. In den Ländern und an den Oertern, wo die Lungensucht mehr gemein ist, findet sich diese Krankheit zugleich mit der Viehseuche ein, und dann sind die Lungen sehr beschädigt, schwarz und brandig, und die Brust ist nach dem Tode mit einem braunen Wasser angefüllt. Zuweilen ist die Krankheit, wenn sie anfängt zu grassiren, minder tödtlich, als nachher und umgekehrt; einige wollen auch angemerkt haben, daß die Krankheit, wenn sie mit zunehmendem Monde anfängt, mehr tödtlich sey, als im abnehmenden Monde. In strenger Kälte und Hitze ist sie heftiger, als bey gemäßigter Kälte und Wärme; auch breitet sich die Ansteckung im Winter leichter und stärker aus, als im Sommer; denn sie verändert sich in der Wärme, und verdunstet; oder vielmehr die Ausdünstung der Haut wird in der Wärme weniger zurückgehalten, als in der Kälte. Der Schleim aus der Nase und den Augen, der doch sonst sehr ansteckt, verliert alle seine ansteckende Kraft, wenn er einmal durchgewärmt wird; sonst ist die Seuche eben so tödtlich zu milder Sommerszeit, als in mittelmäßiger Winterkälte. Kühe, welche bald kalben sollen, und Kälber, die noch nicht 1 Jahr alt sind, werden leichter angesteckt, als junges Vieh von 2 — 3 Jahren ohne Kalb. Eben dergleichen junges Vieh von 2 — 3 Jahren übersteht die Krankheit leichter, als Kühe, die kalben sollen; je näher diese dem Kalben sind: desto beschwerlicher kommen sie durch; es wäre denn, daß sie zuvor noch kalbeten. Ochsen und vorzüglich Stiere (junge Ochsen) gehen auch die Krankheit beschwerlicher durch, als Kühe. Die Bullen oder Reitochsen kommen am allerwenigsten durch, und machen gemeiniglich den ersten Anfang mit dem Sterben in der Heerde. Mageres und kleines, doch nicht ausgehungertes, Vieh geht die Krankheit leichter durch, als großes fettes Vieh. Wo das Wasser, das die Thiere trinken, schlecht und sumfig ist: da zeigt sich die Krankheit heftiger, als bey gutem Wasser im Sand- oder Lehmboden. Wasser vom Lehmboden scheint vorzüglich den Kranken angemessen zu seyn. An verschiedenen Orten, wo die Krankheit ungewöhnlich gelinde gewesen ist, hat man beobachtet, daß die Thiere Wasser, das rost- oder lehmartig gewesen ist, getrunken haben; ein Umstand, der nähere Untersuchung verdienet. (An meinem Wohnorte brach die Viehseuche im Herbste 1758 aus. Auf meinem Hofe, wo das Vieh aus fließendem Bachwasser getränkt wird, blieben von 30 Häuptern, und zwar die

am wenigsten gut bey Leibe waren, nur 3 Stück am Leben; dagegen starb das Vieh weit weniger auf solchen Höfen, wo das Vieh aus gegrabenen Brunnen nur hartes, und von keiner Seife schäumendes, Wasser trinken muß. Im Herbste 1760 war bey der abermaligen, durch das Kriegsvolk hieher gebrachten, Seuche das nämliche Verhältniß meines Hofes mit der übrigen ihren; ich behielt abermals von 30 Häuptern nur 2 am Leben. In einem andern, zu dieser Parochie gehörigen, Dorfe, welches um sich herum viel Sumpfeisen auf den Wiesen und Viehtriften hat, und die Brunnen kein lebendiges, nur äußerst hartes, Wasser hat, starb zu gleicher Zeit an der Seuche 1760 kaum der 20ste Theil, und auf manchen Höfen fand sich gar kein krankes Vieh. Eben so war es mit beyden Dörfern 1725 gewesen. Sogenanntes Salpeterwasser, oder eisenhaltiges hartes Wasser haben also einen wohlthätigern Einfluß auf das seuchende Vieh, als Quell- oder Bach- oder Flußwasser.)

Bey den von der Viehseuche angegriffenen Thieren brauche man folgende Mittel.

1) Man wäscht das Maul und die Zunge des Thieres 3—4 Mal des Tages mit einer Mischung von einer Hand voll Salz, einer Theetasse voll Honig, und 2 Pfund recht starken Essig (Weinessig ist wirksamer als Biereßig); fehlt es aber an beyden: so kann man Vitriol, im Wasser aufgelöst, gebrauchen. Ueberhaupt ist es ein Hauptpunct bey allem krankem Viehe, welche eine schleimige Zunge und einen unreinen Mund haben, ihm solche Theile zu erfrischen und zu reinigen. Sie werden augenblicklich mehr lebhaft und munter.

2) Man spritze täglich einige Mal laulliches Wasser mit etwas Essig und Honig in die Nase, um den daselbst sich sammlenden Schleim heraus zu schaffen. Oft wird dadurch der Luft der Weg versperrt, das beschwerliche Athemholen, und zugleich dadurch die Beängstigung und Hitze der Thiere vermehrt. Diese Einspritzung dient auch dazu, die Entzündung der Schleimhaut zu vermindern, den Abfluß des Schleimes zu befördern, als welches sehr nützlich ist; denn die Thiere, bey denen der Schleim nicht recht fließen will, sind immer am heftigsten angegriffen.

3) Sobald man das geringste Zeichen der Seuche verspürt: so füttere man wenig, oder am besten gar kein trockenes Futter; sondern Statt dessen Roggenmehl, oder Kleyen im Wasser ausgerührt oder gekocht; allenfalls auch Treber. Man gebe den Kranken so viel Wasser zu trinken, als sie wollen, worinn etwas Leinsaamen abgekocht ist; oder Wasser, worinn Oelkuchen zergangen sind. Man kann den Leinsaamen zerstoßen zu einem Brey kochen, davon etwas Wasser anrühren, und dem Viehe hievon einen schleimigen Trank geben; auch kann man dieses Wasser ein wenig mit Essig säuern, oder Statt des Essigs etliche Tropfen Vitriolsäure hinzuthun, welches weniger kostet. Nicht weniger kann man auf Hammerschlag, oder wenn es daran fehlt, auf altes Eisen Wasser gießen, es stehen lassen oder abkochen, und dergleichen eisenhaltigen Trank dem Viehe geben. Man halte auch auf Sauerampfer, welcher dem Viehe grün gegeben, oder wenn er trocken ist, angebrühet, und mit der Brühe zum Trinken gegeben werden kann.

4) Vom Anfange der Krankheit an soll man dem Viehe alle Morgen und Abend

1 halb

1 halb Pfund Leinöl mit 1 Viertelpfund Essig und 1 Quentchen Campher geben. Nach dem dritten oder vierten Tage der Krankheit giebt man dem kranken Thiere nur des Morgens dieses Oel, Essig und Campher; des Abends hingegen einen Trank von 2 Loth gestoßenen Wachholderbeeren, eine Hand voll Wermuthknospen, 1 halb Loth Salpeter, und 1 Quentchen Campher mit 1 halb Pfund Essig und 1 Viertelpfund guten Branntwein zusammen gerührt.

5) Klystiere 2—3 Mal des Tages von lauem Wasser mit etwas Oel und 1 Loth Salpeter in jedem thun auch großen Nutzen in dieser Krankheit. (Bey allen diesen Vorschriften ist das Leinöl das Hauptmittel, dessen sich manche Wirthe schon in ältern Zeiten ganz allein mit Vortheil wider die Seuche bedient haben; weshalb Herr Reich zu Erlangen allen Beyfall verdient, daß er dieses Oel zum innerlichen und äußerlichen Gebrauche empfiehlt. In Ansehung des letzten soll auch das Vieh mit Leinöl stark auf dem Leibe gerieben werden, als wozu man sich einer steifen Bürste oder eines fest gedreheten Strohwisches bedienen kann. Und da das Leinöl einen sehr starken Geruch hat: so kann solches auch zugleich schon ganz allein Statt eines andern Räucherwerks dienen, blos weil es, wenn es dem Viehe eingegeben wird, auf lange Zeit einen Stall mit starkem, anhaltendem Oelgeruch ausfüllen kann. Wer einer Oelmühle sich nähert, wird schon außerhalb derselben den Oelgeruch empfinden.)

6) Der Krankenstall muß nicht ohne Luftzug seyn. In einem warmen dichten Stalle, wo viel Thiere beysammen stehen, sterben immer mehrere, als in einem offenen Stalle, wo nur wenig Kranke stehen. In großer Hitze ist die Krankheit immer gefährlicher, als in der kühlen Luft.

7) Es ist auch gut, die Thiere mit Decken zuzudecken, um die Ausdünstung zu unterstützen. Je luftiger der Stall ist: desto nützlicher sind die Decken für die kranken Thiere.

Die Einimpfung der Seuche ist ein Mittel diese Plage zu vermindern, und verdient gebraucht zu werden, wo man nicht noch ein besseres Mittel, nämlich die Einsperrung des angesteckten Ortes und das Todtschlagen des angesteckten Viehes gebrauchen kann oder will; denn es haben verschiedene Versuche und Erfahrungen bewiesen, daß die Einimpfung nicht das zuverläßigste Rettungsmittel ist. Die vielen in Acht zu nehmenden Vorsichtigkeiten, der oft unglückliche Ausfall der Einimpfungen bey nicht genau genug angewandter Vorsicht; die Ungewißheit, worinn man wegen der Güte der Impfmaterie schwebt, da sie entweder zu giftig und zu wirksam, oder zu mild und kraftlos seyn kann, wodurch das Vieh entweder gar nicht, oder zu wenig angesteckt wird, und zum zweyten Male die Krankheit bekommen kann; der wichtige Punct, daß die Einimpfung nicht mit Vortheil bey alten Häuptern, die doch den größten Theil des Viehes im Lande ausmachen, angewandt werden kann; die Gefahr der Ansteckung, worinn man dergleichen Vieh bey Ansteckung des jungen Viehes setzt: die Nothwendigkeit, worein die ganze Nachbarschaft gesetzt wird, ihr Vieh impfen zu lassen, wenn einer damit anfängt, um der natürlichen Ansteckung zu entgehen: alles dieses beweiset, daß die Sache der Einimpfung noch nicht ganz aufs Reine gebracht ist, und es daher äußerst nothwendig ist, die Viehseuche auf eben

die

die Art, wie die Menschenpest, von einem Lande abzuhalten.

Die Vorsichtigkeitsregeln, die ein jeder Landmann anwenden kann, um die Krankeit von seinem Viehe abzuhalten, wenn sie im Lande grassirt, sind folgende.

1) Hat man Stallvieh: so muß man dar auf halten, daß keiner von den Leuten, die das Vieh hüten, füttern oder melken, auf eine fremde Stelle kommt, wo er Ansteckung herbringen könnte, oder mit Leuten umgeht, von denen man nicht sicher ist, daß sie an einem angesteckten Orte könnten gewesen seyn; auch muß man seinen Leuten nicht erlauben, Wolle, Flachs, wollen Zeug, Heu oder Stroh und andere Dinge, von denen man nicht weiß, daß sie von einer nicht angesteckten Stelle kommen, anzurühren, in Empfang zu nehmen und zu gebrauchen. 2) Alle, die in den Stall kommen, müssen nicht in ihren gewöhnlichen Kleidern in den Stall gehen; sondern besondere Kleider dazu haben, die sie dann nirgends anderswo anziehen müssen. An der Stallthüre müssen Schuhe stehen, die derjenige anzieht, der in den Stall hineingeht; denn mit den gewöhnlichen Schuhen könnte von der Landstraße Ansteckung von dem Miste kranker oder todter Thiere angetreten seyn; auch sollen alle, die im Stalle zu thun haben, ehe sie hineingehen, die Hände waschen. Keinem Fremden sey es erlaubt, in den Stall hineinzugehen. 3) Der Stall wird immer zugehalten, damit nicht Hunde oder Katzen, die auf öffentlicher Landstraße oder auf dem Luderplatze angesteckt seyn können, hineinkommen. Und da zu seiner Zeit Luftwechsel seyn muß: so müssen die Luftlöcher oder Stallluken mit Draht- oder Holzgittern, auch Laden zum gänzlichen Zuhalten, verwahrt seyn. 4) Die Thiere müssen im Stalle getränkt werden, und das Trinkwasser so rein seyn, daß nichts Unreines oder Ansteckendes hineingeworfen worden ist. Kann man aber davor nicht recht sicher seyn: so läßt man das Wasser kochen, und nachdem es erkaltet ist, saufen, weil jedes andere Mittel, das Wasser zu reinigen, unsicher ist; allein durch die Hitze verliert das Gift seine Kraft, es mag sitzen worauf es nur will. 5) Das Weidevieh muß so gehütet und getränkt werden, daß es nicht mit dem Viehe aus der Nachbarschaft zusammen komme. Hat man getrennte Heerden, z. B. die Ochsen, die Kühe, die Kälber machen jede eine besondere Heerde aus: so lasse man auch diese nicht unter einander kommen; sobald unter einer dieser Heerden ein Verdacht der Ansteckung oder Seuche sich äußert: sobald lasse man die unverdächtigen Heerden nicht mehr nach Hause kommen; sondern jede besonders im Felde übernachten, und in eigends dazu errichteten Gehägen einsperren; oder treibe solche nach abgelegenen Schäfereyen hin, wenn man dergleichen hat. Auf solche Weise haben manche Gutsbesitzer ehedem bey uns immer eine oder die andere ihrer Heerden zur Zeit der Viehseuche gerettet. 6) Sobald die Viehseuche in der Nähe oder Nachbarschaft ausbricht: sobald soll jedes Stück Vieh, es komme auf die Weide oder nicht, alle Morgen mit kaltem Wasser abgewaschen werden; auch muß, wenn Gefahr ist, solches des Abends geschehen; hat man aber Teich-, See- oder Flußwasser: so lasse man das Vieh täglich hindurchschwimmen. Vor vielen Jahren kam ich in der Gegend von Spandau vor einm Dorf vorbey, und sahe alles Rindvieh, groß und klein, durch die Havel zur Weide schwimmen, welches daselbst alle Tage geschieht. Beym Nachfra-

fragen erfuhr ich, daß das Vieh dieses Orts, ungeachtet alles ringsherum einige Male an der Seuche ausgestorben war, nie angesteckt gewesen war. Nachdem ich mich in der Mark umher erkundigt hatte, ob mehreres dergleichen, täglich durch das Wasser schwimmendes, Vieh von der Seuche frey geblieben wäre: so erfuhr ich das Nämliche. 7) Es kann auch dies ein gutes Vorbauungsmittel seyn, wenn dem Viehe wöchentlich einmal etwas Leinöl eingegeben, oder mit Wasser getränkt wird, worein Oelkuchen eingerührt worden sind.

Die **Lungensucht** des Hornviehes fängt, wie alle andere Entzündungsfieber, mit einem bald vorübergehenden Schauder an; worauf ein mehr oder weniger trockner heftiger, oder nur gelinder Husten erfolgt. Mit diesem Husten sind zugleich Hitze, Fieber und geschwindes Athmen begleitet. Dieser letzte Umstand nimmt zu, wenn das Vieh etwas gefressen hat. Endlich will das Vieh nicht mehr fressen, hört auf zu wiederkäuen, wie in allen heftigen Krankheiten. Der Athem stinkt, die Nasenlöcher und das Maul sind trocken; alsdann fängt die Nase mit einer zähen Materie an zu fließen. Eine große Mattigkeit und beschwerliches Athmen, ein anhaltender Husten, eine trockne heiße Zunge und stinkender Athem sind Zeichen des Todes; sind diese nicht vorhanden: so kann man Besserung erwarten. Diese Krankheit rührt von der plötzlichen Veränderung der Luft, von Wärme zur Kälte, her, wenn ein kalter und feuchter Herbst auf einen heißen und trocknen Sommer folgt, oder die Thiere des Winters aus einem sehr warmen Stalle einer kalten und feuchten Luft oder dem Froste ausgesetzt werden. Der mit dem Grase eingefressene Reif, wenn das Vieh kein Morgenfutter im Stalle gehabt hat, kann auch die Krankheit verursachen. Die Krankheit ist gefährlich, und erfordert schleunige Hülfe. Es ist sehr nothwendig, den kranken Thieren, und zwar einem jeden völlig ausgewachsenen Thiere 3 — 4 Pfund, Blut durch Aderlassen abzunehmen. Dieses Aderlassen wiederholt man 3, 4, ja 5 Mal in den beyden ersten Tagen, so lange das Blut noch dick ist, und eine starke gelbe oder graue Speckhaut hat; sollte aber das Blut dünn seyn, und nicht recht zusammenlaufen wollen, wenn es kalt wird: so ist es schädlich, Ader zu lassen. Darauf setzt man dem Thiere eine Haarschnur vorn auf der Brust unter die Haut, die mit Spanischer Fliegensalbe bestrichen wird, hängt ihm einen Dampfbeutel, von Kleyen in Wasser gekocht, und warm in den Beutel gethan, vor die Nase, giebt fleißige Klystiere, und behandelt es übrigens so, wie es bey dieser Krankheit mit den Pferden gehalten wird. Der Dampfbeutel thut den Thieren in solchen Brust- und Lungengebrechen großen Nutzen. Es ist wohl unnöthig zu erinnern, daß man den kranken Thieren kein trocknes und hartes Futter geben müsse; sondern nur blos ein wenig Kleyen, mit Honig eingerührt, um sie etwas zu stärken. Der gewöhnliche Trank muß lauwarmes Wasser seyn, worein eine Hand voll Kleyen und ein wenig Honig eingerührt werden. Ueberdies giebt man dem kranken Viehe alle Morgen eine Pille von 1 Loth Schwefelblumen; oder in dessen Ermangelung eben so viel klein gestoßenen Schwefel mit Honig gemischt. Wenn die Nase zu fließen anfängt: so giebt man einem jeden kranken Haupte einen Trunk Morgens und Abends von 2 Loth Alantwurzel mit 1 Pfund Wasser gekocht,

und mit Honig vermischt. Um diesem Zufalle bey einem noch nicht angesteckten Thiere vorzubeugen: ist ein Aderlaß nöthig, und alsdann ein Trank von zwey Händen voll Käsepappeln mit 2 Pfund Wasser gekocht, durchgeseigt, und 3 — 4 Löffel voll Honig darein gemischt.

Zungenkrebs und Husten werden bey dem Rindviehe und den Pferden auf einerley Art behandelt.

Die Darmgicht, welche wie bey den Pferden von Verstopfung herrührt, ist auch mit Klystieren von Chamillen, Lein-, Baumöl und Salz, und mit Einsteckung eines Talglichtes in den Mastdarm zu behandeln. Man erkennt die Krankheit, wenn das Vieh mit den vier Füßen zusammensteht, den Rücken krümmt, und zittert. Wenn es dabey noch wiederkäuet: so nehme man Wolfswicken, welche bey den Hecken und in Holzschlägen länger, als eines Armes lang, auf der Erde hinwachsen; siede sie in Wasser, und schütte das davon abgegossene Wasser so warm dem Viehe ein, als es solches leiden kann. Das Kräutich davon, welches man gedörrt immer vorräthig haben muß, stoße man klar, und gebe es dem Viehe mit Salz vermischt ein; während dieses bereitet wird, gieße man ihm erst ein Nösel Milch von einer andern Kuh so warm ein, wie sie von der Kuh kommt; wobey man aber den Gebrauch des Klystiers und eines Talglichts in jeder halben Stunde nicht unterlassen soll.

Das Blutharnen rührt theils von den mit dem Grase eingefressenen Insecten, oder auch von zerrissenen Blutgefäßen her. Gepülverte Tormentilwurzel, in etwas Schrotgetränke eingegeben, hilft sehr dawider; ein halbes Loth Alaun, in 4 Pfund Milch aufgelöst und auf einmal eingegeben, ist ebenfalls sehr dienlich. Ist der Zufall so heftig, daß er den angeführten Mitteln nicht weichen will: so nimmt man den 4ten Theil von einem Quentchen Bleyzucker, löst dieses in 4 Pfund Milch auf, und giebt davon Morgens und Abends 1 Pfund, wenn die Krankheit nicht bald aufhören will. Zum beständigen Getränke giebt man durch Kochen mit Leinsaamen schleimig gewordenes Wasser.

Das kalte Feuer rührt von Verstopfung der Därme und des Gekröses her; besonders wenn das Vieh bald nach einer Erhitzung frisches oder kühles Wasser und jählings säuft; auch wenn die Schweißlöcher nach erfolgter Erkältung verstopft sind. Dem Viehe stehen die Haare ganz rauch, straub, und gleichsam zu Berge. Es fängt an zu zittern; verdrehet die Augen; brummt ängstlich; hängt den Kopf; die Ohren und das Maul werden kalt; unter der Haut entsteht ein Wühlen, als wenn Mäuse darunter hin und her liefen, und wenn man die Haut des Thieres aufzieht: so knackt es. Unter diesen Umständen zieht man die Haut auf dem Rücken bis über das Creuz in die Höhe; schneidet in beyde Ohren einen Einschnitt eines halben Gliedes lang; streicht das kalte Blut aus selbigem heraus; auch macht man einen kleinen Einschnitt am äußersten Ende des Schwanzes. Man streicht und reibt das Vieh mit bloßen Händen oder mit Tüchern über den ganzen Rücken bis über das Creuz hinaus, und gießt ihm einen guten Schuß Schießpulver in einem halben Nössel Essig ein. Man muß mit der Arznen nicht säumen, weil das kranke Thier sonst geschwind hinwegstirbt. Andere nehmen einen Hering, so wie er naß aus der Heringstonne kommt; tunken solchen über und über in frischen Wagentheer, stecken solchen dem

Thiere

Thiere ganz in den Rachen hinunter, worauf das Vieh binnen einer halben Stunde zu schwitzen anfängt, und der ganze Hering zum Hintern wieder herauskommt. Noch Andere, wenn sie die Wühlungen an den Füßen zuerst erblicken, binden ein Band, um den Fortgang bis zum Leibe hinauf zu verhindern, darüber, und schneiden die Haut auf, um den darunter befindlichen Wind oder die Dunst herauszulassen; wobey aber doch der Gebrauch des erstern Mittels erfordert wird, sobald man sieht, daß das Gewühle unter der Haut fortgeht, oder nicht nachlassen will.

Durchfall und **Räude** werden wie bey Pferden geheilt.

Eine nicht seltene Krankheit ist der **Schlag** oder die **Lähmung des Hintertheils**, womit vornehmlich fette, gemästete Ochsen, von der Wärme des Stalles, wie auch vermöge ihrer eigenen Vollblütigkeit, betroffen und vom Schlage so gerührt werden, daß sie entweder gleich stürzen, oder mit einer Lähmung, besonders des Hintertheils, behaftet werden. Alsdann kann das Thier nicht auf seinen Hinterbeinen stehen, und sich nicht aufrichten; auch mageres und ausgehungertes Vieh ist diesem Zufalle unterworfen, wenn es auf einmal stark angefüttert wird. Man kann dieser Krankheit zuvorkommen, wenn man den Stall luftig und kühl hält; wenn man ausgehungerte Thiere nach und nach an besseres Futter gewöhnt; ihnen, wenn sie vollblütig sind, die Ader öffnet, sobald man nämlich merkt, daß sie schwerfällig werden, und die Adern des Kopfes sehr von Blut ausgedehnt erscheinen. Man heilt diesen Zufall durch Aderlassen, benetzt den Kopf der Thiere mit kaltem Wasser, und setzt ihnen Klystiere von Tabaksblättern, die man mit Wasser abkocht; hierinn löst man noch eine Hand voll Salz auf. Die Lenden schmiert man mit der Spanischen Fliegensalbe, oder mit irgend einer andern reizenden Salbe, und bindet das Vieh so kurz mit dem Kopfe an die Krippe, daß es sich auf den geschmierten Stellen nicht lecken; auch nicht von anderm Viehe geleckt werden könne.

Die sogenannten **Frösche** sind aufgeschwollene Adern unter der Zunge der Säugekälber. Man öffnet solche, läßt das Blut heraus, und reibt etwas Essig und Salz ein.

Unter dem **Lendenblut** versteht man eine Krankheit, bey welcher sich Blut aus den Adern des Mastdarms ergießt, und daselbst gerinnt, das zum Theil mit dem Miste abgeht; aber dennoch einen Schmerz über den Lenden, Kraftlosigkeit des Cörpers und Unlust zum Fressen verursacht. Die Ursachen sind die nämlichen, wie bey dem Schlage, oder der Lähmung des Hintertheils, und dem kalten Feuer. Das Thier wird über und über mit kaltem Wasser begossen; es werden ihm ferner Klystiere von lauem Wasser mit Salz gesetzt; auch mischt man etwas Salpeter mit Sauerampfer unter das Futter, oder Essig unter das Getränke. Hat sich viel Blut im Mastdarme angesammlet: so muß man es mit der Hand herausnehmen, damit es nicht in Fäulniß übergehe und dem Mastdarme schaden möge.

Das **Austreten des Geblütes** ist eine Stockung des Blutes im Kopfe des Thieres, die es in kurzer Zeit an einem Schlagflusse hinraffen kann. Es zeigt sich dadurch, daß das Vieh auf einmal zu wackeln und zu zittern anfängt, und in wenig Minuten stirbt, wenn ihm nicht schleunige Hülfe wiederfährt. Das beste Mittel ist ein Aderlaß; zugleich aber nimmt

man eine dünne Weidenruthe, welche recht zähe und nicht gespitzt ist; um diese wickelt man einen leinen Lappen recht fest, daß er nicht abgehen kann; damit fährt man dem Thiere in die Nasenlöcher, bis Blut herauskommt, wodurch die Stockung aufhört.

Das Aufblähen des Viehes ist ein Zufall, dabey es einen so gespannten Bauch bekommt, daß es oft in Gefahr zu seyn scheint zu bersten. Man verhütet die Krankheit, wenn man dem Viehe sein Futter, welches noch neu oder frisch, und woran es noch nicht gewöhnt ist, mit dürrem Futter, z. E. Heu, Stroh, oder mit magerem grünem Futter, vermischt giebt; wenn man ihm, sobald es daran gewöhnt ist, den Klee zwar allein giebt; aber, und besonders wenn es hungerig ist, nie viel auf einmal; es auch nicht gleich darauf saufen läßt, und den Klee, besonders den rothen Spanischen oder Holländischen, nicht naß vom Regen oder Thau, oder bereift verfüttert. Esparcette blähet nicht so sehr; Luzerne auch nicht so viel; außer wenn solche stark bereift ist. Treibt man Rindvieh auf ein Kleefeld: so geschehe es erst in der Mitte eines trocknen Tages, wenn es vorher vom gemeinen Grase sich voll gefressen hat; hernach giebt man ihm jeden Tag weniger gemeines Gras zuvor, und läßt es hernach mehr Klee fressen; auch andere grüne saftige Futtergräser können ein Aufblähen des Viehes, imgleichen Nässe und Erkältung verursachen. Fängt das Vieh erst an zu trauren, am Nacken und Bauche aufzuschwellen, wild herum zu sehen u. s. w.: so treibt man es herum, bis es schwitzt. Mistet es nicht bald: so giebt man ihm einen Trank von 1 — 2 Pfund saurer Milch mit der darüber befindlichen Sahne oder dem Rahme, und mischt einen Löffel voll Schnupftabak darunter; setzt ihm auch zugleich ein Klystier von Salz und Wasser, oder von abgekochten Tabaksblättern und Salz. Ist es aber mit der Geschwulst schon zu weit: so muß man eiligst zum Stechen schreiten, welches sofort wirkt. Am besten taugt dazu ein Trocar, den man zum Abzapfen bey Wassersüchtigen gebraucht; es taugt aber auch ein gewöhnliches Federmesser dazu. Man kann auch einen Federkiel nehmen, der so stark oder dick als möglich ist, und durch den an einem Ende ein Draht queerdurch gesteckt ist, damit er nicht in den Wanst hineinfahre, wenn man ihn in die Wunde steckt. Der rechte Ort, wo man stechen muß, ist auf der linken Seite der Theil, der sich nahe an dem Hüftbeine durch seine Geschwulst am meisten über dem Rücken hinauf erhebt. Er ist ungefähr 3 Zoll von den Rippen, und eben so weit vom Hüft- oder Lendenbeine entfernt, und also zwischen den Rippen und dem Lendenbeine. Man sieht hier die Luft zwischen dem Felle gleichsam wallen, und es immer mehr ausdehnen. Drückt man dort die Hand scharf hinein: so spürt man den Wanst, der sich stark ausdehnt. Hier nun macht man den Einschnitt; aber ja nicht niedriger, als 1 — 2 Zoll unter dem Hüftbeine. Um diesen Ort nicht zu verfehlen: stellt man sich hinter das Vieh, und betrachtet genau die Wirbelbeine auf beyden Seiten (wegen der Geschwulst sieht man oft das Wirbelbein nicht); man betrachtet auch den Rückgrad, um die Breite der Lenden zu bestimmen; sodann fühlt man nach der Rippe, die dem Wirbelbeine am nächsten ist, und dem Rande der Lenden, der vom Wirbelbeine gleich weit weg, und gemeiniglich in einer Linie mit demselben ist. Diese Rippe ist nun der

rechte Ort der Oeffnung. Will man nun hier stechen: so bewahre man 1) zuvor das Vieh, daß es sich nicht bewegen kann; 2) man halte das Messer, wie eine Schreibfeder in der Hand, mit der Schneide gegen den Ballen der Hand zugekehrt, und steche am angezeigten Orte damit das Vieh 3) so, daß man die Spitze unterwärts hält, also den Einschnitt senkrecht oder gerade von oben herab, ja nicht horizontal, macht, weil sonst die Wunde schwer heilt, und die Nieren ꝛc. leicht verletzt werden; 4) man sticht wenigstens 1½ bis 2 Zoll tief, auch wohl noch tiefer, bis an 4 Zoll hinein; auch kann man, so lang das Messer ist, durch die Haut in den Schmeerbauch stechen, bis Wind herausgeht; 5) die Oeffnung soll nicht zu klein, sondern so groß seyn, daß man mit der Spitze des kleinen Fingers hinein kommen kann; 6) man läßt das Messer eine Zeitlang stecken, bis sich die Schwulst setzt; oder noch besser, bis man den oben beschriebenen Federkiel hineingesteckt hat. Diesen läßt man eine halbe Stunde, oder eben so lange stecken, bis sich der Bauch völlig erniedrigt hat. Man drückt inzwischen die Seiten des Bauchs so dicht, daß alles blähendes faules Wesen hervorkommen muß. Ohne dieses hilft, besonders bey fetten Thieren, das Stechen nicht viel; ja es kann ohne den Federkiel gefährlich werden. Wird dieses beobachtet: so ist es auch nicht nöthig, mehr als einmal zu stechen; da man sonst, wenn nicht Linderung erfolgt, an etlichen Orten nach einander sticht; 7) man sticht dann am sichersten, wenn der Magen des Viehes so sehr aufgeschwollen ist, daß zwischen der Magenhaut und der Haut, welche die innere Seite des Gerippes bedeckt, sonst kein Eingeweide, als das den Magen umgebende Netz, bleiben kann; 8) die Wunde heilt ohne Zunähen; man wäscht sie nur mit ein wenig Branntwein, und schmiert Theer darüber wider die Fliegen; 9) die vom Ueberfressen aufgeblähten Schaafe werden eben so gestochen.

Am bequemsten aber ist bey dieser Operation dies Instrument, welches man wie einen Spieß betrachten kann, und welches an der Spitze eine Viertelelle lang und an den beyden Seiten scharf ist. Dieser Spieß muß mit einer Scheide versehen seyn, die an beyden Enden offen ist, und die Spitze desselben einen Zoll hervorragen. Die Scheide, welche man aus Eisen oder Blech verfertigt, muß genau um den Spieß schließen, damit sie zugleich eindringt. Hat man mit dem Instrument hineingestochen: so zieht man den Spieß heraus, und läßt die Scheide als eine Röhre darinn sitzen, welche die Oeffnung offen hält, damit die Luft herauskommen kann.

Lose Zähne verhindern das Rindvieh, daß es nicht gut kauen kann. In diesen Umständen wird das Zahnfleisch mit Wasser, worinn so viel Alaun aufgelöst ist, als nur darinn schmelzen will, bestrichen.

Die **Klauenkrankheit** erkennt man anfangs daran, daß die Füße der Thiere schmerzend und heiß werden; weswegen sie auch hinken. Hierauf kommen Geschwüre um die Crone, zwischen den Klauen oder an beyden Seiten. Sie geben eine stinkende Feuchtigkeit von sich, und bey ausbleibender Hülfe löset sich endlich das Horn, und fällt ab. Dieser Zufall muß wie die Mauke der Pferde behandelt werden. Oft erfolgt schon die Heilung durch Bähen mit Bleywasser.

Die übrigen Krankheiten, die das Rindvieh mit den Pferden gemein hat, werden mit eben den Mitteln, welche man bey den Pferden anwendet, geheilt; nur daß

man die innern Mittel dem Rindviehe in geringerer Dosis giebt, als den Pferden.

Bey den **Schweinen** kommen, in Vergleichung mit den Pferden und dem Hornviehe, nur wenige Krankheiten vor.

Die **Finnen** erkennt man an der heisern Stimme der Schweine, wobey sie vorn dick, und hinten spitzig werden; als welches an den Mastschweinen bald zu sehen ist. Rupfet man ihnen die Borsten zwischen den Ohren aus: so sind sie unten rothkölbig. Man verwahrt sie dawider, wenn man dem Schweine täglich ein paar Hände voll Asche ins Saufen wirft, und bisweilen ½ Quentchen Schießpulver, welches vorher zerrieben wird, in das Futter giebt; wornach etwas Laxiren erfolgt.

Galle und Schwindsucht der Schweine werden durch das Abzehren und Magerwerden derselben bezeichnet. Ein Loth Antimonium mit 1 halben Lothe Venetianischer Seife, in Wasser aufgelöst, hebt diese Krankheit.

Das **Rangkorn** ist eine weiße Blatter am Gaumen des Schweines, in der Größe einer Erbse, welche dasselbe am Fressen verhindert; wenn nämlich solche recht groß wird, und dem Schweine durch die heftigen Schmerzen eine Art von Wuth zuzieht. Man wirft die Schweine in diesem Falle nieder, steckt ihnen ein rundes Stück Holz ins Maul, um dasselbe offen zu halten, und schneidet dann mit einem scharfen Messer diese Blattern rings herum aus. In die Wunde streuet man hernach klein gestoßenen Ingwer und Ofenruß; sperrt sie in einen besondern Stall; wirft ihnen taube Nesseln ins Saufen, und füttert sie gut. Die Kennzeichen sind folgende. Sie wollen im Felde nicht fressen; sondern sich nur immer eingraben; auch nimmt man jedem Mastschweine gern zu Anfange der Mast das Rangkorn, so bald man es entdecken kann.

Wider den **Durchfall** wird den Schweinen ½ Pfund Eichelschaalen, klein gestoßen, unter das Futter, oder eine halbe Hand voll Tormentilwurzel, gegeben.

Das **Verfangen** rührt von schnellem Jagen nach dem Fressen her. Ohren und Maul sind kalt; auch fressen sie nicht; man schneidet ihnen daher in die Ohren, läßt das kalte Blut heraus, und reibt sie, daß sie warm werden. Dann giebt man den Schweinen Steinöl ein.

Der **Hinterbrand** äußert sich dadurch, daß die Schweine an dem Hintertheile lahm werden, so daß sie nur auf den Vorderfüßen gehen, und sich nicht aufrichten können. Da dieser Zufall entsteht, wenn die Schweine nicht täglich an die freye Luft zur Bewegung kommen, und in unreinen Ställen eingesperrt gehalten werden: so muß man solche täglich aus den Ställen herausgehen lassen. Man giebt einem ausgewachsenen Schweine einen Bissen aus einem halben Loth Antimonium und einem Quentchen Campher, mit etwas Mehl und Honig zu einem Teig gemacht.

Die **Bräune** ist eine Entzündung des Halses, welche von großem Durste bey starker Hitze, oder von einem kalten Trunke nach einer großen Erhitzung, auch von zu dickem Blute, entsteht. Die Kennzeichen dieser Krankheit sind folgende. Die Zunge des Schweines schwillt und wird braun, blau und schwarz; es behält die Augen starr auf; holt schwer Athem; hat eine heisere Stimme; will sich brechen; steht still; schüttelt mit dem Kopfe; trampelt mit den Füßen und will nicht fressen. Sobald man dieses gewahr wird: so läßt man dem Schweine unter der Zunge und an den Ohren zur Ader, reibt das Maul fleißig

mit

mit Salz und Waizenmehl aus, und giebt ihm kühle und absorbirende Mittel ein, als saure Molken, Essig, Schießpulver oder Wasser, worinn ein Eßlöffel voll gestoßener Leinsaamen gekocht worden ist, mit Milch vermischt.

Wenn man den Schweinen Tränke oder Pulver eingiebt: so muß man sich vorsehen, daß solche nicht in die Luftröhre kommen, welches leicht geschiehet, weil sie beständig schreyen, wenn man ihnen etwas eingeben will; daher ist die Meinung entstanden, daß Pfeffer ein Gift für Schweine sey, welches er doch nicht ist; man hat ihnen aber denselben mit Branntwein eingeben wollen, und hernach erfahren, daß sie gestorben sind; dieses aber ist daher gekommen, weil es ihnen in die Luftröhre eingegossen worden war.

Vitriol, ein Salz, welches aus Schwefelsäure und einem Metall besteht. Man hat davon dreyerley Arten: grünen oder Eisenvitriol, blauen oder Kupfervitriol, und weißen oder Zinkvitriol, welcher auch Galizenstein genannt wird.

Vogelleim, eine kleberige Masse, welche zu den Leimruthen gebraucht wird, die Vögel damit zu fangen. Er wird aus Mistelbeeren gemacht, welche so lange in Wasser gekocht werden, bis sie zerplatzen; nachmals zerstößt man sie in einem Mörser, und wäscht sie so lange in Wasser ab, bis alle Spitzen und Kleyen heraus sind; oder man nimmt die ganze Mistelstaude, stößt sie in einer Graupenstampe zu Teig, und schlemmt hernach mit kaltem Wasser den Leim heraus. Diese Arbeit geschieht zu Anfange des Märzmonates.

Vogelmeier, großes Vogelkraut, Hühnerdarm, Hühnersalbe, Hühnerbiß, Hendelkraut, Meyer, Meierich, Mire, Alsine L., ein bekanntes, früh und spät im Jahre, auf den Feldern und in Gärten befindliches Unkraut, welches sich desto leichter vermehrt, weil die Saamen zeitig ausfallen und bald wieder aufgehen. Die Blume öffnet sich Vormittags um 9 Uhr, wenn es nicht regnet; dann bleibt sie immer geschlossen; auch im ersten Falle schließt sie sich nach wenig Stunden wieder, und den folgenden Tag neiget sich solche unterwärts. Die kleinen Vögel und Hühner fressen dieses Kraut gern; auch kann man die Krebse damit füttern. Die Bienen gehen in den ersten Frühlingstagen fleißig auf die Blumen.

Vollkantig, Holz, welches auf allen Seiten beschlagen, d. i. viereckig zugehauen ist, und seine völligen Kanten hat; im Gegensatz des baumkantigen Holzes, woran die Rinde des Baumes befindlich ist.

Volte, heißt bey der Reitkunst eine vollständige Runde mit dem Pferde machen, weil dasselbe mit einerley Hufschlägen um ein Centrum große oder kleine Ringe macht.

Voltigiren, die Kunst, sich auf ein Pferd von hinten oder von der Seite zu schwingen.

Vordach, der vorspringende, über das Gebäude weiter, als gewöhnlich, hinausreichende Theil eines Daches.

Vorende, dasjenige Stück Grasland, welches gemeiniglich vor der einen Seite des Ackers liegt, und, wenn es nicht von gar zu geringem Gehalt ist, das Wiesenrecht hat, daß es nur zu gewissen Zeiten behü-

behütet werden darf. **Vorende** nennt man aber auch den Ausgang von einem gepflügten Ackerstücke oben und unten, auf welchem der Pflug umgelenkt, und die zuletzt nachgepflügte Stelle queerüber gepflüget wird. Da beym Umlenken des Pfluges sich gemeiniglich der vorgeschobene Mist abschüttelt, und dadurch das Vorende geiler wird: so steht hier das Getraide oft besser, als auf den Stücken selbst.

Vorkasten, in der Mühle ein vierkantiger Kasten, der vor der runden Oeffnung, die kurz über dem Boden des Mehlkastens ist, steht, und in welchen alles das Mehl läuft, welches nicht durch den Beutel durchfällt.

Vorkopf, ein Zimmermannswort, wodurch der Theil eines Holzstückes bezeichnet wird, welches vom Ende bis zu einem Zapfenloche geht.

Vorschieber, eine Art Anker in Gestalt eines T, womit die Steine bey dem Baue zusammen geankert oder geklammert werden; auch nennt man so ein senkrechtes Bret, welches vor einer Oeffnung auf- und niedergeschoben wird.

Vorschlagen, Vorscheln, wenn die Korngarben bey dem Dreschen nur obenhin geschlagen werden, ohne solche aufzubinden. Die also vorgeschlagenen Garben werden die Vorscheln oder Kloppen genannt.

Vorschlaghammer, ein kleiner Hammer, womit der Meister oder Werkgeselle in der Schmiede beständig vorschlägt, und gleichsam den Ort bezeichnet, wo die Gesellen hinschlagen sollen, oder ob sie stark oder langsam mit den Possekeln schlagen sollen.

Vorsprung, die Körner, welche nach dem Dreschen beym Werfen oder Würfeln des Getraides auf der Scheunentenne vorwegspringen, und als die reinsten und größten Körner zur Saat genommen werden.

Vorständer, die jungen Bäume im Laubholze, die bey dem Abtreiben des Schlagholzes von 2 Jahren gelassen werden, damit sie zu Hauptbäumen erwachsen.

Vorstecker, ein jeder eiserner Nagel, den man vor eine Sache zu stecken pflegt, daß sie auf ihrem ordentlichen Orte bleiben muß; auch nennt man so den runden, oder eckigen eisernen Bolzen, welcher Statt der Decklehnen vor den Rädern steckt, wenn die Wagenleisten mit ihren Scheeren an die Achsen gestoßen werden; ebenfalls bezeichnet man damit an dem Pfluge den eisernen Pflock, welcher am obern Ende in einem ungefähr rechten Winkel gebogen ist, und in die am Grengel oder Pflugbalken befindlichen Löcher sich schickt, um damit die Grengelkette, so viel es erfordert wird, hinter oder vor sich zu befestigen.

Vorstehender Hund, ein Hund, welcher zum Feldhühner- und Wachtelfang abgerichtet ist.

Vorstoßen die Stiele, wenn der Zimmermann die Stiele eines abgebundenen Fachwerks in die Balken einzapft.

Vorsuchen, wenn man mit einem Leithunde vor ein Holz hinzieht, um zu sehen, was für Wildpret im Felde gewesen sey.

W.

Wachholder, gemeiner, Krametbaum, Krametsbeerstaude, ꝛc. Iuniperus communis L., ein im nördlichen Deutschlande häufig wachsender Waldbaum, dessen Holz von gelber Farbe ist, und dessen gewürzhafter Geruch in den Zimmern einen gesunden wohl behaglichen Geruch macht, wenn davon kleine Tische, Kästchen, Schiebladen ꝛc. vorhanden sind. Die Tischler bedienen sich des Holzes zum Auslegen; die Drechsler zu Tellern, Löffeln, Gabeln, u. s. f. Es wird das Holz so hart, daß es dem Eisen widersteht, und wegen des Oeles und Balsams, womit solches durchdrungen ist, fast unverweslich ist. Die Beeren sind nicht allein als Gewürze dienlich, manchen Speisen, besonders dem Wildpret, einen angenehmen Geschmack zu verschaffen; sondern auch die Verdauung zu befördern, die Erzeugung der Blähungen zu verhindern und ihren Ausgang zu erleichtern; wie sie denn auch bey der Wassersucht nützlich zu gebrauchen sind. Das von den Beeren bereitete Mus oder der Saft wird der **Deutsche** oder **Bauerntheriak** genannt. Kalm hat die Bereitungsart in seiner Reisebeschreibung (Th. I, S. 25) also empfohlen. Man sammlet die Beeren; sucht die besten davon aus; thut sie unzerquetscht, so wie sie sind, in einen Topf; gießt Wasser darauf, und läßt sie so lange kochen, bis sie von selbst aufspringen, welches ungefähr nach 3 — 4 Stunden geschieht. Hierauf nimmt man den Topf vom Feuer, trennt die Beeren von dem im Wasser Aufgelösten, so daß ein lauterer Saft übrig bleibt. Dieser wird hierauf in einen reinen Topf gegossen, und so lange gekocht, bis er die gefällige Dicke erhält. Wenn dieser Saft einige Jahre alt geworden ist: so fängt er an sich zu körnen und zuckerig zu werden; da er denn ungemein angenehm schmeckt. Die Zweige können ein gutes und wohlfeiles Räucherwerk, besonders in Krankenstuben oder Lazarethen, abgeben. Die Vermehrung des Wachholders geschieht durch den Saamen, der lieber im Herbste, als im Frühjahre, gesäet wird, weil er 1 — 2 Jahre liegt, ehe er aufgeht.

Wachtel, ein bey uns gemeiner Sommervogel, doppelt kleiner als ein Rebhuhn. Beyde Vögel haben viele Aehnlichkeit in ihrer Lebensart und ihrem Temperamente mit einander; doch ist das Wachtelfleisch von anderm Geschmacke, als das der Rebhühner. Im April oder May kommen die Wachteln bey uns an, und gehen im Herbste oder noch früher, sobald die Nächte anfangen kühl zu werden, wiederum fort. Man fängt die Wachteln, die Männchen vornehmlich, mit Garnen, mittelst des Wachtelrufes, welcher der Stimme und dem Laute des Weibchens entspricht; überhaupt aber werden sie bey vorstehendem Hunde, wenn sie zu Ausgange des Sommers recht fett sind, und in Haufen umherziehen, mit Tirassen gefangen, oder auch geschossen.

Wachtelkönig, ein Name, welcher einer gemeinen Art Erdralle gegeben wird, die sonst auch Gras- und Wiesenläufer, alter Knecht, Schnarre heißt. Ortygometra, Rallus. Dieser Vogel hat hohe Beine und weißliche Füße, die über den

Knien, wie bey den Sumpf- und Wasservögeln, etwas von Federn entblößt, und Statt derselben mit einer starken Haut umzogen sind. Es kommt diese Ralle im Frühjahre mit der Wachtel zu uns, und geht mit ihr wieder weg. So lange das Wiesengras noch nicht so hoch ist, daß sie sich darinn verbergen kann: so lange hält sie sich im Getraide auf, und scheint sich mehr von Gewürmern und Ameiseneyern, als von Körnern, zu ernähren. Ihr Wildpret ist gut zu essen.

Wachtelwaizen, Kuhwaizen, Melampyrum L., ein Pflanzengeschlecht, wovon folgende Arten bey uns bekannt sind.

1) **Kammartiger Wachtelwaizen mit viereckigen Blüthähren,** M. cristatum L., wächst auf rauhen Wiesen **Blumen:** gelb; **Deckblätter:** herzförmig, frey gezähnt, dicht über einander liegend, wie Dachziegel.

2) **Acker- oder purpurrother Wachtelwaizen,** M. arvense L., findet sich häufig zwischen dem Getraide in manchen Feldern. **Blätter:** länglich, purpurröthlich; **Blumen:** in lockern, kegelförmigen Aehren, purpurroth mit gelben Streifen oder Flecken. Man hat diese Pflanze den Menschen und dem Viehe für schädlich gehalten; Gleditsch versichert aber, daß solche von den Schaafen und dem Rindviehe gern gefressen werde. Wenn der Saame, unter Roggen und Waizen vermischt, in die Mühle kommt: so erhält zwar das Brod eine schwärzliche oder bläuliche Farbe; es wird aber ohne Schaden der Gesundheit verspeiset.

3) **Hain- oder blauer Wachtelwaizen,** M. nemorosum L., wächst in schattigen, feuchten Gebüschen. **Blätter:** lang, lanzetförmig; **Blumen:** an den Enden der Zweige in einer Art von Aehre seitwärts stehend, blau; auch zuweilen im Schatten weißlich.

4) **Wiesenwachtelwaizen,** M. pratense L., wächst auf trocknen Wiesen; auch in den Nadelhölzern. **Blätter:** lanzetförmig, breit; **Blumen:** weiß, geschlossen, die Unterlippe mit 2 gelben Flecken. Man findet eine Abart mit gelben Blumen.

5) **Wald- oder wilder Wachtelwaizen,** M. silvaticum L., ist in den Wäldern zu finden. **Blätter:** länglich, gespitzt; **Blumen:** aufgesperret, gelb. Das Vieh frißt alle diese Arten gern; auch sammlen die Bienen von ihnen Honig. Die unter Nr. 2 und 3 angeführten Arten machen in der Flor ein artiges Ansehen, und verdienen einen Platz in den Blumengärten.

Wagenschmiere, Wagenpech, eine Schmiere, womit die Achsen der Wagen und die Naben der Räder ausgeschmiert werden, daß diese leichter um die Achsen laufen. Man läßt hierzu, z. B. 12 Pfund, schwarzes Pech beym Feuer zergehen; aber so, daß keine Flamme in den Kessel schlägt. Wenn es zerlassen ist: so wird es vom Feuer genommen, etwas abgekühlt, und auf ein jedes Pfund Pech ein halbes Maaß Seifensiederlauge, oder, in deren Ermangelung, so viel gute Buttermilch, und eben so viel dickes Rüben- oder Leinöl gegossen, und alles wohl unter einander gerührt, daß die Schmiere recht geschmeidig werde. Wenn sie erkaltet, und nicht zähe genug ist: so gießt man noch etwas Leinöl hinzu, und rührt sie stark um.

Wahnecken, Wahnkanten, sind an Zimmerstücken die Ecken, welche nicht völlig scharf zugehauen sind; sondern wo man noch etwas von der Rundung des Baums, wo die Rinde gesessen hat oder noch sitzt, sehen kann.

Waid, Färberwaid mit eingekerbter Wurzel und pfeilförmigen Stengelblättern und länglichen Schötchen, Isatis tinctoria L., eine Pflanze, die als eine nützliche Farbenmaterie sehr geachtet, und dieserhalb in vielen Deutschen Ländern stark gebauet wird. Ein mittelmäßiger und wohlgedüngter Boden in einer warmen Gegend giebt die farbenreichsten Pflanzen. Die beste Zeit zum Säen ist im halben Märze, etwas früher oder später, nachdem es die Witterung verstattet. Die Aussaat muß nicht zu reichlich geschehen, damit die Stöcke gehörigen Raum zu wachsen haben. Der Saame wird, wenn der Acker gut zubereitet worden ist, mit der Egge untergebracht. Wenn er binnen 5 — 6 Wochen aufgegangen ist: so werden die zu dicke stehenden überflüßigen Pflänzchen, und also auch das Unkraut, mit einem kleinen Stoßeisen, weggeräumt; die stehen bleibenden müssen 9 — 12 Zoll von einander stehen. Die Einsammlung oder das Abstoßen des Waids geschieht zum ersten Male, wenn die untersten Blätter gelb zu werden anfangen. Es wird dieses auf den Knien mit einem Stoßeisen verrichtet, und so oft wiederholt, als die Pflanze nachwächst. Die gesammleten und gewaschenen Waidblätter werden, nachdem sie getrocknet sind, auf einer Stampfmühle gemahlen, oder gleich nach dem Einsammeln auf die Waidmühle gebracht, und in Ballen oder Kugeln zum Blaufärben verwandelt. Bleiben die Blätter nach der zwoten Aerndte klein: so läßt man die Stöcke den Winter über stehen, da sie dann im folgenden Frühjahre zeitig wieder zu treiben anfangen; wenn alsdann die Blätter abermals zeitig geworden sind: so stößt man solche sammt den Herzen völlig hinweg. Diesen letzten nennen die Bauern in Thüringen Komptswaid; der aber nicht so gut ist, als der vorjährige, weil gemeiniglich etwas von der Wurzel mit den Blättern abgestoßen wird.

Waizen, eine bekannte Feldfrucht, wovon wir verschiedene Arten haben. 1) **Sommerwaizen.** Dieser wird im Frühjahre, wiewohl nicht überall, gesäet. 2) **Winterwaizen** wird im Herbste gesäet, und hat größere Körner, als jener. Von beyden Arten hat man bartigen und glatten Waizen, oder Waizen mit und ohne Grannen. Beyde Sorten arten bald aus; bald auch wieder ein. Der Sommerwaizen wird von den Bäckern weniger geachtet, weil das Backwerk davon nicht gut aufgehen sondern kleberig bleiben soll. 3) **Polnischer oder Wallachischer** Waizen ist ansehnlicher, als alle andere Arten. Er hat eine 6 Zoll lange, dicke und platte Aehre, große und klare Körner, und wird, wegen der starken Grannen, von den Vögeln nicht leicht beschädigt. 4) **Portugiesischer** Waizen soll, wegen seines weißen und feinen Mehls, in Portugal in besondrer Achtung seyn; er wird im Anfange des Maymonats ausgesäet. 5) **Spraitwaizen,** vieljähriger Waizen, barbarischer Waizen, Knospelwaizen, Wunderkorn, wird in Neapel und Sicilien gebauet. Diese Waizenart treibt viele Seitenähren, welche büschelweise sitzen; sie wird zu Ende des Märzes ausgesäet. 6) Englischer

glischer Waizen hat kurze, dicke, beynahe viereckige Aehren, meistens ohne Granne. Er ist ergiebig genug; aber dem Sperlingsfraße sehr unterworfen. Es giebt noch einige andere Arten, welche zwar hie und da im Kleinen versucht worden sind; doch ist nirgends unser gewöhnlicher Winterwaizen dadurch zurückgesetzt worden. Dieser wird nach Unterschied des Bodens vor, um, und auch noch einige Wochen nach Michaelis erst ausgesäet. In niedrigen schwarzen Moorgründen säet man deshalb am spätesten, daß der Waizen vergrusen möge; denn da der Moorboden sehr zum Gras- und Unkrautbringen geneigt ist: so wird durch die so späte Waizensaat verhindert, daß die junge Saat nicht von Unkräutern überwältigt werden könne. Eben daselbst ist es nöthig, zur Waizensaat 4mal zu ackern, um durch Pflug und Egge den Acker desto reiner zu machen. Da man in Obersachsen meistens den weißen Waizen hat: so findet man, daß solcher, wenn er einige Male auf Moorboden gebauet worden ist, in gelben Waizen ausartet; der aber eben so feines, weißes Mehl, als der weiße, giebt. Die Bäcker ziehen denjenigen Waizen, der nicht im Schaafmiste erzeugt worden ist, demjenigen vor, welcher auf Schaafmiste gewachsen ist; denn sie sagen, daß letzterer, wenn er allein und ohne Zusaz von Waizen, der in anderm Dünger, als Schaafmist, gebauet worden ist, ein Backwerk gebe, welches sich nicht in der Höhe erhält; sondern in dem Ofen von einander läuft und platt wird, oder, wie sie sagen, eine Plinzenbäckerey zuwegebringt.

Waldmeister, Asperula L., ein Pflanzengeschlecht, wovon hier diejenigen Arten angeführt werden, die bey uns wild wachsend gefunden werden.

1) Achtblätteriger wohlriechender Waldmeister mit gestieltem Blüthstrauße, Meyerkraut, Sternleberkraut, Herzfreude, A. odorata L., wächst bey uns an vielen Orten um die Gräben und Bäche, auch um die Baumwurzeln in nassen und schattigen Wäldern, und wuchert besonders in einer lockern Holzerde. Stengel: schwach, viereckig, gegliedert, etwa 1½ F. hoch; Blätter: lanzetförmig, gespitzt, schmal, dunkelgrün, an jedem Gelenke 8 Stück derselben, welche die Stengel sternförmig umgeben, und sehr wohlriechend sind; Blumen: im May, ein flacher Blumenstrauß, weiß, und die Saamen rauch. Wenn die Pflanze getrocknet ist: so hat sie einen stärkern, fast den Melilloten ähnlichen, Geruch. Die Kühe fressen sie gern. Wenn man die blühende Pflanze in den Wein legt: so soll dieser davon angenehmer schmecken, und die davon Trinkenden sehr aufgeräumt machen. Sie wurde ehedem als ein eröffnendes Mittel in der Arzneykunst in Verstopfung der Leber und andrer Eingeweide gebraucht.

2) Sechsblätteriger Waldmeister mit ungestielten Blüthköpfchen, kleines blaues Sternkraut, A. arvensis L., ist nur ein Sommergewächs, und die kleinen blauen Blumen stehen in einem Knöpfchen bey einander.

3) Vier- und sechsblätteriger Waldmeister mit gestrecktem Stengel und dreyspaltiger Blume, färbendes Meyerkraut, A. tinctoria L., wächst auf dürrem, unfruchtbarem, sandigem, steinigem und thonigem Boden. Die Blumen am Ende der Zweige stellen eine kleine Dolde vor; das Blumenblatt

ist

ist weiß. Mit der Wurzel kann man schön roth färben; man muß sie aber einsammeln, ehe die Keime aufschießen, weil sie sonst nicht so viel färbende Theile besitzt. Die Keime und zarten Blätter werden von den Schaafen gern gefressen.

4) **Vier- und zweyblätteriger Waldmeister mit aufgerichtetem Stengel, Bräunewurzel**, A. cynanchica L., wächst in unfruchtbarem Sandboden, worinn die Sonnenstrahlen recht wirken können, und bringt den Sommer kleine weiße, oder röthliche Blümchen in kleinen Büscheln. Die ausdauernde Wurzel ist lang, schwarz, holzig, tief in den Boden dringend. Die Wurzel färbt, besonders die Wolle, roth, wenn sie mit scharfem Essig gekocht worden ist. Die Vermehrung kann durch Saamen und Wurzel geschehen, und sollte, nebst der vorhergehenden Art, zum Besten unsrer Färbereyen eigends angebauet werden.

Waldrechten, wenn der Zimmermann am Bauholze unmittelbar nach dem Fällen oder Stämmen die Rinde nur etwas von dem Splinte abhauet, und dem Baume eine vierkantige Gestalt giebt, wodurch theils das Stocken unter der Rinde verhütet; theils aber auch das Austrocknen befördert wird, damit es zum Abfahren leichter werden könne.

Waldruthe, ein Längenmaaß, welches bey Vermessung der Wälder, sonderlich auch bey Acker- und Buschholz, gebraucht wird. Sie hält 16 Fuß.

Wallnußbaum, welscher Nußbaum, ein Baum, der bey uns in Menge unterhalten wird. In Ansehung der Frucht findet man verschiedene Abarten: 1) eine sehr große, welche man Schaaf-, oder Polter-, oder Pferde-, auch Kobernüsse nennt; 2) eine Art, welche eine ganz dünne Schale hat, und sich leicht mit den Fingern zerdrücken läßt; sie heißt daher dünnschälige Nuß; 3) kleine Nüsse, welche wegen der harten Schaale Stein- oder Grübelnüsse genannt werden; 4) die späte oder Johannisnuß, weil sie erst gegen diese Zeit ausschlägt; 5) Blutnüsse, deren mittelster Theil des Kerns röthlich ist. Diese sind die schlechtesten; die dünnschäligen aber schmecken gemeiniglich wässerig; daher verdient die gemeine Art den Vorzug. Dieser Baum kommt in allerley Boden fort; schadet aber in der Nähe andern Bäumen und Gewächsen mit seinen weit auslaufenden Wurzeln; auch haben die von den Blättern abfallenden Regentropfen eine etwas fressende Eigenschaft. Die Vermehrung geschiehet durch die Nüsse, welche schon mit der grünen Schale in die Erde gelegt werden, um durch ihre Bitterkeit die Mäuse abzuhalten. Es schickt sich der Nußbaum besser zu Alleen in den Straßen, als in die Gärten. Das Holz wird, weil es leicht und gemeiniglich schön geflammt ist, zu allerley Hausgeräthen gebraucht. Das schönste Holz geben die Wurzeln; auch bedienen sich die Tischler dessen häufig zu ausgelegter Arbeit; es läßt sich schön poliren. In harten Wintern zeigt der Baum viele Empfindlichkeit, und erfriert oft; dagegen wachsen die jungen Bäume sehr schnell wieder heran.

Walm, der Theil an einem Dache, wo an der schmalen Seite eines Hauses ebenfalls ein Dach, wie an der langen Seite formirt wird, und welcher in das Hauptdach einläuft.

Walze, ein cylinderförmiges Holz, welches zur Fortschaffung großer Lasten

dient, da man nämlich unter selbiges zwey oder mehrere Walzen unterlegt, und die Last darauf fort schiebt oder wälzt. Es kann sich bey solchem Fortwalzen zutragen, daß die hintere Walze zurückbleibt; daher man noch eine zur Hand haben muß, um dieselbe vorn zu legen, damit die Last sogleich auf die Walzen zu liegen komme; alsdann kann, wenn weiter fortgewalzt wird, die hintere Walze, welche liegen geblieben ist, wieder vorn untergeschoben, und so fortgefahren werden, bis die Last zu der gehörigen Stelle gekommen ist.

Walze, ein Werkzeug zum Ackerbau, wodurch im festen Boden die Erdklöße zerdrückt werden. Man unterscheidet die Walzen in glatte und stachelige oder Stachelwalzen. Die eisernen Zinken oder Stacheln sind pyramidenförmig und eckig geschmiedet, und so lang, auch noch länger, als die Eggezinken sind, wodurch man das gröbste Land klar machen kann.

Walzengerüste, ein längliches viereckiges hölzernes Gerüst, worinn die Walze mit ihren Zapfen steckt, und woran das Zugvieh, solches zu schleppen, gespannt wird. Die beyden kurzen Hölzer, in deren Mitte die Zapfen stecken, werden Hörner; hingegen die beyden langen, welche sie von einander halten, Stangen genannt.

Warnglocke, eine kleine Glocke, die sich im Schuh des Rumpfs einer Mahlmühle befindet, und, sobald solcher leer vom Getraide wird, dadurch, daß der Schuh geschüttelt wird, anfängt zu klingeln, und dem Müller dadurch ein Zeichen giebt, daß er Getraide aufschütten solle.

Warzenring, ein eiserner Ring mit Zähnen, der in dem runden Loche des Lauferfteins in einer Mahlmühle steckt, und mit selbigem herumläuft, und der vermittelst seiner Zähne den Rührnagel in seinem Innern schüttelt, damit das in dem Rumpf der Mühle befindliche Getraide ununterbrochen aus demselben zwischen die Mühlsteine laufe.

Wasserbänke, Breter, die an der Seite des Wasserrades an den Schlagwänden angebracht werden.

Wasserbett, ist das vor- und hinter einer Mühle, oder einer andern Wassermaschine, auf einem Roste angenagelte Breterwerk.

Wasserschnecke, Wasserschraube, Archimedische Schnecke, eine Maschine, welche entweder wie eine Schnecke um eine Spindel von Holz gehet, in in welche Einschnitte gemacht sind, und um welche von außen ein Gehäuse von Bretern gemacht ist, welche durch eiserne Reifen wie eine Tonne angezogen und verpicht werden; oder es läuft eine bleyerne Röhre mit einer Schraube um die Spindel. Durch diese Maschine wird das Wasser, wenn sie schräg gestellt und umgedrehet wird, in die Höhe gehoben; sie dient daher, bey Grundbauen das Wasser auszuschöpfen, wo man im Trocknen arbeiten muß.

Wasserstand, ist die Höhe des aufgestaueten oder geschützten Wassers auf dem Fachbaume, so hoch es nämlich durch die Schutzbreter gehalten wird.

Weberkarden, Kardendistel, Weberdistel, Karden, Kardätschen, Dipsacus fullonum L., wird auf den Feldern und an den Wegen wild wachsend gefunden. Stengel: aufrecht, steif,

steif, mit starken gekrümmten Stacheln besetzt, 4—5 F. hoch; **Blumen**: auf den Enden der Stengel und der kleinen Zweige in großen kegelförmigen Köpfen. Von dieser wilden Sorte unterscheidet sich die zahme Sorte durch ihre hakenförmigen Spreublättchen, um deren willen ihre Fruchtköpfe zum Kardätschen der Tücher gebraucht werden, wozu die wilde Saat nicht tauglich ist. Der Boden, auf welchem man die Karden aufbehält, muß recht luftig und trocken seyn; und da sie aus den Tüchern das Wasser anziehen: so gebraucht man sie nicht eher, bis sie wieder recht trocken geworden sind. Der Saame wird sogleich an Ort und Stelle ins freye Land gesäet.

Wegebreit, Wegerich, Hunderippe, sind die gewöhnlichen Namen, des Pflanzengeschlechts Plantago.

1) **Großer Wegebreit mit eyförmigen Blättern und rundlichem Stengel,** P. major L., wächst häufig an den Wegen in den Gärten und Feldern, und blühet fast den ganzen Sommer über. Die Aehre erreicht auf einem guten Boden, sonderlich im Garten, bisweilen die Länge eines Schuhes, und man pflegt solche den kleinen, in Käfichen gehaltenen, Singvögeln zu geben, um sich den Saamen heraus zu klauben, den sie sehr gern fressen. **Rosenwegebreit** nennt man die Pflanze, wenn die grünen Blätter, der Stellung nach, gleichsam eine Rose vorstellen.

2) **Großer Wegebreit mit eyförmigen haarigen Blättern und rundlichem Stängel, weißer Wegerich,** P. media L. Die Blätter haben kürzere Stiele, als die vorhergehende Art; sind auch mehr spitzig, als stumpf. Die Blumen sind weiß. Beyde Arten kommen, der innerlichen Beschaffenheit und Wirkung nach, mit einander überein. Der innerliche Gebrauch ist eben nicht gewöhnlich; äußerlich aber bedient man sich, besonders auf dem flachen Lande unter dem gemeinen Landvolke, der frischen Blätter, oder des ausgepreßten Saftes, um die Geschwüre zu reinigen, die Wunden zu heilen, und die Entzündung zu zertheilen.

3) **Spitziger Wegebreit mit lanzetförmigen rauchen Blättern und eckigem Stengel, spitziger Wegerich,** P. lanceolata L., wächst überall an den Wegen und in andern unfruchtbaren Oertern. Das Blumenblatt ist weiß, und dessen Schlund viereckig. In Ansehung der Kräfte kommt diese Art mit beyden vorhergehenden überein.

Wegedistel, Onopordon L., ein Geschlecht, wovon folgende Arten anzumerken sind.

1) **Gemeine Wegedistel mit ausgeschweiften Blättern und sparrigen Kelchschuppen, Zellblume, Krebsdistel,** O. Acanthium L., wächst auf guten Aeckern, um die Dörfer und Straßen häufig. **Blätter**: eyrund länglich, rauch; **Stengel**: 5—6 F. hoch, mit herunter laufenden Blättern; **Blumen**: schön purpurroth, in großen sperrigen Kelchen mit abstehenden Schuppen. Die Wurzel wird in Rom gespeiset; in andern Gegenden wählt man die jungen Stengel und das Blumenbette, und richtet solche wie die Artischocken zu; daher auch die Pflanze **wilde Artischocke** genannt wird.

2) **Illyrische Wegedistel,** O. Illyricum. **Vaterland**: das südliche Europa;

Europa; Blätter: lanzetförmig, geschlitzt; Blumen, purpurroth.

3) Arabische Wegedistel, O. Arabicum. Blätter: wie die der Beerenklau; Blumen: purpurroth. Diese und die vorhergehende Art gehört zu den Verzierungspflanzen.

Wegesenf, Erysimum L., ein Pflanzengeschlecht, welches auch Hederich genannt wird; da aber mehrere Pflanzen diesen Namen führen: so ist der erstere hier vorzuziehen.

1) Apothekerwegesenf mit aufliegenden Schoten und federartigen Blättern, wilder Senf, gelbes Eisenkraut, E. officinale L., wächst überall an ungebaueten Oertern, und blühet den ganzen Sommer über. Stengel: 1—2 F. hoch, unterwärts röthlich, oberwärts grünlich, rundlich, rauch, in wechselsweise gestellte Zweige verbreitet; Blätter: gestielt, der Länge nach in spitzige, ausgezähnte Lappen getheilt, auf beyden Seiten haarig und fast rauch anzufühlen, die obersten dreylappig und spondonförmig; Blumen: in Aehren, klein, gelb; Schoten: aufgerichtet, dicht an dem Stengel, und die Zweige angepreßt, mehr rundlich, als eckig. Man gebraucht das Kraut äusserlich bey allerley, selbst krebsartigen, Verhärtungen; auch innerlich wider den Scharbock; nicht weniger wird in den Apotheken ein Syrup wider Engbrüstigkeit, Heiserkeit und Husten daraus bereitet. Die junge Pflanze ist ein gesundes Futter für die Schaafe.

2) Gemeiner Wegesenf mit ausgebreiteten Schoten und federartigen Blättern, Winterkresse, St. Barbenkraut. E. Barbarea L., wächst um die Dörfer an feuchten Oertern, und um die Gräben häufig. Stengel: ästig, 1½ F. hoch; Blätter: leyerförmig, das äußerste Blatt ist rundlich, und die auf der ausdaurenden Wurzel auf dem Boden sind ausgebreitet; Blumen: auf den Zweigen, gelb, im May; Saamen: röthlich. Die Blätter werden im Winter als Salat gegessen. Die Pflanze ist schärfer, als die vorhergehende. Man hat davon eine mit schön gelben, gefüllten, ährenförmig geordneten Blumen dauerhafte Blumenpflanze, die in den besten Gärten eines Platzes werth ist.

3) Wegesenf mit lanzetförmigen, völlig ganzen Blättern, levcojenartiger Wegesenf, E. cheiranthoides L., wächst hin und wieder auf Aeckern und andern sandigen Oertern. Die Pflanze ist mit dem Cheirantho erysimoide L. nahe verwandt; die gelben Blumen aber sind kleiner, und die Schoten stehen mehr vom Stengel ab.

4) Wegesenf mit lanzetförmigen ausgezähnten Blättern, habichtskrautblätteriger Hederich, E. hieracifolium L., wächst hin und wieder auf Bergen und Hügeln. Stengel: wenig über 1 F. hoch; Blume: blaßgelb, im Jun. und Jul.

Wegetritt, Wegegras, Angerkraut, Blutkraut, Centumnodia, Polygonum aviculare L., wird überall an den Wegen, auf den Feldern, und den Sommer über blühend gesehen. Stengel: erreicht mit seinen Zweigen 1, auch 1½ F. Länge, liegen auf der Erde, und sind mit Gelenken versehen, an welchen sie jedes Mal ihre Richtung ändern, auch daselbst etwas dicker werden; Blätter: von verschiedner Größe, fangen schmal an, werden etwas breiter, und endigen sich

sich spitzig, am Rande völlig ganz; Blumen: klein, blaßröthlich oder weißlichgrün. Der Name Blutkraut bezieht sich sonderlich auf die Kraft dieser Pflanze wider die Blutflüsse.

Weide, ein Baum, der zwar unter unsre schlechtesten Holzarten gerechnet; uns aber, wegen seiner sehr beträchtlichen Benutzungen, unentbehrlich ist. Im gemeinen Leben pflegt man die Weiden nach ihrem Nutzen, Gebrauche, Wachsthum, ihrer Größe und Gestalt zu unterscheiden. Man unterscheidet nämlich die zähen oder Bandweiden von den Bruch- oder Knack- oder Sprockweiden. Diejenigen, welche ihre Blüthe vor dem ausbrechenden Laube bringen, nennt man Werfweiden, Palmweiden und Sohlweiden; hingegen nennt man die, welche mit dem ausbrechenden oder ausgebrochenen jungen und wachsenden Laube blühen, insgemein Weiden. Die Vermehrung geschiehet am geschwindesten ohne viele Kunst durch Zweige, die zu 5 Ellen lang, unterwärts wie ein Rehfuß abgehauen, oberwärts abgestutzt, von allen Nebenzweigen entledigt, und entweder sogleich in ihre Löcher gebracht, oder einige Tage mit ihren dicksten Enden zuvor ins Wasser gelegt werden; bey deren Pflanzung man aber vorzüglich dahin zu sehen hat, daß die Rinde an dem Theile, der in die Erde kommt, nicht beschädigt sey. Um diese sogenannten Setzweiden am besten einzusetzen: macht man entweder große Gruben, oder sticht, vermittelst eines eisernen sogenannten Weidenpflanzers, nur Löcher in das Erdreich. Das letzte Verfahren ist zwar leichter; aber weniger gut, als das erste, weil die in einen festen gepreßten Boden gesteckten Setzlinge, wenn der Boden nicht sehr feucht und locker ist, leicht ausbleiben. Die beste Zeit ist der März und April; Einige aber lassen die Setzlinge bis in den May hinein so lange im Wasser liegen, bis das unterste Ende völlig Wurzeln ausgetrieben hat. Diese gehen am gewissesten fort, wenn bey dem Einsetzen so behutsam verfahren wird, daß die sehr brüchigen jungen Wurzeln nicht abgebrochen werden; weshalb die lockere Erde um solche Wurzeln sehr leise und ganz klar gebröckelt werden muß, weil sie sonst abbrechen, wenn eine feste Erde darauf geworfen wird. Sehr gut ist es, wenn der über die Erde hervorstehende Setzling mit Moos oder Stroh bewickelt wird, weil solcher, wenn der May trocken und heiß ist, gern zurückgeht und vertrocknet; kommt noch außerdem hinzu, daß bey den so spät eingesetzten Stecklingen die Erde mit Wasser angegossen, aber nicht mit den Füßen angetreten wird, als wovon die brüchigen Wurzeln zerbrechen müssen: so wird man sich einen desto bessern Erfolg zu versprechen haben.

Weiderich, ein Pflanzengeschlecht, welches man durch Beynamen unterscheidet; obgleich solche nicht auf alle Arten, sonderlich in Ansehung der Farbe, passen.

A. Brauner Weiderich.

1) Gemeiner brauner Weiderich mit lanzetförmigen Blättern, und zwölffädigen Blumen, Purpurweiderich, blauer Fuchsschwanz, Blutkraut, Lythrum Salicaria L., wächst überall an den Bächen, um die Gräben und in feuchten Niederungen, und blühet im Jul. und Aug. Stengel: zahlreich, purpurröthlich, 3 — 4 — 5 F. hoch; Blumen: schön röthlich-purpurroth. Die ganze Pflanze erhält, wenn sie sich dem Absterben nähert, eine rothe Farbe. Sie

ist ein kräftiges Mittel wider den Durchfall und die Ruhr, wenn solche von der Schlappigkeit der Gedärme herrührt. Man verordnet das Pulver Morgens und Abends zu einem Quentchen. Viele Landwirthe rühmen die Pflanze wider den schwarzen Kornwurm, und pflegen solche um und auf den Kornhaufen zu legen. Diese Pflanze, von welcher man viel schöne Sorten hat, verdient wegen der ansehnlichen Blumenähre einen Platz in den Lustgärten; nur muß man sie an einen schattigen und feuchten Ort setzen.

2) Yopblätteriger Weiderich, L. Hyssopifolia L., wächst auf feuchten Grasplätzen. Stengel: theilen sich in einige wenige Zweige, etwa 1 F. hoch; Blätter: denen des Ysop sehr ähnlich; Blumen: gewöhnlich bläulich purpurroth.

B. Gelber Weiderich.

1) Gemeiner gelber Weiderich mit flachen zweigigen Blumenbüscheln, Lysimachia vulgaris L., hat seinen Aufenthalt an den Wiesengräben, im Gesträuche, an den Ufern der Ströme unter den Weiden, u. blühet im Jul. u. Aug. Stengel: aufrecht, steif, gestreift, 3 — 4 F. h.; Blumen: in Trauben, welche eine Rispe bilden, schön gelb. Diese Abart des gelben Weiderichs wird auch, wegen ihres schönen Ansehens, in große Gärten aufgenommen.

2) Spitzstrauchförmiger gelber Weiderich, L. thyrsiflora L., wird im schattigen nassen Grunde und Schlamme gefunden. Bl.: gelb, auf Stielen, auf jedem Stiele ein kugelicher Kopf oder eine Traube.

3) Gestreckter gelber Weiderich mit eyförmig zugespitzten Bl., gelber Gauchheil, L. nemorum L., wächst in grob sandigem feuchtem Boden in Laubholzwäldern gemeiniglich. Blumen: einzeln, auf langen dünnen Stielen, klein, gelb.

4) Gestreckter gelber Weiderich mit herzförmigen Blättern, Pfennigkraut, Egelkraut, Schwalbenkraut, Wiesengeld, L. Numularia L., wächst an den Wassergräben, auf feuchten Triften und in nassen Wäldern. Stengel: zahlreich, schwach, an den Gelenken Wurzeln schlagend; Blumen: auf langen, dünnen Stielen, auf jedem Stiele eine kleine gelbe Blume. Manche Schäfer unterhalten diese Pflanze in Gärten sogar, und geben sie gepülvert den Schaafen als ein Verwahrungsmittel unter die Lecken.

Weiderichröslein, Weidenröslein, Epilobium, eine Gattung, deren Arten zum Theil perennirende Blumenpflanzen für die freyen Gärten sind, weil sie meistens hochwachsend, und 4 — 6 Wochen blühend sind.

1) Schmalblätteriges Weiderichröslein, E. angustifolium L., wird auf steinigen Bergen und in Wäldern mit seinen schön blühenden purpurfarbnen Aehren gefunden. Stengel: aufrecht, dick, ästig, 3 — 4 F. hoch, purpurröthlich. Man hat davon einige schöne Abarten. — Die Vermehrung geschieht am füglichsten durch die Wurzel.

2) Breitblätteriges Weiderichröslein, E. latifolium L. Diese Art unterscheidet sich von der ersten durch die zweymal größern Blumen; auch sind die Blätter mit einem wollichten Gewebe bedeckt.

3) Rauhes Weiderichröslein mit lanzerförmigen ausgezahnten ablaufenden Blättern, rauher großblumiger Schotenweiderich mit rothen Blumen, E. hirsutum L. Die Blumen sind, im Verhältniß der übrigen Arten, groß

groß zu nennen; die weißen, weichen und fetten Wurzeln werden von einigen zum Salat gebraucht.

4) Glattes Weiderichröslein mit eyförmigen, ausgezahnten, einander gegenüber gestellten Blättern, E. montanum L., wächst in schattigen Wäldern; auch zuweilen um die Dörfer. Die Blumen sind klein, blaß purpurfarbig; die Blumenblätter aber stumpf, herzförmig gespalten.

5) Viereckiges Weidetichröslein mit lanzetförmigen ausgezahnten glatten Blättern, E. tetragonum L., wächst in sumpfigen Wäldern. Stengel: dünn, viereckig; Blumen: an den obern Theilen des Stengels und der Zweige, klein, schön roth, im ganzen Sommer.

6) Ganzblätteriges Weiderichröslein mit gespaltenen Blumenblättern und aufgerichteten Stengeln, E. palustre L., wächst häufig in Sümpfen und Gräben. Blumen: röthlich, im May, Jun. und Jul., in Gärten auch oft noch im Herbste.

Weinstock, der edle. Von diesem findet man eine große Anzahl von Spielarten, welche, so wohl der Zeit nach, wenn die Trauben reif sind; als auch in Ansehung der Größe und Gestalt der Trauben und Beeren, ihrer Farbe, des Geschmacks und Nutzens, zuweilen auch den Blättern nach, unter sich verschieden sind. Wegen der Reife unterscheidet man die frühzeitigen und späten Sorten. Bey uns reifet kein Wein vor dem September; die mehresten Trauben kommen in unsern Gegenden erst im October zur Vollkommenheit; viele reifen auch erst im November. Es schicken sich also für hiesige Gegenden die späten Sorten gar nicht, weil sie, aus Mangel der Sonne, nicht zur Vollkommenheit gelangen können. Im Anfange sind alle Beeren grün; wenn sie aber zu ihrer Reife gelangen: so verändern sie ihre Farbe mehr oder weniger. Bey einigen bleibt die grüne Farbe, und fällt nur etwas ins Weißliche, und diese nennt man grüne; bey andern verändert sich das Grüne ins Gelbe, und diese nennt man gemeiniglich weiße Trauben, wie der weiße Treminer, und der weiße Muscateller. Diese weißen Beeren pflegen an der Sonnenseite braun zu werden, welches dann ein Merkmal der völligen Reife ist; andere aber werden über und über braunröthlich, als der braune Treminer und der rothe Muscateller; andere fallen ins Schwärzliche, und sind mit einem blauen Staube bedeckt, und diese nennt man blau. Wenn die blaue Farbe recht dunkel wird: so nennt man sie schwarz. Ferner ist der Saft verschieden, bald dicker, bald dünner. Bey einigen Trauben zerfließt solcher gleich auf der Zunge, als bey dem Rießling; bey andern hängt solcher wie Gallert zusammen, als am Muscateller. Zum Essen hält man diese, welche man fleischig nennt, für die besten; zum Weine hingegen haben die saftigen einen großen Vorzug. Noch weiter ist der Geschmack verschieden. Es ist solcher zwar bey allen etwas säuerlich; je mehr gemäßigt aber die Säure ist: desto besser sind die Trauben. Schmeckt der Saft wirklich sauer: so taugen die Beeren nichts. In einigen ist der Saft muskirt, diese nennt man Muscateller. Weil diese Trauben, wenn sie recht reif sind, eine sehr angenehme Süßigkeit haben: so pflegt man solche vielen andern vorzuziehen; aus dem Geschmacke kann man auch die Benutzung der Trauben beurtheilen. Diejenigen, welche angenehm und süß schmecken, geben

den säuersten Wein, z. E. der Muscateller; diejenigen hingegen, woraus der beste Wein kommt, werden, dem Geschmacke nach, nur für mittelmäßig gehalten. Der Rießling ist z. B. eine der säuersten Arten, und giebt doch guten Wein; die Cultur des Weinstocks aber ist so verschieden, als es verschiedene sogenannte Weinländer giebt.

Weißdorn, Hagedorn, Crataegus. Die Arten dieser Gattung sind in einer jeden Lage in freyer Luft fortkommende, zum ökonomischen Gebrauche und zur Verzierung der Gärten schickliche, Bäume und Sträucher.

1) **Gemeiner Weißdorn, Hagedorn, Mehldorn, Heckedorn, Meelfäßchen,** C. Oxyacantha L., ist bey uns in allerley Grunde anzutreffen, dessen weiße Blumen dunkelrothe Beeren hinterlassen, welche **Mehlbeeren,** und in Niedersachsen **Möllerbrod** genannt werden. Ein schätzbarer Baum, welcher sich zu Befriedigungshecken so gut schickt, wie fast kein einziger anderer, von dessen nun folgenden Abarten, welche gleichfalls überall gut fortkommen, zur Verzierung der Lustgebüsche und Wildnisse ein mannichfaltiger Gebrauch gemacht werden kann. Zu den **Abarten** gehören folgende.

a) **Mit gefüllten Blumen,** welche eine der vortrefflichsten Zierden im Frühjahre sind, von angenehmem Geruche und großer Schönheit. Dieser Baum schickt sich sogar für kleine Gärten, in denen man kaum 1 — 2 Bäume anbringen kann. Er blühet im May, und so reichlich, daß er oft mit Blumen ganz bedeckt zu seyn scheint. Diese gefüllte Spielart kann durch Ableger und Pfropfen auf gemeine Stämme fortgepflanzt werden.

b) **Mit scharlachrothen Beeren,** die überaus groß und glänzend sind.

c) **Mit gelben Beeren,** ist ein sehr auserlesener Baum. Die Knospen sind im Frühjahre schön gelb, die Beeren goldgelb, sehr tragbar. Dieser Baum behält seine Beeren den ganzen Winter, stammt aus Virginien her, und sollte in keiner ansehnlichen Pflanzung fehlen.

d) **Mit weißen Beeren,** wird weniger geachtet; hat nur kleine, sehr schmutzig weiße Beeren.

e) **Mit Ahornblättern,** wächst 15 — 20 F. hoch; hat sehr wenig Stacheln, und große, weißlich grüne, denen des Ahorn ähnliche Blätter; trägt große im Jun. blühende Blumenbüschel, welche leuchtendrothe Beeren hinterlassen, die im Winter ein schönes Ansehen haben.

2) **Virginischer stacheliger Weißdorn mit wolligen Blättern und gelber Frucht, filziger Hagedorn,** C. tomentosa L., ist vielleicht die obgedachte, unter der Lit. c. angeführte, Spielart.

3) **Nordamericanischer stacheliger Weißdorn mit eyförmigen glatten Blättern, scharlachrother Hagedorn,** C. coccinea L., ist an seinen ungemein dicken und harten Stacheln leicht kenntlich. Die Blumen hinterlassen große scharlachrothe Beeren.

4) **Virginischer Azerol-Weißdorn, Hahnensporn,** C. Crus galli L., heißt auch Virginische Mispel mit Pflaumenblättern, großen rothen Früchten und sehr langen Stacheln.

5) **Unbewehrter Weißdorn mit dreylappigen Blättern, Azerolbaum,** C. Azarolus L. Die Blumen hinterlassen große rothe eßbare Beeren von säuerlichem Geschmacke. In hiesigen Gärten pflegt man, um große, schmackhafte Früchte zu erlan-

erlangen, die Reiser auf den gemeinen Weißdorn zu pfropfen, welcher in einem fetten, fruchten und lockern Boden steht.

6) Nordamericanischer stacheliger Weißdorn mit eyförmigen wolligen Blättern, C. uniflora L. Die reifen Früchte sind grünlich gelb, und kleiner, als bey der ersten Art.

7) Nordamericanischer Weißdorn mit glänzenden lanzetförmigen Blättern, C. lucida L. Die Beeren werden im Herbste reif, und sind roth und klein. Miller empfiehlt diese, vor allen übrigen ein schönes Ansehen habende, Art zu Hecken. Sie verträgt das Beschneiden recht wohl.

Unter allen ausländischen Arten sind für Deutschland nur die Azerolen etwas weichlich, und wollen vor Kälte in Acht genommen seyn.

Welle, Wellbaum, Gründel, ein runder Cylinder, woran bey Mühlen das Wasser- und Kammrad hängt, und eine horizontale Lage hat; es giebt aber auch Wellen, die senkrecht stehen, z. B. bey Mahlmühlen diejenige Welle, woran der Trilling sitzt; auch hat man loth- oder senkrecht stehende Wellen bey Schlagwerken oder Rammmaschinen, in denen Löcher durchgebrochen sind, durch welche man die Ziehstange steckt, und an welchen die Menschen stehen, um den Wellbaum herumzudrehen.

Wermuth, Artemisia Absinthium L., ist überall bey uns zu finden. Die ganze Pflanze ist ungemein bitter und zugleich gewürzhaft; auch mit einem besondern starken Geruche begabt. Die Blätter sind kräftiger, als die Blüthen. Das getrocknete Kraut behält seine Bitterkeit; verliert aber viel vom Geruche. Der Wermuth besitzt nicht nur alle Kräfte, welche bey allen bittern Pflanzen angeführt worden sind; sondern wird auch diese an der stärkenden Kraft noch übertreffen. Er ist ein treffliches Mittel wider die Säure in den ersten Wegen. Man kann nämlich das sauer gewordene Bier damit verbessern; auch denselben statt des Hopfens gebrauchen; doch soll sodann das Bier mehr berauschende Kraft erhalten. Der gemeine Mann auf dem Lande nimmt einen halben Löffel des frisch ausgepreßten Saftes mit etlichen zerstoßenen Gewürznelken vor dem Antritt des Fiebers, und vertreibt es oft hiemit. Der Saft wird wider die Milz- und Gelbsucht; nicht weniger gegen die Würmer gerühmt. Aeußerlich pflegt man die Blätter, als ein stärkendes und zertheilendes Mittel, auf die wässerige Geschwulst zu legen, und den mit Wein bereiteten Trank als eine Bähung wider den kalten Brand zu gebrauchen. Getrockneter und gepülverter Wermuth, den Schaafen in die Salzlecken gemischt, vertreibt die Egeln.

Wetterschenkel, Wasserschenkel, ist die Breite oder der unten überhängende Rand eines Fensterflügels, an welchem der anschlagende Regen übertrieft, daß das Wasser nicht zwischen die Flügel eindringen kann.

Wicke, ein Pflanzengeschlecht, welches schmetterlingsförmige Blumen und Hülsenfrüchte trägt. Linnäus hat die Wickenarten in zwo Ordnungen abgetheilt.

A. Wicken, welche verlängerte Blüthstiele, oder ährenweise gestellte Blumen haben.

1) Große Erbsenwicke mit kleinen Blattansätzen, welche von den hintersten, plattaufsitzenden Blättchen

bedeckt sind, oder große breitblätterige und glatte Waldwicke mit blaßgelben Blumen, Vicia pisiformis L., wächst in Ungarn, auch hin und wieder in Deutschland. Die Hülsen sind klein, glatt, gelblich, jede enthält 4—5 kugelförmige, glatte, braune, mit einem weißen Striche bezeichnete Saamen.

2) Große Heckenwicke mit zurückgeschlagenen länglichen Blättchen und ausgezahnten Blattansätzen, V. dumetorum L. Die abhängenden Hülsen sind schwarz, breit, und jede enthält 6, auch mehrere Saamen. Zuweilen findet man Stöcke mit weißen Blumen. Der kletternde und geflügelte Stengel steigt 4—6 F. in die Höhe.

3) Waldwicke mit eyförmigen Blättchen und scharf ausgezahnten Blattansätzen, oder große Deutsche Bergwicke mit weißen blaugegitterten Blumen, V. silvatica L., wächst in Wäldern, blühet im Jun., und hat eine ausdauernde Wurzel. Die Blüthähre besteht oft aus 15 Blumen. Der eckige und in viele Zweige verbreitete Stengel klettert mit den Gäbelchen 2—4 F. hoch. Die glatte abhängende Hülse hat gemeiniglich 6 kugelförmige Saamen.

4) Vogelwicke mit lanzetförmigen, haarigen Blättchen und ganzen Blattansätzen, oder große blaue Waldwicke, Vogelwicke, Vogelheu, V. Cracca L., wächst an den Waldhecken und Wiesen an feuchten Oertern, hat eine ausdauernde Wurzel; der Stengel ist viereckig, ausgefurcht, 2—6 F. hoch, und treibt wenige Zweige. Die Blüthstiele sind rundlich, ausgefurcht, und tragen eine dichte einseitige Aehre, welche aus mehr als 30 Blumen, die rein blau sind, besteht. Die abhängende, glatte, braungelbliche Hülse enthält 5—10 tellerförmige, schwarze Saamen. Nur dann liebt das Vieh nicht diese Wicke, wenn sie zu alt und blätterlos geworden ist; wird sie aber in der Blüthe abgeschnitten: so ist sie ein vortreffliches Futter. Hier ist sie auf manchen niedrigen Aeckern einheimisch, und kommt unter dem Getreide, besonders unter der Gerste, mit in die Scheune. Den davon weggenommenen Saamen habe ich immer auf Wiesen so aussäen lassen, daß die Maulwurfshügel damit überstreuet, und sodann die Erde solcher Hügel umher geworfen ward. Auf den Aeckern taugt sie nicht, weil sie das Getreide überwältigt und niederzieht; sie ist auch wegen ihrer ausdauernden Wurzel nicht gut auszurotten.

5) Morgenländische Wicke mit länglichen Blättchen, ganzen Blattansätzen und rauchen Hülsen, V. nissoliana L., stammt aus dem Morgenlande ab, und ist jährig, hat purpurrothe Blumen, und in den platten, länglichen Hülsen gemeiniglich 5 Saamen.

6) Zweyjährige Wicke mit gefurchten Blattstielen und 6 Paar lanzetförmigen Blättchen, oder Siberische Wicke, V. biennis L. Ihr Vaterland ist Siberien; der Stengel 5—12 F. hoch, und blühet erst im zweyten Jahre mit lichtblauen Blumen. Sie wird von dem Viehe zwar gern gefressen; ihr Anbau ist aber bisher bey uns nicht sonderlich gewesen. Die Blätter haben den ganzen Winter über, wenn die der andern meisten übrigen Gewächse niederhängen oder abgestorben sind, ein fröhliches, grünes und lebhaftes Ansehen. Man kann daher in großen Gärten davon Gebrauch machen, wenn man den Saamen im Frühjahre in ein abgelegenes Quartier säet, und

zwar

zwar in eine Reihe, und unterstützt die Pflanzen im folgenden Frühjahre, wenn sie in die Blüthe gehen, weil sie sonst gestreckt am Boden liegen, und ein weitschweifiges unangenehmes Ansehen haben.

7) Bengalische Wicke mit ganzen Blattansätzen und aufgerichteten Hülsen, V. Benghalensis L. Die Blumen sind hochroth; nur des Kielblättchens Spitze ist schwarz. Die Hülsen sind mehr auf- als niederwärts gerichtet.

B. Wicken, deren Blumen am Blattwinkel fest ansitzen.

8) Futterwicke, Saatwicke, V. sativa L., ist ein Sommergewächs, das in Niederdeutschland stark angebauet wird. Man säet sie auf dem Felde etwas später, als die Erbsen, weil sie die Kälte weniger vertragen; auch ist ihnen die Nässe in den Niedrigungen nicht gedeihlich. In manchen Gegenden machen sie das einzige Winterfutter der Weidepferde aus, da sie denn zum Theil allein, meistens aber mit anderem Strohe vermischt, zu Häcksel geschnitten werden. Da aber das Laub oder die Blätter eben so gut, und fast besser, als die Körner, füttern: so müssen die Wicken nicht zu reif abgemähet werden, weil sonst die Blätter abfallen, und nur die bloßen Stengel mit den Schoten eingebracht werden. In gleicher Absicht muß man die Wicke nicht auf dem Schwaden in heißen Sommertagen zu lange liegen, oder solche bey großer Tageshitze zusammen bringen lassen, weil sodann die Blätter abkrümeln, oder die Schoten stark abbrechen. Die Wicken sind dem Mehlthaue nicht, wie die Erbsen, unterworfen. Die Bienen haben an der Blüthe eine der besten Nahrungen. Der ausgedroschene Saame wird entweder den Pferden gequellt verfüttert, oder den Hühnern, am vortheilhaftesten aber den Tauben, gegeben. Hier zu Lande säet man die Wicken gern in die Braache; denn der Acker wird davon mürbe, und bringt darauf gute Kornärndten. In niedrigen Feldern muß nur darauf gehalten werden, daß der Acker, sobald die Wicken abgeärndtet worden sind, gestürzt oder umgepflüget werde, weil sonst Gras und andere Unkräuter hervorkommen, und den Acker verunreinigen; wenn aber auch dieses nicht wäre: so erfolgen doch dann, nach vielfältiger Erfahrung, schlechtere Kornärndten. Diese Wicke wird ferner, wenn sie grün verfüttert werden soll, dergestalt zu verschiedenen Zeiten gesäet, daß es den ganzen Sommer nicht an Grünfutter fehle; auch geht man sehr gut dabey, weil die Wicken so gut, wo nicht besser, als der Klee, dem Viehe aller Art gedeihlich sind. Werden dergleichen Futterwicken nicht allzu tief abgemähet: so lassen sie kein Unkraut über sich hervorkommen, und wachsen bald in die Höhe. Wenn sie zum letzten Male in grünem Zustande nicht zu tief abgemähet, sondern umgeackert werden, und sodann Roggen oder Waizen eingesäet und eingeeggt wird: so düngen die grün eingepflügten Wicken den Acker sehr gut, und verschaffen eine gute Kornärndte. An einigen Orten besäet man auch die Aecker mit Wicken, Roggen, Gerste oder Haber, und bereitet sich damit ein besseres Winterfutter für die Pferde; nach Beschaffenheit des mehr oder weniger guten Ackers werden aber die Wicken nur zum dritten oder vierten Theile darunter genommen, damit sie nicht die andern Getreidearten überwältigen und verdrängen. Noch andere, denen es an Wiesen fehlt, machen die Wicken, wenn sie solche von Zeit zu Zeit noch nicht völlig erwachsen abgemähet, mehr denn einmal

zu einem guten Heufutter. Man theilt sonst auch diese Saatwicke in die schwarze und weiße Art; und es scheint die weiße nur eine Abänderung der schwarzen zu seyn. Man will der weißen Art den Vorzug geben, weil sie saftiger seyn, auch besseres Futter geben soll, als die schwarze.

9) **Kleine Frühlingswicke mit 3 Paar Blättchen und einzelnen glatten Hülsen**, V. lathyroides L. Diese zeigt sich häufig nach nasser Witterung im Frühjahre auf hohen Wiesen, in den Wäldern und um die Hügel. Die dünnen Hülsen stehen fast gerade, mit einer aufwärts gebogenen Spitze geendigt, und jede enthält 5—7 kleine, bräunliche, schwarz getüpfelte Saamen. Die Wurzel ist ausdauernd. Diese Wicke rechnet man billig zu den besten Gewächsen für die Schaafe auf den Triften.

10) **Gelbe Wicke mit glatten Blumen und einzelnen abhängenden Hülsen**, V. lutea L., wächst in Spanien und Frankreich; hin und wieder auch in Oberdeutschland.

11) **Gelbe Wicke mit rauchen Blumen und einzelnen rauchen abhängenden Hülsen**, V. hibrida L., wächst um Montpellier.

12) **Zaunwicke mit 4 bey einander gestielten Blumen, auch große frühzeitige Waldwicke**, V. sepium L., wächst in den feuchten Hecken und Wäldern, wo Schatten und guter Grund ist, dauert mehrere Jahre aus, hat etwa 6 Paar eyrunde, glatträndige, spitzige Blättchen, wovon die äußern kleiner werden. Die Blumen sind kurz gestielt, bläulich-purpurroth, und die Hülsen sind schwarz, anfangs unterwärts, hernach aufwärts gerichtet, mit einem Fortsatze geendigt, und jede enthält 4—6 runde, glatte, braune, schwarz-getüpfelte Saamen. Zuweilen findet man Stöcke mit ganz weißen Blumen. Sie hat einen etwas stärkern, zusammenziehendern Geschmack, als andere Sorten.

13) **Bithynische Wicke mit 2 Paar Blättchen, und einzeln gestielten Blättern**, V. Bithynica L., wächst in Italien und Bayern auf den Aeckern; hat eine ausdauernde Wurzel. Die Blumen sind einzeln, blau.

14) **Französische Wicke mit 2—3 Paar Blättchen, und dreyfach vereinigten Blumen, Wicke aus Languedoc, Schwarzerbis, Mohrenerbis**, V. Narbonensis L. Die Hülse ist rauch, kleberig, und bey der Naht mit kleinen Stächelchen besetzt.

Wiese, ist eine jede Fläche des Erdreiches, worauf allerley Pflanzen, vornehmlich vielerley Gräser, unter einander wachsen, welche zur Fütterung des Viehes gebraucht werden. Da die Wiesen als die Säugammen des Ackers anzusehen sind, um mit ihren Erzeugnissen das Vieh gut zu füttern, und hiemit vielen und guten Dünger zu erhalten: so muß der Landwirth ihre Cultur sich hauptsächlich angelegen seyn lassen. In meiner H. M. ist die Art und Weise hinlänglich angegeben worden, die Wiese so zu verbessern, daß mehr und besseres Heu gewonnen werden könne. Hier ist nur hauptsächlich zu gedenken, daß der Graswuchs durch die **Düngung** sehr vermehrt werden könne. Man kann dazu 1) **Mist** gebrauchen, der kurz und nicht allzu strohig ist. Dieser wird über die ganze Wiese dünn und ordentlich, etwa 2 Zoll dick, ausgebreitet; man läßt ihn den Winter über liegen, und harkt ihn im April wieder mit einem Rechen oder einer

Harke

Harke ab. Der Schaafpferch, Hühner- und Taubenmist, Seifensiederasche, übergestreueter Sand oder Lehm auf Wiesen eines Moorgrundes, sind vortreffliche Verbesserungsmittel; außerdem hilft man dem Graswuchse auf bemoosten Wiesen gar sehr, wenn solche mit eisernen Eggen durchgerissen, und den Graswurzeln hiemit Luft verschafft wird. Das Moos wird dann auf Haufen zusammengebracht, und, wenn es trocken ist, verbrannt. Die Asche wird an Ort und Stelle umhergestreuet, oder dem Viehe in den Ställen untergestreuet. Hat man Wasser in der Nähe: so hat man 2) an der **Wiesenwässerung** eine andere Verbesserung. Sie geschiehet entweder durch eine nahe gelegene Quelle, oder durch Abdämmung eines Bachs oder eines Flusses; oder auch, wo diese zu breit sind, oder in zu hohen Ufern gehen, daß man sie nicht aufdämmen, noch Rinnen oder Röhren einlegen kann, durch Schöpf- oder Gießräder, womit man die Wässerung ziemlich weit bringen kann. Die Wiesen aber müssen selbst die Fläche oder den Fall haben, damit das Wasser nicht in der Mitte sitzen bleibe; sondern seinen Fortlauf unbeschwert finde. Dazu dient bey dem Einlauf des Wassers eine Wasserfurche in verhältnißmäßiger Weite und nöthiger Tiefe, davon zu beyden Seiten durch die ganze Wiese kleinere Gräben oder Furchen, 10—12—15 Ellen weit eins von dem andern, gezogen werden, damit sich die Wässerung in die ganze Wiese, sonderlich wo dürre und öde Oerter sind, austheilen, einsenken, und also die Graswurzeln erquicken möge. Wo die Wiesen ganz eben sind, da braucht es keiner Wasserfurchen, weil sich das Wasser von selbst darauf austheilt, und solche überall durchzieht. Man muß aber auch nicht zu viel Wasser darauf leiten, und das Wasser im Frühjahre oder Sommer, wenn die sogenannte Vormathe geschehen ist, nicht länger auf den Wiesen stehen lassen, als bis der Boden durchgeweicht ist, damit das Gras durch die Sonnenwärme nicht in Fäulniß gerathe. Ferner soll man bey der Wässerung im Frühjahre dahin sehen, daß solche nicht zu der Zeit geschehe, wenn das junge Gras schon angefangen hat hervorzukommen; es wird dadurch leicht erstickt, oder doch wenigstens verschlämmt, und giebt schlechtes, saures Heu. Hat man auf den zu wässernden Wiesen vertiefte Plätze: so wird das Wasser darauf stehen bleiben, und es werden bey öfterer Wässerung sich endlich schilfige und harte Sumpfpflanzen einfinden; man muß daher die Vertiefungen zuvor ausfüllen, oder Gräben anlegen, um das Wasser aus den Vertiefungen abzuführen. Endlich ist 3) die **Entwässerung** der zu niedrigen Wiesen zu ihrer Verbesserung sehr nothwendig. Kann man auf selbigen mit den gewöhnlichen Gräben nichts ausrichten: so muß ein Hauptgraben an einem schicklichen Orte angelegt werden, in welchen die kleinern Gräben ihr Wasser absetzen können.

Wiesenkraut, nelkenartiges Wiesenkraut, Grasblume, Sandnäglein, See- oder Meernelke und **Meergras**, sind die Namen der Statice, wovon hier nur diejenige Art bemerkt wird, die beym Linnaeus Statice Armeria heißt. Sie ist auf trocknen Triften, in sandigen Feldern und Heiden sehr gemein, blühet vom Jun. bis in den Herbst, und hat eine ausdauernde, lange, faserige Wurzel. Auf dieser sitzen viele, grasartige, schmale, kurze, völlig ganze, etwas rauch anzufühlende

tende Blätter, welche einen dichten Rasen ausmachen, und zwischen diesen befinden sich die einfachen, ganz nackenden, rundlichen, glatten, ungefähr 1 F. hohen Stengel, deren jeder sich mit einem rundlichen Blüthknöpfchen endigt. Nahe bey diesem umgiebt den Stengel ein scheidenartiges trockenes Blättchen, und das Knöpfchen selbst, oder die vielen an einander gestellten, fast platt anfitzenden Blumen sind von vielen steifen Deckblättern rings umher umgeben; außer diesen steht auch bey jeder Blume noch ein weißes, glänzendes und vertiestes Deckblatt. Der Kelch ist grün, weiß und purpurfarbig, einblätterig, und erweitert sich aus der engern Röhre in einen gefaltenen, gleichsam vertrockneten Rand. Die 5 Blumenblätter stellen unterwärts gleichsam einen Trichter vor; sie sind blaß-purpurfarbig oder rosenroth. Das Kraut hat einen zusammenziehenden Geschmack, und wird von den Schaafen gern gefressen.

Wiesenraute, Thalictrum L.; die andern Namen: **Heilblatt, Wundkraut, Krötendille, Unsterkraut**, sind weniger gewöhnlich.

1) **Kleine Wiesen- oder Bergwiesenraute**, T. minus L., wächst auf erhabenen, trockenen, warmen Hügeln; auch zwischen niedrigen einzelnen Gesträuchern. **Wurzel**: ausdauernd, gelb; **Stengel**: dünn, schwach, ästig, etwa 1 F. hoch; **Blätter**: sechstheilig, zart, dünn, spitzig; **Blumen**: weißlich und gelb, oder gelblich, umgebogen, die Rispen locker, im Jul. und Aug.

2) **Schmalblätterige Wiesenraute mit völlig ganzen Blättchen, gelbe Wiesenraute mit den allerschmälsten Blättern**, T. angustifolium L., wächst in gutem Boden; aber selten in Deutschland. **Stengel**: 2—3 F. hoch; **Blumen**: weißlich oder grünlich-weiß, im Jun. und Jul.

3) **Gelbe Wiesenraute mit spitzig getheilten, dreylappigen Blättchen, große gelbe Wiesenraute, Wasserraute, falsche oder Feldrhabarber**, T. flavum L., wächst in gutem feuchtem Wiesengrunde. **Wurzel**: dick, kriechend, gelb; **Stengel**: mehrere, rund, gefurcht, steif, glatt, blätterig, 5—6 F. hoch; **Blätter**: hochgrün, glatt; **Blumen**: weißlich oder grünlichweiß, die Rispen vielfach und aufrecht. Diese Pflanze wird der Mannichfaltigkeit wegen auch in berühmte Gärten aufgenommen.

4) **Ackeleyblätterige Wiesenraute mit ganz glattem Stengel und dreyeckigen Früchten, insgemein Federackeley genannt**, T. aquilegifolium L., wächst in Oesterreich, auch um Danzig, und hat eine große ausdauernde Wurzel. **Stengel**: 3—4 F. hoch; **Blätter**: denen der Ackeley sehr ähnlich; **Blumen**: weißlich, oder weiß, die Rispen groß, im Jul.

Die gelbe Wiesenraute Nr. 3. ward ehedem der Rhabarber gleich geachtet; ihr Gebrauch aber ist jetzt außer der Mode; ob sie gleich gewiß wirksame Bestandtheile enthält. Man kann mit der Wurzel gelb färben.

Winde, Convolvulus, ein Pflanzengeschlecht, welches ungemein viele Arten enthält.

1) **Ackerwinde mit pfeilförmigen spitzigen Blättern und einzelnen Blumen, Feld-, Erd-, Sand-, Päthe-, kleine Winde, Teufelsdarm**, C. arvensis L. Dieses bekannte Unkraut wuchert

wuchert auf den Wiesen und im Getraide überall; findet sich auch, unter einer veränderten Gestalt, auf den unfruchtbarsten Sandschollen ein, und blühet den Sommer über. Die ausdauernde Wurzel ist etwa einen Federkiel dicke, und geht sowohl über 1—2 F. tief in die Erde, als auch mit ihren Auslaufern zur Seite. Ein jedes mit dem Pfluge abgerissenes Stückchen wird wieder zu einem neuen Stocke, wenn es nur die Erde erreichen kann; daher die Winde eines der beschwerlichsten und am wenigsten zu vertilgenden Unkräuter ist; besonders in Aeckern, die alle Jahre gebauet werden. Auf den Braachäckern schadet sie weniger durch Ueberziehung und Verblüschung des Getraides, weil sie, durch beständiges Abweiden des Viehes, auch Aufsuchung der Wurzel von den Schweinen, immer entkräftet wird. Die Stengel winden sich 2—4 F. lang an andern Pflanzen in die Höhe. Die Blumen kommen aus den Gelenken von mancherley Farben. Die Stengel trocknen unter dem Getraide äußerst langsam aus, und letzteres muß oft umgekehrt werden, weil, wenn die Stengel der Winde zwar äußerlich trocken scheinen, inwendig aber doch noch allen ihren Saft haben, selbige das darunter befindliche Stroh anfeuchten, und schimmelnd machen, daß es dem Viehe ungenießbar wird. Läßt man aber die Winde recht austrocknen: so wird solche von den Thieren so gern, als Klee, gefressen. Ist die Winde nach dem Trocknen auf dem Schwaden oder in den Garben vom Regen wieder naß geworden: so läßt sie sich weit schwerer wieder abtrocknen, als das Getraide; auch ist man wohl gar genöthigt, die beregneten Garben wieder aufzubinden und auszubreiten, um der Sonne, dem Winde, und der Luft mehreren Eingang zu verschaffen.

2) **Zaunwinde mit pfeilförmigen, hinterwärts abgestutzten Blättern und einzelnen Blumen, Hecken- oder große weiße Winde, Zaunglocke, Quackenkraut**, C. sepium L., wächst überall an den Hecken und Zäunen, und blühet den Sommer über. **Stengel:** viele, windend, an einer Unterstützung 10—15 F. hoch steigend; **Blumen:** aus den Gelenken der Zweige, auf langen viereckigen Stielen, groß, schön, glockenförmig, rein weiß. Man hat Abarten mit purpurrothen und mit purpurroth gestreiften Blumen. Der milchige Saft des Stengels soll, wenn er eingenommen wird, purgiren; die Wurzel soll gleiche Wirkung haben; daher man es das Deutsche Scammonium nennt.

Wintergrün, ein Name, der mehrern Pflanzen beygelegt wird; hier aber verstehen wir darunter Pyrola L.

1) **Großes rundblätteriges Wintergrün, Wald- oder Holzmangold**, P. rotundifolia L., wächst in schattigen Wäldern und auf andern unfruchtbaren moosigen Plätzen. **Stengel:** aufgerichtet, 1 F. hoch, einfach, glatt, mit einer lockern Blumenähre sich endigend, nahe unter dem Gipfel mit einigen wenigen Spitzen besetzt; **Blumen:** groß, weiß, abstehend, sehr schön, im Jun. und Jul.

2) **Kleines rundblätteriges Wintergrün**, P. minor L., hat mit voriger Art gleiche Geburtsörter und Blüthzeit. Der Stengel ist 4—5 Z. hoch, röthlichgrün. Die Blumenblätter sind weiß, am Rande röthlich, und schwach eingekerbt.

3) **Einseitiges Wintergrün, oder mit nach einer Seite gekehrten Blumen**, P. secunda L., wächst in den Wäldern und mit den vorigen an andern Oer-

tern. Stengel: dünn, nahe am Gipfel oft überhängend, 5—6 Z. hoch; Blumen: schön weiß, im Jun. und Jul.

4) Doldentragendes Wintergrün, P. umbellata L., wächst in schattigen, sonderlich in Fichtenwäldern; die Blumen sind weißlich-purpurroth, im Jul.

5) Einblumiges Wintergrün, P. uniflora L., hat gleichen Geburtsort mit den vorigen. Blumen: nur eine auf jedem Schafte, groß, schön weiß, sehr schön, im Jun. und Jul.

Von der ersten Art meldet Walter Folgendes. Diese, in den Plantagen einen Platz verdienende, Pflanze muß mit einem großen Erdball ausgehoben, und in ein steiniges Erdreich und kalte Lage im Schatten zwischen die Gebüsche gepflanzt werden.

Wolf, ein in großen, weitläufigen Wäldern sich aufhaltendes Raubthier, welches dem Hundegeschlechte am nächsten kommt. Sein Lager ist meist in dicken unzugänglichen Oertern, wo ihn niemand leicht aufjagt, und wo er vielerley Wildpret antreffen kann. Alles Fleisch nimmt er am liebsten von lebendigen Thieren, die er tödtet und zerreißt, den Vorrath in sein Lager schleppt, sich auch stets mit neuem versorgt. Im starken Hunger scheuet er keine Gefahr. Er fällt die größten Thiere an, und gebraucht so viele List, sie anzugreifen und niederzureißen, daß ein Mensch sie nicht feiner aussinnen sollte. Findet er nun keine lebendigen Thiere, deren Fleisch er sich zu Nutze machen könnte: so fällt er aufs Aas, wenn es auch noch so sehr stinkt. Die Begattungszeit der Wölfe ist mehrentheils im Winter, und zwar um Weihnachten; daher werden um diese Zeit 12 Tage gezählt, in welchen die Wölfe ihre Ranzzeit haben, und überhaupt viel dreister sind, als zu andrer Zeit. Die Wölfinn trägt 9 Wochen, wirft 6—7 Jungen, säugt und nährt sie mit allerley Fraße von kleinen Thieren und Gevögel, bis sie selbige ausführt und lehrt, ihre Nahrung selbst zu suchen. In hiesigen Ländern hat man nicht nachgelassen, die Wölfe gänzlich zu vertilgen; wenn auch dann und wann noch welche hier gesehen werden: so sind es Ueberläufer aus Polen.

Wollblume. Diesen Namen führt das Pflanzengeschlecht Anthyllis L.; wovon wir aber nur die in Deutschland wachsende Art anführen.

Wiesenwollblume mit gedoppelten Blumenköpfen, Wund- oder Bruchkraut, Wund- oder Katzenklee, Hendelweiß, wilde Bohnen, A. Vulneraria L., wächst auf Wiesen und Hügeln. Stengel: klein, dünn; Blätter: gefiedert, aus 2—3 Paar gegenüber stehenden, und einem einzelnen Blättchen zusammengesetzt, welches letztere länger ist, als die übrigen; Blumen: auf den Zweigen, theils roth, theils weiß, im Jun. und Jul. Diese Art begreift folgende zwo Pflanzen: a) Blumen, in doppelten Köpfchen, scharlachroth; b) Blumen, meistens in einfachen Köpfchen, gelb. Die Schaafe fressen die Pflanze gern; ob sie gleich von andern Thieren nicht angerührt wird.

Wollgras, Eriophorum L., ein Pflanzengeschlecht, dessen dreyeckiger Saame mit vieler und langer Wolle umgeben ist.

1) Gemeines Wollgras mit gestielten abhängenden Blüthköpfen, Flachs-, auch Wiesendünngras, Wiesenwolle, Quispel-, auch Federbinse, Binsen-, auch Moorseide, Judenfeder, E. polystachyon

stachyon L., wächst in Sümpfen, Moorbrüchen und dergleichen Wiesen bey uns häufig. **Wurzel:** faserig, ausdauernd; **Halm:** rundlich, 2—3 F. hoch, am obersten Theile mehr eckig, als rund, mit einer zweyblätterigen Scheide, aus welcher im May und Jun. eine ungewisse Zahl von kurz- oder langgestielten Blumenknöpfen nach und nach hervorkommt. Der kleine dreyeckige Saame ist roth, und die Seide, welche nunmehr den ganzen Kopf bedeckt, und wovon die Wiesen nach Johannis ganz weiß aussehen, zart und fein; bisweilen aber weißlich gelblich oder grünlich; auch zerbrechlich, wenn sie ihre Vollkommenheit nicht erreicht.

2) **Gemeines Wollgras mit einem aufgerichteten Blüthkopfe, frühzeitiges Dünngras mit einfachen Blumenquasten,** E. vaginatum L., hat mit der ersten Art gleichen Geburtsort. Die Wurzel besteht aus langen, röthlichen Fasern, treibt viele, aufgerichtete, rundlich dreyeckige, glatte, 1—1½ F. hohe Halme, welche von unten an mit Blättern besetzt, oben aber nackend sind. Jeder Halm endigt sich nur mit einem immerfort aufrecht stehenden Blüthkopf, um welchen keine langen Blätter; sondern nur kürzere Schuppen stehen, welche gleichsam eine gemeinschaftliche Hülle vorstellen. Diese sind graulich, glänzend, lanzettförmig, völlig ganz, glatt; am Boden aber mit weißlichen, einigermaßen wolligen Flecken bezeichnet. Die Saamenwolle ist bey dieser Art nicht so lang, als bey der vorherstehenden.

Man hat Versuche gemacht, diese Wolle zu spinnen und zu verweben; sie kann aber für sich allein nicht dazu gebraucht werden, denn sie ist zu kurz und nicht fest genug dazu; man muß sie also mit einem Theile gemeiner Wolle vermischen und zusammenkratzen, und übrigens eben so mit ihr verfahren, als mit dem Biberhaar. Man ist aber mit den ersten Versuchen bisher noch nicht ins Große gegangen.

Das Vieh, und besonders die Schaafe, lassen diese Pflanzen, wenn sie alt sind, unberührt stehen. Der Halm ist zähe; hat aber, wie die Blätter, einen süßlichen Geschmack, und wird von den Thieren, wenn die Pflanzen noch jung und zart sind, gefressen. Die Wolle, wenn sie unter das Futter oder Heu kommt, ist schädlich. Wenn die Wiesen viel Wollgras enthalten: so soll man sie nicht eher abmähen, als bis der Saame, der vor der Heuärndte reif wird, verflogen ist, und das Heu so leicht nicht mehr verunreinigen kann.

Wüppe, Schanzkarren, Störte, ist ein Karren mit zwey Rädern, dessen Kasten in den Achsen der Räder beweglich ist, und mit einem Ueberfalle und einer Krampe auf der Deichsel, oder Lande, vermittelst eines vorgesteckten Pflockes, oder bey der Lande mit einem Kettchen befestigt wird. Sobald man mit dem Karren an Ort und Stelle gekommen ist: so thut man den hintern Theil des Kastens auf, und zieht den Pflock, oder macht das Kettchen los, worauf sich denn der Kasten hinten niederläßt, daß die Erde, der Sand oder Lehm heraus fallen muß. Ein solcher Kasten, der von einem Pferde gezogen wird, ist überaus bequem, wenn ein Acker oder eine Wiese irgends wo ausgehöhet, oder mit Verbesserungserden befahren werden soll.

Wüterich, Cicuta L., eine Wasserpflanze, die zwar ein äußerlich gutes Ansehen hat; aber sehr giftig ist. Sie heißt daher **giftiger Wüterich, Was-**

serschierling, C. virosa L., und wächst bey uns an dem Ufer der Bäche und Flüsse, in Sümpfen, stehenden Wässern und Gräben. **Wurzel**: groß, knollig oder rübenartig, äußerlich gelblich weiß, zur Winterszeit, wenn sie der Luft ausgesetzt ist, oberwärts grün; **Stengel**: 4 F. hoch, groß, hohl, ästig; **Blätter**: gefiedert, aus vielen, langen, schmalen, sägeförmigen Blättchen zusammengesetzt, auf langen starken Stielen stehend; **Blumen**: auf den Enden der Zweige, in großen, den Blättern gegenüber stehenden, Dolden, gelblichgrün, im Jun. u. Jul.; **Saame**: dem der Petersilie ähnlich, reif im Sept. Am öfterſten wird der **Wüterich** mit der **Pastinake**, sonderlich in Ansehung der Wurzel, verwechselt. Die Pastinakwurzel ist gemeiniglich kleiner, mehr spindelförmig, und hat, wie die übrigen Theile, einen eignen gewürzhaften und süßen Geruch; ist auch niemals innerlich, wie der Wüterich, mit Fächern versehen. Daß die Wurzel Menschen und Thieren tödtlich gewesen sey, davon hat man viele Beyspiele, und gemeiniglich sind Menschen, wenn sie Pastinakwurzeln genossen haben, durch die darunter gekommenen Wüterichwurzeln vergiftet werden; weshalb man in der Küche die jetzt berührten Unterscheidungszeichen von beyderley Wurzeln wohl bemerken muß.

Wunderbaum, Ricinus L. Von den 3 Arten dieser Gattung ist in den Gärten nur eine bekannte, zärtliche, hochwachsende, aufrechte, reichbelaubte, ein- oder höchstens zweyjährige Pflanze, von welcher es mehrere Abarten giebt, die, wegen ihrer sonderbaren, großen, schönen Blätter, als Verzierungspflanzen sehr geschätzt werden.

Gemeiner Wunderbaum, Kreuzbaum, R. communis L. **Vaterland**: beyde Indien, Africa, das südlichere Europa; **Stamm**: aufrecht, stark, dick, steif, glatt, krautartig, gegliedert, 8—10 F. hoch; **Blätter**: schild- und fast hand- und sägeförmig, langgestielt, sehr groß; **Blumen**: in den Winkeln der Zweige an den obern Theilen der Pflanze in langen Aehren, weißlich grün, im Jul. u. Aug.; **Saamen**: eyrund, länglich, gestreift, reif im Herbste. Diese findet man in den Apotheken; sie purgiren stark, verursachen Erbrechen und Schmerzen in den Gedärmen; weshalb sie nicht sicher zu gebrauchen sind. Es giebt von diesem Wunderbaume viele Varietäten. Der Saame muß auf den Mistbeeten gezogen, und ½ Z. tief gelegt werden. Die erwachsenen Pflanzen werden einzeln in kleine Töpfe gepflanzt, in ein Mistbeet eingesenkt, wie andere ausländische Gewächse gepflegt, und gegen den Herbst zeitig in ein Glashaus gebracht, weil sie leicht durch die Herbstfröste getödtet werden. In unserm Klima zeigt sich gar nichts baumartiges an diesem Gewächse; vielmehr muß man es ein Kraut nennen; obgleich der Stengel dick und hoch genug ist.

Z.

Zaunkönig, Trochylus, Regulus, der kleinste Vogel, den wir in Europa haben. Er bauet ein ziemlich großes Nest, welches sehr künstlich, fast wie ein Filz, gearbeitet, und so in einander geflochten ist, daß man es nicht ohne Mühe zerreißen kann. Ueber Winter bleibt der Vogel bey uns, zieht sich bey der Kälte aus den Gehölzen in die Dörfer, wo er sich in Holzstößen und andern Schutzörtern verbirgt, und daselbst die versteckten Fliegen und Mücken aufsucht. Der Gesang ist laut und unterschiedlich abwechselnd, auch an sich angenehm.

Zapfen, ist im Zimmerwerke am Ende eines Stück Holzes ein verdünnter Absatz, meistens den dritten Theil von der Holzstärke dick, welcher in ein Loch paßt, das in einem andern Holze eingelochet ist, und das Zapfen- oder Fersenloch heißt, als wodurch die zwey Hölzer mit einander verbunden werden. Wenn durch das Loch und den Zapfen ein Loch durchgebohrt ist, durch welches ein hölzerner Nagel geschlagen wird: so wird der Zapfen in solchem Falle ein verbohrter Zapfen genannt.

Zapfen, schwalbenschwanzförmiger, ist ein Zapfen, welcher wie ein Schwalbenschwanz zugehauen ist, d. i., welcher an seinem Kopfe breiter, als hinten am Halse ist, und in einen schwalbenschwanzförmigen Einschnitt eingelassen wird.

Zapfen zur einfachen Versatzung, ein Zapfen, welcher nicht geviert, sondern schräge ausgeschnitten ist, weil das Holz, woran er ist, eine schräge Lage hat, um zu streben. Dergleichen sind die Zapfen der Strebbänder, der St. Andreaskreuzer, u. s. f.

Zapfen, verlorner, ist von Eichenholz, und wird zwischen geleimte und gefugte Breter eingelassen, damit solche desto weniger aus einander gehen können.

Zarge, Lauf, Lauft, ist bey den Getraidemühlen ein Gefäß, welches um die Mühlsteine gesetzt wird, damit, wenn der obere Mühlstein oder Läufer darinn herum läuft, die gemahlne Frucht nicht wegspringen, sondern im Laufe bleiben, und aus selbigem in den Mehlkasten fallen müsse.

Zeitlose, Colchicum L., eine Pflanzengattung, deren Zwiebelblumenpflanzen die sonderbare Eigenschaft haben, daß ihre Blumen sich schon im Herbste aus der Zwiebel erheben; ihre langen, schmalen Blätter aber erst im Frühjahre hervorkommen, und im Jun. wieder absterben.

1) Gemeine Herbst- oder Wiesenzeitlose, gemeine Zeitlose mit nackenden einfarbigen Blumen, nackende Hure, Herbst-, Spinn-, Licht-, Michelsblume, Hundshode, Wiesensafran, C. autumnale L., wächst bey uns häufig auf feuchten Wiesen, und in den Baumgärten. Zwieb., länglich-rundlich, braun, oft zusammengedrückt; Blätter: aufrecht, flach, beynahe 6 Zoll lang, 1—2 Z. breit, hochgrün; Blumen: ohne Stengel, mit einer aufrechten Röhre, wie die des Crocus, 4 Z. lang, verbreitet sich nach oben zu nach und nach, und theilt sich

sich oben in 6 runde Einschnitte. Man hat hiervon ungemein viele Sorten, die auf vielerley Weise roth, weiß und gelb sind.

2) **Bergzeitlose mit bedeckten Blumen**, C. montanum L. Vaterl.: Spanien, die Schweiz; Zwiebel: klein, länglich, rundlich, sehr dunkelbraun; Blätter: lang, schmal, strichförmig, sehr abstehend; Blumen: röthlich, mit einer langen Röhre, die in 6 Abschnitte getheilt ist, mit gelben Staubfäden. Man hat eine Abart mit gestreiften rothen Blumen.

3) **Bunte Zeitlose**, C. variegatum L. Vaterland: die Insel Chio; Zwiebel: länglich, etwas flach; Blätter: breit, hochgrün, gewässert; Blumen: groß, mit 6 langen aufrechten Abschnitten, gleich den Fritillarien sehr schön gewürfelt, mit roth, weiß, und carmoisinroth; Abarten: a) mit gefüllten Blumen; b) mit flachen Blättern, von welcher es eine gewürfelte, einfache, und gefüllte Sorte giebt.

Die erste dieser 3 Arten mit einfachen purpurrothen Blumen wird zwar bey uns wildwachsend gefunden; sie wird aber, nebst allen von ihr vorhandenen Sorten, welche alle eine sonderbare Verzierung geben, auch in gute Gärten aufgenommen. Ueberhaupt sind alle zuvor beschriebene Arten artige Herbstverzierungsblumen für die Fronten der Blumenrabatten. Um einen schönen Flor zu erhalten: soll man die Wurzeln alle 2 — 3 Jahr im Jun. oder Jul., wenn das Laub vertrocknet ist, ausnehmen, und abtrocknen; aber auch bald wieder, längstens vor Ende des Aug., einsetzen. Die Wurzel ist sehr lebhaft, und pflegt auch außer der Erde Blumen zu treiben; sie leidet aber dadurch Schaden, daher man sie nicht allzulange außer der Erde aufbehalten muß; die Vermehrung kann auch durch den Saamen geschehen, um neue Sorten anzuziehen. Auf den Wiesen vermehrt sich die wildwachsende Pflanze durch den ausfallenden Saamen dergestalt, daß man die Pflanzen zu vertilgen suchen muß, ehe sie den Saamen fallen lassen, weil die Blätter unter dem Heue nichts taugen.

Ob die gemeine Zeitlose giftig sey, oder nicht, darüber kommen die Schriftsteller nicht mit einander überein. Das Vieh läßt solche unberührt stehen. Die Wurzel hat, besonders wenn sie zu Anfange des Sommers, oder ehe die Blumen hervorbrechen, ausgegraben wird, einen scharfen und ekelhaften Geschmack; auch soll ihr Saft, wenn man ihn nur kostet, die Zähne stumpf und den Speichel bitter machen. Hunden und anderm Vieh ist der Genuß dieser Wurzel auf mancherley Art schädlich, selbst sogar tödtlich, gewesen. Aus der Wurzel kann man, nach Parmentiers Vorschlage, Stärke machen, die Blätter zum Färben der Eyer gebrauchen; auch kann man damit, wenn man sie entweder frisch zerquetscht, oder das Vieh damit reibt, oder wenn man es mit dem Wasser, worinn die Blätter gekocht worden, wäscht, dem Hornviehe die Läuse vertreiben. Die Türken sollen die Blumen in eine Art von Wein weichen, und diesen gern trinken, um sich darinn recht stark zu betrinken.

Ziege, ein Thiergeschlecht, welches nur da in Heerden unterhalten wird, wo keine Gehölze ihrem Anfraße ausgesetzt sind, deren Rinde und Zweige ihr liebster Anbiß ist. Auf den Anhöhen und steilsten Bergen halten sich die Ziegen am liebsten auf. Alle Arten von Kräutern sind ihre Nahrung, und es sind derselben nur wenige, die von ihnen unberührt bleiben.

Die

Die Männchen dieses Geschlechts sind so geil, daß ein Bock eine Heerde von hundert Ziegen versehen kann. Die Begattung ereignet sich im September und November, um welche Zeit der Bock einen unerträglichen Gestank von sich giebt, welcher sogar den Ratzen zuwider seyn soll; weshalb die Kutscher gern in ihren Ställen bey ihren Pferden, die dessen gewohnt werden, einen Bock haben wollen, und zugleich vermeinen, daß die Pferde da am besten stehen, wo sich ein Bock um sie befindet. Die Ziege geht von ihrer Begattung an 5 Monate, und wirft gemeiniglich zwey, selten mehrere Jungen. Der Bock ist mit dem Jahre, und die Ziege in siebenten Monate zur Zeugung geschickt; ob man gleich, stärkerer Nachzucht halber, beyde gern 18 Monate alt werden läßt, ehe sie zur Zeugung kommen. Die Ziege ist 7—8 Jahre, fruchtbar; der Bock aber taugt nicht über 5—6 Jahre, weil er sich zu wenig, auch bey einer nur kleinen Heerde, schont; man schlachtet daher gern die Böcke im dritten oder vierten Jahre; auch werden die Bocksháute, weil sie zu Beinkleidern sehr dauerhaft sind, hoch im Preise gehalten. Das Ziegenfleisch hat in unserm Himmelstriche nicht den guten Geschmack des Hammelfleisches; wenn es aber von nicht zu alten Thieren dieser Art einige Tage in Essig gelegt wird: so wird es im Geschmacke des Wildprets seyn. Das Fleisch der jungen Ziegen wird mit dem Fleische junger Lämmer gleich geachtet. Im Milchgeben will man zwo gute Ziegen einer nicht zu großen Kuh gleich schätzen. Die Ziegenmilch hat einen hervorstechenden eignen Geschmack, wodurch sie sich von der Kuhmilch unterscheidet; sie wird aber dafür desto gesünder gehalten, und der Ziegenkäse wird von Liebhabern dem Kuhkäse vorgezogen.

Zittergras, ein schicklicher Name für Briza L.

1) **Gemeines oder Wiesenzittergras, Flitter-, auch Hasengras, Hasenbrod, unsrer lieben Frauen Flachs**, B. media L., wächst auf unsern trocknen Wiesen, warmen Hügeln und in Eich- und Fichtenwäldern. Blätter: bilden einen Büschel, sind grasig, 4—5 Z. lang; Halm: dünn, gebogen, mit 1 oder 2 Blättern besetzt, die den Halm mit der Grundfläche umfassen; Blumen: an den Enden der Halme, zahlreich, in kleinen runden Aehrchen, von denen eine jede einen sehr dünnen und schwachen Stiel hat, und daher von dem geringsten Lüftchen in eine zitternde Bewegung gesetzt wird; der Kelch, welcher kürzer ist, als die Blüthchen, schließt 7 Blättchen ein, welche fein braun sind.

2) **Kleines Zittergras**, dessen Blüthchen kürzer als der Kelch sind, B. minor L., wächst in der Schweiz, auch in Schwaben. Rispe: ganz kurz; Aehrchen: dreyeckig; Kelchbälgiein: eyförmig, vertieft. Gemeiniglich bedeckt der Kelch 5—7 Blümchen.

3) **Größtes Zittergras**, B. maxima L. Vaterland: Italien, Portugal; Blätter: zahlreich, beynahe 1 F. lang; Halme: dünn, gegliedert, etwa 2 F. hoch; Blumen: auf den Enden der Halme, in Rispen, deren Aehren herzförmig sind, etwa 17 Blümchen einschließen, und, wie die vorhergehenden, auf dünnen Stielen stehen; mit ihrer zitternden Eigenschaft jedoch besser ins Auge fallen, weil sie größer sind. Wenn man diese Gräser zu unterhalten verlangt: so säe man den Saamen an Ort und Stelle, sobald er reif ist, oder im folgenden Frühjahre.

Zuckerwurzel, Zuckerrübe, eine Wurzel, die zur Speise dient. Man er-

zieht sie theils durch den Saamen; theils durch die Keime. Die letzte Weise ist die beste. Der Saame wird im Nov. oder Dec., oder auch sehr zeitig im Frühjahre gesäet, und geht in einigen Wochen auf. Die zu dick stehenden Pflanzen werden aufgezogen, und auf ein anderes Beet, 1 F. weit von einander, gesetzt. Bey der andern Erziehung werden die Keime oben von der Wurzel abgeschnitten; doch so, daß wenigstens ¼ Z. Wurzel daran bleibe. Diese werden den Winter über im Keller aufbehalten; in folgendem Frühjahre aber werden hiezu 5 F. breite Beete gemacht, und die Keime, 1 F. weit von einander, und 2 Z. tief, eingesetzt, da sie dann in kurzer Zeit hervorwachsen. Gegen den Winter hebt man die Stöcke aus, schneidet alsbald die Keime von den Wurzeln ab, und verwahrt sie im Sande. Es kann diese Wurzel zwar den Winter über im Lande stehen; doch ist es nicht zu rathen an allen Orten, zumal wo sich Mäuse aufhalten. Einige pflegen die Stengel lange zuvor, ehe Blüthe und Saame erfolgt sind, abzuschneiden, und hoffen dadurch größere Wurzeln zu erlangen; es ist aber gewiß besser, wenn man diese stehen läßt, bis sie dürr, und der Saame reif geworden ist; alsdann soll man sie ganz nahe an der Erde abschneiden, und hierauf werden die Wurzeln noch merklich an Größe und Stärke zunehmen.

Zuhauen, heißt einen Baum dergestalt zurechte hauen, schneiden und passen, daß die Verbindung an der Baustelle gelegt oder aufgerichtet werden kann.

Zungen, sind die dünnen Mauern, womit man in einem Schornsteine oder einer Feuermauer die Röhren absondert; auch nennt man so die Absonderungsmauern der Secretröhren; ebenfalls auch die Mauern eines Brunnens, welcher Zweyen gemeinschaftlich gehört.

Zurückziehen einer Mauer, geschieht mit breiten Absätzen, und zwar so, daß man jede Lage von harten Steinen macht, um gewissen Werken, die auf einem steilen Boden oder im Wasser verfertigt werden, einen bessern Grund zu geben, z. B. bey Dämmen, Brückenpfeilern, u. dgl.

Zusammenfügung durch Einschnitte, eine Verbindung, da man 2 Hölzer durch 2 Einschnitte auf halbe Dicke dicht an einander fügt, und mit hölzernen oder eisernen Nägeln zusammenhält. Man kann die Einschnitte so, wie einen Schwalbenschwanz, oder dreyeckig machen.

Zusammenfügung durch Kerben, ist eine Art eines Einschnittes in Gestalt einer Kerbe, welche das scharf gemachte Ende eines Holzes ohne Zapfen und Löcher hält. Diese Verbindung macht man auch durch zwey eingeschnittene Zapfen, die mit dem schmalen Theile in ihre Zapfenlöcher eingesetzt werden.

Zusammenfügung mit einem Zapfen und 2 Löchern, geschiehet, wenn man 2 Mauerlohlen, oder 2 Bänder von einer Reihe Pfähle mit einander verbinden will, und in jedes Stück ein Zapfenloch macht, um einen Zapfen, den man einen Schlüssel nennt, in beyde Löcher zu stecken, und fest zu nageln.

Zusammenfügung mit Schwalbenschwänzen, heißt diejenige, wenn man nach der Länge des Holzes triangelförmige Einschnitte macht, um zwey Breter dicht an einander zu fügen.

Zusammenfügung mit zahnförmigen Einschnitten, die Verbindung zweyer Hölzer, welche in Gestalt der

Zähne

Zähne bis auf halbe Holzstärke eingeschnitten werden, so daß 2 Hölzer dicht an einander gefügt werden, wenn die Tracht eines Holzes zu weit ist. Diese Verbindung gebraucht man bey großen Spannungen, z. B. bey Brücken, großen Spannriegeln und Hängesäulen.

Zusammenfügung mit Zapfen und Löchern, heißt die Verbindung, welche man mit einem Zapfenloche macht, welches zur Breite den dritten Theil der Holzstärke hat, um darinn ein anderes zugehauenes Stück mit seinem Zapfen einzufügen; der aber von der Dicke seyn muß, daß das Zapfenloch voll gefüllt werde. Alsdann wird das Zusammengefügte mit 1 oder 2 hölzernen Nägeln zusammenbefestigt.

Zusammenfügung nach der Verjährung, ist von der geraden Nuth in nichts unterschieden, als daß die Gesimsglieder nach der Verjährung schräg abgeschnitten sind; die Zusammenfügung aber nach der Winkelverjährung ist, wenn Zapfen und Löcher nach der schrägen Winkellinie über die Breite der Hölzer zugeschnitten und verbunden werden.

Zweyzahn, Bidens L., ein zwar schicklicher Name; statt dessen man aber lieber den Namen Zahnkraut oder Zahnsaame wählen sollte.

1) Dreyblätteriger Zweyzahn mit aufrechtstehendem Saamen, Pflaumspiegel, Wasserdoste, Struparsch, Wasserdürrwurzel, Kunigundkrautweiblein, Zahnenkamm, Gelbfärberkraut, B. tripartita L. Diese jährige Pflanze wächst an ungebaueten Oertern um die Wiesen, Sümpfe und Gräben, und blühet vom Sommer bis in den Herbst. **Wurzel**: faserig, äußerlich gelblich, innerlich weiß; **Stengel**: aufgerichtet, fast viereckig, etwas borstig, grünlich-röthlich, 2—3 F. hoch; **Blätter**: gegen einander überstehend, an den Stielen herunterlaufend, in 3—5 lanzetförmige, sägartig ausgezähnte, gelblichgrüne, meistens glatte, zuweilen unterwärts etwas haarige Lappen tief getheilt; **Blümchen**: gelb, in 5, auch zuweilen nur 4 Einschnitte getheilt; **Saamen**: länglich platt, mit 2—4 Zähnchen besetzt, und auf dem Blumenbette stehen lanzetförmige, an der Spitze gelbliche Spelzen.

2) Abhängender Zweyzahn mit lanzetförmigen Blättern, hängenden Blumen und aufgerichteten Saamen, Sternkraut, Wasserwundkraut, kleine gelbe Wasserdoste, B. cernua L. Diese Art ist, wie die vorige, jährig; zeigt sich mit derselben zu gleicher Jahrszeit und an den nämlichen Oertern; besonders aber häufig um die Brücher, und in denselben. **Stengel**: aufgerichtet, rundlich, auch zuweilen ausgefurcht und haarig, 2—3 F. hoch, verbreitet sich in paarweise gestellte Zweige; **Blümchen**: gelb; **Saamen**: einigermaaßen viereckig, und an den Ecken mit kleinen Häkchen, oberwärts aber mit 4 Zähnchen besetzt.

Beyde Arten haben einerley Bestandtheile und gleiche Kräfte. Die frisch zerriebene Pflanze giebt einen frischen Geruch von sich. Man rechnet sie unter die Wundkräuter, und unter diejenigen, welche eröffnen und auf den Urin und die monatliche Reinigung treiben. Mit den frischen Pflanzen kann man hochgelb färben. Aus den Blumen tragen die Bienen Honig.

Zwiebel, eine Wurzel, wovon folgende Sorten die bekanntesten sind: 1)

Strasburger; 2) kleine Bambérger; 3) Wendische; 4) Welsche; 5) blutrothe; 6) silberschalige; 7) weiße Spanische, und 8) Portugiesische Zwiebel. Die blutrothe große Zwiebel wird deshalb hauptsächlich vorgezogen, weil sie sich unter allen am längsten hält, und die dauerhafteste ist. Die Bamberger, die Wendische und die Strasburger Zwiebel sind gewöhnlich entweder kugelrund erhaben; oder oval und an Farbe lichtbraun, bloßroth, stroh- oder auch citronengelb. Sie haben zwar alle einen zartern, lieblichern und süßern Geschmack, als die gemeine rothe; werden aber doch, ihrer geringern Dauer halber, nicht so häufig gebauet. Die 6 erstgenannten Sorten bedürfen einerley Wartung, und wachsen am liebsten in einem lockern, fetten, feuchten und gut gedüngten Boden; in einem sandigen oder leichten Erdreiche wollen sie nicht wohl gerathen.

Die Gartenschriftsteller beschreiben die Zwiebelcultur meistens so, daß sie dasjenige Land dazu für am angemessensten erklären, wo im Jahre zuvor Sommerkohl oder Kartoffeln gestanden haben; nach ihnen solle man ferner die zu besäenden Felder nicht allein vor dem Winter, sondern auch im Frühlinge gegen die Saatzeit bearbeiten, da der Saame in einem Boden, der sich schon etwas gesetzt hat, immer besser, als in einem ganz frisch gerührten Lande, aufgehe; ebenfalls nach ihnen solle man keinen neu gedüngten Boden dazu wählen, sondern solchen, welcher schon ein Jahr vorher gedüngt geworden sey, u. s. w. An meinem Orte, welcher die ganze umliegende Gegend mit Zwiebeln versorgt, und wo jährlich viele Wispel erbauet werden, nimmt man seit Jahrhunderten immer einen und denselben Fleck zu den Zwiebeln, ohne damit abzuwechseln. Dieser wird alle Jahre mit frischem Kuhmiste stark gedüngt, nur einmal zur Saat umgegraben, und, sobald dieses geschehen ist, der Saame eingesäet und eingeharkt. Der Boden ist eine mehr feuchte, als trockene schwarze Mooverde. Die Zwiebeln werden hier so groß, als sie nur irgends gefunden werden können, und man hat wenig Mühe mit dem Jäten oder Reinigen des Landes, weil, wie gesagt, seit Jahrhunderten darauf gejätet worden ist; ein Umstand, der wohl Anlaß gegeben haben mag, kein neues Land zu wählen, und damit abzuwechseln, weil hieselbst aller Acker sehr voll von Quecken und Unkraut ist. Im Vorbeygehen sey hier erinnert: Die gemeine Regel der ökonomischen Schriftsteller leidet hier eine starke Ausnahme, und zwar eben so sehr, als in einem hier zunächst angränzenden Sächsischen Dorfe, welches Jahr für Jahr viele tausend Schock weißen Kohl, ebenfalls auf einem und eben demselben Flecke, ohne seit Jahrhunderten damit abgewechselt zu haben, erbauet. Schwerlich kann Deutschland irgend wo größere Kohlköpfe oder Häupter erzeugen, als an diesem Orte geschiehet. Alle Frühjahre wird daselbst, wie hier zu den Zwiebeln, stark gedüngt, und der ganze Flämming damit versorgt. Das Resultat dieser Bemerkung kann also dieses seyn, daß die Umwechselung des Landes zur Erbauung besserer Früchte gar nicht nöthig ist, wenn solches alle Jahre aufs neue gut gedüngt wird.

Der Zwiebelsaame wird gegen das Ende des Märzes, sobald man ein vom Froste befreyeres Land haben kann, ausgesäet; auch kann man etwas Wurzelpetersilie und Salat darunter säen, weil der Salat frühe herausgesucht, und die Petersilienwurzeln nach dem Ausnehmen der Zwiebeln

Raum

Raum genug haben, sich auszubreiten. Wenn die Zwiebeln gelbe und welke Blätter bekommen, und sich auf die Seite legen: so werden sie aufgenommen, und auf einem luftigen Boden zum Abtrocknen dünn ausgebreitet, wo sie dann binnen ein Paar Wochen gereinigt und abgeputzt werden. Damit die Zwiebeln nicht erfrieren: so bringt man sie auf einen Haufen zusammen, und bedeckt sie mit Heu, Stroh oder andern leichten Sachen. Zum Saamentragen werden die größten Zwiebeln ausgesucht, und im Oct., Nov. oder im März 1 F. weit aus einander gesetzt, und jede wird beym Hervorkommen, je nachdem sie stark ist, 4—5 Stengel treiben; sie werden auch mit beygesteckten Stäben oder an lange Querlatten wider Heftigkeit des Windes verwahrt. Es müssen aber die Saamenstengel nicht eher, als bis sie ihre völlige Höhe erreicht haben, angebunden werden, weil sie sonst gehindert werden, sich auszubilden; auch zerplatzen sie durch das Anbinden leicht. Die Saamenreife wird an der Oeffnung der Cellen und an der schwarzen Farbe der Körner erkannt.

Will man frühe Zwiebeln zum Verspeisen erziehen: so muß man im Jun. den Saamen einsäen. Zur Zeit der Reife nimmt man die kleinen Früchte auf, reinigt und trocknet sie, füllt sie in leinene Beutel, und verwahrt sie, aufgehängt bis zur Pflanzzeit, in einer trocknen Kammer. Im Februar, oder sobald man in die Erde kommen kann, werden die Zwiebeln, die um so tauglicher sind, je mehr sie klein und fest sind, reihenweise auf allen 4 Seiten eines Beets, 4—5 Z. aus einander, in 2—3 Z. tiefe Furchen gesetzt, die Furchen mit der umgekehrten Harke zugeschoben, und die Beete eben gezogen. So wie im Frühlinge die Blätter derselben hohl und röhrig werden, und die Zwiebeln anfangen sich auszubilden: so muß man die Blätter einknicken und niederdrücken, weil sie sonst zu stark in die Höhe wachsen, und stockig und unbrauchbar werden. Im Frühlinge, wenigstens schon im May, werden die Zwiebeln vollkommen seyn. Man bedient sich ihrer den Sommer hindurch, weil sie sich zum Wintergebrauche nicht halten.

Schalotten werden am besten durch Zertheilung ihrer Zwiebeln im Herbste und Frühjahre vermehrt, weil sie höchst selten Blumen bekommen. Die Pflanzung im Herbste ist vorzuziehen, weil die Zwiebeln nicht erfrieren, und eher brauchbar werden, als die im Frühlinge gepflanzten. Man soll sie in einen lockern, mürben und nahrhaften, aber nicht frisch gedüngten, Boden setzen, und zum Pflanzen immer die stärksten Zwiebeln aussuchen. Sie werden im Oct. oder Nov. reihenweise, 8 Z. weit aus einander, und zwar so gepflanzt, daß die Keime der Zwiebeln nicht tiefer, als mit der Oberfläche der Erde in gleicher Linie, stehen. Sobald sich im Frühjahre die Zwiebeln über der Erde zeigen: so lockert man den Boden zwischen ihnen dann und wann mit der Harke auf, und reinigt sie vom Unkraute. Wenn ihr Kraut gegen Johannis welk werden will: so muß man sie aufgraben, mit dem Kraute zum Trocknen auf einen luftigen Boden bringen, und sie hierauf zu gelegener Zeit reinigen, die trocknen Blätter, sammt den Wurzeln, dicht vor der Wurzel abschneiden, und auf dem Boden dünn aus einander breiten. An einem trocknen und luftigen Orte pflegen sie sich, besonders wenn sie recht reif geworden, und nicht früher, als bis ihre Blätter verwelken, aufgenommen sind, den ganzen Winter über zu halten. Wenn es zuweilen geschiehet, daß die Blätter der

Schalotten vor der Zeit gelb werden und verfaulen: so muß man die Zwiebeln, ehe sie völlig verderben, herausnehmen.

Die Winterzwiebel zeichnet sich dadurch aus, daß sie im Sommer ihre runden und bauchigen Blätter verliert; gegen den Herbst aber von neuem hervorgrünt, und der stärksten Kälte Trotz bietet. Vom ersten Frühlinge an kann man von ihren klumpenweise wachsenden Bollen oder Zwiebeln, ohne den ganzen Busch aufzuziehen, einige abnehmen; worauf sie aufs neue bald eben so stark sich wieder vermehren. Es ist unnöthig, sie alle Jahre zu verpflanzen; es darf nur alle 3—4 Jahre einmal geschehen. Sie werden reihenweise, wie die Schalotten, auf allen Seiten 6 Z. weit aus einander, wieder eingesetzt, und man schafft die untauglichen Blätter zu rechter Zeit bey Seite, und bestreuet die Beete jährlich mit frischer Erde, um die Pflanzen zu stärken.

Die Zwiebel ist in unsern Küchen theils als Speise; theils aber und hauptsächlich als Gewürze unentbehrlich. Einige, sonderlich die Türken und Ungarn, essen die Zwiebeln roh; wir Deutschen aber lieber gekocht, weil sie dann weniger scharf sind. Man kann sie nicht unter die Nahrungsmittel rechnen; denn wenn man sie häufig genießt: so werden dadurch Blähungen und schlechte Säfte erzeugt, oder diese zu sehr aufgelöst, und in Bewegung gebracht; gebraucht man hingegen die Zwiebeln als ein Gewürze oder Arzney: so kann dadurch die Verdauung befördert, der Schleim aufgelöst, und vorzüglich der Abgang des Urins vermehrt werden. Die Zwiebel ist gleichsam der Theriak der Wendischen Bauern, und wird, früh gespeiset, als ein Verwahrungsmittel in ansteckenden Krankheiten gehalten. Die Zwiebel, in der warmen Asche gebraten, zerschnitten, und warm aufgelegt; oder im Wasser gekocht, mit frischem Schweinfett gerieben, und als ein Umschlag aufgelegt, erweicht die harte und entzündete Geschwulst, und befördert die Eiterung; auch kann man durch die mit Salz gestoßenen Zwiebeln die verbrannten Glieder heilen. Wenn man mit den gestoßenen Zwiebeln den Kopf früh und Abends reibt: so sollen davon die ausgefallenen Haare geschwind wieder wachsen. Die in der Asche gebratene und mit ungesalzener Butter vermischte Zwiebel stillt bey der blinden güldnen Ader den Schmerz, und zertheilt die Geschwulst.

Zusatz.

Zusatz.

Das Deutsche Publicum muß ich hier noch auf eine wichtige Entdeckung des Schriftsetzers, Herrn Werzners zu Wittenberg, in Ansehung der Muscheln, deren unter diesem Artik. nur kürzlich gedacht worden ist, aufmerksam machen, weil mir erst nach der Zeit das Umständliche davon bekannt geworden ist. (S. Wittenb. Wochenbl. v. J. 1798. St. 10. 11. 12. 18. 49. 50.) An der Aechtheit der Muscheln in der Elbe ist nicht zu zweifeln, nachdem so Viele, Vornehme so wohl, als vom mittlern Stande, solche ohne Nachtheil gegessen haben. Unter 4 Abkochungen, welche 1100 Stück enthielten, fand Hr. W. keine einzige verdächtige oder giftige Muschel, wie die zugleich damit abgekochten Zwiebeln deutlich bewiesen; denn dieselben blieben unverändert. Es können mit wenig Kosten viele Hundert in einer Stunde gesammlet werden: so daß wir also, wie künftig für unsern Zucker, also auch für die Muscheln, unser Geld dem Auslande zuzuwenden nicht mehr nöthig haben. Da ich in der Havel, der Spree, der Oder ebenfalls diese Muscheln häufig gesehen habe, und noch sehe: so ist kein Zweifel, daß solche in Deutschlands Gewässern überall anzutreffen seyn mögen.

Von der Menge, in welcher sie zu finden sind, will Hr. W. nur anführen, daß er an einem Orte, von ungefähr 10 Ellen Länge, und 4 Ellen Breite, 1300 St. gesammlet habe, und gewiß weit über 1500 Stück noch zurück geblieben seyn können. Derselbe sagt ferner sehr richtig, daß man sie nicht überall finde, und daß man wohl oft eine halbe Stunde an dem Ufer hin gehen könne, ehe man eine sieht; denn die einzelnen sind nur aus ihren Nestern, wie in der See, vom Wasser weggeschwemmt worden. Dergleichen Nester giebt es aber mehrere, wo man sie zu Tausenden im Sande findet. Da sie die Sonnenwärme sehr lieben: so halten sie sich gern am Ufer des Wassers, fern vom Strome, im Sande auf, wo das Wasser flach, noch keinen Fuß hoch, über sie wegfließt. Im Strome können sie sich nicht füglich aufhalten, weil sie von selbigem fortgerissen werden. An dem Orte, wo sie sich eingenistet haben, bleiben sie viele Jahre. Daß man keine Todte mit ärndtet, dafür hat die Natur selbst gesorgt; denn die Todten haben ihr Haus geöffnet, sind entweder schon aus den Schaalen, oder fallen beym Anrühren heraus; hingegen alle Lebende ziehen sich, bey Berührung der Schaale, hinein, und geben mehrentheils, wenn sie auch schon trocken lie-

liegen, beym Berühren oder Umschütteln einen pfeifenden Ton von sich. Außer dem Wasser dauern sie über 24 Stunden; nur darf man sie nicht in die Sonne legen, weil sonst das Wasser, das sie in die Muschel eingezogen haben, und daselbst aufbewahren, leicht vertrocknet, wobey sie matt werden, oder gar sterben. An feste Massen oder Cörper darf man sie auch nicht anwerfen, weil sonst ihr mit Gewalt ausgedehnter Cörper zerplatzt, und das Schloß der Schaale zerbrochen wird.

Man kann auch diese Muscheln, wenn man sie im Sommer oder im Frühjahre einsammlet, in Wasserständern u. dgl. aufbewahren, wie solches wirklich erprobt ist; nur muß man ihnen Sand, Schlamm und Sonne geben, damit sie Nahrung und Wärme haben. Ohne Wärme nehmen sie eher ab, als zu, kriechen wenig oder gar nicht heraus, und scheinen verklommen zu liegen. Bey großer Hitze, und wenn das Wasser warm ist, liegen sie mit dem halben Leibe heraus; auch sieht man oft Streifen, wie sie sich auf diese Art fortgezogen haben. Es scheint, daß sie im Schlamme eher und besser zunehmen, als im Sande. Des Frühjahrs sind sie weit magerer und härter, als im Sommer; folglich zum Einmachen und Essen nicht so gut, als gegen den Herbst, eye die Kälte eintritt.

Daß das Muschelfleisch eine mehr oder weniger verdauliche Speise sey, auch sogar zur Delicatesse werde, beruht auf der Zubereitung und rechten Behandlung. Wie sehr lieben sie nicht die Seestädte und Seefahrer, die sie schon mit Begierde aus dem abgekochten Salzwasser genießen; ungeachtet sie solche auch auf verschiedne Art kostbar zubereiten. Die Chineser legen solche sogar gebraten in Oel ein, und machen eine außerordentliche Delicatesse daraus; daher sie auch sehr theuer bey ihnen sind. Hr. W. schlug, wegen der verschiedenen Zubereitungsarten, einige Kochbücher auf, und erkundigte sich besonders bey einem Freunde, welcher lange in England, Schweden und Dänemark gewesen ist, darnach: ob unsre Muscheln jenen gleich kämen, die man in der See findet? ob sie zu genießen, und wie sie zu behandeln wären? u. dgl. m. Dieser fand, daß das Aeußere jenen nichts nachgäbe; außer daß sie nicht die Röthe hätten; daß ferner die hiesigen nicht die ganz kleine Art wären, welche sich am häufigsten in der See findet, und die wir alle Jahre aus den Seestädten verschreiben und verspeisen. Zum Beweise verschluckte dieser Freund nebst einigen andern sogleich einige Muscheln roh; sie kochten dann auch eine Menge ab, und legten sie in Essig. Endlich entdeckte diese Zubereitung dem Hn. W. ein Freund aus Aegypten, welcher 14 Jahre in den entferntesten Welttheilen umhergereiset ist, viele Gattungen der Muscheln kennt, ihre Zubereitung an mehrern Orten gesehen, auch sie selbst oft zu-

zubereitet hat. Das Resultat von dem allem brachte nun Hrn. W. zu seiner eignen Art, die Muscheln einzulegen, die er (S. Wittenb. Wochenbl. S. 73 ff. 386 u. 395.) also beschreibt. Statt des gemeinen Pfeffers wähle ich den Spanischen, weil er mehr Schärfe, besitzt und zugleich wider die Fäulniß dient. Die Muscheln selbst, die im September am besten sind, werden nun so behandelt. Sie werden eine halbe Stunde mit den Schaalen im Salzwasser, worein man, wegen der verdächtigen, eine Zwiebel thut, gesotten. Wird die Zwiebel schwarz: so sind sie, weil die giftigen schwer heraus zu finden sind, sämmtlich wegzuwerfen; doch ist dies selten der Fall. Hierauf werden sie abgewaschen oder abgeschleimt, aus den Schaalen genommen, ganz rein gemacht, und eine halbe Stunde in der Luft getrocknet; dann wieder eine halbe Stunde im Salzwasser gesotten, auf ein Sieb gelegt, und abermals, zur Verhütung der Fäulniß, eine halbe Stunde an der Luft getrocknet. Während dieser Zeit kocht man zu einem Kannen- oder Quarttopf solcher Fische einen eben so grossen Topf mit scharfem und gutem Essig. Unten im Einmachegefäße wird zuerst eine Lage von Lorbeerblättern gelegt; dann eine Lage Muscheln; dann wieder eine Lage solcher Blätter, und nun zwey Stück von dem ganzen Spanischen Pfeffer, und auf selbige ein Blatt. Dieser Pfeffer wird, entzweygebrochen, auf jede Schicht gelegt; er befördert auch das Weichwerden dieser Fische. Nun kommt wieder eine Lage Fische, und so fort, bis der Topf, oder besser das Einmacheglas, voll ist. Müßte man ja, aus Mangel eines Glases, einen Topf nehmen: so müßte es ein fester seyn, der die Brühe nicht in sich saugt, und nicht leicht zerbricht; also am sichersten ein Topf von Steingut. Nun wird der Essig darauf gegossen, daß er einen Querfinger über die Fische steht. Der Topf bleibt noch 24 Stunden offen stehen; hat sich während dieser Zeit der Essig eingezogen: so gießt man wieder so viel zu, daß er zwey Finger darüber zu stehen komme. Zuletzt bindet man den Topf fest zu, verschmiert ihn auch allenfalls mit Thon, und läßt ihn 4—6 Wochen im Kühlen stehen. Nach Verlauf dieser Zeit kann man nachsehen, ob die Muscheln gelb und weich genug sind; wobey man sich zum Herausnehmen eines hölzernen Geräthes bedient. Sind sie noch nicht gut: so bleiben sie länger, bis man die Güte bemerkt, stehen; doch ist das Gefäß nach jedesmaliger Oeffnung wieder sorgfältig zu verfestigen. Bemerkt man, sonderlich in der obern Schicht, Blätter, die schimmelig zu werden anfangen: so muß man solche herausnehmen, und frische hineinthun. Ueberhaupt muß man wegen des Beschlagens Sorge tragen; weshalb auch guter Essig zum Einmachen zu nehmen, und dahin zu sehen ist, daß solcher alles bedecke. Der Spanische Pfeffer bleibt so lange im Topfe, oder im Gefäße liegen, bis

bis alle Fische aus selbigem heraus sind, auch wird dieser nicht mit aufgethan, sondern zuletzt weggeworfen. Diese eingemachten Muscheln, welche auf solche Art lange dauern, wird man mit der größten Zufriedenheit aus der Brühe, oder aus frischem Essig, Oel, und Pfeffer, oder auch gebraten, oder auf eine andere Art mit vielem Appetite genießen, wie in manchen Kochbüchern beschrieben zu finden ist.

Zuletzt gedenkt Hr. W. noch eines Versuches, aus unsern Muscheln auch Perlen zur Entstehung zu bringen (Wittb. Wochenbl. v. J. 1798. S. 89. u. besonders S. 395 ff.) und verspricht der Sache weiter nachzuspüren, als wozu er hiemit öffentlich aufgemuntert wird. In dieser Absicht sowohl, als auch um der Muscheln zum Verspeisen immer genug zu haben, wünscht er noch, daß die Gegenden, wo sich die Muscheln aufhalten, gehörig verschont, und, durch angebrachte Läger, das Fortschwimmen derselben verhindert werde, da von Fischern und Schiffern oft ganze Läger derselben verwüstet, und in den Strom gedrängt werden; auch sollten die zerstreuten Nester von Muscheln aufgehoben, und in engere Plätze oder Gräben, wozu nicht Jedermann Zutritt hat, gebracht werden. Alle Jahre könnte man im Strome nachsehen, ob in den alten Nestern wieder neue Muscheln vorhanden wären? auch könnte man sie dann ebenfalls zu jenen bringen, damit ihre Anzahl durch den Verbrauch nicht geringer würde.

Register

der in allen vier Bänden vorkommenden bekanntesten Synonymen, auch einiger andrer Hauptwörter, wobey zu bemerken ist, daß sich bey manchen Wörtern Abkürzungen befinden, die gar leicht zu verstehen sind, z. E. Breitbl. bedeutet Breitblume; Hellerkr. ist Hellerkraut; Stabw. ist Stabwurzel, u. s. f. Wo sich zu Anfange eines Worts ein Queerstrich befindet, da ist die Partikel des vorherstehenden Worts, oder ein anderes Vorwort, zu verstehen.

Erster Band.

Aaar, 121. abdanken, 44. — knospen, 336. — schüssig, 26. — treiben, — zug, 24. Adlersbl. 425. Appeldorn, 153. Arle, 153. Augenw. 402.

Bachbohne, 374. Bärendill. 397. Bärentappe, 393. Bärwurz, 397. Barthaber, 445. Baurüstung, 465. Beckzunge, 374. Beladen, 145. Belladonna-Lilie, 183. Braunsilge, 446. Breitblatt, 153. Breitlöber, 153. Brustw. 219.

Calla, 277. Carden, 278. Caviller, 13. Christinenkr. 163. Clarificirung, 51. Creuzwurzel, 105.

Dehnkraut, 395. Diptam, 208. Drachwurz, 276. Drutenfuß, 395. Dürrw. 163. Dummrian, 163.

Einsoßen, 72. Elephantenlaus, 181. Engelwurz, 219. Engl. Gewürz, 194. Erdschocke, 278.

Feldkrapp, 405. — kusch, ebd. — lattig, ebd. — meister, 13, — senf, 504. Fieberwurz, 274. Flöhalant, 163. — kraut, ebd. Freyarche, 34. Freysamke, 205. Fuchsschwanz, 179.

Galgenmännlein, 174. Gamander, 450. Gebälke, 410. Gebling, 192. Georgenw. 105. Götterkr. 184. Goldammer, 192. Gotteshülse, 207. Gottvergeß, ebd. Grünkr. 446. Grundbruch, 11.

Haarschar, 395. Hahnensporn, 425. Hasenauge, 545. Heidelbeerstrauch, Spanischer, 393. Heilallerwelt, 545. H. Geistwurzel, 219. Helenakr. 162. Helfkr. 207. Hellerkr. 504. Hirnkr. 446. Hühnermilch, 118. Hundsapfel, 174.

Jacobslilie, 181. Jacobsnarcisse, ebd. Jamaicapfeffer, 194. Ingwer, 274.

Katzenleiterlein, 395. — wurzel, 402. Kernkr. 528. Klappe, 273. Klaffer, 504. Klebenschmiege, 379. Köhlerkr. 395. Kolbenstiel, ebd. Königsapfel, 202. Kuggen, 309. Knochenbrecher, 530. Kühlfaß, 31. Kühpastinak, 391.

Lämmerlattig, 405. Läusekr. 395. Leinahre, 153. Leuchel, 504. Lilie, Schwedische, 181. Loden, 291. Löwenf. 395. Lungenkr. 207.

Mäusöhrchen, 405. Marobel, 207. Maßolder, 153. Mayer, 183. Märzw. 205. Mehlbeerstaude, 393. Merle, 195. Mewiller, 153. Merzwurz, 545. Milchahorn, 153. — stern, 118. Mönchskappe, 275. Mutterw. 397.

Nardenwurzel, 545. Natterwurz, 276. Nelkenwurz, 545. Nennheil, 395. Nierenkr. 199. Nüßchensalat, 405.

Ochsenzunge, kleine, 17. Oker, 7.

Pataten, 449. Pfennigkr. 504. Pfünde, 375. Porst, 391. Pseudoplatanus, 253.

Rapunzel, 405. Rauchhaber, 445. Rauschbeere, 519. Ringelkr. 424. Riß, perspectiv. 355. Robinie, gemeine, 92. Rüster, 153. Ruhrsalant, 163.

Schachtkr. 528. Schaumröslein, ebd. Schlafapfel, 114. Schlangenkr. 276. Schönefrau, 183. Schotendorn, 92. Senker, 37. 58. Seilkr. 395. Sommerwirbel, 405. Steinbeere, 393. Stacken, 375. St. Johannisgürtel, 397.

Taubenkr. 184. Tausendschön, 178. Teufelblut, 395. Theriakskr. 402. Thürbank, 434. Thürband, ebd. Treibschiebling, 309.

Ungeduld, 424. Unkerloch, 23. Vogelmilch, 118. Vogelkr. ebd. Urochse, 298.

Waldochse, 298. Wandelkr. 528. Wasserbunge, 374. — gauchheil, 375. — hülse, 153. — melk, 374. Weinkr. 395. Weißlöber, 153. Widerstoß, 528. Wiesengaraffel, 545. Wolferley, 163. Wolfsfuß, 207. Wolfskr. 424. Wüstgerinne, 24.

Zahnroft, 327. Zehrwurz, 274. Zuckerhut, 202.

Zweyter Band.

Ackergallen, 15. Agtstein, ebd.
Bathengelehrenpreis, 368. Behfuß, Türkischer, 210. Belladonna, 297. Berufskr. 261. Bertram, wilder, 302. Bitterw. 427. Blutgras, 481. — hirse, ebd. Bockzeug, 197. Bohnenb. 540. Breitling, 169. Bruchkr. 350.
Corunse, 9. Chocoladenw. 451.
Daase, 225. Dotterbl. 306.
Einmaaß, 199. Eppich, 430. Erbselbeeren, 2. Eselsmilch, 464. Essigdorn, 2.
Färbelblume, 544. Flirgenschwamm, 169. Flottgras, kleines, 502.
Geiferw. 16. Gertenkr. 137. Gimpel, 298. Grindkr. 137.
Hakenzeug, 197. Hahnenkamm, 404. Heilallerwelt. 367. Heilkr. 529. Hindläufte, 254. Hühnerdarm, 529.
Ibisch, 370. Igelsklette, 37. Isop, 430. Immergrün, ebd.
Kartoffel, 453. Klebkr. 17. Klette, kleine, 37. Koddenb. 145. Kuhblume, 306. Krähenfuß, 482. Krötenbinse, 136. — gras, niedriges, ebd. — kraut, — 270. — schwamm.
Lachenknoblauch, 517. Lauseb. 471. Leindotter, 306. Lungenblume, 427.
Mäusegerste, 557. Maier- oder Margarethenblümlein, 511. Mariendistel, 291. Moosblume, 306. Mouceron, 167.
Napellenkr. 402.
Ochsenzunge, kleine, 17. Oker, 7.
Paddenstuhl, 170. Passelbeere, 2. Pferdebeschlag, 14. Pfefferblätterschwamm, 170. Pfefferling, 168. Pfriemgras, 208. Quellgründe, 514.
Ramme, 33. Rebarberbeere, 2. Reisker, od. Rietsche, 168. Römische Salbey, 496.
Sammetpappel, 376. Sauerdorn, 2. Scordien, 517. Schabenkr. 210. Scharfkr. 17. Schmalzbl. 306. Steckenkr. 145. Speichelw. 16. Speyerlingsb. 413. Spitzklette, 37. Springsage, 514. — kraut, 465. Steckenkr. 145 Steinbrech, kleine, 51. Steinsalz, 8. Stern, 146. St. Johanniow. 16. Sumpfeuphorbie, 465.
Taubenkörbel, 452. — kopf, ebd. Taubgerste, 557. — korn, ebd. Thürbeschlag, 23. Torant, blauer, 427.
Waldhahnenfuß, 159. Wassergallen, 514. Wegewart, 254. Wiedeb. 474. Wiesenkresse, 528. Wohlgemuth, 207. Wolfskirsche, 297. — milch, 464. Wolverley, 470.
Zahnw. 16.

Register.

Dritter Band.

Aalb. 136. — kirsche, ebd. Attich, 176. Augentrost, 570.

Bardenw. 59. Bergpeterlein, 63. Bernstr. kleines, 443. Bete, rothe, 470. Bettlerslause, 294. Birdgras, 36. Blaubeere, 147. Brombeerstrauch, 369. Bückebeere, 147. Bubenkr. 59.

Canariengras, 36. Cicade, 159. Cistusröslein, 73. Citronmelisse, 514. Coccus zum Färben, 326.

Distel, weiche, 369. Dockenw. 60. Donnerrebe, 74.

Erdepheu, 74. — galle, 43. Esparcette, 100.

Feigbohne, 453. Flieder, Spanischer, 436. Flughaber, 90. Fromental, 91. Frauenspiegel, 42.

Gänseblume, 206. — große, 47. Gallenkr. 43. Geißblatt, 217. Geere, 35. Goldhaber, 92. — röslein, 73. Gottesgnade, 43. Gray, 63. Grindw. 310. Guckguck, blauer, 73. Güldenwiderthon, 85. Gundelrebe, 74.

Habichtskr. gemeines, 67. Halskr. 41. Hartheu, 230. Hasenpappel, 462. Heinrich, guter oder stolzer, 526. Hexenkr. 230. Hundspetersilie, 39.

Jagerteufel, 230. Johannisbl. 47. Irisbl. 233.

Kälberkropf, 266. Kalbsauge, 45. Katzenstert, 250. Klaffer, 40. Köpkensalat, 267. Kuckucksbl. — speichel, 455.

Lack, goldner, 430. Labkr. 500. Lattenwerk, 35. Lorbeerkirschb. 287.

Märzbl. 207. Mangold, spitziger, 59. Maßlieben, große, 45. Mauerkr. 37. Mausöhrlein, 93. Melanzenapfel, 435. Mengelw. 59.

Mäthekamm, 333. Nagelwerk, 35. Niesekr. 43. Nutzholz, 6.

Ochsenzunge, kleine, 17. Oker, 7.

Pechnelke, od. — blume, 456. Peperlesalat, 267. Pfefferkr. 371. Porre, 413. Preußelbeere, gemeine, 147.

Radendistel, 473. Rauschbeere, 148. Raygras, 91. Rhabarber, wilde, 95. Rindsauge, 45. Rose von Jericho, 216. Roßpappel, 462. rothe Rübe, 470. Runkelrübe, ebd.

Saudistel, — milch, 119. Saufenchel, 86. Schachtelhalm, 251. Scharbockskr. 44. Scordienkr. 398. Schnittlauch, 412. Schnurre, 40. Schmackdüse, 351. Seidenpflanze, 202. Sims, 14. Sonnenrose, 73. Spark, Spergel, 332. Speyerlingsb. od. Sperberb. 504. Struparsch, 391. Stephenskörner, 400. Stendelw. 320.

Tabaksröhrchenholz, 136. Timotheusgr. 436. Traubenförmigerhyacinth, 209. — kirsche, 285. Trüffel, 388. Türkischer Waizen, 490.

Unser Frauen-Bettstroh, 500. Venusspiegel, 43. Vielgut, 68. Vogelkirsche, 285.

Waldglöcklein — glocke, 41. Waldsalat, — sonnenkr. 120. Wassergrindw. 60. — reben, 70. Wau, 34. Weiberkrieg, 124. Wendeltreppe, 29. Wiesenglitsch, 40. — haber, 92. — kohl, 369. — rodel, 40. — schotenklee, 451. Wildaurin, 43. Wildhaber, 90. Wittewahl, 288. Wolfsbohne, 453.

Vierter Band.

Ackersenf, 381. Ackerstrauskraut, 347. Akazienb. 216. Alphanenk. 489. Alpranke, 28. Angerkr. 574. Apostenkr. 216. Azerolbaum, dorn, 578.

Beinwell, 365. Berghasil. 466. — rauwkel, 489. Berfstgras, 202. Bignonie, 491 ff. Binsengras, 294. — seide, 586. Bietw. 470. Bitterkr. 457. Bittersüß, 28. Bizarden, 46. Blatterdürr, 470. Blutkr. 399. 574. 575. Blutw. 470. Bocksbart, 371. Braunewurzel, 571. Brunkr. 586.

Callinichen, 369. Cartheusernelke, 44. Catalpab. 490. Ceder, 36. Celserie, 97. Chinesernelke, 45. Cider, 73. Crocus, 283. Cymbeln, 493.

Dor-

Doubletten, 46. Dreyfaltigkeitsbl. 514. Dreyling, 488. Drillälster, 55. Dünngras, frühzeitiges, 587.
Eberraute, 409. Egelkr. 576. Eibenb. 457. Eisenkr. gelbes, 574. Engelbl. 489. Eppich, 97. Erdgalle, 457. Eselsgurke, 406. Espe, 90.
Färberwaid, 569. Federackeley, 584. — binse, 586. Federnelke, 44. Feldrhabarber, 584. Fichte, 34. Fieberkr. 457. Flachsgras, 586. Flöhkr. 152. Flugsand, 488. Freisamkr. 514. Fuchsschwanz, 575.
Gauchheil, gelber, 576. Gamanderley, 153. Gedenkblümlein, 514. Giftw. 362. Glarböcklein, 514. Goldblume, 208. Goldknopf, 489. Goldw. 493. Grasblume, 583. Grindkr. 304. Gründel, 579. Güldenhaar, 197.
Hagedorn, 578. Hahnenfuß, 168. — sporn, 21. 578. Hartriegel, 199. Haselmaus, 335. Heckedorn, 578. Hederich, 381. — habichtskrautblätteriger, 574. Heidekorn, 470. Heilblatt, 584. Heilwurz, 470. Heiternessel, 6. Hendelkr. 565. Hendelweiß, 586. Herbstblume, 589. Herzfreude, 570. Hinschkr. 248. Holzmangold, 585. Hülse, 417. Hunderippe, 573. Hundshode, 589. Hungerkr. 514. Hühnerbiß, 565. — darm, ebd. — salbe, ebd. Hure, 589.
Ibenb. 457. Jesmin, Virgin. 491. Ingrün, 386. Jonquille, 42. Judenfeder, 586.
Kappenhütlein, 493. Kardätschen, 572. Karden, ebd. — distel, ebd. Katzenklaue, 491. — klee, 586. Kermesbeeren, 333. Kiefer, 33. Klittag, 296. Krametbaum, 567. Krametsbeerst. ebd. Krebsdistel, 573. Kreuzbaum, 588. Kriechen, od. Krieken, 121. Krötendille, 584. Kugelhahnenfuß, 489. Kugelranunkel, ebd. Kuhwaizen, 568.
Laterne, 488. Lauft, 589. Lerchenb. 37. Lichtbl. 589. Lilie, 493. Loch, 485. Luzerne, 350.
Mausehaber, 486. Martagon, 494. Matronalviole, 30. Mausöhrlein, blaues, scorpionsartiges, 515. Meelfäßchen, 578. Meergras, 583. Meernelke, 583. Megerkr. 570. Mehldorn, 578. Meyer, 565. Meierich, ebd. Merzblume, 351. Michelsbl. 589. Miliz, 211. 346. Mire, 565. Mistler, 348. Mohrenerbis, 582. Moorseide, 586.
Nectarine, 112. Nickisch, od. Nimbsch, 202.
Pädengras, 165. Petersilie, 95. Pfenningkr. 355. 576. Pferdemünze, 16. Picotte, 46.
Quackenkr. 585. Queckgras, 487. Quendel, 465. Quispelbinse, 586.
Rapuntika, 26. Rhabarber, falsche, 584. Rosenapfel, 230. Roßmücke, 523. Rothgunzel, 470. Ruhrkr. 197. Ruhrw. 470.
Sambacca, 502. Sandnäglein, 583. Schaafgras, 371. Schanzkarn, 587. Scharbockskr. 355. Scharlachkr. 290. Schilf, 224. Schierlingsfilipendel, 181. Schleh- od. Schwarzdorn, 121. Schlüsselblume, 155. Schneeballenstr. 370. Schotendorn, 217. Schwadengras, 373. Schwalbenkr. 576. Schwarzerbis, 582. Sct. Barbenkr. 574. Seenelke, 583. Siebenfarbenblümlein, 514. Siebenfingerkr. 470. Spanische Weide, 199. Spinnbl. 589. Steigb. 485. Sternleberkr. 570. Stiefmütterchen, 514.
Tag- und Nachtblume, 514. Tanne, 35. Taubhaber, 486. Teufelsdarm, 584. Tazette, 41. Trompetenbl. 492. Twalch, 485.
Unstetkraut, 584.
Verbürstung, 518. Viehgras, 211. Viole, 512. Vogelheu, 580. — kraut, großes, 565.
Waldmangold, 585. Wallwurz, 365. Wasserfilipendel, 181. — schenkel, 579. — schierling, 587. — senf, 177. — raute, 181. Wegegras, 574. Wegerich, 573. Weintreber, 488. Wiesendünngras, 586. — geld, 576. — safran, 589. — wolle, 586. Windhalm, 347. Wintergrün, 386. Winterkresse, 574. Wundklee, 586. Wundkr. 584. 586.
Zaunglocke, 585. Zellblume, 573. Zeugbaum, 511. Ziemer, 348.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848025-p0602-1

Vd 17=3 +12

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848025-p0605-7

Invent. Sp. J. J S. 345 No 1574

Oekonomisches Reallexicon

worinn alles

was nach den Theorien und erprobten Erfahrungen

der bewährtesten Oekonomen unsrer Zeit

zu wissen nöthig ist

in alphabetischer Ordnung zusammengetragen, berichtiget und mit eigenen Zusätzen begleitet wird

von

Christian Friedrich Germershausen,

Pastor zu Schlalach

und Mitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften.

Aus der Kühn-Bibliothek der Landwirtschaftlichen Institute Halle/S.



Vierter und letzter Band.

Leipzig, bey Johann Gottlob Feind. 1799.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848025-p0607-9